UNTER DEM BANNER DES MARXISMUS

THE LIBRARIES

THE
UNIVERSITY OF GEORGIA

UNTER DEM BANNER DES MARXISMUS

Wien - Berlin
Moskau - Leningrad

1. Jahrg., Nr. 1, März 1925 - 10 Jahrg., Nr. 1, Februar 1936

Feltrinelli reprint
Via Andegari 6
Milano
1967

Feltrinelli Reprint
in collaborazione con la Biblioteca dell'Istituto G. G. Feltrinelli

1967

Litografia Leschiera - Milano

UNTER DEM BANNER DES MARXISMUS

II. JAHRGANG

März 1928 bis November 1928

VERLAG FÜR LITERATUR UND POLITIK
WIEN VIII – BERLIN SW 61

Alle Rechte, insbesondere die des Nachdrucks und der Uebersetzung, vorbehalten. Copyright 1929 by
VERLAG FÜR LITERATUR UND POLITIK
(Dr. Johannes Wertheim), WIEN

Druck: Peuvag-Leipzig

INHALTSVERZEICHNIS

		Heft	Seite
Assmus, W.:	Der Advokat der Intuitionsphilosophie	1/2	8
—	Marxismus und Kulturtradition	3	213
Bessonov, S. A.:	Zur Frage des technischen Fortschritts im modernen Kapitalismus	1/2	120
Czobel, A.:	Die Marx-Engels-Ausstellung in Moskau	3	346
Deborin, A.:	Benedictus Spinoza (1632—1677)	1/2	1
—	Ein neuer Feldzug gegen den Marxismus	1/2	44
Herzenstein, A.:	Nochmals über die Akkumulation des Kapitals	4	497
Lapinski, P.:	Der „Sozialstaat". Etappen und Tendenzen seiner Entwicklung	4	377
Levien, Max:	Stimmen aus dem teutschen Urwalde	1/2	150
Luppol, I.:	Die materialistische Dialektik und die Arbeiterbewegung	3	222
Luria, Al. R.:	Die moderne Psychologie und der dialektische Materialismus	4	506
Oparin, A. L.:	Die Entstehung des Lebens vom chemischen Standpunkt	3	331
Paschukanis, J.:	Zur Charakteristik der faschistischen Diktatur	3	282
—	Die neuesten Offenbarungen Karl Kautskys	4	419
Pokrowski, M. N.:	N. G. Tschernyschewski als Historiker	4	438
Popow, K.,	Die Bauernschaft als Klasse und als Verbündete des Proletariats nach Marx und Engels	3	234
Rjazanov, D. B.:	Fünfzig Jahre Anti-Dühring	4	466
—	Zur Frage des Verhältnisses von Marx zu Blanqui	1/2	140
Röber, Georg:	Die Dialektik der Willensbestimmungen	1/2	68
Rudas, L.:	Graziadei — ein Oekonom und Kommunist von Gottes Gnaden (Fortsetzung und Schluß)	1/2	84
Thalheimer, A.:	Die Auflösung des Austromarxismus (Fortsetzung und Schluß)	1/2	76
de Vries, A.:	Rosa Luxemburg und ihr neuester Kritiker	4	488

BIBLIOGRAPHIE

		Heft	Seite
Cunow, Heinrich:	Zur Geschichte der Klassenkampftheorie	3	364
Diepow, H.:	Beiträge zur Produktivitätstheorie des Arbeitslohnes	4	535
Engels, Friedrich:	Naturdialektik (I. Luppol)	1/2	197
Jenssen, Otto:	Marxismus und Naturwissenschaft (I. Luppol) .	1/2	197
—	Von Hegel zu Marx	4	533
—	Mechanischer und historischer Materialismus . .	4	534
Konzerne, Interessengemeinschaften und ähnliche Zusammenschlüsse	im Deutschen Reich Ende 1926	3	357
Kroner, Alice:	Eduard Bernstein und der theoretische Sozialismus	3	373
Marx, Karl:	Herr Vogt (A. Thalheimer)	1/2	206
Marx-Engels:	Historisch-kritische Gesamtausgabe I. 1. . . .	3	370
—	Programmkritiken (Paul Reimann)	4	537
Muhs, Dr. Karl:	Anti-Marx	3	366
Olgiati, Francesco:	Carlo Marx (R. A.)	1/2	208
Oppenheimer, Franz:	Kritik des Marxismus	3	368
Rühle, Otto:	Karl Marx. Leben und Werk (A. Thalheimer) .	4	525
Schultz, Bruno:	Der Entwicklungsgang der theoretischen Volkswirtschaftslehre in Deutschland	4	536
Sonter, R.:	Der neue deutsche Imperialismus	4	530
Spühler, Dr. Willi:	Der Saint-Simonismus. Lehre und Leben von Saint-Amand Bazard (S. B.)	1/2	210
Staberow, I.:	Die Stellung der Machttheorie des Lohnes in der sozialökonomischen Wissenschaft	4	535
Stucken, Rudolf:	Theorie der Konjunkturschwankungen (F. Mo.)	1/2	212

W. I. LENIN

SÄMTLICHE WERKE

BISHER ERSCHIENEN

BAND IV

DIE PERIODE DER ISKRA

BAND XIII

MATERIALISMUS UND EMPIRIOKRITIZISMUS

BAND XX

DIE REVOLUTION VON 1917

IN VORBEREITUNG

BAND III

DIE ENTWICKLUNG DES KAPITALISMUS IN RUSSLAND

BAND XVIII

DER IMPERIALISTISCHE KRIEG

BAND VII

DIE REVOLUTION VON 1905

MAN VERLANGE AUSFÜHRLICHEN PROSPEKT UND PROGRAMM

VERLAG FÜR LITERATUR UND POLITIK
WIEN VIII — BERLIN SW 61

A. DEBORIN

BENEDICTUS SPINOZA
(1632—1677)

Am 21. Februar 1927 waren 250 Jahre verflossen, seit Benedictus Spinoza, der Vater der modernen Philosophie, der Führer aller Freidenker, der „Fürst der Atheisten", einer der Begründer des modernen Materialismus, die Augen geschlossen.

Im Verlaufe dieser 250 Jahre ist der Name Spinozas in jeder Weise verunglimpft und seine Lehre auf jede Art entstellt worden. Während ihn das eine Lager wegen seines Atheismus und Materialismus verfluchte, suchte das andere seine Lehre im Geiste eines loyalen Idealismus und Theismus umzudeuten und sie dem Zeitgeist der herrschenden Klassen anzupassen. Auch heute noch ergehen sich die Ideologen der herrschenden Klasse in Lobliedern auf Spinoza wegen seiner angeblich idealistischen, wohl gar mystischen Richtung und seiner politischen Gedankengänge, die mit den politischen Ideen des Völkerbundes übereinstimmen sollen. Alle diese verspäteten Interpretationen der Lehre Spinozas entsprechen unseres Erachtens nicht dem wahren geistigen Antlitz Spinozas. Bestreiten wir auch keineswegs die Tatsache, daß Spinozas System für uns auch ganz unannehmbare Elemente enthält, so müssen wir doch gleichzeitig betonen, daß der Spinozismus ein Ausdruck der materialistischen Gedankenwelt der neuen Zeit war und Spinozas Lehre ihrem Wesen nach den materialistischen Systemen zugezählt werden muß. Auch muß hervorgehoben werden, daß die Geschichte des Materialismus der letzten 250 Jahre zu einem erheblichen Teil eine Geschichte des Spinozismus darstellt.

Im 17. Jahrhundert galt die Philosophie Spinozas als die radikalste, d. h. als eine revolutionäre Philosophie und als der bedrohlichste Ausdruck eines Atheismus und Materialismus. Darum traten ihr schon zu Lebzeiten Spinozas alle reaktionären Kräfte der damaligen Gesellschaft in geschlossener Front entgegen, während umgekehrt alle fortschrittlichen Elemente des 17. Jahrhunderts unmittelbar oder mittelbar dem Spinozismus huldigten. Das gilt nicht nur für Holland, sondern auch für die übrigen Länder. Gegen Ende des 17. Jahrhunderts finden wir Spinozisten bereits in Deutschland, Frankreich, England, Italien und anderen Ländern.

Das erste Prinzip, das Spinoza mit den Materialisten der Gegenwart, den Marxisten, verbindet, ist die Anerkennung der Existenz einer objektiven Welt, m. a. W. jenes Prinzip, um dessentwillen Spinoza später von den Anhängern des sogenannten Kritizismus

LIBRARY OF GEORGIA

oder Kantianismus zum Dogmatiker erklärt wurde. Bei Spinoza finden wir eine kurze, aber außerordentlich treffende Kritik jenes Standpunktes, der lediglich die Existenz von Empfindungen gelten läßt und der Auffassung huldigt, daß es außer den Empfindungen keine Erkenntnisobjekte gebe. Dazu bemerkt Spinoza:

> „Sie sagen nämlich, daß die Seele zwar empfinde und auf viele Arten wahrnehme, aber nicht sich selbst, noch die bestehenden Dinge, sondern nur das, was weder an sich, noch irgendwo ist, d. h. daß die Seele durch ihre Macht allein es vermöge, Empfindungen oder Vorstellungen zu erzeugen, ohne daß die Gegenstände dafür bestehen. Somit betrachten sie zum Teil die Seele wie Gott*."

Charakteristisch für die Weltanschauung Spinozas ist ferner seine Negation der Teleologie und seine Behauptung eines strengen Determinismus. Beim Studium der Wirklichkeit in der Natur und Gesellschaft sei ausschließlich die Kategorie der Kausalität anzuwenden. Mit unübertroffener Schärfe und bitterem Sarkasmus verspottet er alle jene Philosophen, die überall Endursachen wittern. Diese Endursachen seien lediglich menschliche Erfindungen, das Ergebnis der Unwissenheit, des Vorurteils und des Aberglaubens. Indem diese Philosophen zu beweisen suchten, daß die Natur alles nur um der Menschen willen täte, „bewiesen sie offenbar nur, daß die Natur und die Götter nicht minder unsinnig handeln als die Menschen". Da die Menschen in sich selbst und in der Natur mancherlei Mittel vorfänden, die ihnen von Nutzen seien, so betrachteten sie, meint Spinoza, alle natürlichen Mittel als zu ihrem Wohle geschaffen und führten alles auf Zwecke zurück, die der Wille Gottes regiere. Der Wille Gottes aber bedeute lediglich ein asylum ignorantiae (Hort der Unwissenheit).

Spinoza dagegen erblickt in allem bloß n a t ü r l i c h e Erscheinungen, die auf der Grundlage des allgemeingültigen Gesetzes der Notwendigkeit erforscht und erklärt werden müssen. Ihm gilt das Gesetz der Notwendigkeit auch für den Menschen und die Gesellschaft.

Die Nachwelt hat Spinoza den Ehrentitel eines „Fürsten der Atheisten" verliehen. Spinoza hat sich nicht gescheut, den offenen Kampf aufzunehmen gegen die religiösen Vorurteile, d. h. gegen jene Form des Obskurantismus, auf die sich die Macht des Pfaffentums und der autoritären Gewalten stützt. Auf immer und untrennbar bleibt daher Spinozas Name mit den Bestrebungen zur geistigen Emanzipation verknüpft, denn als einer der ersten erhob er sich wider religiösen Aberglauben zur Verteidigung wissenschaftlicher Gedankenfreiheit. Allein, er begnügte sich nicht mit einer bloßen Ablehnung der Religion, sondern unterwarf als erster die Bibel einer w i s s e n s c h a f t l i c h e n Kritik. Die gesamte spätere wissen-

* Spinoza, „Tractatus de intellectus emendatione" (Abhandlung über die Verbesserung des Verstandes). Deutsch von J. H. von Kirchmann. Berlin 1871. Seite 24.

schaftliche Bibelkritik nimmt von Spinozas Tractatus theologico-politicus ihren Ausgang.

Die Leitmotive dieses Traktats kehren später bei den französischen und deutschen Aufklärern wieder. Mit diesem Werke Spinozas setzt die Epoche der Aufklärung ein.

Spinoza legt dar, daß die Religion überhaupt jeder theoretischen Bedeutung ermangele. Sie habe stets lediglich für das praktische Leben gegolten, wobei sich ihrer die Machthaber zur Zügelung der Volksmassen bedient hätten. Spinoza ist mit Curtius der Auffassung, daß „nichts wirksamer die Menge beherrscht als der Aberglaube"*. Damit unterstreicht er den Zusammenhang zwischen Politik und Religion, betont er jenes Prinzip, das seine weitere Entwicklung durch die französischen Aufklärer und Materialisten erfuhr.

Das Hauptziel, das Spinoza mit seinem Hauptwerke verfolgte, war die Begründung einer neuen Lebensweise. Eine richtige Lebensweise könne erst dann festgelegt und begründet werden, wenn die Stellung des Menschen in der Natur (wir fügen hinzu: und in der Gesellschaft) aufgeklärt sei. Die Frage nach der Stellung des Menschen in der Natur erfordere nun aber ihrerseits ein Studium der Natur selbst. Spinoza erstrebt eine solche Lebensweise, bei der der Mensch Herr, nicht aber Sklave der Natur sei. Im Gegensatz zur christlichen Askese fordert Spinoza den Menschen auf, das Leben zu genießen, alle menschlichen Leidenschaften zu befriedigen.

Seine „Ethik" beginnt mit den bekannten acht Definitionen, die er seinem gesamten System zugrunde legt. Schon aus den beiden ersten Definitionen ersieht man den Charakter seines gesamten Systems und die Art seiner Gedankengänge.

Die erste Definition betrifft einen auf den ersten Blick scheinbar rein scholastischen Begriff, den Begriff der causa sui. Allein dieser Begriff enthält im Keime bereits das ganze System Spinozas.

„Unter Ursache seiner" (causa sui), heißt es da, „verstehe ich das, dessen Wesen die Existenz einschließt, oder das, dessen Natur nur als existierend gedacht werden kann**."

Die philosophische Großtat Spinozas besteht darin, daß er entgegen der damaligen empirischen Naturforschung die Natur und die Welt dem Göttlichen als dem Urquell alles Seienden, an den sich später selbst eine solche Leuchte der Wissenschaft wie Newton noch klammerte, entriß.

Die Natur ist also die Ursache ihrer selbst, ihr Wesen schließt ihre Existenz in sich ein; sie existiert kraft ihres eigenen Wesens und bedarf zu ihrer Existenz keiner äußeren Ursache, keines anderen Wesens. Mithin sei die Natur das absolut unendliche Seiende.

---

* Curtius, Geschichte. Buch IV. Kap. 10.

** Spinoza, „Ethik". Deutsch v. J. H. v. Kirchmann, Berlin 1870. I. Teil, D. 1, Seite 9.

Spinozas Aufgabe bestand vor allem darin, ein neues Prinzip zu begründen, die Natur als Ganzes zu erklären. Mit Recht hebt Friedrich Engels hervor, Spinoza habe ein neues Prinzip der Erklärung der Welt aus sich selbst aufgestellt.

Dem Unendlichen stellt Spinoza das Endliche gegenüber. „Endlich in seiner Art heißt ein Ding, das durch ein anderes derselben Natur begrenzt werden kann*." Alles Endliche habe den Grund seiner Existenz (im Gegensatz zur Natur als Ganzem) nicht in sich selbst, da es sonst etwas Absolutes, eine causa sui wäre, sondern in anderen Dingen. Jedes endliche Ding werde durch die Gesamtheit der Dinge bestimmt und besitze keine isolierte Existenz; alle Dinge ständen in wechselseitigem Zusammenhang, in Wechselwirkung. Daher sei alles Endliche begrenzt, d. h. es berge die Negation seines eigenen Seins in sich, während die Natur als Ganzes das absolut positive Sein, das jede Negation ausschließe, darstelle.

Ferner hat Spinoza jenes außerordentlich wichtige materialistische Prinzip begründet, das kurz gefaßt, also lautet: Die Materie denkt. Nach der Lehre Spinozas gibt es in der Natur nicht zwei Substanzen, sondern nur eine, die gleichzeitig Denken und Ausdehnung sei. Was nun Spinoza Substanz nennt, ist in Wahrheit identisch mit Materie. Die Materie ruht gewissermaßen als Geheimnis in der Substanz Spinozas. Spinoza wandte sich bloß gegen ein Gleichsetzen von Denken und Ausdehnung, während er an der Auffassung festhielt, daß das Denken eine Eigenschaft der Materie darstelle. Er verwarf daher die Descartes'sche Identifizierung von Materie und Ausdehnung.

Der Mensch sei ein Teil der Natur, gleichgültig, ob wir dessen Körper oder Seele betrachten. Als Teil der Natur aber sei er denselben Einflüssen seitens anderer Körper ausgesetzt, wie andere Teile der Natur. Mithin unterstehe das Leben des Menschen nicht der Macht irgendwelcher übernatürlicher Kräfte, sondern den allgemeinen Naturgesetzen.

Der Mensch sei ein natürliches Wesen, das, gleich allen anderen Wesen der Natur, seine Erhaltung und die Befriedigung aller seiner Bedürfnisse erstrebe, also das Glück, d. h. alles was ihm von Nutzen sei. Das Streben nach Selbsterhaltung bilde die Hauptgrundlage und die einzige Grundlage der Tugend. Tugendhaft handeln, heißt somit „nach der Leitung der Vernunft auf der Grundlage des Strebens nach dem eigenen Nutzen handeln, leben und sein Sein bewahren"**. Die Tugend besteht somit in der Befolgung der Gesetze der eigenen Natur. Handeln aber könnten wir nur insofern, als wir zu erkennen vermöchten. Als Teil der Natur unterstehe der Mensch den allgemeinen Naturgesetzen. Er sei allen passiven Zuständen unterworfen, gehorche der natürlichen Ordnung der Dinge und passe sich dieser Ordnung,

* „Ethik", I. Teil, 8. Lehrsatz, Seite 12.
** Ebenda, IV. Teil, 24. Lehrsatz, Seite 185.

soweit es die Natur der Dinge erfordere, an. Die Art des passiven Zustandes werde durch das Verhältnis der Stärke der äußeren Ursache zur eigenen Kraft der Menschen bestimmt. Ueberlasse sich der Mensch ausschließlich seinen Affekten, so verwandele er sich in deren Sklaven, sinke zu einem ausschließlich passiven Wesen herab. Die Vernunft erst mache den Menschen zu einem aktiven Wesen im Wege der Erkenntnis der Naturgesetze, der Unterordnung der Affekte und Leidenschaften unter die Gebote der Vernunft und ihrer Verwertung zu eigenem Wohle. Der Mensch sei den verschiedensten Einwirkungen der Natur ausgesetzt, vermöge jedoch als mit Vernunft begabtes Wesen auch seinerseits auf die Natur einzuwirken. In diesem Sinne mache die Vernunft den Menschen frei. Da nun aber die Macht der Natur jene des Einzelmenschen unendlich übertreffe, so sei ein erfolgreicher Kampf des Menschen mit der Natur nur möglich, sofern das Individuum nicht allein, sondern in Gemeinschaft mit anderen Menschen den Kampf führe.

„Es gibt deshalb für den Menschen nichts Nützlicheres als den Menschen. Ich sage, es können die Menschen nichts Besseres für die Erhaltung ihres Seins wünschen, als daß alle mit allen so übereinstimmen, daß die Seelen und Körper aller gleichsam eine Seele und einen Körper bilden, alle soviel als möglich ihr Sein zu erhalten suchen und alle das für alle Nützliche aufsuchen. Daraus ergibt sich, daß Menschen, die von der Vernunft geleitet werden, d. h. die ihren Nutzen nach Anleitung der Vernunft suchen, nichts für sich erstreben, was sie nicht auch für die übrigen Menschen wünschten, daß folglich solche Menschen recht, treu und ehrlich sind*."

Spinoza geht hier über den individualistischen Standpunkt hinaus. Obwohl ihm das Individuum der Ausgangspunkt ist, sieht er die Möglichkeit zur vollen Entfaltung der Kräfte und Fähigkeiten und zur Erlangung höchsten Glücksgefühls, der höchsten Vollkommenheit der Persönlichkeit doch allein im Bestehen menschlicher Gemeinschaften. An einer anderen Stelle hebt Spinoza unzweideutig hervor, daß ihn die bestehenden menschlichen Beziehungen nicht befriedigten, daß Haß und Fehde unter den Menschen herrschten. Mag der große Philosoph die gesellschaftlichen Wurzeln und Bedingungen dieser Beziehungen auch nicht erkannt haben, so hinderte ihn das doch nicht, eine menschliche Gemeinschaft und gesellschaftliche Ordnung zu fordern, in der die Interessen aller Menschen harmonierten, die menschliche Gemeinschaft einen Körper und einen Geist bilde und alle Menschen Freunde seien.

„Den Menschen ist es besonders nützlich, in Sitten sich an einander zu schließen und die Bande zwischen sich zu knüpfen, durch welche sie am besten aus allen nur Einen machen, und unbedingt das zu tun, was zur Befestigung der Freundschaften dient**."

* „Ethik", IV. Teil, 18. Lehrsatz, Seite 182.

** Ebenda, IV. Teil, Anhang, § 12, Seite 223 f. — Spinoza fordert, die Gesellschaft solle sich um die Besitzlosen kümmern und ihnen alles Notwendige zur

Spinoza sieht somit das Heil nicht in der Rückkehr des Menschen zum Naturzustande, zur Wildheit, nicht in der Vergangenheit, sondern in gesteigerter schöpferischer menschlicher Kultur, in der Zukunft.

„Mögen also", ruft Spinoza aus, „die Satiriker die menschlichen Dinge verspotten, soviel sie wollen, und die Theologen sie verwünschen, und mögen die Schwermütigen das rohe und bäuerliche Leben preisen, soviel sie können, und die Menschen verachten und die Tiere bewundern; so werden sie doch die Erfahrung machen, daß die Menschen durch gegenseitigen Beistand ihren Bedarf weit besser sich verschaffen und nur mit vereinten Kräften die ihnen überall drohenden Gefahren vermeiden können. Dabei will ich gar nicht erwähnen, daß es viel vorzüglicher und unserer Erkenntnis würdiger ist, die Handlungen der Menschen als die der Tiere zu betrachten*."

Die gesamte Weltanschauung Spinozas trägt, wie aus den hier kurz entwickelten Grundzügen seiner Lehre hervorgeht, einen lebensfrohen und optimistischen Charakter. Es ist falsch, in Spinoza einen Einsiedler zu sehen, der den Menschen Demut und asketisch-christliche Moral predige. Umgekehrt! Nach Spinoza setzt eine richtige Lebensweise der Menschen eine volle Entfaltung der Kräfte und der Macht menschlicher Gemeinschaft und ein Erstreben vernünftiger Genüsse, höchster Vollkommenheit und wahrer Lebensfreude voraus.

Folgende besonders markante Stelle der „Ethik" mag es bekräftigen:

„Nur der finstere und traurige Aberglaube kann die Fröhlichkeit verbieten. Denn weshalb ziemt es sich mehr, Hunger und Durst zu stillen, als den Trübsinn zu vertreiben? Dies ist meine Ansicht und meine Gesinnung. Kein höheres Wesen, und nur der Neidische erfreut sich an meiner Ohnmacht und meinem Schaden und rechnet die Tränen, das Schluchzen, die Furcht und ähnliche Zeichen eines ohnmächtigen Geistes für Tugend an. Im Gegenteil, je fröhlicher wir sind, zu desto größerer Vollkommenheit gehen wir über, d. h. desto mehr müssen wir an der göttlichen Natur teilnehmen. Ein weiser Mann gebraucht deshalb die Dinge und ergötzt sich an ihnen, so viel als möglich (nur nicht bis zum Ekel, denn dies ist kein Ergötzen mehr). Ein weiser Mann, sage ich, stärkt und erfreut sich durch mäßige und angenehme Speisen und Getränke, ebenso an Wohlgerüchen, an der Schönheit kräftiger Pflanzen, an Schmuck, Musik, Kampfspielen, Theater und ähnlichem, was jeder ohne Nachteil des andern genießen kann. Denn der menschliche Körper besteht

Erhaltung ihres Lebens geben. „Deshalb liegt die Sorge für die Armen der ganzen Gesellschaft ob und zielt nur auf den allgemeinen Nutzen ab." („Ethik", IV. Teil, Anhang, § 17, Seite 225.)

* „Ethik", IV. Teil, 35. Lehrsatz, Seite 192.

aus vielen Teilen ungleicher Natur, welche fortwährend des neuen und wechselnden Unterhalts bedürfen, damit der ganze Körper zu allem, was aus seiner Natur folgen kann, gleich geschickt sei, und damit folglich auch die Seele gleich geschickt sei, Mehreres zugleich zu erkennen. Diese Lebensweise stimmt vortrefflich mit meinen Grundsätzen und mit der allgemeinen Sitte überein. Daher ist, wenn irgendeine, diese Lebensweise die beste und empfehlenswerteste, und ich brauche nicht deutlicher und ausführlicher darüber zu sprechen*."

Wir haben gezeigt, daß Spinozas Hauptstreben gerichtet war auf die Verwirklichung einer „richtigen Lebensweise" der Persönlichkeit und der Gemeinschaft, auf die Herbeiführung einer „vollkommenen" gesellschaftlichen Organisation, in der sich alle Menschen höchsten Glückes, höchster Freude und Tatenfülle erfreuten.

Sehen wir daher von einzelnen für uns unannehmbaren, historisch bedingten Elementen des Spinozismus ab, so haben wir in der Lehre Spinozas im wesentlichen eine materialistische und atheistische Weltanschauung vor uns. In dieser Beziehung aber führt allein das Proletariat den von Spinoza eingeleiteten gewaltigen Kampf gegen religiöse Vorurteile und jede Art von Idealismus und den Kampf um die Verwirklichung einer Gesellschaftsordnung, in der die Interessen des einzelnen mit den Interessen der Gemeinschaft harmonisch zusammenklingen, folgerichtig fort.

* „Ethik", IV. Teil, 45. Lehrsatz, Seite 201 f.

W. ASSMUS

DER ADVOKAT DER INTUITIONSPHILOSOPHIE

(Bergson und seine Kritik des Intellektualismus)

I.

Bergson hat in der modernen bürgerlichen Philosophie einen großen Namen. Er steht zweifellos im Mittelpunkt der philosophischen Sympathien des bürgerlichen Westens. Seine Werke werden diesseits wie jenseits des Ozeans gelesen. Seine philosophischen Gedankengänge beeinflussen die verschiedensten Leserkreise: bürgerliche Psychologen, Philosophen, Kunstkritiker, Künstler und Mystiker — sie alle schöpfen mit vollen Händen aus der „Schatzkammer" Bergsonscher Ideen.

Der außerordentliche Erfolg der Philosophie Bergsons in den Kreisen der bürgerlichen Intelligenz kann unmöglich allein durch die persönlichen Qualitäten Bergsons, sein hervorragendes literarisches Talent und die Originalität einiger seiner Analysen und Konstruktionen erklärt werden. Lediglich bürgerliche Beschränktheit vermag die Lösung des Geheimnisses der Beliebtheit Bergsons in dessen persönlicher Begabung zu erblicken. Nun sind aber die persönlichen Gaben Bergsons keineswegs überwältigende. Gewiß ist Bergson ein talentvoller und glänzender Schriftsteller, allein der fesselnde elegante Stil Bergsons vermag die großen Mängel des Philosophen nicht zu verdecken. Bergsons Darstellung leidet an Weitschweifigkeit und überflüssigen Wiederholungen. Sein Stil verfällt leicht in Rhetorik. Das Ueberwuchern der bildlichen Vergleiche und Metaphern stumpft den Leser allmählich ab und wirkt in wissenschaftlichen Abhandlungen nur störend. Ueberdies vermag seine metaphorische Darstellung zu einer Erleichterung des Verständnisses des Textes wohl kaum beizutragen. Was nun gar Bergsons Originalität betrifft, die J a m e s ' überschwängliche Lobhymnen ausgelöst hat, so ist diese Originalität zum größten Teil eine nur scheinbare. Die Dinge liegen einfach so, daß Bergson es vorzieht, die Quellen seiner philosophischen Ideen geheim zu halten. Der originelle Stil und die Art der Darstellung täuschen den Leser über das wahre Alter und den wahren Ursprung Bergsonscher Gedanken.

Ueberdies kann das bloße Vorhandensein einer hervorragenden Begabung die große Popularität allein noch nicht erklären. Die Macht des Einflusses einer Ideologie und deren objektive Bedeutung hängt weniger vom Talent oder der Originalität des Autors ab, als vielmehr von dem Grade der Uebereinstimmung der Ideen mit den Interessen jener sozialen Gruppe, deren Ideologie sie wiedergeben

wollen. Der ungeheure Erfolg und Einfluß Bergsons gehören mithin vor allem ins Gebiet der gesellschaftlichen Psychologie und gesellschaftlichen Ideologie. Der Einfluß besteht niemals in einer bloß passiven Aufnahme, einer bloß willenlosen Reflexion und Aneignung fremder Ideen, sondern ist gleichzeitig stets auch der Ausdruck eines aktiven Willens, das Ergebnis einer Wahl, ein Akt der Bevorzugung und des Erkennens. Allgemein gesprochen beeinflußt uns das, was wir brauchen, was uns mithin interessiert. Den Grund des Einflusses Bergsons erkennen, heißt somit erkennen, welchen ideologischen Bedürfnissen der modernen bürgerlichen Intelligenz seine Philosophie entspricht.

Die Philosophie Bergsons entspringt dem Grundwiderspruch der heutigen bürgerlichen Ideologie, der darin besteht, daß der bürgerliche Intellektuelle aus objektiven, in der Entwicklung seiner Klasse gelegenen Gründen gezwungen ist, die Macht der Wissenschaft gleichzeitig anzuerkennen und zu verneinen. Auf der einen Seite ist er sich dessen bewußt, daß die Wissenschaft das reale Sein widerspiegelt. Als Ingenieur, Techniker, Physiker oder Chemiker erkennt er die reale Macht wissenschaftlicher Erkenntnis an Hand unzähliger Beispiele, die ihm das immense Wachstum der Produktivkräfte, die Erfolge der Technik, die stets wachsende Anzahl von Erfindungen und Vervollkommnungen auf Schritt und Tritt darbieten. Er gibt daher die technische Macht der Wissenschaft in vollem Maße zu. Er weiß, daß von der Entwicklung der Technik und der exakten Wissenschaften die Entwicklung seiner Klasse, seiner wirtschaftlichen Stärke und sogar seiner politischen Macht abhängt. Auf der anderen Seite zwingen ihn aber die tiefen Widersprüche innerhalb der kapitalistischen Gesellschaft zu einer skeptischen Haltung gegenüber dem Wesentlichen der Wissenschaft.

Während die moderne reflektierende Bourgeoisie die praktische, technische Bedeutung der Wissenschaft anerkennt, äußert sie gleichzeitig die stärksten Zweifel an der theoretischen Ausgiebigkeit der Wissenschaft, d. h. an deren Fähigkeit, die Wirklichkeit in ihrem objektiven Sein, in den Gesetzen ihrer Entwicklung zu erfassen. Die Anerkennung der theoretischen Macht der Wissenschaft verpflichtet zu Schlüssen, die das bürgerliche Denken gegenwärtig nicht zu akzeptieren vermag. Die Anerkennung der wissenschaftlichen Theorien als eines Ausdruckes wirklicher Entwicklungsgesetze der Natur und der Gesellschaft bedeutet doch das Aufwerfen der Frage nach dem Inhalt, den Konsequenzen und der Leistungsfähigkeit dieser Gesetze. Die Anerkennung des objektiven und objektiv erfaßbaren Charakters der Gesetzmäßigkeit des geschichtlichen Prozesses zieht die Frage nach sich, welche Rolle denn die Klassen der modernen Gesellschaft in dieser Gesetzmäßigkeit zu spielen haben, welches die Tendenzen ihrer nächsten und ferneren Entwicklung sind, welches ihr zukünftiges Schicksal ist. Aber gerade dazu ist die moderne Bourgeoisie völlig unfähig. Der theoretische Mut und der theoretische Wissensdrang einer Klasse sind nicht unbegrenzt. In jedem gegebenen Zeitabschnitt hängen sie subjektiv von

dem psychologischen Tonus der Klasse, objektiv von den entsprechenden Entwicklungsbedingungen und von der Stabilität ihrer Lage ab.

Die historische Lage der modernen Bourgeoisie zwingt sie, auf den Glauben an die Macht des wissenschaftlichen Denkens gänzlich zu verzichten. Der Glaube an die Wissenschaft, den Intellekt und die Theorie bedeutet für sie, im klaren Spiegel der Erkenntnis ihr eigenes, bereits nicht allzu fernes Schicksal zu erblicken. Dazu aber gebricht es ihr heute an Mut. Die moderne Bourgeoisie w i l l ihre Zukunft nicht sehen, weil diese ihr nichts Anziehendes zu bieten vermag. Andererseits aber kann sie ihr auch nicht einfach den Rücken kehren, sondern ist gezwungen, ihre Interessenlosigkeit ihrer eigenen Zukunft gegenüber auch ideologisch zu „rechtfertigen". Ihre Angst, ihre Unsicherheit, ihre Wünsche und ihre Zweifel müssen zum Rang „methodologischer" Prinzipien erhoben werden, ein Minimum objektiver Beweiskraft erhalten. Wem vor seiner eigenen Zukunft graut, dem bleibt nur übrig, sich und anderen einzureden, daß es sich nicht lohne, in die Zukunft zu schauen, da man ja ohnehin nichts zu sehen bekäme, überdies Zukünftiges überhaupt nicht vorausgesehen werden könne. Ins Philosophische übersetzt, heißt das, daß theoretische Erkenntnis die Gesetzmäßigkeit der Erscheinungen nicht zu erfassen vermöge. Dieses Unvermögen sei kein zufälliges, zeitlich oder historisch bedingtes, sondern von prinzipieller Art.

Allein der Verzicht auf jedwede Erforschung der Gesetzmäßigkeiten in der Natur ist nur bei gründlichem, radikalem Zweifel an der Macht der wissenschaftlichen Theorie überhaupt möglich. Ein solcher Zweifel aber erfordert, daß nicht nur eine Einzelwissenschaft mit ihrer besonderen Methodologie, sondern die wissenschaftliche Weltanschauung und die wissenschaftliche Methode als solche einer Kritik unterzogen werden. Es gilt, das Hauptmittel jeder wissenschaftlichen Erkenntnis zu diskreditieren. Dieses Hauptmittel aber ist der I n t e l l e k t, der aus dem niederen Intellekt oder Verstand und dem höheren oder der dialektischen Vernunft besteht. Mithin hat sich die Kritik den Intellekt als das Hauptinstrument der Erkenntnis vorzunehmen. Ist man erst einmal zu der Ueberzeugung gelangt, daß der Intellekt kein Instrument adäquater Wahrheitserkenntnis sein kann, so darf auch auf das Studium der Gesetzmäßigkeit der Erscheinungen verzichtet werden. Das soziale Sein der heutigen Bourgeoisie zwingt die bürgerlichen Philosophen zur „Kritik" des Verstandes, des Intellekts, der Logik des Intellekts, des intellektuellen Wissens, der intellektuellen wissenschaftlichen Theorien und Systeme. Die „Kritik" des Intellekts bildet eine conditio sine qua non der ideologischen Existenz der heutigen Bourgeoisie.

Allein diese durch das Klassendasein bedingte Kritik führt das bürgerliche Denken zu dem obenerwähnten Widerspruch. Die durch und durch „intellektuelle", folglich zur adäquaten Erkenntnis der Wirklichkeit „unfähige" Wissenschaft bildet aber doch faktisch eine der Hauptbedingungen der Existenz und Entwicklung der gegenwärtigen Gesellschaftsform. Die Wissenschaft häuft Entdeckung auf

Entdeckung, Erfindung auf Erfindung und steigert damit von Tag zu Tag die Macht des Menschen über die Natur. Wir gelangen somit zu einem offensichtlichen Widerspruch. Einerseits beeilt sich die heutige Bourgeoisie, jede neue wissenschaftliche Entdeckung zur Förderung ihrer technischen, wirtschaftlichen und politischen Macht auszunutzen, andererseits spricht sie der Wissenschaft und dem Intellekt jede Fähigkeit zu wahrer Erkenntnis der Wirklichkeit beharrlich ab.

Diesem Widerspruch entspringt nun auch Bergsons Philosophie. In ihr hat die für die moderne Bourgeoisie charakteristische Zwiespältigkeit — größte Achtung vor der Wissenschaft einerseits, tiefster Unglaube an deren theoretische Kraft andererseits — ihren ausgesprochenen Ausdruck gefunden. Die historische Bedeutung Bergsons liegt darin, daß er dem herabgesetzten psychischen Tonus seiner Klasse einen Ausdruck zu verleihen gewußt, der die intellektuelle Autorität seiner Klasse unerschüttert ließ. Daß Bergson den Intellekt „kritisiert", ist Nebensache, denn schon vor Bergson, ebenso wie nach ihm, gab es reichlich „Kritiker", die die Logik und den Intellekt mehr oder weniger erfolgreich bekämpft haben. Wesentlich dagegen ist, daß Bergsons Kritik — eine ihrem Wesen nach ausgesprochen negative, nihilistische und den tiefen Verfall der Philosophie illustrierende Kritik — sich eine Form angeeignet hat, die auf den ersten Blick, bei oberflächlicher Betrachtung, den Eindruck positiver Schöpferkraft erweckt. Bergsons Pathos besticht und macht zunächst den Eindruck geistiger Frische. Jedem „Nein", jeder Aeußerung eines Skeptizismus stellt Bergson ein effektvolles „Ja" entgegen. Indem er das mechanistische Weltbild zurückweist, entwickelt er gleichzeitig schwungvoll und hinreißend die „positive" Lehre einer schöpferischen Entwicklung, eines Entwicklungsstromes, in welchem sich die durch schöpferische Impulse ausgelöste und somit nicht vorauszusehende Gegenwart der Vergangenheit entringt, um einer unseren Blicken verhüllten Zukunft zuzueilen. Die „kritische" Negation des Intellekts und der Wissenschaft wird bei Bergson aufgewogen durch die Lehre von der Intuition als jener höchsten, absoluten Form der Erkenntnis, die in die dem Intellekt verschlossenen Gebiete wahrhaften Seins vorzudringen imstande sei.

Ferner: Schon der Ton der Bergsonschen Kritik des Intellektes ist sehr zurückgehalten und erweckt auf den ersten Blick den Anschein beträchtlicher intellektueller Freiheit, weitgehender Toleranz und vollkommener Unvoreingenommenheit des Denkens. Die Folgen der gegen die Wissenschaft und den Intellekt gerichteten vernichtenden Kritik erscheinen bei Bergson dank dem Umstande, daß er seine Verneinung des Wissens durch die Biologie und Entwicklungslehre zu stützen sucht, abgeschwächt und vertuscht. Der positive Biologismus dient hier dem Verfasser lediglich zur Verdeckung seiner grundsätzlich feindlichen Einstellung gegenüber der Wissenschaft und dem Intellekt.

Nicht minder geschickt weiß sich Bergson auch in der Frage der Religion zu helfen. Prinzipiell und faktisch leistet Bergsons Philo-

sophie dem Fideismus Vorschub. Der Bergsonschen Kritik des Intellekts entsprang die Religionsphilosophie William James', des bekannten Hauptes des wieder auferstandenen bürgerlichen Fideismus. Allein während Bergson erkenntnistheoretisch dem Fideismus den Weg ebnet, schreckt er selbst davor zurück, aus seiner Philosophie die entsprechenden fideistischen Konsequenzen zu ziehen. Bergsons persönliche Gleichgültigkeit gegenüber dem Fideismus darf indessen den Leser über die den Fideismus stützenden Folgerungen der Bergsonschen Philosophie nicht hinwegtäuschen. Das glückliche Zusammentreffen der aufgezählten Umstände machte Bergson zu einem der Führer moderner westeuropäischer Geisteskultur. Bergsons Philosophie „rettet" die geistige Autorität des Bürgertums, deren ideologische Reserven zur Neige gehen. Wie kein zweiter beherrscht Bergson die Kunst des faire bonne mine au mauvais jeu. Den Intellekt und die Wissenschaft verwerfen viele, allein nur Bergson tut das mit jener besonderen Würde und jenem besonderen Takt, ohne die der Verfall der bürgerlichen Philosophie allzu offensichtlich in Erscheinung träte und damit der intellektuellen Herrschaft des Kapitals gefährlich würde.

Die großen Widersprüche, die in der Philosophie Bergsons zwischen „Schein", „Form" und „Wesen" bestehen, machen die Analyse des eigentlichen Gehaltes dieser Philosophie zu einer äußerst wichtigen, praktisch dringenden Aufgabe. Das Bergsonsche Pathos muß entlarvt, der dekadente Nihilismus seines „Positivismus" bloßgelegt werden!

II.

Der Kampf gegen den Intellekt bildet den Ausgangspunkt der gesamten Philosophie Bergsons. Das tritt jedoch nicht ohne weiteres zutage, denn nirgends beginnt Bergson mit einem direkten Angriff auf den Intellekt und dessen Logik. Vielmehr führt er seinen Angriff von beträchtlich entfernten Stellen aus. Er geht nämlich aus von der allgemeinen Lehre vom Wissen. Laut Bergson ist philosophisches Wissen A n s c h a u u n g. Nur das anschauende Wissen, d. h. das von jeder Beziehung zur Praxis, zum Handeln losgelöste, r e i n s p e k u l a t i v e Wissen vermag die Realität der Dinge zu erfassen.

> „Ihr (der Philosophie. W. A.) eigenster Gegenstand", sagt Bergson, „ist die Spekulation, das heißt das Schauen. Ihre Stellung zum Lebendigen kann nicht jene der Wissenschaften sein, der Wissenschaft, die nur auf Wirkung zielt[1]."

Je mehr Praxis sich dem Wissen zugeselle, je enger Wissen und Tätigkeit verbunden seien, desto weiter entferne sich das Wissen von der Erfassung der Wirklichkeit.

> „Tatsächlich wäre es leicht, zu beweisen, daß, je mehr wir mit dem Leben beschäftigt sind, wir um so weniger zur An-

[1] Bergson: „Schöpferische Entwicklung", Jena 1912, S. 201.

schauung geneigt sind und daß die Notwendigkeit des Handelns das Gesichtsfeld einzuschränken bemüht ist[1]."

Derartige Gedankengänge spielen in Bergsons System eine große Rolle. Sie bilden jenen Maßstab, den Bergson seiner Kritik des Intellekts und der Wissenschaft zugrunde legt. Dieser Maßstab besteht in der „uneigennützigen", passiven, nicht praktischen Betrachtung oder Anschauung.

Die Idee dieses Maßstabs ist nicht neu. Die Anschauung als Kriterium philosophischer Erkenntnis wurde bereits von Schopenhauer gefordert; „uneigennützige", interessenfreie Betrachtung lehrten Kant und dessen Anhänger Schiller. Allein, welch gewaltiger Unterschied zwischen diesen Riesen und Bergson! In der Dialektik der Entwicklung des bürgerlichen Denkens gewann die ästhetische Lehre Kants und Schillers über die uneigennützige Betrachtung eine ausgesprochen revolutionäre Bedeutung. Die in der uninteressierten Anschauung sich verwirklichende ästhetische Synthese Kants und Schillers stellte jenes Höchstmaß, jene Grenze geistiger Leistungsfähigkeit dar, die damals das Denken im Bestreben der Ueberwindung der in der Praxis des sozialen Seins verankerten Widersprüche zu erreichen vermochte. Unter den damaligen Zeitverhältnissen mußte eine solche Synthese ideologisch und aprioristisch ausfallen, das Bestreben selbst aber durch die großen praktischen Aufgaben der französischen Revolution genährt werden. Nicht einem Bestreben zur Trennung von Theorie und Praxis, sondern dem Willen zu deren Synthese — mag diese auch eine ideologische geblieben sein — verdanken die „Kritik der Urteilskraft" und die „Briefe über die ästhetische Erziehung" ihre Entstehung.

Anders steht es mit Bergson. Indem Bergson die ehrwürdige Tradition der großen Idealisten erneuert, verfolgt er damit ganz andere Zwecke. Durch die Erhebung der reinen Anschauung zum Kriterium und Ideal philosophischer Erkenntnis, schafft sich Bergson die Vorbedingungen zur Attacke gegen die Wissenschaft und den Intellekt. Wenn lediglich „reine", „uneigennützige" Betrachtung die Wirklichkeit zu erfassen vermag, so läßt sich beweisen, daß Wissenschaft und Intellekt ein solches Wissen nicht vermitteln können, da ja die Wissenschaft eng mit der Praxis und deren Bedürfnissen verbunden ist. Der Praxis entnimmt die Wissenschaft ihre Fragen und Probleme, in der Praxis findet sie die Stütze und die technischen Mittel zu deren Lösung, die Praxis bietet endlich auch das letzte Kriterium der Gewißheit und des adäquaten wissenschaftlichen Wissens, der Uebereinstimmung desselben mit der Wirklichkeit. Bergson will beweisen, daß die Wissenschaft und der Intellekt mit der Praxis prinzipiell verbunden seien, sich von letzterer nie loszulösen vermöchten und sich daher zu einer „wirklichen", d. h. reinen, nicht praktischen Anschauung nicht „erheben" könnten.

[1] Bergson: „La perception du changement" („Die Wahrnehmung der Veränderlichkeit"), S. 13.

Der Begriff der Anschauung spielt in Bergsons Philosophie eine überragende Rolle. Er bildet den Ausgangspunkt und Richtpunkt seiner ganzen Kritik. Als echter Metaphysiker zerreißt Bergson das in der Wirklichkeit Verbundene. Handlung und Anschauung, Praxis und Theorie erscheinen bei ihm als absolut entgegengesetzte und einander ausschließende Begriffe. Diese Auffassung ist grundfalsch. Die menschliche Praxis ist gleichzeitig einerseits subjektive menschliche, andererseits gegenständliche Praxis. Das besagt, daß, obwohl die Wissenschaft der Praxis entspringt und in der Praxis den Maßstab und das Kriterium ihrer Gewißheit findet, eine wirkliche Wissenschaft doch nur insoweit möglich ist, als sie die Wirklichkeit als das nimmt, was sie in Wahrheit ist. Die praktische Einstellung der Wissenschaft widerspricht keineswegs der Möglichkeit der Aufstellung wissenschaftlicher Theorien. Im Gegenteil, die Wissenschaft vermag die ihr durch die Praxis diktierten Aufgaben erst dann erfolgreich zu lösen, wenn wissenschaftliche Forschung und wissenschaftliche Theorie von einem gegebenen Objekt ausgehen, dessen Eigenschaften unabhängig sind von jedweder subjektiven Praxis. Es ist mithin durchaus korrekt, wenn Lenin, darin Engels folgend, einerseits erklärt, das letzte Kriterium alles Wissens biete die Praxis, die industrielle und experimentelle Technik, andererseits betont, daß die wissenschaftliche Theorie die Widerspiegelung, das Abbild der Gesetze der objektiven Wirklichkeit darstelle. Die Wissenschaft ist theoretisch und objektiv (in diesem Sinne also „anschauend"), aber gleichzeitig auch praktisch, handelnd. Allenfalls ließe sich noch behaupten, daß die Anfangsstadien der Entwicklung des Intellekts und ersten Schritte der Wissenschaft im direkten Interesse der Praxis erfolgen, den nächsten Bedürfnissen der Handlung dienen. Auf höherer Stufe dagegen befreit sich die Erkenntnis vom unmittelbaren Druck der Praxis, erhebt sie sich über den engen Horizont unmittelbar praktischer Handlungen.

Neben der Praxis, unter deren ständiger Kontrolle, entwickelt sich mit ihren unbegrenzten Horizonten und ihrem der Gegenständlichkeit, der objektiven Seite der Wirklichkeit zugewandten Streben, die Theorie. Dies die dialektische Auffassung der Wissenschaft, der Bergson seine diametral entgegengesetzten, metaphysischen Betrachtungen gegenüberstellt. Laut Bergson ist es ein großer Fehler, anzunehmen, die Bestimmung unseres Intellektes und folglich auch die Aufgabe der Wissenschaft sei, die Wirklichkeit, wie sie ist, unabhängig von ihrer Beziehung zu unseren praktischen Interessen, widerzuspiegeln. Intellekt und Wissenschaft dienten nicht der Erkenntnis, nicht der Theorie, sondern der Betätigung, der Praxis. Bergson behauptet, der Intellekt und die gesamte, sich auf ihn gründende Wissenschaft seien nicht nur in ihren Anfängen, sondern auch ihrem Wesen nach praktisch. Selbst die Form unseres Intellekts, seine Kategorien und Methoden verdanken der Praxis nicht nur ihren Ursprung, sondern auch ihre Struktur, ihr Wesen. „Wir halten den menschlichen Intellekt", heißt es bei Bergson, „für abhängig von

den Notwendigkeiten des Handelns. Setze die Handlung — und die Form des Intellekts ergibt sich aus ihr von selbst[1]."

„Der menschliche Intellekt, wie wir ihn vorstellen, ist nicht mehr jener, von Plato im Gleichnis der Höhle geschilderte. Seine Funktion ist es nicht mehr, leere Schatten vorübergleiten zu sehen, nicht mehr, jenseits seiner selbst gewandt, das aufglühende Gestirn zu schauen. Er hat anderes zu leisten. Angeschirrt wie Arbeitstiere im schweren Tagewerk spüren wir das Spiel unserer Muskeln und Gelenke, die Schwere des Karrens und den Widerstand der Scholle: handeln und sich als handelnd wissen, in Kontakt treten mit der Realität, ja sie — nur aber nach ihrer Bedeutung für das werdende Werk, für die Schürfung der Furche — leben, das ist die Funktion des menschlichen Intellekts[2]."

Laut Bergson kann die Wissenschaft nicht eine Widerspiegelung des Realen sein, denn der Gegenstand der Wissenschaft sei nicht das Reale als solches, sondern unser praktisches Verhalten dem Realen gegenüber. Seinem Wesen nach repräsentiert der Intellekt lediglich die Fähigkeit zur Organisation der Handlung.

„Die normale Arbeit des Intellekts ist weit davon entfernt, eine ‚uninteressierte' Arbeit zu sein. Im allgemeinen trachten wir nicht zu erkennen, um zu erkennen, sondern zu erkennen, um eine Partei zu ergreifen, um einen Vorteil daraus zu ziehen, kurz um ein Interesse zu befriedigen[3]." „Jeder Begriff . . . ist eine praktische Frage, welche unsere Aktivität an die Wirklichkeit stellt und auf welche die Wirklichkeit — wie sich das im Geschäftsverkehr gehört — mit einem Ja oder einem Nein antwortet[4]."

Da die wissenschaftliche Erkenntnis der Praxis dient, ist sie nach Bergson einseitig. Sie sieht an den Dingen nur die die Praxis interessierende Seite. Der Intellekt ist nicht anschauend, sondern auswählend. Indem er das Notwendige auswählt, wirft er alles Uebrige beiseite, ohne Rücksicht darauf, welche Bedeutung dem Beseitigten an sich zukomme.

„Bevor man Philosophie treibe, müsse man leben. Das Leben dagegen verlangt, daß wir uns Scheuklappen anlegen, weder nach rechts noch nach links, sondern geradeaus in jene Richtung schauen, die wir einzuschlagen hätten. In dem unendlich weiten Feld der Möglichkeit unseres Erkennens sammelten wir alles, was für unser Wirken auf die Dinge nötig ist, um daraus die jetzige Aufgabe zu schaffen. Das Uebrige verachteten wir. Das Gehirn scheint offenbar auf eine solche Sammeltätigkeit eingestellt, was sich leicht an der Tätigkeit des Gedächtnisses demonstrieren lasse[5]."

---

[1] ‚Schöpferische Entwicklung", S. 157.
[2] Ebenda, S. 196. (Von uns gesperrt. W. A.)
[3] Bergson: ‚Einführung in die Metaphysik", S. 25.
[4] Ebenda, S. 41.
[5] „Die Wahrnehmung der Veränderlichkeit", S. 12.

Angefangen mit der einfachen Empfindung und Wahrnehmung bis hinauf zu den höchsten Denkformen steht der Mechanismus des Bewußtseins nach Bergson in direktem Zusammenhang mit den Bedürfnissen einer Organisation unserer Einwirkung auf die Dinge. Der „Gehilfe der Handlung", die Wahrnehmung,

> „scheide aus der Realität als Ganzes das aus, was uns interessiert. Sie zeigt uns weniger die Dinge selbst, als das, was wir ihnen entnehmen können[1]". „Das Hauptgesetz unseres psychischen Lebens" bildet nach Bergson „die Orientierung unseres Bewußtseins auf das Handeln[2]."

Das bezeuge, meint Bergson, der gesamte Bau unseres Nervensystems.

> „Unser Körper ist ein Instrument des Handelns und nur des Handelns. Auf keinen Fall und nach keiner Richtung hin dient er der Vorbereitung und noch weniger der Verwirklichung der Vorstellung[3]."

Vom Standpunkt Bergsons sind alle bestehenden Theorien der Wahrnehmung unhaltbar, die materialistischen wie die idealistischen. Wie sehr sie einander auch widersprechen mögen, so liege ihnen allen doch eine gemeinsame Voraussetzung zugrunde.

> „Alle halten sie die Elementaroperationen des Geistes, die Wahrnehmung und das Gedächtnis, für Operationen reiner Erkenntnis[4]."

Für den Realisten wie für den Idealisten habe

> „die Wahrnehmung einen gänzlich spekulativen Charakter, sie ist reines Erkennen ... Der ganze Streit geht nur um den Wert, der diesem Erkennen im Vergleich zum wissenschaftlichen Erkennen zuzuschreiben ist. Einige setzen sich für jene Gesetzmäßigkeit ein, welche die Wissenschaft erfordert, und sehen in der Wahrnehmung nur ein undeutliches und vorläufiges Erkennen, andere wiederum stellen die Wahrnehmung an die Spitze, machen sie zum Absoluten und halten die Wissenschaft nur für den symbolischen Ausdruck der Realität. Sowohl für die einen wie für die anderen aber ist Wahrnehmen vor allem Erkennen[5]."

Letzten Endes erblickten die Realisten und Materialisten in der Wahrnehmung,

> „eine Photographie der Dinge, aufgenommen von einem bestimmten Punkt mittels eines besonderen Apparates, welcher unser Wahrnehmungsorgan ist[6]".

Aber gerade diese Voraussetzung bestreitet Bergson. Nach Bergson ist die Gehirnsubstanz

> „der Träger der Handlung, nicht aber das Substrat des Erken-

[1] Ebenda, S. 12.
[2] Bergson: „Materie und Gedächtnis", S. 178.
[3] Ebenda, S. 224.
[4] Ebenda, S. 226.
[5] Ebenda, S. 17.
[6] Ebenda, S. 27, ebenso, S. 59.

nens[1]". „Es gibt entschieden keinen Anlaß, der Gehirnsubstanz die Fähigkeit, Vorstellung zu erzeugen, zuzuschreiben[2]."

Die Funktion des Gehirnapparates bestehe lediglich darin,

„uns zweckmäßiges Handeln gegenüber dem vorhandenen Objekt zu sichern[3]", „tatsächlich sind Wahrnehmung und Gedächtnis stets auf das Handeln gerichtet und die Funktion des Körpers ist die Vorbereitung dieses Handelns[4]".

Konkret gesprochen, werde

„die Wahrnehmung durch die gleiche Ursache erzeugt, welche die Kette der Nervenelemente zusammen mit den Organen, die sie unterstützen, und das Leben überhaupt, geschaffen hat. Sie drückt die Fähigkeit der lebenden Substanz zum Handeln aus[5]".

Mit anderen Worten: die Wahrnehmung dient nicht als Spiegel der Dinge, sondern

„als Maß unserer Möglichkeit, auf die Dinge einzuwirken, und also umgekehrt als Maß der Möglichkeit der Einwirkung der Dinge auf uns[6]".

Der Natur der Wahrnehmung entspreche auch das Kriterium ihrer Realität. Das Maß aber der Realität der Wahrnehmung ergebe sich keineswegs etwa aus dem Grad der Uebereinstimmung zwischen deren Inhalt und deren Gegenstand.

„Die Wirklichkeit unserer Wahrnehmung besteht in ihrem Wirken, in jenen Bewegungen, die ihrer Fortsetzung dienen, aber nicht in der größeren oder geringeren Intensität[7]."

Das Licht, das unsere Wahrnehmung über die Dinge verbreite, gleiche nicht dem klaren Licht der Erkenntnis.

„Die Dinge wenden gewissermaßen unserem Körper ihre beleuchtete Seite zu, aber nur jene Seite ist beleuchtet, die uns praktisch interessieren kann: sie scheiden aus ihrem Bestande dasjenige aus, was wir, hätten sie uns passiert, zurückgehalten hätten, das, worauf wir einwirken können[8]."

So verhielte es sich mit der Wahrnehmung. Das gleiche gelte aber auch für die Bestimmung des Bewußtseins schlechthin.

„Im gesamten Tierreich ... erweist sich das Bewußtsein als proportional dem Wahlvermögen, worüber das Leben verfügt. Es beleuchtet die Zone der Möglichkeiten, die rings um die Tat gezogen ist ... Aeußerlich angesehen also, könnte man es für ein bloßes Hilfsmittel des Tuns halten, für ein vom Tun ent-

[1] Ebenda, S. 65.
[2] Ebenda, S. 65.
[3] Ebenda, S. 67.
[4] Ebenda, S. 226 u. 227.
[5] Ebenda, S. 55.
[6] Ebenda, S. 47.
[7] Ebenda, S. 59.
[8] Ebenda, S. 26.

zündetes Licht, für einen flüchtigen, der Reibung der wirklichen Tat gegen die möglichen Taten entsprühenden Funken[1]."

Die Präzision des Gedankens, daß der Intellekt für immer an die Praxis gebunden sei und ein Mittel zur Organisierung unserer Handlungen darstelle, besitzt in den Augen Bergsons eine außerordentliche Bedeutung. Wenn das Ziel der Erkenntnis allein in der Vorbereitung unseres Wirkens auf die Dinge bestehe, so folge daraus, daß unser Intellekt und die sich auf ihn stützende Wissenschaft nicht die Dinge selbst, sondern nur deren Zusammenhänge zu erfassen vermögen. Die Fähigkeit des Intellekts gehe nicht über die Erkenntnis von Beziehungen hinaus, und die Wissenschaft habe es nur mit den Zusammenhängen der Dinge zu tun. Die intellektuelle Erkenntnis

„ergreift keinerlei einzelnen Gegenstand" und ist „nur ein natürliches Vermögen, Objekt auf Objekt, Teil auf Teil, oder auch Ansicht auf Ansicht zu beziehen[2]".

Da der Intellekt die Fähigkeit sei, „anorganische, d. h. künstliche Werkzeuge zu verfertigen", und da die Natur sich weigert, das mit einem Intellekt begabte Wesen mit Werkzeugen auszurüsten, die imstande wären, ihm zu dienen, so

„besteht also die wesentliche Funktion des Intellekts darin, in jeder beliebigen Lage die Mittel ausfindig zu machen, um sich aus der Verlegenheit zu ziehen. Er wird suchen, was am geeignetsten ist, das heißt, was am besten in seinen bereitgehaltenen Rahmen hineinpaßt. Er wird einzig auf die Beziehungen der gegebenen Lage zu den sie ausnützenden Mitteln gehen. Was er von Angeborenem hat, ist also die Tendenz, Beziehungen zu stiften; und diese Tendenz begreift die natürliche Kenntnis gewisser allgemeinster Relationen in sich; eines Materials gleichsam, das die jeder Intelligenz eigene Aktivität dann in speziellere Relationen zerschneidet. Ueberall dort also, wo die Aktivität auf ein Verfertigen von Werkzeugen eingestellt ist, geht die Erkenntnis mit Notwendigkeit auf Beziehungen[3]."

Die Feststellung des relativen, formalen Charakters des Intellekts und der wissenschaftlichen Erkenntnis liefert Bergson die notwendige Basis zur Kritik der Wissenschaft. Allein auch hier geht Bergson nicht direkt, sondern auf Umwegen vor. Als ein stets ausweichender, vorsichtiger und elastischer Denker will er es zuvörderst unmöglich machen, daß man ihn irgendwelcher Bestrebungen zum Sturze der Wissenschaft verdächtige. Als erfahrener Spieler zieht er es vor, seinem Gegner einige Züge vorzugeben. Die laut Bergson ausschließlich durch die Bedürfnisse des Handelns entstandene Fähigkeit intellektueller Erkenntnis bietet dem Menschen ungeheure praktische Vorteile. Obwohl diese Erkenntnis bloß „eine äußere und

[1] „Schöpferische Entwicklung", S. 184.
[2] Ebenda, S. 154.
[3] Ebenda, S. 155.

leere Erkenntnis" sei, so biete doch diese Erkenntnis damit den Vorteil

> „eines Rahmens, in dem eine Unendlichkeit von Gegenständen abwechselnd Platz finden könnte[1]". „Vor der rein stofflichen des Instinkts aber hat diese rein formale Erkenntnis einen unberechenbaren Vorteil. Denn jede bloße Form kann sich, gerade weil sie leer ist, nach und nach und frei mit einer Unendlichkeit von Dingen erfüllen, selbst mit denen sogar, die keinerlei Dienst leisten[2]."

Im formalen Charakter des intellektuellen Wissens liegt nach Bergson die Möglichkeit der Ueberwindung seiner Beschränktheit, die Möglichkeit einer Durchbrechung der Welt der Zusammenhänge in der Richtung umfassender Betätigung der Anschauung.

> „Eine formale Erkenntnis ist nicht auf das praktisch Nützliche eingeschränkt, obzwar sie einzig um dieser praktischen Nützlichkeit willen in der Welt erschienen war. Das intelligente Wesen trägt etwas in sich, womit es sich selbst überwachsen kann[3]."

Andererseits gibt Bergson zu, daß sogar die den Interessen der Handlung subordinierte, lediglich auf Beziehungen gerichtete intellektuelle Erkenntnis die objektive Natur der Dinge dennoch bis zu einem gewissen Grade widerspiegelt. Laut Bergson liegt die Materie nicht gänzlich außerhalb des Intellekts, auch verhält sie sich nicht inaktiv zu dessen Entwicklung.

> „Intellekt und Materie haben sich einander mehr und mehr angepaßt, um endlich bei einer gemeinsamen Form haltzumachen. Diese Anpassung hat sich übrigens auf durchaus natürliche Weise vollzogen, da es die Umkehrung einer und derselben Bewegung ist, die gleichzeitig die Intellektualität des Geistes und die Materialität der Dinge erschafft[4]."

Hat sich aber die Materie selbst der Form des Intellekts „angepaßt", so folgt daraus, daß die intellektuelle Erkenntnis zum mindesten teilweise ein wahres Bild der Realität zu geben vermag.

> „Denn hat sich die geistige Form der Lebewesen allmählich nach der wechselseitigen Aktion und Reaktion gewisser Körper und ihrer materiellen Umgebung gemodelt, dann muß sie uns auch etwas von der Wesenheit selbst mitteilen, aus der die Körper bestehen. Die Tat kann sich nicht im Irrealen bewegen. Von einem zum Spekulieren und Träumen geborenen Geist mag ich zugeben, daß er sie umbilde und verbilde, ja sie so erschaffe, wie wir die Gestalten von Menschen und Tieren schaffen, die unsere Phantasie in hingleitenden Wolken um-

[1] Ebenda, S. 154.
[2] Ebenda, S. 155 u. 156.
[3] Ebenda, S. 156.
[4] Ebenda, S. 211.

reißt. Ein Intellekt aber, der auf die Tat zielt, die sich vollziehen, und auf die Reaktion, die sie auslösen soll, der seinen Gegenstand betastet, um jeden Augenblick seinen bewegten Eindruck zu empfangen, der ist ein Intellekt, der irgendwie an das Absolute rührt[1]."

Bergson ist sogar bereit, anzuerkennen, daß die intellektuelle Erkenntnis der Wirklichkeit adäquat ist. Denn:

„Sofern sie die Praxis, einen bestimmten Aspekt der toten Materie betrifft, muß uns vielmehr die intellektuelle Erkenntnis deren getreuen Abdruck liefern. Relativ wird sie erst, wenn sie, so wie sie ist, den Anspruch erhebt, das Leben darzustellen: das heißt, den Drucker selbst, der den Abdruck genommen hat[2]."

Bergson geht jedoch weiter. Er bemüht sich, seine philosophische Position gegen jeden Agnostizismus abzugrenzen. In Worten verwirft Bergson sowohl den Agnostizismus der kritischen Philosophie Kants als auch den evolutionistischen Agnostizismus Spencers. Von der Entwicklungsphilosophie sagt Bergson: „Nicht die Realität selber ... wolle sie aufbauen, sondern ein bloßes Abbild oder besser, ein symbolisches Bild des Realen: das Wesen der Dinge entgeht uns und wird uns ewig entgehen, wir bewegen uns in Beziehungen, nicht das Absolute ist unser Teil, machen wir also Halt vor dem Unerkennbaren. Das aber wahrlich ist nach so großem Stolz für den menschlichen Intellekt ein Uebermaß an Demut[3]." Der Intellekt besitze im Gegenteil einige Vorzüge, welche die Intuition nie erreichen könne.

„Eine Erkenntnis freilich, wie sie die Naturwissenschaft von ihrem Gegenstande besitzt, wird diese Philosophie (die Intuitionsphilosophie. W. A.) von dem ihren niemals gewinnen. Der Intellekt bleibt der leuchtende Kern, den auch der geweitete und gereinigte Instinkt nur als verschwindende Nebelschicht umgibt[4]." „Prinzipiell geht die Wissenschaft auf die Realität selbst; vorausgesetzt nur, daß sie ihr eigenes Reich, die leblose Materie, nicht verlasse[5]." „In Kontakt treten mit der Realität, ja, sie ... leben, das ist die Funktion des menschlichen Intellekts[6]."

Obzwar die Wissenschaft nur Beziehungen erfasse, sei wissenschaftliches Wissen dennoch kein relatives Wissen.

„Die Erkenntnis, die uns die Wahrnehmung einerseits, die Wissenschaft andererseits von der Materie gewähren, erscheint zwar sicherlich als eine bloß annähernde, nicht aber als relative[7]."

---

[1] Ebenda, S. 3.
[2] Ebenda, S. 3.
[3] Ebenda, S. 2 u. 3.
[4] Ebenda, S. 182.
[5] Ebenda, S. 212.
[6] Ebenda, S. 196.
[7] Ebenda, S. 211.

Die allein Beziehungen berücksichtigende Erkenntnis der Wissenschaft sei zwar konventionell,

„doch besteht dieser Konventionalismus nur gleichsam der Tatsache nach, nicht Rechtens[1]".

III

Die angeführten Stellen, für sich genommen, lassen die Philosophie Bergsons in der für ihn günstigsten Beleuchtung erscheinen. Abgesehen von der seltsamen idealistischen Ausflucht, daß sich im Verlaufe der Entwicklung die Materie dem Intellekt „anpasse", erscheint alles übrige völlig einleuchtend. Bergson verwirft den Relativismus und anerkennt die objektive, adäquate Erkenntnis durch Wissenschaft und Intellekt. Was braucht man mehr? Allein, wollte man die angeführten Stellen zum Ausgangspunkt einer Beurteilung der Erkenntnistheorie Bergsons wählen, so würde man in einen groben Irrtum verfallen. Bergsons wohlgemeinte Versicherungen bilden ein totes Anhängsel seiner Philosophie. Mögen sie auch zu Vielem verpflichten, Folgerungen werden doch keine gezogen. Wenn schon Bergson selbst anerkennt, daß in der formalen Struktur des Intellekts die Möglichkeit eines Durchbruches der engen Schranken der Praxis gegeben ist, und er sogar offen erklärt, daß dem Intellekt eine wenn auch nur angenäherte, so doch adäquate Erkenntnis zugänglich ist, so sollte es doch die unmittelbare Aufgabe der Philosophie sein, die Bedingungen der Möglichkeit einer solchen Erkenntnis zu prüfen und das Kriterium ihrer Gewißheit auf Grund der Praxis festzustellen. Nichts dergleichen bei Bergson. Der objektive Wert wissenschaftlicher Erkenntnis interessiert ihn, im Grunde genommen, überhaupt nicht. Die Anerkennung der Objektivität der Wissenschaft dient Bergson lediglich zu dem Zwecke, sich dem Vorwurf einer Bekämpfung der Wissenschaft zu entziehen. Das Liebäugeln mit der Wissenschaft und dem Intellekt dient lediglich zur Abschwächung der Haupttendenz seiner Philosophie. Die ganze oben angeführte „Verteidigung" der Adäquatheit wissenschaftlicher Erkenntnis und der Rechte des Intellekts steht in direktem und unüberbrückbarem Widerspruch zum gesamten übrigen Inhalt der Bergsonschen Lehre. Nachdem Bergson en passant der Wissenschaft einige Komplimente gemacht, beginnt er die wahren Intentionen seiner Philosophie ungehemmt zu entwickeln. Diese Intentionen aber bestehen in einer prinzipiellen, entschiedenen Kritik der Wissenschaft, des Intellekts und der Grundlagen einer wissenschaftlichen Weltanschauung. Hier ist Bergsons Rhetorik unerschöpflich. Mit großer Eloquenz und unter geschickter Verwendung geistreicher Vergleiche und frappierender Einfälle beweist Bergson, daß Wissenschaft und Intellekt p r i n z i p i e l l relativ, beschränkt und der

[1] Ebenda, S. 212.

Wirklichkeit inadäquat seien. In ausgesprochenem Gegensatz zu obigen Erklärungen behauptet er immer wieder, der Wissenschaft sei wahre Erkenntnis, deren Ziel die Abkehr von der Praxis, die reine Anschauung bilde, unzugänglich. Selbst dann, wenn wir anschauen wollten und das von unseren Handlungen und von den Bedürfnissen der Praxis unabhängige Wesen der Dinge zu erforschen trachteten, mißlänge uns das. Mag nun die Wissenschaft hie und da auch völlig theoretisch und nur theoretisch sein wollen, so bleibe sie dennoch an die Praxis und deren beschränkten Gesichtskreis gebunden. Da unser Intellekt gewöhnt sei, die Dinge lediglich vom Standpunkt ihrer Beziehung zu unseren Handlungen zu erfassen, sei er außerstande, die Dinge unvoreingenommen zu betrachten. Bei der Anschauung der Dinge sei er gezwungen, sich derselben Formen, Kategorien und Gesichtspunkte zu bedienen, die ihm die Bedürfnisse der Praxis, die Rücksicht auf die Bedürfnisse des Handelns vorschreiben.

> „Wir übertragen ein für die Praxis geschaffenes Verfahren auf die Spekulation[1]." „Wohl oder über jedoch behalten wir diese Ausdrucks- ja Denkweise auch dann noch bei, wenn wir über das Wesen der Dinge unabhängig von ihrer Bedeutung für uns spekulieren[2]."

Da unser Intellekt auf die anschauende Erkenntnis inadäquate, fremde, der Praxis entlehnte Methoden übertrage, so sei jede intellektuelle Erkenntnis inadäquat und bloß relativ. Das praktische Interesse führe zur Erkenntnis von bloßen Beziehungen. Die in ihrer Einstellung und in ihren Methoden durch und durch praktische intellektuelle Erkenntnis vermöge ebenfalls nur Beziehungen zu erfassen. Die Praxis aber sei anspruchslos. Sie lehre uns einfach die Organisation unserer Handlungen, sage dagegen nichts darüber aus, ob das, was das praktische Interesse an den Dingen erkenne, auch dem wahren Wesen der Dinge entspreche. Umgekehrt, beanspruchten unsere intellektuellen Vorstellungen, unsere wissenschaftlichen Theorien Geltung als adäquate Bilder der Wirklichkeit. Vom Standpunkt Bergsons liegt die Unzulänglichkeit des Intellekts nicht in dessen Beschränktheit, sondern darin, daß er diese Beschränktheit übersehe. Seine natürlichen Illusionen gäbe er für Wahrheit aus. Auf einen provinziellen Gesichtskreis beschränkt, wolle er Universalprobleme lösen.

> „Diesen modus operandi aber auf die Philosophie übertragen, auch hier noch von den Begriffen zur Sache gehen, für die uninteressierte Erkenntnis eines Objektes, das wir jetzt doch in sich selbst zu erfassen streben, eine Art des Erkennens benützen, die sich an einem bestimmten Interesse inspiriert und die ihrem Begrifffe nach darin besteht, daß man von außen eine Ansicht des Objekts gewinnt, — das heißt dem Ziel, das man sich setzt,

[1] Ebenda, S. 277.
[2] Ebenda, S. 277.

zuwiderhandeln[1]." „Unfähig aber werden wir, die wahre Entwicklung, das radikale Werden zu schauen, wenn wir das Wirkliche — auch noch beim Spekulieren über sein Wesen — so ansehen, wie unser praktisches Interesse es fordert[2]."

Das aber tue gerade unsere ganze intellektuelle Erkenntnis. Der Praxis entsprungen, sei sie ihrer Natur und ihren Gepflogenheiten nach zur Anschauung unfähig. Daher vermögen laut Bergson alle Formen der intellektuellen Erkenntnis, von den Wahrnehmungen bis zu den höchsten Begriffen und wissenschaftlichen Theorien, der Kritik nicht standzuhalten.

„Mehr den Umriß unserer möglichen Wirkung auf die Dinge geben uns unsere Wahrnehmungen als jenen der Dinge selbst. Die Konturen, die wir an den Dingen erblicken, bezeichnen nur, was uns an ihnen zugänglich und modifizierbar ist[3]." „Die Ansicht des Lebens, die unserem Intellekt, übrigens auch den Sinnen, die er fortsetzt, zugänglich ist, ist jene, die unserem Handeln eine Handhabe bietet[4]."

Das Unvermögen des Intellekts träte besonders deutlich in der Erkenntnis der B e w e g u n g zutage. Der Intellekt vermöge die wahre Natur der Bewegung, des Werdens der Dinge nicht zu erfassen. Unser Wissen gleiche einem Kinematographen.

„Statt uns dem innern Wesen der Dinge hinzugeben, stellen wir uns außerhalb ihrer, um dies Werden künstlich zu rekonstruieren. Von der vorübergleitenden Realität nehmen wir sozusagen Momentbilder auf, und weil diese die Realität charakteristisch zum Ausdruck bringen, so genügt es uns, sie längs eines abstrakten, gleichförmigen, unsichtbaren, auf dem Grunde des Erkenntnisapparats liegenden Werdens aufzureihen, um nachzubilden, was das Charakteristische dieses Werdens selbst ist[5]."

Das hier von Bergson gerügte Verhalten des Intellekts besteht in der Tat. Der Widerspruch zwischen der wahren Natur der Bewegung und dem uns durch unseren Intellekt dargebotenen Bilde derselben, ist kein Phantasieprodukt, sondern eine reale Tatsache der Erkenntnis. Dieser Widerspruch ist aber nichts anderes, als die Diskrepanz zwischen der realen Dialektik der Bewegung und deren Widerspiegelung durch den abstrakten Verstand. Die von Bergson so geschickt geschilderte „kinematographische" Methode des Intellekts ist gerade jene „metaphysische" Denkmethode, die Friedrich Engels im „Anti-Dühring" erschöpfend charakterisiert hat. Bergsons Fehler besteht darin, daß er die Schuld für das metaphysische

[1] „Einführung in die Metaphysik", S. 26.
[2] „Schöpferische Entwicklung", S. 277.
[3] Ebenda, S. 193.
[4] Ebenda, S. 167.
[5] Ebenda, S. 309.

Denken dem Intellekt überhaupt zuschiebt, statt dafür den abstrakten Verstand verantwortlich zu machen. Ein solches Verfahren ist natürlich unzulässig. Der Verstand ist nicht der ganze Intellekt, sondern nur dessen unterste Stufe. Dessen höchste Stufe bildet die dialektische Vernunft. Die dialektische Vernunft bemächtigt sich nicht des abstrakten, mechanischen Schemas der Bewegung, sondern des konkreten, lebendigen, dialektischen Rhythmus der Bewegung. Diese dialektische Beziehung zwischen abstraktem Denken und konkretem dialektischen Denken bleibt dem Metaphysiker Bergson ein Buch mit sieben Siegeln. Nachdem Bergson die Unzulänglichkeit abstrakter Verstandeserkenntnis glänzend dargetan, gelangt er ohne ersichtlichen Grund zu einer „vernichtenden" Kritik des Intellekts und der wissenschaftlichen Erkenntnis schlechthin.

> „Der Intellekt charakterisiert sich durch eine natürliche Verständnislosigkeit für das Leben[1]." „Vom Leben aber gibt er (der Intellekt. W. A.) und behauptet er auch nur, eine Uebersetzung in Begriffe des Leblosen zu geben[2]."

Aus der Diskrepanz zwischen den Aufgaben der intellektuellen Erkenntnis und den Mitteln, über die der Intellekt verfüge, folge, daß unser Wissen ein relatives und symbolisches sei.

> „Tritt nun der Intellekt an die Erforschung des Lebens heran, so behandelt er das Lebendige mit Notwendigkeit genau so wie das Leblose; dieselben Formen auf diesen neuen Gegenstand anwendend, dieselben Gewöhnungen auf dies neue Gebiet übertragend, die sich im alten so gut bewährt haben. Und sein gutes Recht ist es, so zu verfahren. Denn einzig unter dieser Bedingung bietet das Leben unserem Handeln die gleichen Handhaben wie die leblose Materie. Nur daß die Wahrheit, die so erzielt wird, gänzlich abhängig von unserem handelnden Vermögen bleibt. Sie ist nicht mehr als nur symbolische Wahrheit[3]."

Wie der Intellekt, so auch die auf seinen Formen basierende Wissenschaft. Der Relativität der intellektuellen Formen entspreche die Relativität der wissenschaftlichen Theorien. Selbst auf höchster Stufe hänge die wissenschaftliche Erkenntnis von praktischen Interessen ab.

> „Die Wissenschaft kann ihrer Form nach spekulativ, kann ihren unmittelbaren Zielen nach uninteressiert sein, mit anderen Worten, wir können ihr solange Kredit gewähren, als sie nur will. Doch mag auch der Wechsel noch so lange prolongiert werden, schließlich einmal wollen wir für unsere Mühe bezahlt sein. Worauf die Wissenschaft abzielt, das ist in summa immer die praktische Nützlichkeit[4]."

---

[1] Ebenda, S. 170.

[2] Ebenda, S. 181.

[3] Ebenda, S. 200 u. 201.

[4] Ebenda, S. 332.

Sehr eingehend behandelt Bergson die Relativität der Wissenschaft. Die sogenannte Exaktheit der Wissenschaft bietet laut Bergson noch keineswegs eine Garantie für die Adäquatheit der Erkenntnis; sie ist lediglich ein Ausdruck der Abhängigkeit der Wissenschaft von der Praxis und des in der Wissenschaft enthaltenen Symbolismus.

> „Zum Wesen der Wissenschaft nämlich gehört Handhabung von Zeichen, die sie an Stelle der Gegenstände selbst setzt. Von den Zeichen der Sprache zwar sind diese Zeichen durch größere Präzision und gesteigerte Wirksamkeit unterschieden; doch sind sie darum an die allgemeine Bedingung aller Zeichen, eine starre Ansicht der Wirklichkeit unter festgelegter Form aufzuzeichnen, nicht weniger gebunden[1]." „Unsere Wahrnehmung, deren Rolle es ist, unsere Handlungen zu beleuchten, bringt eine Zergliederung der Materie zuwege, die immer zu scharf, immer den praktischen Erfordernissen untergeordnet ist und die darum immer zu korrigieren sein wird[2]."

Wir geben zu, daß Bergson in diesem Punkt eine nicht geringe „Originalität" offenbart: Nicht etwa mangelnder, sondern im Gegenteil übertriebener Exaktheit beschuldigt er die Wissenschaft. Bergsons Ansicht stimmt hierin auffallend mit den Anschauungen Leo Tolstois überein. In einer kleinen, jedoch sehr bemerkenswerten Schrift „Ueber das Leben" verficht Tolstoi den Gedanken, daß die Exaktheit wissenschaftlicher Erkenntnis ein adäquates Wissen nicht nur nicht garantiere, sondern, im Gegenteil mit einem solchen sogar unvereinbar sei. Die Exaktheit des Wissens ist laut Tolstoi umgekehrt proportional seiner Adäquatheit. Daher komme es, daß wir die beste Kenntnis von uns selbst besäßen, eine geringere von den Tieren, eine noch geringere von den Pflanzen und endlich die mangelhafteste von der Materie, der unbelebten, anorganischen Natur. Die mathematische Naturwissenschaft sei die exakteste Wissenschaft, allein just deswegen sei sie die adäquatem Wissen am wenigsten entsprechende Erkenntnisart. Diese merkwürdige Uebereinstimmung in den Ansichten des auf positives Wissen eingestellten Bergson und des die Wissenschaft offen bekämpfenden Tolstoi ist jedoch kein Zufall, sondern hat ihre tiefen Wurzeln in der Psychologie jener Klasse, deren intellektuelle Wege allesamt einem idealistischen Rom zustreben. Hierin sind also weder Bergson noch Tolstoi originell. Schon Sokrates lehrte, daß man nur über unserer Macht unterworfene Dinge etwas wissen könne. Zu diesen Dingen gehöre aber in erster Reihe unsere Seele. Unserer Erkenntnis am wenigsten zugänglich sei dagegen die Erfassung „göttlicher Dinge", d. h. der Struktur und Ordnung der Natur. Die die Naturphilosophie auszeichnende Ungewißheit entspringt laut Sokrates jenen Widersprüchen, in denen sich die Philosophenschulen bewegen, die das Innere der Natur erfassen zu können glauben. Es ist interessant, daß Bergsons „Schöpferische Entwicklung" mit derselben, wesentlich sokratischen These beginnt. Da heißt es:

[1] Ebenda, S. 332.
[2] Ebenda, S. 211.

„Das Dasein, dessen wir am gewissesten sind und das wir am besten kennen, ist unleugbar das unsere. Denn von allen übrigen Gegenständen haben wir Eindrücke, die sich als äußerliche und oberflächliche bezeichnen lassen, während wir uns selbst von innen her, in der Tiefe, wahrnehmen[1]."

Aehnlich Sokrates sieht Bergson die Hauptursache des Zerfalls der Philosophie in eine Menge einander befehdender Schulen in der prinzipiellen Unfähigkeit der Wissenschaft zu adäquater Erkenntnis, in der Diskrepanz zwischen den Aufgaben reiner Erkenntnis und der dieser zur Verfügung stehenden Mittel.

„Die einfachen Begriffe haben nicht allein den Uebelstand, die konkrete Einheit des Objektes in ebensoviele symbolische Ausdrücke aufzuteilen; sie teilen auch die Philosophie in bestimmte Schulen, von denen jede ihren Platz belegt, ihre Spielmarken wählt und mit den anderen ein Spiel beginnt, das niemals endet[2]."

Diese Kritik an der Exaktheit der Wissenschaft mag auf den ersten Blick originell erscheinen. In Wahrheit offenbart sie bloß den Klassenursprung und die Klassentraditionen der modernen Philosophie. Der Entwicklungsphilosoph, dessen Philosophie sich auf die Ergebnisse der Biologie stützt, verbrüdert sich hier mit dem jede Wissenschaft verwerfenden, Mystik predigenden Tolstoi. Wie jämmerlich ist es doch um das Arsenal der modernen bürgerlichen Philosophie bestellt! Und wie naiv erscheint angesichts von Entdeckungen solchen Kalibers die Extase des Herrn James, den, laut eigener Aussage, die Originalität der Bergsonschen Ideen geradezu verwirrt habe.

Doch kehren wir zu Bergson zurück. Nachdem Bergson die exakte Erkenntnis entthront, wendet er sich konsequenterweise einer Kritik der Wissenschaft zu. Die Wissenschaft sei ihrem Wesen nach analytisch. Die angestammte Tätigkeit der positiven Wissenschaft ist zu analysieren. Sie hat es also vor allem mit Symbolen zu tun.

„Selbst die konkretesten Naturwissenschaften, die Wissenschaften vom Leben, halten sich an die sichtbare Form der Lebewesen, ihrer Organe, ihrer anatomischen Bestandteile. Sie vergleichen die Formen miteinander, führen die komplizierteren auf die einfacheren zurück, studieren endlich die Funktionen des Lebens in dem, was sozusagen ihr sichtbares Symbol ist[3]."

Die sich in ihren Methoden der Symbole bedienende Wissenschaft pflege in ihren Erfolgen nie vollkommen zu sein. Die wissenschaftlichen Theorien stimmten nie vollkommen mit der Fülle des Wirklichen überein. Darin liegt, laut Bergson, ein großer Mangel der Wissenschaft und ihrer Theorien. Als echter Metaphysiker fordert Bergson von der Wissenschaft, sie solle ihm die ganze Wahrheit auf einmal vorsetzen.

[1] Ebenda, S. 8.
[2] „Einführung in die Metaphysik", S. 12 u. 13.
[3] Ebenda, S. 5.

„Damit die wissenschaftliche Theorie zu einer endgültigen Theorie werde, müsse der Geist die Gesamtheit der Dinge mit einemmal ergreifen und sie bestimmten Beziehungen zu einander ordnen können. In Wirklichkeit aber sind wir gezwungen, die Probleme in notwendig zeitweiligen Ausdrücken nacheinander zu stellen, so daß jede Lösung eines Problems unaufhörlich die Lösung anderer Probleme verbessert, und die Wissenschaft als Ganzes relativ ist, abhängig von der zufälligen Ordnung der Reihenfolge, in der die Probleme gestellt wurden[1]."

Der Sinn dieser Bemerkungen besteht nicht etwa in einer erneuten Unterstreichung der Relativität der Wissenschaft, sondern in dem Nachweis, daß diese Relativität, diese Unvollkommenheit der Wissenschaft letzten Endes auf deren Unfruchtbarkeit hinauslaufe.

„In ihrem ewig ungestillten Verlangen, den Gegenstand zu erfassen, um den sie zu kreisen verurteilt ist, mehrt die Analyse ohne Ende die Gesichtspunkte, um das immer unvollständige Bild zu vervollständigen, verändert sie unermüdlich die Symbole, um die immer unvollkommene Uebersetzung zu vervollkommnen. Sie setzt sich also ins Unendliche fort[2]."

IV

Ihren Gipfelpunkt erreicht Bergsons Kritik des Intellektes in der Kritik der B e g r i f f e. Der Kampf gegen Begriffe bildet die Achse der ganzen Kritik Bergsons. Das ist natürlich kein Zufall. Begriffliches Denken bildet die Hauptform wissenschaftlicher Erkenntnis und die wichtigste Funktion des Intellekts. Ohne eine Kritik des Begriffs bliebe Bergsons ganze Rebellion gegen den Intellekt bloße Halbheit. Erst nach einer Abrechnung mit dem Begriff, nach entsprechender Diskreditierung des Erkenntniswertes des Begriffes vermag sich Bergson als Sieger über den Intellekt zu fühlen. Bergson richtet damit seinen Angriff gegen die Zitadelle seiner Gegner. Hier aber wird der Zusammenhang der Bergsonschen Philosophie mit den Haupttendenzen des modernen bürgerlichen Denkens ganz offensichtlich. Die heutige bürgerliche Philosophie ist vorwiegend antirationalistisch. Sie fürchtet den Begriff wie der Teufel das heilige Wasser. Die Begriffe erscheinen ihr als eine zu klare, zu durchsichtige, zu exakte und daher allzu ungemütliche und unerwünschte Erkenntnisart. Statt sich ihrer zu bedienen, zieht sie es vor, sie zu kritisieren. In dieser Beziehung steht nun Bergson mit an erster Stelle.

Laut Bergson birgt bereits die V o r s t e l l u n g oder das Bildliche — der elementare Keim des Begriffes — erhebliche Mängel in sich. Das Bildliche verschaffe noch keine Kenntnis des inneren Lebens.

[1] Ebenda, S. 5.
[2] Ebenda, S. 5.

„Es läßt sich nicht durch Bilder darstellen. Aber noch weniger läßt es sich darstellen durch Begriffe, — das heißt durch abstrakte oder allgemeine oder einfache Ideen[1]."

Aber verglichen mit dem Begriff

„hat das Bild nun wenigstens den Vorteil, daß es uns im Konkreten hält[2]".

Der Begriff dagegen ermangele dieses Vorzugs.

„Denn der Begriff verallgemeinert in selbem Maße, wie er abstrahiert. Der Begriff kann eine besondere Eigenschaft nur symbolisieren, indem er sie einer Unzahl von Dingen gemein macht. Er nimmt ihr also immer mehr oder weniger ihre Form durch Ausdehnung, die er ihr gibt[3]."

Unsere Begriffe zeugen nicht von der Kraft unseres Intellektes, sondern im Gegenteil von dessen Schwäche, meint Bergson. Die Begriffe entstünden im Ergebnis einer Bewegung in der Richtung des geringsten Widerstandes.

„Wenn Gefühl und unser Bewußtsein unbeschränkt wären, wenn unsere Fähigkeit der äußeren und inneren Wahrnehmung unendlich wäre, so würden wir nie zu den Begriffen und Urteilen unsere Zuflucht nehmen. ‚Begreifen', das ist der schlimmste Ausweg, wenn ein ‚Wahrnehmen' bereits unmöglich geworden und Reflexionen in dem Maße einsetzen, als es nötig wird, die Lehre der äußeren und inneren Wahrnehmung auszufüllen und ihren Umfang zu erweitern[4]."

Nach Bergson sind die Begriffe der Wirklichkeit nicht adäquat und zerfallen dauernd unter deren Druck.

„Ich leugne nicht", lesen wir bei Bergson, „die Nützlichkeit der abstrakten und allgemeinen Ideen, wie ich auch die Wichtigkeit einer Banknote nicht leugne. Wie aber die Banknote nur eine Anweisung auf Gold ist, so ist auch der Wert des Begriffes von den vermuteten Wahrnehmungen aus, die sie darstellen, gemessen. Wahrnehmungen höchster Kunst, höchst wissenschaftliche Urteile zerfallen wie Kartenhäuser, nur die Tatsache — eine real vorkommende Tatsache — stößt mit diesen Begriffen und mit diesen Urteilen zusammen. Es gibt keinen Metaphysiker, keinen Theologen, der nicht anerkennen würde, daß das vollkommene Wesen alles intuitiv ohne Urteile, Abstraktionen und Verallgemeinerungen erkennt[5]."

Soweit der Begriff Wertvolles enthalte, beruhe das auf der Existenz einer unmittelbaren Wahrnehmung, die die Grundlage aller Begriffe bilde. Die Bestimmung des Begriffes sei die Ordnung des bereits im Inhalte der Bilder und Wahrnehmungen Gegebenen.

---

[1] Ebenda, S. 9.

[2] Ebenda, S. 10.

[3] Ebenda, S. 11.

[4] „Die Wahrnehmung der Veränderlichkeit", S. 5.

[5] Ebenda, S. 5.

„Die Begriffe sind nichts anderes als Bilder[1]." „Wie abstrakt ein Begriff auch sei, sein Ausgangspunkt wird immer die Wahrnehmung sein. Der Intellekt kombiniert und trennt, er ordnet, verändert die Ordnung, er koordiniert, er schafft nicht[2]."

In der Begriffsbildung liege nichts Schöpferisches.

„Aus Begriffen oder Gesichtspunkten läßt sich niemals ein Ding machen[3]."

Infolge der die Begriffe auszeichnenden Unvollkommenheit gäben sie uns nicht nur kein vollständiges, sondern sogar ein falsches, ein verzerrtes Bild der Wirklichkeit. Die Begriffe charakterisierten den Gegenstand nicht seinem Inhalte, sondern seinem Umfange nach. Begriffe sind starr, so daß mit Hilfe derselben eine wahre Erkenntnis der Bewegung nicht zu erreichen sei.

„Die Analyse operiert stets mit Starrem." „Ein wesentliches Charakteristikum der Begriffe und Schemata, auf welche die Analyse hinausläuft, ist, unveränderlich zu sein, während man sie betrachtet[4]."

Das Lebendige, Bewegliche, Werdende vermag der Intellekt nur mit „kinematographischen" Mitteln zu erfassen. Diese

„Erkenntnisart hat den Vorteil, uns die Zukunft vorhersehen zu lassen, uns in gewissem Grade zu Herren der Ereignisse zu machen: zum Entgelt dafür erfaßt sie von der bewegten Wirklichkeit ausschließlich etwaige Unbewegtheiten, das heißt, durch unseren Geist aufgenommene Ansichten: sie ist mehr Symbol des Wirklichen, mehr seine Uebersetzung ins Menschliche, als sein Ausdruck[5]."

Die Unfähigkeit des Begriffes, die Wirklichkeit wiederzugeben, trete besonders da klar zutage, wo Begriffe Individuelles beträfen. Alles Einmalige, Sich-nicht-wiederholende, Besondere passiere die Begriffe wie ein Sieb.

„So sehr die abstrakten Ideen auch der Analyse, das heißt einer wissenschaftlichen Untersuchung des Objektes in seinen Relationen zu allen anderen, dienlich sein können, so sehr sind sie doch unfähig, die Intuition, das heißt die Erforschung des Objektes nach dem, was ihm wesentlich und eigen ist, zu ersetzen ... Umsonst also würde man glauben, mit ihnen eine Wirklichkeit packen zu können, deren bloßen Schatten sie uns bieten[6]."

Letzten Endes sei der Begriff lediglich eine Etikette, die wir dem Gegenstand anheften, aus dem wir alles für unsere praktischen Ziele Wichtige herauslösen, während wir alles Wesentliche ignorieren.

[1] „Einführung in die Metaphysik", S. 10.
[2] „Die Wahrnehmung der Veränderlichkeit", S. 7.
[3] „Einführung in die Metaphysik", S. 24.
[4] Ebenda, S. 24.
[5] „Schöpferische Entwicklung", S. 345.
[6] „Einführung in die Metaphysik", S. 11.

Schon die einfache Wahrnehmung, die Embryonalform der Begriffsbildung, verfahre ja in dieser Weise:

> „Sie zeigt uns weniger die Dinge selbst als das, was wir ihnen entnehmen können. Sie klassifiziert und etikettiert sie im voraus. Wir schauen den Gegenstand kaum an. Es genügt uns, zu wissen, welcher Kategorie er angehört[1]."

Nichts anderes biete uns im wesentlichen auch der Begriff.

> „Ein Objekt mit einem Begriff etikettieren heißt: in bestimmten Ausdrücken die Art der Handlung oder Haltung festlegen, zu der das Objekt uns veranlassen soll ... Allerdings ist unser Interesse häufig ein vielfältiges. Und daher kann es geschehen, daß wir unsere Erkenntnis desselben Gegenstandes nach mehreren Richtungen hintereinander orientieren und daß wir die Gesichtspunkte darüber verändern. Hierin besteht, im üblichen Sinn dieser Ausdrücke, eine ‚weite' und ‚umfassende' Erkenntnis des Gegenstandes: der Gegenstand ist dann nicht auf einen einzigen Begriff, sondern auf mehrere Begriffe zurückgeführt, an denen er, wie wir annehmen, ‚teil hat'[2]."

Wir haben nun alle Argumente Bergsons gegen den Begriff kennen gelernt. Wie wir bereits an anderen Beispielen gesehen, versteht es Bergson auch hier, Einzeltatsachen und Einzelmerkmale scharf zu erkennen, während er sich als völlig unfähig erweist, die zwischen ihnen bestehende Wechselwirkung festzustellen und richtig zu definieren, m. a. W. deren dialektischen Sinn zu erfassen. Gewiß sind unsere Begriffe von der Wirklichkeit mit dieser selbst nicht identisch; gewiß deckt sich das Netz abstrakter Begriffe nicht überall mit der Wirklichkeit. Daraus jedoch zu folgern, daß die Begriffe unfähig seien, „die Wirklichkeit zu erfassen", heißt, die Frage verdrehen. Das Irreführende an der Bergsonschen Kritik besteht eben darin, daß Bergson bei der Kritik der Macht wissenschaftlicher Erkenntnis als solcher seine Angriffe gegen die abstrakte theoretische Erkenntnis richtet, die doch lediglich eine Seite der Wissenschaft darstellt. Berücksichtigt man nur die anschauende, abstrakttheoretische Erkenntnis, so ist „die Erfassung der Wirklichkeit", d. h. deren Darstellung in der ganzen unerschöpflichen Totalität ihrer konkreten und individuellen Züge jeder Erkenntnis gleichermaßen unmöglich, handele es sich nun um begriffliche oder um intuitive Erkenntnis. Weder die „Intuition" noch die Anschauung als von der Praxis losgerissene Erkenntnis vermögen das Reale zu reproduzieren. In bezug auf die Wirklichkeit stellt die „intuitive Erkenntnis" einen sekundären Akt dar, ebenso wie die intellektuelle Erkenntnis. Das Sein geht dem Bewußtsein voraus. Die Wirklichkeit vermag nur der a d ä q u a t zu reproduzieren, der es überhaupt versteht, sie zu r e p r o d u z i e r e n. Die „Erfassung" der Wirklichkeit im Bergsonschen Sinne kommt einer Neuschöpfung derselben gleich. Allein eine solche Aufgabe fällt dem Intellekt Berg-

[1] „Die Wahrnehmung der Veränderlichkeit", S. 12 u. 13.

[2] „Einführung in die Metaphysik", S. 25 u. 26.

sonscher Observanz, d. h. der zur Bildung abstrakter und allgemeiner Begriffe befähigten Vernunft auch gar nicht zu. Der Intellekt als solcher spiegelt das Dasein nur wider, ohne es neu zu erschaffen. Bergsons Kritik der Macht der Erkenntnis des Intellekts rennt offene Türen ein. Bergson beschuldigt den Intellekt der Mißachtung solcher Pflichten, die dieser nie auf sich genommen hat.

Der Intellekt ist nun aber keineswegs so abstrakt, wie Bergson ihn darstellt. Die Analyse, die Herauslösung, die Verallgemeinerung können nur im Wege der Abstraktion als Momente der Tätigkeit des Intellektes ausgeschieden werden. Konkret dagegen ist die Arbeit des Intellekts stets gegenständlich, stets materiell, stets mit der Praxis, mit gewerblicher und experimenteller Technik verknüpft. Von der Praxis kann nun aber in keinem Falle behauptet werden, daß sie der Wirklichkeit nicht entspreche, da ja die Praxis nicht nur abstrahiert und widerspiegelt, sondern erzeugt und reproduziert. Wenn der Chemiker im Laboratorium komplizierte organische Stoffe, die gewöhnlich nur vom lebenden Organismus erzeugt werden, experimentell-synthetisch herstellt, so „erfaßt" er damit ein Stück der Wirklichkeit im strikten Bergsonschen Sinne. Die experimentelle, d. h. mit der Technik, mit der Praxis verbundene Wissenschaft reproduziert somit das Reale und „erzeugt" es sogar aufs neue, wobei die reproduzierte Wirklichkeit bereits keine verallgemeinerte abstrakte Wirklichkeit mehr ist, sondern eine konkrete, eine individuelle. An dieser Reproduktion nimmt der Intellekt unmittelbar teil, denn ohne intellektuelle Formen der Erkenntnis, ohne Begriffe, ohne Abstraktionen könnte die experimentelle Praxis gar nicht zustande kommen. Die Begriffe, die Gesichtspunkte, die Methoden und die Kategorien des Intellekts liegen nicht irgendwo außerhalb der experimentellen Technik, sondern in ihr selbst, und dabei nicht etwa als ein ihr fremder Ballast, sondern im Gegenteil, als die Praxis gestaltende Elemente. Die Abstraktionen der Wissenschaft gehen gleichsam in den wahrnehmbaren Ergebnissen der experimentellen Praxis auf und bilden einen integrierenden Bestandteil derselben. Doch selbst als „unsichtbare", in den materiellen Produkten der Technik „aufgelöste" Elemente bestehen sie noch fort, so daß ihre Bedeutung dadurch keinerlei Einbuße erfährt.

Damit löst die Praxis prinzipiell und faktisch jene Aufgabe, die Bergson dem abstrakten Verstand überträgt. Bergsons Vorwürfe richten sich an eine falsche Adresse. Was an diesen Vorwürfen Wahres ist, trifft lediglich den abstrakten Verstand, nicht aber den Intellekt als solchen. Der Intellekt ist weit umfassender, als es Bergson scheint. Er umfaßt nicht nur die Analyse, sondern auch die Synthese, nicht nur das Abstrakte, sondern auch das Konkrete, nicht nur das Allgemeine, sondern auch das Besondere, nicht nur die Symbole der Wirklichkeit, sondern auch diese selbst. Der Intellekt ist nicht minder dialektisch, als es die Wissenschaft, als es jede Erkenntnis ist. Der reale Boden, auf dem diese Widersprüche aufgehoben werden, ist die Praxis, jene tausendfach von Bergson verlästerte Praxis, die nach ihm das Haupthindernis der adäquaten Erkenntnis

bilde. Dieser — freilich nicht dialektische — Widerspruch entsteht bei Bergson dadurch, daß er Praxis und Wissenschaft gleichzeitig verknüpft und auseinanderreißt. Handelt es sich ihm um den Beweis, daß die Wissenschaft unfrei, unselbständig sei und das Sein mit getrübtem Blick betrachte, so betont er besonders nachdrücklich die Abhängigkeit des Intellekts von der Praxis, dessen „plebejischen" Ursprung. Handelt es sich ihm dagegen um den Beweis, daß die Wissenschaft dem realen Sein inadäquat sei, so wirft er ihr ihren abstrakten, der schöpferischen Praxis entrückten, anschauenden Charakter vor. Dieser widerspruchsvollen Vorstellung liegt der für die Ideologen der modernen Bourgeoisie charakteristische Unglaube an die Praxis, an deren schöpferische Kraft und deren schöpferische Möglichkeiten zugrunde. Das praktische Bestreben, die praktische Energie der modernen Bourgeoisie gilt nicht mehr der Schöpfung neuer Werte, sondern allein der Erhaltung und Sicherung der bestehenden Ordnung. Praktisch findet diese Tendenz ihren Ausdruck in der aktiven Bekämpfung solcher neuen Werte, in deren physischer Behinderung; ideologisch bedeutet sie eine Philosophie, die eine anschauende Erkenntnis „ewiger" Gesetze des Seienden zur Quintessenz der Wissenschaft macht. Daher sehen heute alle modernen bürgerlichen Philosophen ihr erkenntnistheoretisches Ideal in der reinen Anschauung. Das gilt auch für Bergson. Das Revolutionäre an der Philosophie Bergsons, die allen früheren rationalistischen Lehren entgegentritt, ist eitel Trug. Mag sich die Philosophie nach Bergsons Vorschlag, statt sich mit der Betrachtung des Beharrlichen zu beschäftigen, auch der Anschauung der im Fluß befindlichen Phänomene zuwenden, mag die „kinematographische" Art der Anschauung auch durch die „intuitive" Anschauung ersetzt werden, die Anschauung hört darum nicht auf, Anschauung zu bleiben. Wie bei allen bürgerlichen Vorläufern Bergsons sehen wir auch bei Bergson eine abstrakte und metaphysische Gegenüberstellung von Subjekt und Objekt der Erkenntnis. Was Bergson von anderen bürgerlichen Ideologen unterscheidet, sind lediglich Nuancen, die das Wesen des bürgerlichen Denkens unberührt lassen.

V

Die Richtigkeit unserer Darlegungen bestätigt noch offensichtlicher Bergsons Lehre von der Intuition. Bergsons Philosophie erschöpft sich nicht in einer Kritik des Intellekts. Hätte sich Bergson lediglich auf diese Kritik beschränkt, so hätte seinem Antiintellektualismus die folgerichtige Entschiedenheit gefehlt; denn schließlich hätte man seine Ansichten über den Symbolismus und die Inadäquatheit des Intellekts allenfalls noch als den Ausdruck einer gewissen, wenn auch stark übertriebenen, so doch wirklich vorhandenen Relativität unseres Wissens hinnehmen können. Man hätte ihm dann zwar seine pessimistischen Schlüsse aus dieser Kritik, seinen Agnostizismus und sein Hinneigen zum Relativismus vorwerfen können,

allein der Intellekt und die Wissenschaft blieben bei ihm doch die einzigen Mittel der Erkenntnis der Wirklichkeit.

In Wirklichkeit geht Bergsons Antiintellektualismus viel weiter, da sich Bergsons Kritik des Intellekts auf die Intuitionslehre stützt. Bei der Kritik der Mittel und Wege intellektuellen Wissens geht Bergson von der fertigen und a priori getroffenen Entscheidung aus, daß es eine wesentlich vollkommenere Wissensform als das intellektuelle Wissen gäbe, nämlich die Intuition. Der Begriff der Intuition bildet jene Grundlage, auf der sich Bergsons gesamte Kritik aufbaut. Selbst in Fällen, in denen Bergson von der Intuition schweigt und lediglich die intellektuellen Formen als solche prüft, bildet der Begriff der Intuition doch jenen Maßstab, nach dem alle intellektuellen Funktionen bemessen und bewertet werden. Wie bei der Behandlung anderer Probleme ist Bergson auch hier bestrebt, eine allzu starke, allzu kategorische Gegenüberstellung der Standpunkte zu vermeiden. Eventuellen Einwänden vorgreifend, erklärt er, daß er nicht die Absicht habe, den Intellekt zugunsten der Intuition herabzusetzen. Der Intellekt und die Intuition seien zwei parallel entstandene Arten der Erkenntnis, die einander bedingten und ergänzten. Beider Ausgangspunkt bilde die Erfahrung. Diese empirische Einheit von Intellekt und Intuition, die Gemeinsamkeit ihrer Herkunft gestatte es sogar, die Lehre vom Wissen und die Metaphysik zusammenzufassen.

> „Andererseits aber hatte sich das Bewußtsein doch nur in Intuition und Intellekt gespalten, um der Notwendigkeit zu genügen, sich sowohl auf die Materie anwenden zu lassen, wie dem Fließen des Lebens zu folgen. Also würde die Zwieteilung des Bewußtseins von der zwiefachen Form der Realität abhängen und es würde somit die Erkenntnistheorie auf der Metaphysik beruhen. In Wahrheit, jede dieser Untersuchungen führt zur anderen; sie bilden einen Kreis; und dieser Kreis kann zum Mittelpunkt nur die empirische Erforschung der Entwicklung haben[1]."

Auf die empirische Biologie übertragen, bedeutet Bergsons Parallelismus zwischen Intellekt und Intuition den Parallelismus zwischen Intellekt und Instinkt. Laut Bergson kann die Intuition aufgefaßt werden als

> „der seiner selbst bewußt gewordene Instinkt, der fähig wäre, über seinen Gegenstand zu reflektieren und ihn ins Unendliche zu erweitern[2]".

Als verschiedene Richtungen derselben Lebensäußerungen seien Intellekt und Intuition gleichwertig, sie

> „stellen sich als zwei divergente, aber gleich glänzende Lösungen ein und desselben Problems dar[3]".

Diese Gedankengänge scheinen sich auf den ersten Blick einem reichlich weiten Rahmen einzufügen. Dem Parallelismus zwischen

[1] „Schöpferische Entwicklung", S. 183.
[2] Ebenda, S. 181.
[3] Ebenda, S. 148.

Intellekt und Intuition scheint hier die biologische Entwicklungslehre als Ausgangspunkt zu dienen. De facto dagegen ist auch Bergsons Biologismus oder Evolutionismus nichts anderes als eine bloße Maskierung. Was Bergson über die strahlenförmig verlaufenden Linien biologischer Entwicklung, den Parallelismus zwischen Logismus und Instinkt, die wechselseitige Bedingtheit von Intellekt und Intuition auch immer predigen mag, das Hauptbestreben seiner Philosophie, die Verhimmelung der Intuition einerseits, die Herabsetzung des Intellekts und der Wissenschaft andererseits, bleibt von alledem unberührt. Die Intuition allein sei imstande, die Aufgaben der Philosophie zu lösen, deren Ziel darin bestehe,

> „frei von den eigentlichen intellektuellen Formen und Gewohnheiten, das Leben ohne jeden Hintergedanken praktischen Nutzens zu betrachten[1]".

Nur das intuitive Wissen begnüge sich nicht mit der Relativität, sondern erreiche das Absolute; es erfasse die Wirklichkeit unmittelbar, ohne die Hilfe der Analyse und der Symbolik.

> „Hieraus folgt, daß ein Absolutes nur in einer Intuition gegeben werden kann, während alles übrige von der Analyse abhängig ist. Intuition heißt jene Art von intellektueller Einfühlung, kraft derer man sich in das Innere eines Gegenstandes versetzt, um auf das zu treffen, was er an Einzigem und Unausdrückbarem besitzt[2]."

Daher müsse die Philosophie, sofern sie in der Tat eine adäquate Erkenntnis der Wirklichkeit erstrebe, die intellektuellen Gewohnheiten abstreifen und sich auf die Intuition stützen.

> „Entweder ist die Metaphysik nur ein Ideenspiel, oder aber, wenn sie eine ernsthafte Geistesarbeit, wenn sie eine Wissenschaft und nicht bloß eine Gymnastik ist, so muß sie über die Begriffe hinausschreiten, um zur Intuition zu gelangen. Sicherlich sind ihr die Begriffe unentbehrlich, denn alle anderen Wissenschaften arbeiten zumeist mit Begriffen, und die Metaphysik würde der anderen Wissenschaften nicht entraten können. Aber sie ist nur dann ganz sie selbst, wenn sie über den Begriff hinausgeht, oder wenigstens, wenn sie sich von den starren und fertigen Begriffen befreit, um Begriffe zu bilden, die ganz verschieden sind von denen, die wir gewöhnlich handhaben; ich meine geschmeidige, bewegliche, fast flüssige Vorstellungen, die immer bereit sind, sich den flüchtigen Formen der Intuition anzubilden[3]."

Angesichts der großen Rolle, die in Bergsons System der Begriff der Intuition spielt, müßte naturgemäß eine abgeschlossene, umfassende erkenntnistheoretische Begründung der Intuition erwartet werden. Der Leser, dem vorgeschlagen wird, den Intellekt durch die Intuition zu ersetzen, wird sich doch nicht mit bloßen Versprechun-

[1] Ebenda, S. 201.
[2] „Einführung in die Metaphysik", S. 4.
[3] Ebenda, S. 13.

gen zukünftiger Leistungen dieser neuen Erkenntnisart abspeisen lassen. Vielmehr wird er fordern, daß man ihm genau darlege, worin denn die über alle Maßen gerühmte Intuition konkret bestehe, welches ihre Methoden seien, mit welchen Mitteln sie ihre Ziele zu erreichen gedenke und was sie Effektives zu leisten vermöge. Die Absage an den Intellekt ist doch wahrlich keine Kleinigkeit. Sollen wir schon auf den Intellekt verzichten, so wollen wir zum mindesten wissen, was wir dafür eintauschen.

Auf diese Fragen finden wir nun in Bergsons Philosophie nirgends eine Antwort. So sonderbar es auch scheinen mag, allein Bergsons Intuitionsbegriff entbehrt jedes positiven Inhalts. Laut Bergson ist die Fähigkeit zur Intuition rein negativ. Zu deren Beherrschung bedürfe es keiner besonderen Fähigkeit und besonderen Organe der Wahrnehmung. Die Intuition sei keine positive Funktion menschlicher Erkenntnis, sie bestehe lediglich in einer Befreiung des Bewußtseins vom praktischen Interesse, in der Beseitigung des praktischen Gesichtspunktes.

Zur Erreichung einer intuitiven Erkenntnis bedürfe es bloß eines Standpunktwechsels, einer Einstellung, bei der die Dinge nicht praktisch, sondern theoretisch, d. h. rein anschaulich betrachtet werden. So heißt es bei Bergson:

> „Besteht denn die Rolle des Philosophen nicht darin, uns zu einer vollständigeren Wahrnehmung der Wirklichkeit durch eine gewisse Verschiebung der Aufmerksamkeit zu bringen?" Und er antwortet: „Es würde sich also darum handeln, unsere Aufmerksamkeit von jener Seite des Universums abzulenken, an der wir praktisch interessiert sind, und sie dem zuzuwenden, das in nichts dem Praktischen dient. Eine solche Richtungsänderung der Aufmerksamkeit wäre eben die Philosophie selbst[1]."

In seiner berühmten, „Die philosophische Intuition" betitelten Rede auf dem internationalen Philosophenkongreß vergleicht Bergson die Intuition mit Sokrates' „Dämon". Bekanntlich zeichnete sich Sokrates' Dämon dadurch aus, daß er Sokrates nichts Positives anriet, sondern lediglich warnte, zurückhielt und verbot. Die gleiche Rolle schreibt Bergson der Intuition zu.

> „Mir scheint, daß die Intuition bei der Spekulation die gleiche Rolle spielt, wie der Dämon des Sokrates im praktischen Leben. Zum mindesten offenbart sie sich zum erstenmal in dieser Gestalt und in eben dieser Form gibt sie sich auch am klarsten kund: sie verbietet. Entgegen allen allgemeingültigen Ideen und scheinbar selbstverständlichen Thesen, entgegen allen bisher für wissenschaftlich gehaltenen Behauptungen flüstert sie dem Philosophen ins Ohr: Unmöglich[2]."
>
> „Was für eine seltsame Erscheinung", lesen wir an anderer Stelle, „ist doch diese instinktive Verneinungskraft, und wie

[1] „Die Wahrnehmung der Veränderlichkeit", S. 13.

[2] „L'Intuition philosophique", S. 5.

kommt es, daß sie nicht die Aufmerksamkeit der Philosophiehistoriker auf sich gelenkt hat? Ist es denn nicht selbstverständlich, daß das erste, was ein Philosoph tut, solange er sich im Denken noch nicht sicher fühlt und seine Lehre noch keine endgültigen Ergebnisse gezeitigt hat, daß er gewisse Dinge endgültig negiert? Wohl können sich später seine Anschauungen in dem, was er behauptet, wandeln, nicht aber in dem, was er verneint[1]."

Die Bergsonsche Intuition sagt nichts darüber aus, was und wie wir zu erkennen haben. Sie begnügt sich damit, uns mit der Praxis verbundene Erkenntnisakte zu untersagen. Sie erinnert darin lebhaft an die Moral Tolstois, die aus lauter negativen Geboten besteht.

Noch seltsamer erscheint Bergsons Intuitionslehre, wenn man sie im Zusammenhang mit Bergsons Anschauungen über Kunst betrachtet. Die intuitive Erkenntnis verwirkliche sich in der Kunst. Die bloße Tatsache der Existenz der Kunst beweise, daß eine Intuition möglich und realisierbar sei, mag es auch nur als seltene Ausnahme der Fall sein. Die gewöhnliche menschliche Erkenntnis dagegen — die alltägliche wie die wissenschaftliche — sei stets praktisch, somit intellektuell und nicht intuitiv. Wie wolle man denn überhaupt in den Dingen mehr sehen, als die gewöhnliche Wahrnehmung zu bieten vermag.

„Wie kann man von dem Körper oder Geist verlangen, daß sie mehr, als sie es tun, sehen. Die Aufmerksamkeit kann die Genauigkeit der Beobachtung erhellen, vergrößern und sie vertiefen, aber sie kann es nicht dazu bringen, etwas im Gesichtsfelde der Wahrnehmung auftauchen zu lassen, was dort nicht von Anfang an gewesen ist[2]."

Diesen Einwand gegen die Möglichkeit der Intuition sieht Bergson, er nimmt ihn selbst vorweg und pariert ihn folgendermaßen:

„Aber uns scheint, daß dieser Einwand durch die Erfahrung widerlegt wird. In Wirklichkeit begegnet man zu allen Zeiten Menschen, deren Bestimmung gleichsam darin besteht, dasjenige zu sehen, was wir natürlicherweise nicht bemerken. Diese Menschen sind — die Künstler." Oder: „Was anderes erstrebt denn die Kunst, als uns zu zwingen, in Natur und Geist, in uns und außer uns, eine Fülle von Dingen zu entdecken, die sich unseren Gefühlen und unserem Bewußtsein nicht klar offenbaren."

Die Kunst bestätige mithin die Existenz einer Intuition im Bergsonschen Sinne. Bildet indessen die Kunst wirklich ein klassisches Beispiel intuitiver Erkenntnis, so ist unschwer zu erkennen, daß Bergsons Theorie der Intuition falsch und unhaltbar ist. Kunst ist vor allem Tätigkeit, überdies eine höchst komplizierte Tätigkeit. Sie stützt sich auf einen besonders komplizierten Mechanismus von Wahrnehmungen und bedarf zu ihrer Verwirklichung spezifischer,

[1] „Die Wahrnehmung der Veränderlichkeit", S. 10.

[2] Ebenda, S. 9.

an Material und Technik sowie an gesellschaftliche Verhältnisse und individuelle Lebensfaktoren gebundener Bedingungen. Um Künstler zu sein, muß man über eine Reihe positiver, materieller (psychophysiologischer) Faktoren verfügen, die in jedem Kunstzweige andere sind und dem konkreten Material und den speziellen Aufgaben der entsprechenden Kunst genügen müssen. Bergsons intuitive Aesthetik ignoriert rundweg alle diese konkreten Unterschiede und verlangt vom Künstler nur eines: die Fähigkeit, die Dinge losgelöst von der Praxis zu betrachten. So verwandelt Bergson Kunst in reine Anschauung.

Es ist nicht schwer, die Quelle all dieser Irrtümer aufzudecken. Das ganze Geheimnis besteht darin, daß Bergsons Intuitionsbegriff eine ausgesprochene Fiktion ist. Seine Rolle im Gesamtsystem ist eine bloß untergeordnete, auxiliäre. Der Intuitionsbegriff dient Bergson lediglich als Mittel zur Herabsetzung der Autorität des Intellekts und der intellektuellen Erkenntnis. Die Intuition als besondere Art der Erkenntnis interessiert dagegen Bergson nicht im geringsten. Er bedarf ihrer lediglich als eines idealen Maßstabes zur Feststellung der Unvollkommenheit des Intellekts und der Wissenschaft. So erweist sich Bergsons Intuition als ein völlig leerer und rein negative Bestimmungen umfassender Begriff. Daher auch dessen Wertlosigkeit und Bedeutungslosigkeit für Bergsons System. Die „entdeckte" Intuition liegt bei Bergson brach. Nirgends macht der Philosoph den Versuch, die Intuition zur Gewinnung neuer positiver Erkenntnisse heranzuziehen. So verwandelt sich bei ihm die Intuition in eine reine Fiktion, ein wertloses Symbol, ein bloßes Hirngespinst. Ihr eigentlicher Zweck ist die Diskreditierung der Wissenschaft und der intellektuellen Erkenntnis. Wem diese sonderbare Bestimmung der Bergsonschen Intuition klar geworden, dem wird sich auch der wahre Sinn der Bergsonschen Kritik der Wissenschaft leicht enthüllen. Einer oberflächlichen Betrachtung könnte diese Kritik als der Ausfluß tiefster Ueberzeugung von der Existenz einer absoluten Wahrheit erscheinen. Die wissenschaftliche Erkenntnis habe als relative Erkenntnis der absoluten den Platz zu räumen. Die absolute Erkenntnis oder absolute Wahrheit würde damit zur ersten Voraussetzung und zum letzten Ziel aller philosophischen Kritik. Davon ausgehend, erblickten einige Interpreten Bergsons in dessen Philosophie sogar einen Versuch zur Widerlegung des Relativismus und Pragmatismus. Allein, nichts wäre widersinniger als eine solche Annahme, denn die einzige Quelle der kritischen und polemischen Begeisterung Bergsons war, ist und bleibt das Bestreben, die Macht des Intellekts und der Wissenschaft zu erschüttern. Bestände das Wesen der Bergsonschen Philosophie im Ernste in einer Widerlegung des Pragmatismus, so wäre Bergson die Kritik nur der Ausgangspunkt zur Entwicklung einer positiven Lehre von der absoluten Wahrheit, deren Voraussetzungen, Kriterien usw. In Wirklichkeit jedoch verhält es sich damit gerade umgekehrt. Der Begriff der absoluten Wahrheit spielt in Bergsons System die Rolle einer Fata Morgana. Es wird angedeutet, daß man die absolute Wahrheit erst nach der

Ueberwindung der „pragmatischen" Natur des Intellekts erreichen könne. Der Leser schickt sich darein und überläßt sich ehrfurchtsvoll der weiteren Führung des „Meisters". Allein, bald stößt er auf neue Leichen: Wahrnehmung, Vorstellung, Begriff, intellektuelle „Symbole" und Theorien bedecken, von der „Kritik" erschlagen, den steinigen Weg. Unter großen Anstrengungen gelingt es ihm, auch diese Hindernisse zu überwinden. Doch je weiter er vordringt, in desto weitere Ferne entschwindet ihm das Hauptziel: die Lehre von der absoluten Wahrheit. Sie bleibt nach wie vor an den Horizont gebunden. Die kritische Auseinandersetzung mit dem Intellekt erfolgt derweilen mit unverminderter Heftigkeit. Immer neue Feinde erscheinen auf dem Schlachtfelde. Gleich einer tausendköpfigen Hydra erwachsen dem Intellekt immer neue Machtmittel, so daß der Kampf in unverminderter Stärke weitertobt. Das dauert so lange, bis der Leser endlich begriffen, daß ihm eine absolute Wahrheit und eine absolute Erkenntnis bloß vorgespiegelt worden sind, es sich dem „Meister" bei alledem lediglich um ein „regulatives" Prinzip im Sinne Kants gehandelt habe und sich der reale Inhalt seines angeblich umfassenden Systems in einem Kampfe gegen den Intellekt und die Wissenschaft erschöpft.

VI

Hier entsteht nun die interessante Frage: Warum segelt Bergsons Kritik der Wissenschaft unter der Flagge der Bekämpfung des Pragmatismus? Wozu bedurfte Bergson der Uebertreibung des pragmatischen Charakters der Wissenschaft und der intellektuellen Erkenntnis? Er hätte doch sein Ziel, die Autorität der Wissenschaft um jeden Preis zu erschüttern, auch auf anderen Wegen erreichen können. Vom abstrakt-logischen Standpunkt aus hätte er doch ganz andere „Gründe" für eine Kritik der wissenschaftlichen Erkenntnis ins Feld führen können.

Hier tritt nun die historische und klassenmäßige Bedingtheit des Denkens Bergsons wohl am klarsten zutage. Bergsons Philosophie gehört der Ideologie einer Klasse an, die sich seit langem allen Versuchen, die soziale Struktur der modernen Gesellschaft praktisch umzugestalten, hartnäckig widersetzt. Den Ideologen der modernen Bourgeoisie erscheinen H a n d l u n g , A k t i v i t ä t , P r a x i s stets verdächtig, da die Aktivität zur revolutionären Aktivität, die Praxis zur revolutionären Praxis werden kann. Daher das tiefe Mißtrauen und die offensichtlich feindliche Haltung der Praxis gegenüber. In der Erkenntnistheorie äußert sich diese Scheu darin, daß der Praxis jeder Anspruch auf erkenntnistheoretische Gewißheit streitig gemacht wird. Die moderne Bourgeoisie ist gegenwärtig weniger denn je fähig, den erkenntnistheoretischen Gehalt und erkenntnistheoretischen Wert der Marxschen Feuerbach-Thesen zu erfassen. Dem praktischen Kriterium der Gewißheit hält sie das Ideal der reinen Anschauung, der passiven Spekulation entgegen, das sie

dem Arsenal der Klassiker des Idealismus entlehnt hat, nachdem sie zuvor den praktischen, lebendigen, ja selbst revolutionären Gehalt, den der Begriff der Anschauung bei Kant, Schiller und Fichte in sich birgt, über Bord geworfen. Nun begreifen wir, warum Bergsons Kritik der Wissenschaft sich in der Richtung einer Bekämpfung des Pragmatismus bewegt. Je enger sich die Beziehungen zwischen den Formen des Intellektes und der menschlichen Praxis gestalten, desto schlimmer sei das für den Intellekt, da nach der Meinung Bergsons und der seiner Klasse die Unsicherheit der Erkenntnis in dem Maße der Annäherung an die Praxis zunehme. Daher gelten Bergsons Hauptanstrengungen der Begründung der These, daß die Wissenschaft — ihrer Natur wie ihrem gesamten Umfange nach, von der alltäglichen Praxis bis hinauf zu den abstraktesten Konstruktionen — durch und durch praktisch sei, der Praxis entspringe und letzten Endes auf sie hinauslaufe. Indem Bergson den „Pragmatismus" als ein Merkmal der gesamten Wissenschaft hinstellt, erschüttert er damit die Gewißheit wissenschaftlicher Erkenntnis. Ausgesprochener Ekel vor der Praxis und lähmender Zweifel an der Fähigkeit der Praxis, die menschliche Erkenntnis zu fördern, bilden das Charakteristikum aller Werke Bergsons. Das aber zeichnet nicht allein Bergson aus, sondern ist typisch für die in Bergson ihren Propheten sehende Klasse. So korrekt Bergsons Sprache auch erscheinen mag, so sehr er mit dem Intellekt und der Wissenschaft auch liebäugeln mag, im Wesen der Sache besteht in bezug auf das Verhältnis zur Praxis zwischen Bergson und den krassesten Vertretern des modernen bürgerlichen Mystizismus, die offen gegen die Wissenschaft und die Vernunft rebellieren, keinerlei Unterschied. Das Pathos der Philosophie Bergsons ist das Pathos des intellektuellen Nihilismus der modernen Bourgeoisie. Dieser Nihilismus gipfelt in der auf reine Negation hinauslaufenden Intuitionstheorie.

Im Zusammenhang mit dem negativen Charakter dieser Theorie steht auch Bergsons Ansicht über das Erkenntnisobjekt, eine Ansicht, die die Originalität seiner Lehre zum Unterschied von allen antiken und neuen Systemen des Intuitionismus begründen soll. Laut Bergson ist die intuitiv erfaßbare Wirklichkeit keine besondere Wirklichkeit, keine Wirklichkeit für sich, sondern dieselbe Wirklichkeit, mit der es auch unser Intellekt, unsere Wahrnehmung und unsere Begriffe zu tun haben. Die intuitive Erkenntnis biete uns zwar neue Einblicke in gemeinhin unbeachtet bleibende Zusammenhänge, allein das Neue betreffe doch dieselben Dinge. Zur Wahrnehmung dieses Neuen bedürfe es keinerlei neuer Mittel, sondern nur einer Umstellung des Standpunktes gegenüber der bestehenden Wirklichkeit. Das Objekt der intuitiven Erkenntnis bleibe mithin auch das der intellektuellen Erkenntnis, da ja die Wirklichkeit für den Intellekt oder die Intuition dieselbe bleibe. Es gäbe ja nur eine Wirklichkeit, nämlich die unserer einfachen Wahrnehmungen. Diese Lehre hält Bergson für seine Originalleistung. Die bloße Anschauung und die Abkehr von der Praxis hätten bereits viele seiner Vorgänger gelehrt, dagegen — meint Bergson — habe es vordem niemand gewußt, daß

die Anschauung und die Intuition dieselbe Wirklichkeit erfassen. Alle Anhänger einer intuitiven Erkenntnis wären der Meinung gewesen, daß das Objekt der Intuition eine Wirklichkeit betreffen müsse, die wesentlich verschieden sei von der Wirklichkeit unserer alltäglichen Wahrnehmung.

> „Wiederholt erklärten Philosophen ..., daß Philosophieren die Abkehr von dem praktischen Leben bedeute und daß das Denken der Handlung entgegengesetzt sei ... allein keiner hat diesem Gedanken größere Kraft verliehen, als Plotin. ‚Jede Tat', meinte er (und er fügte sogar hinzu ‚jede Erzeugung'), sei ‚eine Abschwächung der Anschauung.' Und getreu dem Geiste Platos nahm er an, daß die Entdeckung des Wahren eine Abkehr (*Ἐπιστροφή*) des Geistes erfordere, der sich von dem irdischen Schein loszulösen und an die höheren Realitäten zu binden habe. ‚Flüchten wir in unser liebes Vaterland!'" „Wie man sieht," bemerkt dazu Bergson, „handelt es sich hier um ein ‚Flüchten'. Für Plato, wie auch für alle diejenigen, die gleich ihm unter Metaphysik die Abkehr vom Leben verstanden, bedeutete dies, sich in eine, von der Welt, in der wir leben, verschiedene Welt zu versetzen und zu anderen Mitteln statt unseren Sinnen und unserem Bewußtsein Zuflucht zu nehmen. Sie waren nicht der Meinung, daß diese Erziehung der Aufmerksamkeit einfach darin bestehen könnte, die Augenbinde fortzunehmen und sich jener Schranke zu entledigen, die das Leben erfordere. Auch glaubten sie nicht, daß die Aufmerksamkeit immerzu auf das gerichtet sein müsse, worauf sie gerichtet war. Nein, sie forderten, die Aufmerksamkeit solle sich anderem zuwenden. Daher appellieren sie an die Erleuchtung, die absolut verschieden ist von jenen Mitteln, derer wir uns bei der Erkenntnis der Außenwelt und unseres Selbst bedienen[1]."

Die Schlußbemerkungen sollen offenbar den Realismus stützen und die Einheit des Erkenntnisobjektes demonstrieren. Bergson wendet sich lebhaft gegen die Annahme der Existenz eines übersinnlichen Seins, übersinnlicher Qualitäten der Wirklichkeit. Eine solche Haltung würde unsere volle Zustimmung finden, trüge die Negation einer übersinnlichen Wirklichkeit bei Bergson nicht eine ganz spezifische Färbung und diente sie nicht ganz eigenartigen Zwecken. Da nach Bergsons Lehre der Gegenstand intuitiver Erkenntnis mit dem Gegenstand intellektueller Erkenntnis zusammenfällt, so treten auch alle Mängel des Intellekts um so deutlicher hervor. Besäßen Intuition und Intellekt verschiedene Objekte, so würde sich deren Erkenntniskraft einer vergleichenden Analyse und Wertung entziehen. Da jedoch der Gegenstand beider der gleiche ist, so verwandelt sich jeder Vorzug der Intuition eo ipso in einen Mangel des Intellekts. In der Bergson behandelnden Literatur hat allein Richard Kroner die wahren Tendenzen des Bergsonschen „Monismus" begriffen.

[1] „Die Wahrnehmung der Veränderlichkeit", S. 13 u. 14.

„Wenn der Philosophie und der Wissenschaft dasselbe Erkenntnisobjekt zugrunde liegt und nur die Methode eine verschiedene sei, so muß der Wert der Methode der Wissenschaft unvermeidlich sinken. In diesem Falle wird sich die Philosophie als Richterin über den Wert der Wissenschaft betrachten und die in ihr enthaltenen Wahrheiten niedrig einschätzen[1]."

Da nun aber die Bergsonsche Intuition mit allen Merkmalen eines biologischen Instinktes behaftet ist, so gelangt Bergsons Philosophie schließlich zu einem ausgesprochenen Alogismus. Bergson schreibt:

„Unser Denken in seiner rein logischen Form ist unfähig, sich das wahre Wesen des Lebens, den tiefen Sinn der Entwicklungsbewegung vorzustellen[2]." „Unsere Logik ist die Gesamtheit der Regeln, die bei der Handhabung der Symbole zu befolgen sind[3]."

Der gesunde Menschenverstand, die wahre intuitive Aufnahme des Realen stimme durchaus nicht mit unserer Logik überein.

„Geometrie und Logik sind uneingeschränkt anwendbar auf die Materie. Hier sind sie zu Hause, hier gehen sie auf eignen Füßen. Außerhalb dieses Gebietes aber bedarf das reine Denken einer Kontrolle durch den gesunden Menschenverstand, der etwas völlig anderes ist[4]."

Im Lichte dieses „gesunden Menschenverstandes" erscheinen die intellektualistischen Systeme, der Empirismus und der Rationalismus, gleichermaßen unhaltbar. Sie stehen gleich machtlos der Aufgabe gegenüber,

„sich dem Original selbst möglichst zu nähern, dessen Leben zu ergründen und durch eine Art intellektueller Auskultation dessen Seele pochen zu fühlen[5]".

Das Schlußergebnis aller Bergsonschen Analysen bildet die gänzliche Verneinung des Erkenntniswertes der Logik, des Intellekts und der Wissenschaft.

„Wenn die Metaphysik sich aus Begriffen konstituieren will, die wir vor ihr besitzen, wenn sie in einer kunstvollen Anordnung vorher existierender Ideen besteht, die wir benutzen wie Konstruktionsmaterial für ein Gebäude — kurz, wenn sie etwas anderes ist als die beständige Erweiterung unseres Geistes, die immer erneute Anstrengung, über unsere gegenwärtigen Ideen und vielleicht auch über unsere bloße Logik hinauszukommen, so ist es nur allzu klar, daß sie künstlich wird wie alle Werke des bloßen Verstandes. Und wenn die Wissenschaft ganz und gar Werk der Analyse oder der Vorstellung in Begriffen ist, wenn

[1] R. Kroner, „Die Philosophie der schöpferischen Entwicklung", Logos 1913, S. 104.

[2] Bergson, „Schöpferische Entwicklung", Einführung, S. 1.

[3] Ebenda, S. 165.

[4] Ebenda, S. 166.

[5] „Einführung in die Metaphysik", S. 22.

die Erfahrung nur zur Verifikation von ‚klaren Ideen' dienen soll, wenn sie, anstatt von vielfachen verschiedenen Intuitionen auszugehen, die sich in die eigene Bewegung jeder Realität einfügen, sich aber nicht immer ineinander einschachteln lassen, eine unermeßliche Mathematik, ein einziges System von Relationen sein will, das die Totalität des Wirklichen in ein schon vorgerichtetes Netz einsperrt, so wird sie eine rein auf den menschlichen Verstand bezogene Erkenntnis[1]."

Wir haben nun die Hauptgedanken der Bergsonschen Erkenntnistheorie kennengelernt. Ihr gesamter Gehalt, ihre ganze Tendenz läuft auf das Bestreben hinaus, die intellektuelle Erkenntnis über Bord zu werfen. Bergsons Intuitionismus und Realismus verfolgen dasselbe Ziel. Das angeblich positiv Wissenschaftliche, die Heranziehung der Biologie, die Verbeugungen vor positiven Leistungen, die hohe Bewertung der künstlerischen Betätigung — all das dient nur der Reklame, ist bloße Ausschmückung des Systems, dessen wahres Wesen vielmehr auf eine Rebellion gegen den Intellekt und die Wissenschaft hinausläuft.

Nicht besser ist es um die Idee des Intuitionismus bestellt. Der beschränkte Gewinn, der aus ihr gezogen werden könnte, wird infolge der zerstörenden Absichten Bergsons vollkommen hinfällig. Den Beweis dafür, daß die Intuition eine besondere Erkenntnisart darstelle, ist uns Bergson schuldig geblieben. Das Problem der Intuition ist kein erkenntnistheoretisches Problem. Gewiß vermögen wir die Wahrheit durch „Intuition", d. h. durch Erraten, unvermittelte „Eingebung" u. dgl. mehr zu erfassen; nicht minder gewiß ist, daß auch der Zeitpunkt des Auftauchens einer plötzlichen Lösung, einer Hypothese, sich oft der Macht des intellektuellen Bewußtseins entzieht und Entdeckungen und Eingebungen zuerst in der Sphäre des „Intuitiven" entstehen. Allein, auf welchem Wege wir unsere unvermittelten Einsichten, Erklärungen, Theorien oder Hypothesen auch gewinnen mögen, der Inhalt des einmal Erkannten vermag stets — zum mindesten prinzipiell — die Gestalt intellektueller Erkenntnis anzunehmen. Erst das in solcher Weise zum Ausdruck Gebrachte, Bewiesene oder Begründete, m. a. W. zu voller intellektueller Klarheit Gereifte erlangt einen wahren erkenntnistheoretischen Wert. Die „Intuition" gehört wohl zur Psychologie der Erkenntnis, nicht aber zu deren Theorie oder Methodologie. Methodologisch betrachtet, kann die Erkenntnis formal-logisch und konkret-dialektisch sein. In beiden Fällen bewegt sie sich jedoch im Rahmen des Intellektes. Wie die „fixen", „erstarrten" Begriffe der Vernunft und formalen Logik sind auch die „fließenden", „elastischen" Begriffe der Dialektik Erzeugnisse des Intellektes. Darin erschöpft sich der zwischen ihnen bestehende Widerspruch. Der ausgesprochene Dualismus, den Bergson für das Verhältnis des Intellekts zur Intuition postuliert, findet in den Tatsachen der realen Erkenntnis nicht die geringste Stütze. Ebenso falsch, hohl und unbegründet ist Bergsons

[1] Ebenda, S. 51 u. 52.

Relativismus. Aus der Unvollkommenheit wissenschaftlicher Erkenntnis auf deren Insuffizienz zu schließen, ist unstatthaft, da, wie es bei Friedrich Engels heißt,

> „alle menschliche Erkenntnis in einer vielfach verschlungenen Kurve sich entwickelt, und die Theorien auch in den geschichtlichen Disziplinen inkl. Philosophie sich ebenso verdrängen, woraus aber z. B. niemand schließt, daß die formelle Logik Unsinn ist[1]".

Was nun dem großen Denker des Proletariats einst unmöglich erschien, präsentiert uns heute die Philosophie eines modernen bürgerlichen Ideologen als große Weisheit. Bergsons Philosophie hat dem Alogismus ideologisch die Bahn geebnet. Durch die Untergrabung der Autorität der Wissenschaft festigt sie die Autorität des Glaubens und der Religion. Daß Bergson selbst den sich aus seiner Lehre ergebenden Folgerungen ausgewichen, ist reiner Zufall und belanglos. Uns genügt es, erkannt zu haben, daß diese Konsequenzen der Gesamttendenz und dem Gesamtinhalt seiner Lehre entsprechen. Was zudem der vielbewunderte Philosoph zu tun unterließ, geschah um so freimütiger seitens seiner Schüler, die des „Meisters" Philosophie in ein aktives Ferment eines wiederauflebenden Fideismus verwandelten. Deren objektive Eroberungen haben bereits die Absichten ihres Schöpfers überschritten. Die erste Frucht seiner Eroberungen sehen wir bereits in den Arbeiten James' zur Theorie des Wissens und zur Religionspsychologie, deren Analyse und Kritik jedoch einer gesonderten Behandlung bedürfen.

[1] F. Engels, „Dialektik und Natur", „Marx-Engels-Archiv", 2. Bd., Frankfurt a. M. 1927, S. 155.

A. DEBORIN

EIN NEUER FELDZUG GEGEN DEN MARXISMUS

I

Der Moloch des Weltkrieges hat der Menschheit unzählige Opfer entrissen. Außer der Vernichtung von Produktivkräften, von materiellen Werten, an deren Erzeugung ganze Generationen gearbeitet haben, bedeutete der Krieg vor allem die Vernichtung von Millionen Menschenleben.

Unter unsäglichen Leiden verblutete das Proletariat auf dem Schlachtfelde. Während sich die Arbeiter in Todesqualen wanden, begannen die klassenbewußten unter ihnen, sich darüber klar zu werden, welch' unerhörte Niederlage die Sache des Sozialismus dank den anerkannten „Führern" des Sozialismus in der Zeit dieses fürchterlichen Gemetzels erlitten hatte. Der Krieg hat aber nicht nur materielle Verheerungen zur Folge gehabt, sondern auch Verheerungen in den Herzen und Gemütern der Menschen hinterlassen. Statt flammender Entrüstung und unbeugsamen Willens zur Revolution hat der Krieg im Generalstab der meisten Arbeiterparteien lediglich eine Gehirnerweichung und ein spießbürgerliches Sich-abfinden mit dem Lauf der Dinge ausgelöst.

Die Bourgeoisie hat in diesem Krieg einen gewaltigen Sieg über das Proletariat errungen. Zwar hat sie selbst bei dieser Schlächterei ebenfalls ihren Teil abbekommen, sogar etliche empfindliche Wunden erhalten, nichtsdestoweniger hat sich die Sache alles in allem doch gelohnt, da ihr gefährlichster Feind mit Unterstützung der „Arbeiterfreunde" in eine doch weit schlimmere Lage versetzt worden war. In die Reihen der Arbeiter wurde Verwirrung hineingetragen, ihre Geschlossenheit gesprengt.

Das Proletariat kapitulierte vor der Bourgeoisie bereits am Tage der Kriegserklärung. Aber es ist selbstverständlich, daß diese Kapitulation dem Charakter der ganzen voraufgegangenen Entwicklung der Arbeiterparteien entsprang. Es ist kein Geheimnis, daß unmittelbar vor dem Kriege der Reformismus bzw. Revisionismus zur faktisch herrschenden Strömung in den westeuropäischen sozialdemokratischen Parteien geworden war. Die revolutionäre Phrase diente häufig als Feigenblatt für eine opportunistische Praxis. Der gähnende Abgrund, der sich zwischen der Theorie und der Praxis der westeuropäischen Arbeiterbewegung schon zuvor aufgetan hatte, wurde durch den Krieg lediglich enthüllt und greller beleuchtet.

Das Konkubinat der Sozialdemokratie mit der Bourgeoisie wurde während der Kriegszeit durch die Praxis des Burgfriedens, durch die

Predigt sozialpatriotischer Ideen usw. gefestigt und besiegelt. Es drückte der Ideologie und Politik der Sozialdemokratie der Nachkriegszeit, die sich faktisch bereits aus einer revolutionären sozialistischen Partei in eine Partei des bürgerlichen Liberalismus verwandelt hatte, ein unauslöschliches Siegel auf. Es ist daher nicht zu verwundern, daß die verbürgerlichten sozialdemokratischen Ideologen, die einerseits mit der Bourgeoisie, andererseits mit der Arbeiteraristokratie verbunden sind, in den letzten Jahren Versuche zum Ausbau einer neuen Weltanschauung machen, einer Ideologie, in der die dem Philisterherz so teueren „göttlichen Ideen" und eine gewisse Dosis liberal-sozialistischer Harmonieduselei in stiller Eintracht ihr Dasein fristen.

Diese Tendenz liegt einer ganzen Reihe in den letzten Jahren erschienener Arbeiten zugrunde, nämlich eine Kritik der mit den positiven Errungenschaften der Wissenschaft aufs engste verbundenen materialistischen Philosophie unter gleichzeitiger Propaganda religiöser und abstrakt-ethischer Ideen. Im Einklang damit erfolgt eine bittere Bekämpfung des Marxismus, als der revolutionären, den Burgfrieden und die Klassenharmonie verwerfenden Lehre.

Nichts ist empörender und niederträchtiger als die seitens dieser Herrschaften immer wieder zum Besten gegebenen Sentenzen, der Marxismus habe Bankrott gemacht, „die Feuerprobe des Krieges nicht bestanden", sie um ihre Erwartungen betrogen, den herannahenden Weltkrieg und die Rolle der Sozialdemokratie während desselben nicht vorausgesehen. Alle diese Refrains zeugen lediglich von einem faulen Gewissen. Verbrecher sind nur allzuoft geneigt, die Schuld am eigenen Verbrechen ihrem Opfer zuzuschieben. Diese elenden Wichte, die den Marxismus und Sozialismus verraten haben, bringen nicht einmal den Mut auf, offen aufzutreten; daher ihre Versicherung, der Marxismus habe die Sozialdemokratie verraten. Der Marxismus soll sich in der Zeit des Krieges „ohnmächtig" erwiesen haben! Nun, ohnmächtig war er in der Tat, aber lediglich aus dem Grunde, weil die Sozialdemokratie ihre ganze Kraft auf die Schwächung des Proletariats gerichtet hatte. Nachdem diese Herren die Einlösung der ihnen wiederholt prolongierten Wechsel verweigert hatten, wagen sie es noch, über einen Bankrott des Marxismus zu jammern. Fürwahr, die waschechtesten Philister!

II

Der prägnanteste Vertreter dieser Kategorie „revolutionärer" Philister ist der belgische Sozialdemokrat Hendrik De Man. Einst revolutionärer Marxist und Kampfgenosse Karl Liebknechts und Rosa Luxemburgs, verwandelte sich De Man während des Krieges in einen Sozialpatrioten und rückte als Freiwilliger ein. Es verlautet, De Man habe im Kriege als fähiger Flieger „Wunder an Tapferkeit" verrichtet. Als der Krieg vorbei war, beschloß er, seine Tapferkeit auf einem neuen Gebiet zu erproben: er schleuderte gegen den Marxis-

mus ein großkalibriges Geschoß in Form eines dicken Wälzers, der den Marxismus zertrümmern soll, um auf den Trümmern des letzteren den Bau einer „neuen Welt", einer neuen, auf der Freudschen „Tiefenpsychologie" und der Bergsonschen Intuition begründeten Weltanschauung zu errichten. Die grundlegenden politischen Aufgaben, die sich dabei unmittelbar aus der „Tiefenpsychologie" ergeben, laufen ganz simpel auf eine Begründung der schmutzigen Praxis der modernen sozialdemokratischen Parteien hinaus. Die praktische Hauptlosung, die die neuen Propheten des alten Spießbürgertums dem Publikums künden, ist die Verbürgerlichung des Proletariats, seine Erziehung zur Philisterei.

Nebenbei bemerkt, hat De Man, selbst nach der Meinung verschiedener sozialdemokratischer Literaten und Publizisten, die De Mans Auftreten mißbilligen, denn doch allzusehr über die Stränge geschlagen. Unseres Dafürhaltens ist der Protest seiner sozialdemokratischen Opponenten durchaus unbegründet, da sich De Man, wie gesagt, in bezug auf praktische Vorschläge und Forderungen mit der opportunistischen Sozialdemokratie vollauf solidarisiert. Mehr noch: De Man geht von dieser Praxis aus und begnügt sich damit, derselben lediglich eine philosophische und sozial-psychologische Basis zu geben. Der Mißgriff De Mans dürfte vom Standpunkt eines sozialdemokratischen Schriftstellers allein in seiner allzu großen Offenheit bestehen; denn äußerlich, formal halten diese Schriftsteller am Marxismus auch heute noch fest. De Man hat sich nun für sie als ein enfant terrible erwiesen, das die geheimsten Wünsche der gegenwärtigen sozialdemokratischen Parteien ausgeplaudert hat.

Aeußerst charakteristisch für diese Herrschaften ist jene Art schlauer Diplomatie, wie sie uns beispielsweise in einem Artikel Heinrich Ströbels über das De Mansche Buch entgegentritt*. Ströbel sucht De Man auf alle mögliche Art zu überzeugen, daß dessen „Befreiung vom Marxismus" — so resumiert De Man selbst seine Gedankengänge — mit dem Marxismus sehr wohl vereinbar sei, seine Kritik des Marxismus lobenswert erscheine und er, De Man, ungeachtet der völligen Zurückweisung des Marxismus seinem inneren Wesen wie seinen Zielen und Impulsen nach doch nach wie vor derselbe brave Marxist bleibe, der er vor 20 Jahren gewesen. Das verstehe, wer Lust hat! Die Logik dieser Herren ist in der Tat verblüffend: Die Ablehnung des Marxismus ist ihnen gleichbedeutend mit dessen Anerkennung!

Das Buch De Mans** besteht aus vier Teilen. Im ersten, „Die Befreiung vom Marxismus" betitelten Teil werden die logischen und methodologischen Grundlagen des Marxismus vom Standpunkte des Psychologismus einer Kritik unterzogen. Nach prompter Erledigung des Marxismus im ersten Teil, schreitet De Man im zweiten Teil seiner Arbeit zur Darlegung der Grundlagen seiner eigenen Auf-

* „Dresdener Volkszeitung" vom 23. Februar 1926.

** Hendrik De Man, „Zur Psychologie des Sozialismus". Eugen Diederichs, Jena 1926.

fassung. Dieser Teil des Buches ist überschrieben: „Der Sozialismus als Wille". Der dritte Teil bildet die Fortsetzung des zweiten und nennt sich: „Der Sozialismus als Vorstellung". Gekrönt wird die „Untersuchung" De Mans durch eine Synthese von Willen und Vorstellung, die den Schlußteil „Der Sozialismus als vorgestellter Wille" bildet. In diesem deutet er an, auf welchem konkreten Wege man zum Sozialismus gelange und welcher Mittel es zur Verwirklichung desselben bedürfe. Ein abgeschlossenes Programm also. Ende gut, alles gut.

Diese Mittel und Wege bestehen nun, wie bereits erwähnt, in der Verbürgerlichung des Proletariates. Die Gedankenwelt der Arbeiterklasse soll sich vom Radikalismus zum Reformismus, vom Kosmopolitismus zum Nationalismus und vom „materialistischen Zynismus", wie sich unser kühner „Flieger" geschmackvoll ausdrückt, zu einer religiös-ethischen Weltanschauung entwickeln, welch' letztere ihre tiefste Begründung durch die Lehren Freuds und Bergsons erhalte; denn die Psychoanalyse führe uns zur Anerkennung jener Wahrheit, daß „es nichts Realeres im Menschen gibt als die göttliche Kraft des Sittengesetzes*".

Dies das Gerippe der De Manschen Konzeption. Wir gehen nunmehr zu deren eingehender Erörterung über.

III

Wir gestehen von vornherein: gewisse Stellen des „Werkes" De Mans wirken durch die in ihnen enthaltene Heuchelei geradezu empörend und erregen nur Abscheu. Das berechtigt uns, uns auf den Boden der Psychologie zu begeben, denn die ganze Arbeit De Mans stellt in der Tat vor allem ein ausgesprochen psychologisches Dokument dar. Der Verfasser setzt reichlich weitschweifig jene Beweggründe auseinander, die ihn, den einstigen revolutionären Marxisten, zum Anhänger einer religiös-ethischen Weltanschauung gemacht haben. Und was stellt sich hierbei heraus? Die Kleinigkeit, daß die ganze Verantwortung für den von ihm vollbrachten salto mortale allein dem Marxismus zur Last falle.

In seiner eigentümlichen „Beichte" erzählt uns De Man, daß er bereits lange vor dem Kriege begonnen habe, an der Wahrheit des orthodoxen Marxismus zu zweifeln, insbesondere seitdem er mit der praktischen Tätigkeit der Gewerkschaften in nähere Berührung gekommen sei. De Man gibt zu, daß er bereits vor dem Kriege den Reformisten und Revisionisten viel näher gestanden als den Revolutionären, es indessen nicht für nötig befunden habe, mit einer offenen Kritik der Grundlage des Marxismus hervorzutreten. Die „Beichte" De Mans wirft ein grelles Schlaglicht auf die Psychologie weiter Kreise westeuropäischer „orthodoxer" Marxisten, die, nach einer bekannten Aeußerung des alten Ignaz Auer, reformistische

* De Man op. cit. S. 431.

Arbeit verrichteten, während sie revolutionäre Reden hielten. Was Wunder also, daß, als der Krieg losbrach, die sozialdemokratischen Parteien in ihrer überwiegenden Mehrheit ihrer patriotischen Pflicht nachkamen. Auch De Man zog als Freiwilliger ins Feld. Als belgische Genossen ihn über die Gründe, die seinen Entschluß herbeigeführt, befragten, antwortete er: „Karl Liebknecht und ich sind unseren antimilitaristischen Ueberzeugungen treu geblieben. Diese Gemeinsamkeit der Ueberzeugung hat den deutschen Antimilitaristen ins Gefängnis gebracht, mich dagegen in den Schützengraben." Im Verlaufe des Krieges habe er viel erlebt und über vieles nachgedacht, und der Umstand, daß er wiederholt dem Tode ins Antlitz gesehen, berechtige ihn, zu behaupten, das Buch sei mit seinem Herzblut geschrieben. Nun melden sich bei ihm Gewissensbisse, wogegen nichts einzuwenden wäre. Gleichzeitig aber schiebt er die Verantwortung für sein Verhalten dem Marxismus zu, wogegen allerdings sehr viel einzuwenden ist.

Wie erklärt uns De Man die Gründe, die ihn zu einer „Revision" seiner früheren Auffassungen bewogen haben? Er verkündet, seine Seele sei von Zweifeln und innerem Zwiespalt erfüllt gewesen, was ihn gepeinigt habe. Er, der leidenschaftliche Antimilitarist und begeisterte Internationalist, h a b e s i c h v e r p f l i c h t e t g e f ü h l t, am Kriege gegen Deutschland teilzunehmen. Dieser Zwiespalt zwischen V e r n u n f t und innerem Drange habe den Anstoß gegeben zur Ueberwindung des Marxismus und zur „Erneuerung" des Sozialismus auf religiöser Basis, die ihrerseits nicht einer Vernunfterkenntnis, sondern der Intuition, dem unbewußten Erleben und dem Instinkte ihre Entstehung verdanke. Wir werden noch sehen, auf welche Weise De Man zur Leugnung der Rolle des Intellektes, der rationalen Erkenntnis, folglich auch zur „Ueberwindung" einer w i s s e n s c h a f t l i c h e n, d. h. m a r x i s t i s c h e n Erklärung der Erscheinungen gelangt.

An die Stelle der Wissenschaft tritt der Glaube und die Intuition, kurz die religiöse Weltanschauung. Kleine Ursachen, große Wirkungen. Der Zwiespalt zwischen der Pflicht des Internationalisten und dem Instinkt des Patrioten endete mit der Kapitulation der Vernunft vor dem Instinkt, der Wissenschaft vor dem Glauben, Karl Marx' vor Freud und Bergson. Der Marxismus De Mans verbrannte im Feuer der „animalischen Instinkte" dieses Pseudotragikers. Richtiger gesagt, erstickte De Mans Marxismus in der Dunstatmosphäre des patriotischen Rummels.

Wer aber trägt die Schuld an diesem tragischen Vorgang? Sehr einfach: der Marxismus selbst! Man höre:

> „Das Erlebnis des Weltkrieges hat nur deshalb an meiner Ueberzeugung gerüttelt, weil es an meinem sozialen Gewissen gerüttelt hat. Der Marxismus hat den Sozialisten damals nicht die Wege gewiesen, die zur Erfüllung ihrer sittlichen Pflicht an der Menschheit führen konnten. Er hat nicht genug gewollt, weil er nicht genug verstanden hat. Die Blutschuld, die dafür

auf ihm lastet, kann ich ihm um so weniger vergessen, als ich mich selber noch vom Gewicht dieser Schuld belastet fühle*."

Was für ungeheuerliche Beschuldigungen werden hier gegen den Marxismus erhoben! Auf dem Marxismus lastet die Verantwortung für das im Weltkrieg verbrecherisch vergossene, unschuldige Blut! Wie ist das zu verstehen? Von was für einem Marxismus ist hier die Rede? Wenn De Man hier den „Marxismus" der Sozialpatrioten und Reformisten im Auge hat, so hat er selbstverständlich recht. Aber warum verharrt De Man dann noch weiter auf dem Boden dieses Reformismus? Und was hat denn der unverfälschte Marxismus, über den sich De Mans Zorn ergießt, mit alledem zu tun? Will uns De Man etwa weismachen, der Marxismus habe seine Entstellung und Verflachung durch die Reformisten und Sozialisten und den Verrat an seinen Prinzipien und seine Aushöhlung durch diese selbst verschuldet? Nach alledem, was die Kriegs- und Nachkriegszeit der Menschheit beschert, vermag nur ein Blinder nicht zu sehen, daß jene vermeintlich revolutionären Elemente, die dem Reformismus gegenüber Toleranz geübt und ihn in ihren Reihen geduldet haben, der Vulgarisierung und Entstellung des Marxismus Vorschub geleistet haben. Das steht fest. Allein, De Man geht weiter. Er richtet seine Anklage gegen die Marxistische L e h r e als solche. Sie sei es, auf der die „Blutschuld" laste. Das ist schon der Gipfel der Unverfrorenheit!

Die ganze Art und Weise, in der De Man diese Frage behandelt, trieft förmlich von Falschheit und Heuchelei. Die Tatsache, daß konsequente Internationalisten, wie Lenin und Liebknecht, unter Einsatz ihrer ganzen Persönlichkeit den Krieg bekämpft haben, kann durch keinerlei Taschenspielertricks aus der Welt geschafft werden. De Man aber schweigt sich darüber wohlweislich aus, da ihm nur Reformisten und Sozialpatrioten als Träger des wahren Marxismus gelten. Faktisch war also der Marxismus, als praktische Bewegung betrachtet, keineswegs durchweg chauvinistisch. Doch De Man gilt auch als praktischer Ausdruck des Marxismus nur der Reformismus und Nationalismus.

Zwar sieht er in der kommunistischen Bewegung ebenfalls eine Abart des Marxismus, allein diese Abart entspreche einem v u l g ä r e n M a r x i s m u s im Gegensatz zum Reformismus und Revisionismus, die einen „E d e l m a r x i s m u s" repräsentierten. Die Vorzüge dieses „Edelmarxismus" haben wir bereits kennen gelernt. Obzwar De Man selbst sagt, letzterer sei auf jeden Fall am „Blutvergießen" schuld, hält er ihn dessenungeachtet für einen „edlen" Marxismus.

Der Kommunismus dagegen, der sich um die Bekämpfung des „Blutvergießens", des Sozialpatriotismus und Chauvinismus die größten Verdienste erworben hat, gilt unserem etwas verspäteten „Friedensapostel" als vulgärer Marxismus. De Man vermag nicht einmal jene elementare Objektivität aufzubringen, die ihn als frühe-

* Ib. S. 3.

ren Freund Karl Liebknechts und Rosa Luxemburgs doch zum mindesten hätte veranlassen sollen, dem Kampfe der letzteren Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, haben doch Karl Liebknecht und Rosa Luxemburg dadurch, daß sie in der Zeit eines allgemeinen patriotischen Taumels den Mut aufbrachten, offen gegen die „Edlen" aufzutreten, just die Ehre des Marxismus gerettet.

Doch die Wurzel des Uebels stecke natürlich in der Theorie des Marxismus, in Marx' Lehre selbst. Der Marxismus habe dem Krieg nicht vorbeugen können, da Marx' ganzes Sinnen und Trachten der Weltrevolution gegolten und er daher das Herannahen eines Weltkrieges nicht gesehen habe. Der Marxismus stehe auf dem Boden einer falschen Klassenkampflehre, sei kosmopolitisch und rationalistisch, mithin ein Hindernis auf dem Wege zu einem wahren Internationalismus. Den einzigen Ausweg aus der so entstandenen Lage, das einzige Mittel, um künftigen Kriegen vorzubeugen, biete das Bewußtsein der Unsittlichkeit und Widerrechtlichkeit der Kriege. Die Schwäche des Marxismus habe sich just in der Unfähigkeit offenbart, den Menschen ein solches moralisches Bewußtsein einzuflößen.

Dieses naive Gestammel bildet den Schluß der Weisheit eines Menschen, der doch, recht oder schlecht, einst dem linken Flügel der sozialistischen Bewegung angehört hat.

> „So habe ich für mein Teil", erzählt uns De Man, „aus meiner Kriegserfahrung die Schlußfolgerung gezogen, es sei meine Pflicht, mich fortan jeder Handlung zu enthalten, die Vorbereitung zu oder Teilnahme an einem Krieg bedeutet, und jedem Staat, jeder Organisation das Recht zu verweigern, über mein Leben oder durch mich über das Leben anderer zu verfügen*."

Wir nehmen dieses feierliche Gelöbnis zur Kenntnis. Herr De Man stellt sich hier auf den Boden der Theorie Tolstois vom passiven Widerstand. Ueberdies ist das „Gelöbnis" mit einer ganzen Reihe von Klauseln versehen, so daß dessen widerspruchsvoller und zweideutiger Charakter leicht erkennbar wird.

In der Tat: In der Zeit des imperialistischen Krieges war es Pflicht eines jeden sozialistischen Internationalisten, den Krieg zu bekämpfen. Diese Pflicht bildete eine Konsequenz der marxistischen Prinzipien, die den Proletariern aller Länder die Pflicht brüderlicher Solidarität auferlegt. De Man hat dagegen, gleich vielen anderen, diese erste Pflicht eines Sozialisten nicht erfüllt und damit die Prinzipien des Marxismus preisgegeben. Er täte besser, seine Schuld offen einzugestehen und anzuerkennen, daß der Marxismus recht behalten habe. Das fällt De Man natürlich gar nicht ein, veranlaßt ihn umgekehrt, den Sündenbock im Marxismus zu sehen, dem er, sich selbst an Luftschlössern ergötzend, ein förmliches Sündenregister vorhält. Daß De Man seinen sozialistischen, marxistischen und internationalen Pflichten nicht nachgekommen ist, daran ist selbstverständlich Marx mit seinem Rationalismus

* Ib. S. 408.

schuld und, um in Zukunft nicht wieder solchen Unannehmlichkeiten ausgesetzt zu sein, redet man sich ein, die erwähnten Pflichten seien ein sittliches, ein göttliches Gebot.

Wenden wir uns nun vom Göttlichen wieder dem Irdischen zu, so konstatieren wir, daß De Man, ungeachtet seines feierlichen Gelöbnisses, praktisch nach Kräften an der Vorbereitung neuer Kriege mitarbeitet, voraussichtlich zu dem Zwecke, sich später, unter dem Drucke der „Massenhypnose", am Kriege erneut zu beteiligen. Doch, lassen wir De Mans Person aus dem Spiele. Mag ihm das Schicksal auch gnädig sein und sein Flehen erhört werden. Nicht um De Man handelt es sich hierbei, sondern um die Tatsache, daß die Welt nun einmal ein „Jammertal" ist und De Mans Rezepte es gleichsam darauf abgesehen haben, den Jammer der Welt noch zu fördern.

Der Marxismus vertritt bekanntlich die Lehre des Klassenkampfes. De Man will nun nach seiner geistigen Wandlung beweisen, daß es außer einem Gegensatz zwischen Arbeitern und Unternehmern im internationalen Maßstabe noch eine nationale Interessensolidarität zwischen dem Proletariat und der Bourgeoisie desselben Landes gebe. Daraus ergebe sich konsequenterweise ein Interessengegensatz zwischen den Arbeiterschaften verschiedener Länder. Ist das nicht ein Sozialpatriotismus reinsten Wassers? Und bedeutet diese Anschauung nicht die Ankündigung eines zukünftigen Verhaltens analog dem, das wir in den verflossenen Kriegsjahren gesehen? Seit 1914, erklärt De Man, sei das Gefühl der nationalen Zusammengehörigkeit ein wichtiger Faktor in der Arbeiterklasse geworden. Es sei kein Ueberbleibsel der Vergangenheit, vielmehr „geradezu ein Produkt ihres politischen und kulturellen Aufstiegs*".

Nach De Man habe das Proletariat der Zeit des Kommunistischen Manifestes in der Tat kein Vaterland besessen, während es heute ein Vaterland sehr wohl besitze. Sei das aber einmal der Fall, so fühle sich das Proletariat eben verpflichtet, zum Schutz und Gedeihen des Staates seine ganze Kraft einzusetzen.

> „Die Sozialisten sind heute in allen Ländern Europas die eigentlich staatserhaltende Partei geworden, und je mehr der Sozialismus zum Träger der Staatsidee wird, desto mehr wird er auch zum Träger der Nationalidee, die sich im Staate verkörpert**."

Das Wesen des Staates besteht laut De Man im Willen zur Macht. Ginge einmal die Staatsmacht an die sozialistische Partei über, so würde diese genötigt sein, im großen und ganzen die Politik bürgerlicher Parteien zu befolgen. Die sozialistischen Parteien verwandelten sich immer mehr in nationale Parteien. Die politische Demokratie biete keinen Schutz gegen einen aggressiven Nationalismus. Das Schicksal der Arbeiterklasse verwachse immer mehr mit dem Schicksal der Nation, was eine zunehmende Erstarkung der natio-

* Ib. S. 368.
** Ib. S. 370.

nalen Gefühle auch der Arbeitermassen zur Folge habe. Wir sehen also, daß De Man just jene realen Voraussetzungen, die unabwendbar erneute blutige Zusammenstöße der Völker herbeiführen müssen, so den Interessengegensatz zwischen den einzelnen Ländern und Nationen und die Organisation des Staates, die ihrem ganzen Wesen nach einen Willen zur Macht, d. h. zum Kriege darstellt, unangetastet läßt. Da bleibt denn allerdings nichts anderes übrig, als den Krieg durch Beschwörungen und moralische Entrüstung zu bekämpfen.

IV

Mit vollem Recht hält sich De Man für einen Adepten, besser gesagt Vollender der von Eduard Bernstein Ende des verflossenen Jahrhunderts eingeleiteten Revision der Grundlagen des Marxismus. Der Revisionismus Bernsteins sei der Ausdruck eines offenbar gewordenen Zwiespaltes zwischen der Theorie und der Praxis der Arbeiterbewegung. Doch habe sich Bernsteins Kritik lediglich auf eine Kritik einzelner Punkte der Marxschen Lehre beschränkt, die philosophische Grundlage der marxistischen Weltanschauung dagegen unberührt gelassen, obwohl sich Bernstein über deren Unhaltbarkeit im klaren gewesen sei. Nun sei aber die Zeit gekommen, sich des Marxismus als Ganzen zu entledigen, da es sich erwiesen habe, daß dessen Unhaltbarkeit vor allem aus der Unmöglichkeit, die Methode der marxistischen Erkenntnis in eine Methode des Handelns zu verwandeln, hervorgehe. Die Theorie des Marxismus widerspreche der gesamten Praxis der Arbeiterbewegung. Unser „Idealist" ist dermaßen Sklave nackter Tatsachen, daß ihm bereits irgendeine Handlung eines beliebigen Gewerkschaftsbureaukraten genügt, um die marxistische Theorie für widerlegt zu erklären. Uebrigens ist die Frage in der Tat eine ernste und interessante. Die marxistische Theorie behauptet, führt unser tiefsinniger Philosoph aus, der Staat stelle einen Verwaltungsausschuß der herrschenden Klassen dar. Nun biete aber die Praxis ein ganz anderes Bild. Nirgends lehne die Partei der Arbeiterklasse eine Teilnahme an Koalitionsregierungen, also ein Zusammenarbeiten mit der Bourgeoisie ab. Somit sei die Marxsche Theorie durch das Leben selbst widerlegt. Aehnliche Argumente finden sich bei De Man eine ganze Reihe. Uebrigens gehört logisches Denken nicht gerade zu den starken Seiten De Mans, zumal er eines solchen Denkens auch gar nicht bedarf, da ja alles letzten Endes doch nur auf Affekte hinauslaufe. Kein Wunder daher, daß de Mans „eiserne Logik" keine stichhaltigen Argumente vorzubringen vermag. Denn daraus, daß Arbeiterparteien sich an bürgerlichen Regierungen beteiligen, folgt erstens mitnichten, daß nun der Staat kein Verwaltungsausschuß der herrschenden Klassen sei. Vielmehr beweist diese Tatsache, daß die Bourgeoisie in der Lage ist, die Vertreter einer feindlichen Klasse ihren Interessen dienstbar zu machen und ihrem Kommando zu unterwerfen. Zweitens verschweigt De Man bewußt die Erscheinung, daß die niederträchtige „Praxis" der

Arbeiterparteien bereits in einer Reihe von Ländern eine Oppositionsbewegung der Arbeitermassen und einen bewaffneten Kampf um den Sozialismus ausgelöst hat. Drittens gibt es doch außer der „Praxis" z. B. der deutschen Sozialdemokratie auch noch eine Praxis der Oktoberrevolution Rußlands. Kurz, es ließen sich noch allerhand weitere Argumente zum Beweise dessen anführen, daß De Mans Gedankengänge als leichtfertige Behauptungen nicht ernst zu nehmen sind. Allein, das bereits Angeführte beweist zur Genüge, daß die Praxis der sozialdemokratischen Parteien die Marxsche Theorie in keiner Weise zu erschüttern vermag. Noch hat ja das Proletariat sein letztes Wort nicht gesprochen. Es dürfte daher wohl etwas verfrüht sein, die Bilanz zu ziehen!

De Man will, daß man von der alltäglichen Praxis ausgehe. Nach seiner Meinung soll der Marxismus überhaupt unfähig sein, den inneren Zusammenhang zwischen einer Massenbewegung und deren theoretischer Bewältigung zu erfassen. Die Analyse der Wirtschaftsformen vermöge zur Erklärung der Massenbewegungen nichts beizutragen, da eine Massenbewegung eine bestimmte psychologische Reaktion der Menschen auf die Wirkungen des sozialen Milieus darstelle. Da aber eine solche Reaktion ihrerseits nicht einer Erkenntnis, sondern Massenaffekten entspringe, müsse der Schwerpunkt der Weltanschauung aus der Erkenntnis in die Psychologie, in die Gefühle und Instinkte, ins Wollen und Erleben verlegt werden.

Der Marxismus sei unhaltbar, weil er von einer Analyse der objektiven wirtschaftlichen Zusammenhänge und Formen ausgehe und darauf eine rationale Erkenntnis aufbaue, während doch gerade die Gefühle und Erlebnisse das Wichtigste, das keine rationale Auslegung zulassende Primäre darstellten. Daher sei ein Studium und eine Analyse der psychologischen Wurzeln und Beweggründe menschlichen Verhaltens erforderlich. Damit aber beschritten wir die Bahn einer Freudschen Psychoanalyse, die die allein wahre Methode wissenschaftlicher Erkenntnis sein soll.

De Man meint, die gegenwärtige geschichtliche Epoche unterscheide sich kardinal von jener Zeit, in der Marx wirkte, und unser Weltempfinden entspringe anderen Willensimpulsen und sei anders beschaffen, als es jene Gefühle und Wahrnehmungen waren, die dem Marxschen Denken zugrunde gelegen.

Der größte und grundlegende Irrtum von Marx bestehe in der Anerkennung einer rationalen Erkenntnismethode und des Gesetzes der Notwendigkeit, desgleichen in der Auffassung, daß die Produktionsweise und die Produktionsverhältnisse überhaupt die bestimmenden Faktoren der Massenbewegung, d. h. des Klassenkampfes seien. Für unser „psychologisches Jahrhundert" ist Marx endgültig veraltet. Die rationale Denkweise sei vermittels der Kategorien aufs engste mit dem Materialismus, den Bewegungsgesetzen der Materie und der Anerkennung mechanischer Kausalität verknüpft. Ihr stehe die intuitive Erkenntnis mit ihren psychologischen Reaktionen, mit der Anerkennung einer besonderen primären psy-

chischen Kraft gegenüber. Unser Geist oder die „große Vernunft" sei umfassender, als bloßes logisches Denken. Er verfüge

> „über die unmittelbare sinnliche Wahrnehmung, die Intuition, die Introjektion oder Einfühlung, das ethische und ästhetische Empfinden, mit einem Wort: die Gefühlsqualitäten des Wollens*."

Dank Bergson, Freud, Adler und Jung habe sich die moderne Psychologie von dem Aberglauben der rationalen Gesetzmäßigkeit, als der einzigen Erkenntnisform, befreit und jene Stufe erklommen, auf der sie lediglich mit kinoenergetischen Hypothesen operiere, die auf der Anerkennung der primären psychischen Kraft beruhen, deren Aeußerungen ganz andere seien als die der mechanischen Bewegung der Materie.

Die logischen rationalen Kategorien, auf denen die marxistische Weltanschauung fuße, hätten wohl im Reiche der leblosen Materie ihre Geltung, nicht aber auf dem Gebiet des gesellschaftlichen Lebens, da die organische Materie von der leblosen Materie grundverschieden sei. Je mehr die Wissenschaft vom Physikalischen zum Lebendigen, vom Lebendigen zum Psychischen fortschreite, desto mehr nähme die Erkenntnis einen symbolischen Charakter an, verschwinde das Gegenständliche. Die mechanische Methode sei mithin der psychologischen entgegengesetzt. Diese beiden Methoden bildeten die Quellen zweier verschiedener Denkweisen, der rationalen und der intuitiven. Gegenstand der ersteren sei die Kategorie, der Begriff; den Gegenstand der letzteren dagegen bilde die Erscheinung, die psychische Reaktion.

> „Der Sieg des intuitiven Denkens über das rationelle in den Geisteswissenschaften bedeutet nicht, daß der Sieger den Besiegten vernichtet, sondern einfach, daß er ihn auf seinen Platz zurückweist. Dieser Platz ist der eines Dieners. Das begriffliche Denken soll nur helfen, unsere intuitive Erkenntnis von den Erscheinungen nach Kausalreihen zu ordnen**."

Das intuitive Denken bediene sich mithin der Vernunft für seine Zwecke; der menschliche Wille beherrsche die Vernunft, nicht aber die Vernunft den menschlichen Willen. Zur Charakterisierung der Tiefe des Verständnisses, das De Man dem Marxismus entgegenbringt, sei noch einiges Weitere seiner Betrachtungen angeführt. Jede Wissenschaft, meint De Man, stoße letzten Endes auf Probleme, die nur mit Hilfe einer metaphysischen oder religiösen Weltauffassung gelöst werden könnten. Der historische Materialismus verfahre ja in derselben Weise, sofern er den Begriff der Funktion durch den Begriff der mechanischen Kausalität zu dem Zwecke ersetze, eine Entwicklungsreihe (Technik) als Ursache einer anderen (Ideologie) erscheinen zu lassen. Damit werde die technische Entwicklung oder, um mit Marx zu sprechen, die Entwicklung der Produktionsweise durch eine Endursache erklärt, m. a. W. die tote Materie zur Gottheit erhoben. Fürwahr, eine interessante Beweisführung! Aus der-

* Ib. S. 35.

** Ib. S. 71.

selben geht zunächst einmal hervor, daß nur Göttliches Ursache irgendwelcher Folgen sein kann. Des weiteren ergibt sich, daß De Man die „Produktionsweise" mit der unbelebten Materie schlechthin identifiziert, was bekanntlich seitens Marx' nicht geschieht, der vielmehr wiederholt betont, daß der Arbeiter die wichtigste Produktionskraft darstellt und es ohne menschliche Tätigkeit überhaupt keine technische Entwicklung geben kann. Derartigen vulgären Interpretationen des Marxismus begegnen wir bei De Man auf Schritt und Tritt. So läuft auch seine Darstellung des rationalen Denkens auf eine grobe Karikatur hinaus.

De Man, der von Freud und Bergson und deren primärer psychischer Kraft so begeistert ist, vermag weder die materialistische Dialektik noch den Marxismus überhaupt zu erfassen. Es ist einfach nicht wahr, daß die Marxsche Lehre lediglich eine soziale Mechanik und eine aprioristische, rein logische Gedankenkonstruktion repräsentiert! Behauptet doch De Man, die Marxsche Lehre habe mit der Erfahrung nichts gemein. Indessen hindert ihn das nicht, an anderer Stelle wieder zu betonen, daß der Marxismus eine richtige Widerspiegelung der Wirklichkeit gewesen und nur heute veraltet sei. Laut De Man hätte es der Marxismus lediglich mit logischen Begriffen zu tun. In dieser Hinsicht decke er sich vollkommen mit Hegels Rationalismus. Es versteht sich von selbst, daß nach De Man des Marxismus größte Sünde dessen Dialektik ist. Nun, dieser Kampf gegen die Dialektik ist ja nichts Neues. Er setzte bereits mit dem ersten Auftreten des Revisionismus ein und wird auch heute noch, und zwar nicht nur im Lager unserer Gegner, sondern mitunter auch in unserer eigenen Mitte in verkappter Form (angeblich zur Bekämpfung der Scholastik, des Hegelianismus und ähnlichem) fortgeführt. Für die gegenwärtige Situation äußerst charakteristisch ist die Tatsache, daß nunmehr die Bekämpfung des Marxismus vor allem unter dem Banner des Freudismus erfolgt und gewisse Elemente der De Manschen Weltanschauung zuweilen selbst in unseren Reihen von allerhand „Marxisten" verteidigt werden. Doch haben es die Unserigen noch zu keiner „Synthese" gebracht.

Kehren wir zu De Man zurück. Also: Marx soll ausschließlich mit reinen Begriffen operieren, sein Denken sich rein mechanistischer Methoden bedienen. Auch das hat sich De Man natürlich aus den Fingern gesogen. Er bildet sich in der Tat ein, der Marxismus ignoriere die sinnliche Wahrnehmung, das seelische Erlebnis und die Willensimpulse des Menschen. Das ist aber keineswegs der Fall. Der Marxismus betrachtet den Menschen mitnichten als eine bloße Denkmaschine, wie De Man behauptet. Umgekehrt: der Marxismus ist bestrebt, sowohl die menschlichen Vorstellungen und Ideen als auch das Denken auf die Erlebnisse und Wahrnehmungen, teilweise auch auf den Willen der Menschen zurückzuführen. Die bestimmte Richtung und den bestimmten Inhalt der psychischen Erlebnisse aber erklärt er aus der Gesamtheit jener „Reaktionen", die sich aus den Beziehungen der Menschen zum gesamten Milieu, d. h. zu den so-

zialen Verhältnissen und Bedingungen des sozialen Lebens ergeben. Der Marxismus reduziert somit den Inhalt des individuellen wie des sozialen Lebens keineswegs auf mechanische Reaktionen. De Man dagegen muß, gleich seinen Lehrern Bergson und Freud, notgedrungen im Psychischen stecken bleiben, das ihm zur letzten Instanz wird. Und so sieht er sich schließlich genötigt, eine besondere primäre psychische Kraft, d. h. eine besondere Substanz zu erfinden, bei der er sich dann beruhigt.

Worauf beruhen nun aber die Veränderungen, die sich in unserer Psyche abspielen? De Man betont nämlich immer wieder, wir seien seit Marx bzw. seit dem Kriege andere Menschen geworden. Zugegeben. In diesem Falle entsteht aber doch die Frage, w a s uns denn zu anderen Menschen gemacht habe. Die „primäre psychische Kraft", der schöpferische Geist bleibt doch unverändert. Wenn also unser Seelenleben, Sinnen und Trachten sich verändert haben, so geschah es doch offenbar infolge von Veränderungen in der Sphäre der „äußeren Reize", von Wandlungen der sozialen Verhältnisse, die neue Empfindungen und Gefühle auslösen mußten. Leugnet nun damit der Marxismus die Tatsache der Existenz der „Psyche" samt ihren Gefühls- und Willensmomenten? Nicht im geringsten! Er behauptet lediglich, daß diese Psyche nicht in einem luftleeren Raume schwebe, auch keine Leibnizsche Monade „mit verschlossenen Fenstern" sei, vielmehr einer Beeinflussung durch äußere Faktoren unterliege. Gewiß geschieht die Aufnahme und Verarbeitung dieser Einflüsse in einer der Psyche eigentümlichen Weise, allein das Verarbeitete unterliegt weiterhin noch einer l o g i s c h e n Bewältigung, woraus sich erst die Möglichkeit realer und objektiver Erkenntnis ergibt. Ein Sich-beschränken auf „psychische Reaktionen" dagegen führt zum Subjektivismus und bedeutet den Verzicht auf wissenschaftliche Erkenntnis überhaupt. Mag man die Intuition als vollendetsten Ausdruck wahrer Erkenntnis noch so sehr anpreisen, eine w i r k l i c h e w i s s e n s c h a f t l i c h e E r k e n n t n i s vermag sich allein auf Denken und Logik, Begriffe und Kategorien zu stützen.

Welche Wechselbeziehungen bestehen nun zwischen den Begriffen und Kategorien einerseits und den Erscheinungen und dem seelischen Erlebnis andererseits? Bedeutet rationales Denken etwa eine Loslösung der Begriffe von der Welt der Erscheinungen, wie es De Man hinzustellen beliebt? Durchaus nicht. Unsere Begriffe und Ideen stellen Abstraktionen dar, die sich aus der Betrachtung realer Beziehungen, also der objektiven Wirklichkeit ergeben. Diese Wirklichkeit löst in uns bestimmte Eindrücke und Wahrnehmungen aus, die weiterhin zu Begriffen verarbeitet werden.

Gäbe es eine unvermittelte l o g i s c h e Erkenntnis, so bedürften wir doch gar keiner E r f a h r u n g.

Nun, Herr De Man bringt es allen Ernstes fertig, zu behaupten, die Marxsche Lehre habe mit der Erfahrung auch in der Tat nichts zu tun und laufe auf eine bloße „Dialektik der Begriffe" hinaus. So grotesk eine solche Anklage just Marx gegenüber auch erscheinen mag, De Man läßt sich in seiner Keckheit nicht beirren, sintemalen er

in dieser Hinsicht nicht allein steht, sondern zahlreiche Vorläufer hat. Zunächst unterzog De Man den Materialismus als solchen einer „vernichtenden" Kritik, wobei er ihm, auf Bergson und Freud gestützt, die „Ursprünglichkeit" und „Uranfänglichkeit" der psychischen Kraft entgegenhielt. Der Marxsche Materialismus wird zu einer abstrakten Mechanik verfälscht, auf der angeblich eine rationale Erkenntnis fußen soll. Die weitere Kritik, die der Marxschen M e t h o d e gilt, geschieht nun in gleicher Richtung und in demselben Geiste.

In der Marxschen dialektischen Methode, erzählt uns De Man, erscheine — in Uebereinstimmung mit Hegel — eine Kategorie stets einer anderen Kategorie entgegengesetzt und mit einer dritten, die bereits einer neuen, höheren Stufe angehöre, im Kausalnexus stehend. Der Marxismus identifiziere die Bourgeoisie mit dem Kapitalismus und das Proletariat mit dem Sozialismus, so daß die Ueberwindung der Bourgeoisie durch das Proletariat einer Ueberwindung des Kapitalismus durch den Sozialismus gleichkomme. So laufe denn die soziale Revolution, die endgültige Lösung des Widerspruches zwischen Bourgeoisie und Proletariat, Kapitalismus und Sozialismus, letzten Endes auf nichts anderes hinaus als auf eine Bewegung, die einem Z u s a m m e n s t o ß z w e i e r K ö r p e r entspringe. Ihr Inhalt sei ein für allemal gegeben. Das folge aus der logischen Unvereinbarkeit zweier gegensätzlicher Begriffe, die bis zur Ueberwindung bzw. Vernichtung des einen durch den anderen identisch bleiben. Die Ueberwindung sei kein allmählicher Uebergang, sondern ein plötzlicher Bruch, ein Sprung und dergl. mehr. Bis zu einer solchen „Explosion" ändere sich nichts am logischen Inhalt beider Kategorien. Die ganze „Entwicklung" bestehe lediglich in einer Zunahme der Intensivität der Spannung zwischen den Gegensätzen. Auf der Grundlage solcher „kategorischer Gegensätze" habe dann Marx seine Theorie der Verelendung der Massen und des Zusammenbruches der kapitalistischen Gesellschaft entwickelt. Diese Theorie sei ihm zu einer a priori-Tatsache der Zukunft geworden und ergab sich als Deduktion aus dem Gegensatz der von ihm konstruierten Begriffe. So argumentiert De Man.

Dazu nun einige kritische Bemerkungen. Als Intuitivist und Psychologist ist De Man dauernd bestrebt, das logische Denken überhaupt, das dialektische im besonderen herabzusetzen. Zu welchen Ergebnissen gelangt aber unser Freudianer? Wir werden es gleich sehen. Zunächst stellt De Man die Dinge so dar, als hätten logische Begriffe mit der Wirklichkeit überhaupt nichts zu tun. Daraus deduziert er weiter, die ganze Marxsche Theorie sei eine rein logische Konstruktion, eine Konstruktion a priori. Nun besteht aber Marx' größtes Verdienst auf dem Gebiete der Gesellschaftswissenschaft darin, daß er der gesellschaftlichen Entwicklung nicht nur die Diagnose, sondern auch die P r o g n o s e gestellt hat, eine Prognose, die durch die Tatsachen und Vorgänge unserer Zeit allseitige Bestätigung gefunden. Nun kommen plötzlich die Herren De Man u. Co. auf den Krücken Freuds und Bergsons dahergehumpelt und beginnen urbi et orbi über die Marxsche Scholastik, Marx' Spiel mit dialektischen Kategorien, Marx' apriori-

stische Konstruktionen und dergl. Dinge mehr zu jammern. Offenbar anerkennen sie die Wissenschaft nur insoweit, als wissenschaftliche Erkenntnis auf den Anspruch verzichtet, die Zukunft vorauszusagen. Wie argumentiert De Man? Man höre:

> „Die Menschen sind eben nicht nur Denkmaschinen. Was in der Welt der Begriffe wahr ist, ist es deshalb noch nicht in der Welt der Erscheinungen. Nicht etwa, weil die Begriffe nur Fiktionen wären, denen keine Wirklichkeit entspricht*."

In der Tat, eine frappante „Entdeckung"! Selbstverständlich ist das, was in der Welt der Begriffe wahr ist, darum noch nicht ohne weiteres auch wahr in der Welt der Erscheinungen. Aber, was in aller Welt hat dieser Gemeinplatz mit dem Marxismus zu tun? Nun, so einfach liegen die Dinge bei De Man auch nicht, denn, wenn De Man ebenso entschieden wie innerlich erleichtert dekretiert:

> „Ausdrücke, wie Kapitalismus und Sozialismus bezeichnen keine Erfahrungstatsachen der Außenwelt, keine Erscheinungen. Sie sind Kategorien, Erzeugnisse der begrifflichen Abstraktion",

so erhält sein obiges Argument dadurch eine ganz andere Färbung. Wir erraten nun dessen verborgenen Sinn, begreifen aber auch die wahren Absichten des Kritikers. Es stellt sich nämlich heraus:

> „Es gibt keine Wirklichkeit, die entweder dem Begriff Kapitalismus oder dem Begriff Sozialismus entspricht. Der Sozialismus vollends ist nur eine Hypothese, die Vorstellung einer möglichen Gesellschaftsordnung, oder vielmehr gewisser Grundlagen einer solchen, wie sie noch nicht besteht und wie sie nie bestanden hat. Aber auch der Begriff Kapitalismus deckt sich mit nichts anderem als einer Vorstellung in unserem Gehirn. Wir bilden uns zwar ein, daß die Gesellschaft, in der wir leben, mit dieser Vorstellung identisch ist. Dies ist ein Irrtum**."

Das also ist es, was De Man beweisen wollte! Unser „Spiel mit dialektischen Begriffen" besteht somit darin, daß wir den Kapitalismus als eine real existierende Gesellschaftsform', die Bourgeoisie und das Proletariat als real existierende Gesellschaftsklassen betrachten, während es doch nur leere Begriffe seien, denen in der Welt der Wirklichkeit, in der Welt der Erscheinungen nichts entspreche.

Nun verstehen wir auch die Behauptung De Mans, der Inhalt der sozialen Revolution sei „von Anfang an und ein für allemal" mit der logischen Unvereinbarkeit von zwei entgegengesetzten Begriffen, die bis zur Vernichtung des einen Begriffes durch den anderen identisch bleiben, gegeben. Um den Marxismus vernichten oder, wie De Man sich an einer Stelle ausdrückt, ihn „untergraben" zu können und sein eigenes Abrücken vom Marxismus „theoretisch" geschickter zu rechtfertigen, mußte unser Jongleur den Marxismus zunächst seines realen lebendigen Inhaltes berauben und dem Leser weismachen, der Marxis-

* Ib. S. 78.

** Ib. S .78.

mus sei eine rein logische und aprioristische Konstruktion, die selbst „Begriffe" für wirklich halte, z. B. die Begriffe Kapitalismus, Bourgeoisie, Proletariat, Klassenkampf usw. Sind aber alle diese Realitäten lediglich Begriffe und Kategorien und besitzt das wirkliche Leben ganz andere Merkmale, so ergibt sich daraus auch ein anderes Verhalten, eine andere, nämlich eine liberale Politik und Taktik ...

Ein weiteres Eingehen auf die zur Karikatur verzerrte De Mansche „marxistische" Dialektik erübrigt sich. De Man hat sich alle seine Behauptungen einfach aus den Fingern gesogen. Schon sein Ausgangspunkt in der Darlegung der Marxschen Dialektik ist falsch. Bei Marx stellen die Begriffe lediglich eine Widerspiegelung objektiver Wirklichkeitsprozesse dar, in denen nicht logische Begriffe, sondern reale Dinge in Gegensatz zueinander treten. Dem Geiste Dührings entspricht daher auch die Behauptung De Mans, Marx habe sich aus logischen, begrifflichen Gegensätzen eine Theorie der zukünftigen Entwicklung der kapitalistischen Gesellschaft zurechtkonstruiert. Umgekehrt! Erst auf Grund der Erkenntnis der realen Entwicklungsgesetze der kapitalistischen Gesellschaft vermochte Marx die weitere Entwicklung des Kapitalismus und dessen Untergang vorauszusagen. Ebenso widersinnig ist De Mans Behauptung, Marx betrachte die Ablösung des Kapitalismus durch den Sozialismus rein mechanisch als einen Zusammenstoß oder ein Aufeinanderprallen zweier Körper. Von einer derartigen „Mechanik" ist bei Marx keine Spur vorhanden.

De Man wirft der Marxschen Dialektik, die er überhaupt nicht erfaßt hat, vor, sie operiere mit starren Begriffen und Kategorien (mit Gegensätzen, wie „Kapitalismus" und „Sozialismus"), die Marx angeblich „ein für allemal" postuliert habe, und die weder einer weiteren Entwicklung noch irgendeiner Veränderung fähig seien. Das ist eine grobe Fälschung des Marxismus, gleichzeitig aber auch ein Beweis dafür, daß der einstige Marxist De Man von der Marxschen Methode keine Ahnung hat, denn gerade die Dialektik verlangt ein konkretes Studium der Wirklichkeit.

Man muß indessen zugeben, daß zuweilen bei De Man schwache Ansätze zu einem richtigen Verständnis des Problems doch vorhanden sind. Aber es bleiben eben nur Ansätze, so, wenn De Man betont, eine wissenschaftliche Erkenntnis ohne Kategorien sei eine Unmöglichkeit, ohne begreifen zu können, daß doch gerade die Kategorien den Kernpunkt des Streites bilden. Mehr noch! De Man erklärt plötzlich, in vollem Widerspruch zur eigenen Auffassung und zu seiner Ablehnung der marxistischen Methode und des rationalen Denkens, die Marxsche Lehre habe einst der Wirklichkeit entsprochen. Dessenungeachtet sei Marx ein „Bücherwurm" gewesen und habe „den Dingen des praktischen Lebens, insbesondere denen des Arbeiterlebens", völlig fremd gegenüber gestanden. Sein gesamtes Wissen schöpfte Marx aus Büchern, plappert De Man Shaw nach. Wir lassen diesen Punkt dahingestellt sein und begnügen uns mit dem Vermerk, daß es doch just Marx war, der uns die Wirklichkeit erkennen lehrte,

nicht aber Shaw oder De Man mit ihrer vielgepriesenen Kenntnis des praktischen Lebens.

De Man schreibt:

> „So mögen alle Tatsachen, die Marx zu seiner Lehre von den wirtschaftlichen Triebkräften der gesellschaftlichen Entwicklung geführt haben, von ihm richtig erkannt worden sein, die allermeisten waren richtig erkannt; so mögen überdies alle Schlußfolgerungen, durch die er von der Einzelerkenntnis zum Gesamtsystem schritt, logisch durchaus fehlerfrei gewesen sein — und sie waren es fast immer; dennoch lehnen wir heute seine Lehre ab, weil sie nicht mehr das erklärt, was wir heute erklärt haben w o l l e n, ja erklärt haben m ü s s e n, damit unser Handeln für uns einen Sinn habe*."

Also führt die „rationale aprioristische Konstruktion" von Marx doch zur Erkenntnis der wahren Wirklichkeit! Damit bricht aber De Mans ganze Kritik in sich zusammen. Was soll dann noch das Gerede über Rationalismus, Apriorismus und Kategorien?

Allein auch dieser Unsinn hat noch einen inneren Sinn. De Man lehnt den Marxismus nicht etwa ab, weil Marx' Lehre einer wissenschaftlichen Kritik nicht standhalten könne, sondern lediglich, weil er was anderes „wolle". Dieser Standpunkt enthebt De Man der Mühe einer Analyse der Grundlagen des Marxismus und erlaubt es ihm, sich auf apodiktische Feststellungen zu beschränken, die beweisen sollen, daß die intuitive Erkenntnis das Primäre und Wahre, alles andere dagegen vom Uebel sei.

> „Der Marxismus hat denn auch in kürzester Zeit eine viel lebendigere Massenreligion geschaffen als irgendeine europäische Kirche; in ihm lebt die explosive Mischung von elementarem Massengefühl und rationellem Glauben an die Begriffskategorien weiter, die früher einmal in anderer Form die Zeit der Kreuzzüge und der Scholastik, zuletzt die Zeit der Reformation und der Religionskriege so gewaltig belebte*."

Man sieht, De Mans Logik wird immer schleierhafter. Erst heißt es, der Marxismus tauge nichts, weil er durch und durch r a t i o n a l i s t i s c h sei, keine „Gesetzmäßigkeit" der Gefühle und des Erlebens anerkenne und allein an die Vernunft appelliere, was naturgemäß zu verwerfen sei, nun wird auf einmal erklärt, der Marxismus lasse sich nicht von einer Religion unterscheiden und übe die stärkste Wirkung auf Massengefühle aus, was aber gleichermaßen verurteilt werden müsse. Das überzeugendste aller De Manschen „Argumente" bleibt aber doch die famose Erklärung: Wir w o l l e n einfach keine Marxisten mehr sein! „Wir" w o l l e n Liberale, brave Christen, und moralisierende Philister sein. „Wir", Zeitgenossen des „Zeitalters der Psychologie" vernehmen die höchste Wahrheit nur noch in der Posaunenstimme jener Zukunftspropheten, die uns ihre Heilslehren vom

* Ib. S. 77.

Versailler Sinai herab verkünden. Wie moralisch tief muß ein ehemaliger Marxist gesunken sein, um folgendes schreiben zu können:

„Die Stimme der Zukunft tönt in dem Satze des Vertrages von Versailles: Die Arbeit soll nicht wie ein käuflicher Gegenstand behandelt werden*."

De Man wittert in diesen, wie ähnlichen anderen Ankündigungen der Gegenwart, bereits das Nahen einer „Ethik der Zukunft". Für derlei Dinge habe Marx natürlich kein Verständnis besessen. Er habe im Gegenteil jedes moralische Gefühl im Menschen ertötet. Dies Gefühl erstehe heute allein unter der Aegide des Völkerbundes, der uns ein neues Evangelium beschert habe. Allerdings, meint De Man, habe Marx nicht voraussehen können, daß der Staat dereinst zum besten Werkzeug für die Verwirklichung des Sozialismus werden würde.

„Wenn er (Marx, A. D.) den Staat als einen bloßen Mechanismus der Klassenunterdrückung auffaßte, ohne die Zeit vorauszusehen, wo er sich organisch der Verwirklichung einer sozialistischen Rechtsordnung einverleibt, so nur deshalb, weil der Staat des beschränkten Wahlrechts noch so war, wie er ihn sah*."

Der arme Marx! Wie kurzsichtig war er doch!

Die Kurzsichtigkeit aber verdanke der Alte dem allzueifrigen Bücherstudium. Er sei nun einmal ein „Bücherwurm" gewesen.

Nun, wir sind durch die Erfahrung genügend gewitzigt, um Leuten, die allzuviel von Sittlichkeit und religiösen Gefühlen orakeln, nicht zu viel Vertrauen zu schenken. Ein solches Verhalten bedeutet für uns die Aufforderung: Sei auf der Hut!

Also, Marx soll ein schlechter Prophet gewesen sein, soll nichts vorausgesehen haben. Uebrigens habe er ja auch nichts voraussehen können, da es uns laut De Man überhaupt versagt sei, der Zukunft Schleier zu lüften; wir vermögen nur die Gegenwart, das unmittelbar Erlebte zu erfassen.

„Die Systematiker, die in Kategorien denken, sind von jeher die schlechtesten Propheten gewesen. Am ehesten noch haben die intuitiven Denker, die man oft mehr unter den Dichtern und Künstlern als unter den Historikern und Nationalökonomen findet, Voraussicht bewiesen**."

Allein, sehen wir einmal zu, wie De Man die Unmöglichkeit einer sich auf rationale Erkenntnis stützenden Voraussicht philosophisch begründet. Da heißt es z. B.:

„Für die Bestimmung unserer Lebensziele brauchen wir keine anderen Gesetze als das Sittengesetz. Hier kommt es nicht auf die Erkenntnis dessen an, was wir tun müssen, sondern auf das Gefühl dessen, was wir tun sollen. Das kann uns die Geschichte nicht lehren***."

---

* Ib S. 129.

** Ib. S. 114.

*** Ib. S. 115.

Nach der Auffassung De Mans liegt der gesamten Wirklichkeit ein metaphysischer W i l l e zugrunde, der eigene Ziele verfolge und sich eine ihm gehorchende V o r s t e l l u n g s w e l t schaffe. Wie die Entwicklung der Organismen, entgegen Darwin, durch einen ihnen immanenten W i l l e n bestimmt werde, so bestimme auch menschlicher Wille die Form der Gesellschaft.

Die Arbeiterbewegung sei ursprünglich bloßer Wille, der Sozialismus bloße Vorstellung, d. h. eine Lehre gewesen. Dieser Wille sei jedoch solange blind, die Vorstellung ohnmächtig gewesen, bis eine Vereinigung beider dem Willen Richtung, der Vorstellung Kraft und Macht verliehen habe. Die erste Synthese von Wille und Vorstellung, Arbeiterbewegung und Sozialismus habe M a r x vollzogen. Darin bestehe sein größtes Verdienst. Seitdem sei die sozialistische Arbeiterbewegung vorgestellter Wille. Allein selbst die schmackhafteste Speise bedarf bekanntlich noch einer Würze, und so wird uns denn eröffnet, daß die Marxsche Synthese doch wertlos sei, da Marx das Verhältnis zwischen Wille und Vorstellung falsch aufgefaßt habe. Marx gehe nämlich davon aus, daß sinnlicher Inhalt und Richtung des Willens von der logischen Erkenntnis bestimmt würden, während es sich damit in Wirklichkeit just umgekehrt verhalte: Wille und Vorstellung entspringen einer gemeinsamen Quelle, den A f f e k t e n.

Auf den ersten Blick dünkt einem hier alles in bester Ordnung zu sein. Wer wollte leugnen, daß Arbeiter Gefühl und Willen besitzen? Uebrigens unterstellt De Man Marx den absurden Gedanken, der emotionale Inhalt entstehe aus logischer Erkenntnis. Das Gegenteil davon ist wahr. Marx geht von der unerschütterlichen Gewißheit aus, daß es die Außenwelt und die gesellschaftlichen Verhältnisse sind, die die Gefühle und Affekte des Arbeiters in bestimmter Richtung beeinflussen. Diesen Gefühlen entspringen entsprechende Vorstellungen und Ideen, die den Willen in eine bestimmte Bahn lenken, m. a. W.: die Arbeiterbewegung als eine bestimmte „emotionale" und Willensreaktion des Proletariats gegen die Ausbeutung und Unterdrückung bedarf klarer Vorstellungen und Ideen, mithin eines objektiven Studiums der Wirklichkeit. Die Vorstellungen und Ideen und damit die Theorien erhellen der Arbeiterklasse ihren Weg und verleihen ihren Affekt- und Willensreaktionen zweckentsprechende Formen; gibt doch De Man selbst zu, daß Wille ohne Vorstellung, ohne Theorie, die den Willen zwar nicht erzeugt, ihm aber eine zweckentsprechende Richtung gibt, blind ist. Allein, wenn zwei dasselbe sagen, ist es bekanntlich nicht immer dasselbe. Im vorliegenden Falle handelt es sich bei De Man lediglich darum, die absolute Unabhängigkeit und Autonomie der Affekte und des Willens, die Autonomie des Sittengesetzes und der religiösen Andacht zu retten.

De Mans philosophische Betrachtungen über den primären Charakter der Affekte, Gefühle usw. verfolgen lediglich den Zweck, zu beweisen, daß dem Menschen b e s t i m m t e Instinkte a n g e b o r e n seien, die ihrerseits der gesellschaftlichen Entwicklung z u -

grunde liegen sollen. Steckt hierin auch kein neuer oder origineller Gedanke, wie notabene in allem, was De Man schreibt, so ergeben sich daraus doch einige amüsante Schlußfolgerungen.

Das Besitzgefühl und das Eigentumsrecht sollen zu den unausrottbaren Voraussetzungen sozialer Sittlichkeit gehören.

> „Die Privatseele", meint De Man, „bedingt diese Art Privateigentum... Wenn der Arbeiter nicht jenen Eigentumsinstinkt hätte, ... so würde ihm das Motiv des Rechtsanspruches der Produzenten auf die Produktionsmittel fehlen*."

De Man geht von der Anerkennung der Existenz einer besonderen westeuropäisch-christlichen Gefühlsform aus. (Er hat es verstanden, neben Freud und Bergson auch Spengler auszuschlachten.) Sozialismus und Christentum sollen gleichen Wesens sein und lediglich zwei Seiten dieses Wesens widerspiegeln.

> „Ist doch das Christentum des Abendlandes die dynamische Weltreligion par excellence, die einzige, die eine unbegrenzte Welt mit einer unbegrenzten Gottheit voraussetzt, dem Menschen ein übermenschliches Vollkommenheitsideal vorschreibt, ihn für das Heil seiner eigenen Seele verantwortlich macht, die Sorge um die unsterbliche Seele über jede irdische Rücksicht erhebt" und dergl. mehr**.

All das soll angeblich dem Sozialismus eigentümlich sein; es wird von De Man unter dem Begriff des „sozialistischen eschatologischen Gefühls" zusammengefaßt. Dem Christentum und dem Sozialismus liege die gleiche Psychologie zugrunde, da die psychologische Urkraft, die menschlichen Instinkte, dieselben seien.

> „Wenn nur der ‚wissenschaftliche' Sozialismus wissenschaftlich genug sein wollte, um in seinen eigenen Lehren einen Gegenstand wissenschaftlicher Psychoanalyse zu sehen, so würde er finden, daß auch Begriffe, wie die soziale Revolution, die proletarische Diktatur oder der Zukunftsstaat, sozialpsychologisch betrachtet Mythen sind, d. h. Glaubenssymbole in Gestalt historischer Erzählungen***."

V

Die zu erwartende „Renaissance" des Sozialismus könne mithin erst dann eintreten, wenn der Sozialismus einen neuen philosophischen Unterbau erhalte. Wir haben bereits vernommen, daß die Arbeiterbewegung in engster Beziehung zum Sozialismus stehe. Die Arbeiterbewegung stelle einen sich manifestierenden Willen oder, verglichen mit dem Sozialismus als Vorstellung, den Willen schlechthin dar. Da jedoch der Marxismus den Zusammenhang zwischen Wille und Vorstellung, d. h. zwischen Arbeiterbewegung und Sozialismus,

* Ib. S. 186.
** Ib. S. 234 ff.
*** Ib. S. 253.

falsch aufgefaßt habe, habe der Krieg die vom Marxismus geschaffene Einheit gesprengt.

Der Krieg hat in der Tat das Bestehen einer tiefen Kluft zwischen Bewegung und Theorie gezeigt. Da nun die Schuld an diesem Dilemma nicht die Theorie, sondern die Bewegung trifft, so müßte doch gefolgert werden, daß wohl die Theorie gut sei, daß es dagegen mit der Bewegung hapere, m. a. W., daß neue „Formen" der Bewegung erforderlich seien, die den Ansprüchen der „Theorie", die ihrerseits einen Ausdruck der Bewegung, und zwar deren tieferen, historischen Sinn darstelle, besser entsprächen. Der Krieg hat die Theorie vollauf gerechtfertigt, die Form der Bewegung, deren Willensausdruck, dagegen verurteilt. De Man aber stellt alles auf den Kopf. Da bei ihm der Wille das Primäre ist, so dürfen auch die Formen der Arbeiterbewegung, in denen sich der Wille manifestiert, weder verändert noch verurteilt werden, da ja das Wollen, die Instinkte und Gefühle, die in dieser Bewegung ihren Ausdruck gefunden hatten, zum Ursprünglichen gehörten.

De Man merkt nichts von den Widersprüchen, in die er sich hierbei verwickelt. Die Vorstellung soll laut unserem neuen „Philosophen" nur ein Reflex des Willens sein und die Vernunft, die Theorie nur eine untergeordnete Bedeutung besitzen, überdies völlig im Dienste des „Unbewußten" stehen. Wird ein solcher Standpunkt akzeptiert, so führt das zur Rechtfertigung jeder Niedertracht, zur Kapitulation vor der Misere der Wirklichkeit des Alltags und zu der Erhebung derselben zur Norm, zum Gesetz, was seitens De Man, ungeachtet all seiner Bußfertigkeit, denn auch geschieht. Das bedeutet aber die Anerkennung des vollen Bankrottes des Bewußtseins. Denken und Ideen als solche verschwinden, der blinde Wille wird zum Alleinherrscher. Wie soll nun aber eine Veränderung der Gefühle und Instinkte der Menschen herbeigeführt werden? De Man meint, das könne auf dem Wege der Moralpredigt erreicht werden, durch die Propaganda des Sittengesetzes. Darauf ist zu erwidern:

1. Das Sittengesetz wird doch vom Menschen ebenfalls vor allem durch das Bewußtsein erfaßt und 2. weshalb soll denn just das „Sittengesetz" auf die menschlichen Instinkte eine stärkere Wirkung ausüben als z. B. das Klasseninteresse, das Klassenbewußtsein usw.?

De Man ist der Auffassung, die Lehre, daß der Kapitalismus mit eiserner Notwendigkeit zum Siege des Sozialismus führe, habe in der Zeit der Anfänge der Arbeiterbewegung eine nützliche Rolle gespielt, während sie heute nur Schaden stifte, da sie die Bedeutung des sittlichen Faktors herabsetze. Die Lehre von der Entwicklung als innerer Notwendigkeit sei gegenwärtig zu einer Zufluchtsstätte für Schwache geworden; die Menschen hätten das Gebot der P f l i c h t, der sittlichen Verantwortung vergessen und alles dem n a t ü r l i c h e n L a u f d e r D i n g e allein überlassen. Ein köstliches Argument! Gerade die Reformisten und die Revisionisten, die die „eiserne Notwendigkeit" leugnen und immerfort die ausschlaggebende Bedeutung des moralischen Faktors und der „Freiheit" menschlichen Handelns betonen, waren es doch, die als erste den Krieg und eine aktive Teil-

nahme am Kriege zur heiligen, moralischen Pflicht eines Patrioten erhoben hatten.

In jenen Partien seines Buches, in denen De Man die Verknöcherung, den Konservatismus, den Bureaukratismus und die geistige Beschränktheit der sozialdemokratischen Spitzen und der Gewerkschaftsführer geißelt, ist er natürlich vollständig im Recht. Seine Schlußfolgerungen dagegen stehen in striktem Widerspruch zu den von ihm selbst angeführten Tatsachen, die ausnahmslos gegen ihn zeugen, denn sie beweisen, daß gerade die Bureaukraten die Arbeiterbewegung und den Sozialismus in den Kot gezerrt haben. Die „eiserne Notwendigkeit" hat mit alledem nicht das mindeste zu tun. De Man behauptet, der Marxismus habe sich unfähig erwiesen, die menschlichen Gefühle und Instinkte zur Erzeugung einer machtvollen sittlichen Massenentrüstung auszunützen, einer Empörung des Proletariats gegen den Kapitalismus, die nicht der Vernunft, sondern primären Gefühlen entspringe. Letztere seien die Ursache dessen, daß das Proletariat gegen die Ungleichheit und die Ungerechtigkeit rebelliere. Der Marxismus hätte sich statt auf die wirtschaftliche Notwendigkeit auf die Gefühle und das Gewissen der Arbeiter stützen sollen. Der Krieg habe bewiesen, daß die Klassensolidarität des Weltproletariats eitel Schall sei, die animalischen Instinkte und der kriegerische Geist dagegen in der Arbeiterklasse noch außerordentlich fest wurzele. Der Marxismus hätte nun die Aufgabe gehabt, diese Instinkte so zu verändern, daß der Sozialismus zu einem Gefühl geworden und den Arbeitermassen in Fleisch und Blut übergegangen wäre.

Allein, um die Gefühle der Arbeiter beherrschen zu können, muß der Sozialismus zuvor doch ein objektives, wissenschaftliches „Bild" der Wirklichkeit entwerfen, also eine richtige Theorie entwickeln, d. h. doch vor allem eine rationale Erkenntnis der Wirklichkeit und der Bedingungen der Verwirklichung des Sozialismus ermöglichen. In dem Maße, in dem die sozialistischen Ideen sich unserer Gedanken bemächtigen, vermögen sie sich auch in Gefühle zu verwandeln.

Daß sich der Marxismus vom Psychologismus allein schon durch die Fragestellung wesentlich unterscheidet, entgeht De Man. Sein Streben geht dahin, den „neuerstandenen" Sozialismus zum Ausdruck bestimmter Gefühlsstimmungen der Arbeiterklasse werden zu lassen. Der Marxismus dagegen will feststellen, in welchem Zusammenhange diese „Gefühle" mit der Wirklichkeit stehen. Dazu bedarf es aber einer rationalen Erkenntnis, die das Verhältnis zwischen Gefühlen und objektiven Beziehungen erhellt. Gefühle allein bringen uns nicht vom Fleck; ihr Sinn will geistig erfaßt sein.

Gewiß sind die Gefühle der Menschen Wandlungen unterworfen, aber die Wandlungen vollziehen sich dank der Einwirkung äußerer Ursachen. Veränderungen in den Wirtschaftsformen bewirken eine Aenderung auch der seelischen Stimmungen und Eigenschaften der Menschen. Wir sehen, daß die Verschiedenheit der Klassen und Gruppen in einer Verschiedenheit psychologischer „Einstellung" ihren

Ausdruck findet. Die sozialen Verhältnisse, in denen der Mensch lebt, bestimmen nicht nur dessen Bewußtseinsinhalt, sondern auch den Inhalt und die Richtung seiner Gefühle, Bestrebungen, Affekte und seines Willens. Es muß scharf unterschieden werden zwischen den seelischen Prozessen und Erlebnissen auf der einen und dem in ihnen sich widerspiegelnden objektiven Inhalt auf der anderen Seite. Was empfiehlt dagegen De Man? Statt die sozialen Beziehungen unter den Menschen, insbesondere ihre Beziehungen im Produktionsprozeß zu studieren und zu analysieren, sollte man, laut De Man, sein Augenmerk nur auf die seelischen Zustände konzentrieren. De Man betrachtet den Sozialismus vor allem als „seelisches Erlebnis". Damit betreten wir aber den Boden eines ausgesprochenen Subjektivismus und Psychologismus. Die sozialistische Ueberzeugung wird zur Bewußtseinsform emotionaler Stimmungen.

Das ganze Geheimnis des Seelenlebens der Arbeiterklasse besteht nach der Auffassung De Mans in einem spezifischen Zusammenhang zwischen dem Inferioritäts- oder Minderwertigkeitsgefühl, das der ungleichen Lage der Menschen in der Gesellschaft entspringt und der „Kompensationstendenz". De Man stützt sich hier, wie überall, auf die sogenannte Individual-Psychologie von Alfred Adler. Der sozialistisch fühlende Mensch ist, laut De Man, kein Produkt des K a p i t a l i s m u s , sondern das Ergebnis der Einwirkung des Kapitalismus auf ein vorkapitalistisches Moral- und Rechtsempfinden, das in der Ethik des Christentums, im Feudalismus usw. wurzele. Nicht dadurch, daß sich das Proletariat seiner Klasseninteressen bewußt werde, werde es zum Klassenkampf gezwungen, sondern durch die psychologische Tatsache des sozialen Inferioritäts- oder „Minderwertigkeitskomplexes." Seinerseits beruhe der Minderwertigkeitskomplex auf einer Hemmung des menschlichen Geltungstriebes. Auf diesem gehemmten Trieb zur Geltendmachung seiner Persönlichkeit beruhe eben der Kampf des Arbeiters um eine bessere Zukunft. Die soziale „Inferiorität" der Arbeiterklasse sei keine Folge seiner politischen Rechtlosigkeit, auch kein Ergebnis seiner wirtschaftlichen Lage, sondern entspringe einzig und allein dem Vorhandensein eines besonderen p s y c h i s c h e n Z u s t a n d e s. Die Arbeiterklasse werde ausgebeutet, weil sie sich ausgebeutet f ü h l e. Wir hätten es mithin mit einer rein psychischen Erscheinung, einer subjektiven Illusion zu tun. Das schreibt ein Mann, der einst revolutionärer Sozialdemokrat gewesen! Allein, das Bestreben, den Marxismus zu freudisieren bzw. zu adlerisieren, muß unvermeidlich zu solchen absurden Schlüssen führen. Die Arbeiterklasse, heißt es bei De Man weiter, suche das Gefühl der „Minderwertigkeit" auf verschiedene Weise zu überwinden und ihre G l e i c h w e r t i g k e i t gegenüber der Bourgeoisie zu behaupten. Das Hauptmittel zur Eroberung dieser „Gleichwertigkeit" biete die Aneignung bürgerlicher Kultur.

Selbstverständlich wird auch die Klassensolidarität des Proletariats nicht etwa auf das Bewußtsein einer Gemeinsamkeit der Klasseninteressen des Proletariats zurückgeführt, sondern von einem ursprünglichen Herdeninstinkt, der der Sphäre des U n b e w u ß t e n

angehört, abgeleitet. Aus alledem ergibt sich eine Degradierung des Bewußtseins zu einer Art Anhängsel des Unbewußten bzw. unserer Instinkte. Das enthebt uns dann allerdings der Notwendigkeit der Ausbildung einer Wissenschaft, die uns die Unvermeidlichkeit des Sieges des „Guten" beweist, da ja der bloße Glaube an die Existenz des Guten, an die göttliche Kraft des Sittengesetzes bereits vollkommen ausreicht.

Und eine solche mystische Lehre tritt nun mit dem Anspruche auf, den Marxismus ersetzen zu können! Wir haben es in De Man mit dem Vertreter einer typischen Intellektuellenideologie zu tun, die das Denken der Arbeitermassen natürlich in keiner Weise beeinflussen wird, sintemalen sich De Mans „Predigt" ja an die Führer, die „Auserwählten", die Aristokratie des Geistes richtet.

Aus der De Manschen Mystik folgt endlich ganz zwanglos, daß man im Interesse des Kampfes um den Sozialismus eine Wiederherstellung des Kapitalismus, eine Stärkung des bürgerlichen Staates und der nationalen Idee, ergo eine Verbürgerlichung des Proletariats, d. h. die Auflösung der Arbeiterklasse in der kapitalistischen Gesellschaft erstreben muß. So sieht die ethische und religiöse Begründung des De Manschen Sozialismus, richtiger seines Liberalismus, in ihren Konsequenzen aus!

Wir resümieren: Die neueste „Ueberwindung" des Marxismus marschiert unter dem Banner des Freudismus und Adlerismus. Um sich die Vernichtung des Marxismus zu erleichtern, muß De Man den Marxschen Materialismus erst zu einem reinen Mechanismus, die dialektische Methode zu einer reinen Scholastik, einer aprioristischen Konstruktionssucht und einem Spiel mit dialektischen Begriffen verfälschen. Derlei Tricks vermögen natürlich Wert und Bedeutung des Marxismus nicht im mindesten zu beeinträchtigen. Der Sozialismus bildet das notwendige Ergebnis der Entwicklung und des Zusammenbruches der kapitalistischen Gesellschaft, der Marxismus lediglich die theoretische Erfassung eines unabwendbaren Prozesses. De Mans Geschoß hat sich als ein Blindgänger erwiesen. Die Arbeitermassen werden dieser Rabulistik eines Intellektuellen den Rücken kehren und unter dem Banner des „vulgären", d. h. des wahren revolutionären Marxismus um den Sieg des Sozialismus unbeirrt weiterkämpfen.

GEORG RÖBER

DIE DIALEKTIK DER WILLENSBESTIMMUNGEN

„Freiheit des Willens heißt nichts anderes, als die Fähigkeit, mit Sachkenntnis entscheiden zu können."
Friedrich Engels

I

Die Problemstellung

Ist der Wille frei, oder ist er gebunden? — Die Frage so gestellt, ist abstrakt, formell. Wir lösen den Willen los von seinem jeweiligen Inhalt, seinen Umständen und Voraussetzungen und suchen die Frage allgemein — nicht bestimmt —, abstrakt — nicht konkret — zu beantworten. Wir fassen die beiden Fragen als einander ausschließende und verlangen eine exakte Beantwortung, ein Ja oder ein Nein, ein Anerkennen oder ein Ablehnen. Wem fiele da nicht das Musterbeispiel der abstrakt-formalen Begriffsbildung ein: Wer nicht für mich ist, ist wider mich. Es werden hierbei die konkreten Umstände jedes Falles einfach als unbeachtlich beiseite geschoben und es wird ein allgemeines Prinzip in der Weise formuliert, daß man dieses Prinzip von seinen bestimmenden Umständen loslöst und diese Umstände als unwesentlich in das Prinzip nicht einbezieht. Darin liegt das Falsche und Unwahre derartiger allgemeiner Formulierungen. Dadurch werden sie weltfremd; sie können die Fülle der Erscheinungen nicht als eine Totalität in sich einschließen, sie einbeziehen, und das macht sie unfähig zum Begreifen der Wirklichkeit.

Nun besteht aber eine innige Verknüpfung von denkendem Erfassen und gestaltendem Verändern der Wirklichkeit, von Theorie und Praxis. Fiat justitia, pereat mundus! (Es werde Gerechtigkeit und gehe die Welt dabei zugrunde!) lautet die praktische Konsequenz der abstrakt-allgemeinen Verstandeslogik. Sie, die ihre Prinzipien als über den Einzelformen und Erscheinungsweisen der Wirklichkeit stehend formuliert, die sie als ein Jenseits setzt und nicht als der Wirklichkeit immanent auffaßt, führt in der Praxis zum Fanatismus als der letzten Konsequenz ihrer theoretischen Seite, des Utopismus. Aus der Starrheit abstrakter Prinzipien heraus ist ein gesellschaftliches Handeln unmöglich. Dieses „Sich-aufbäumen" ist individuell; es führt den Einzelnen zum Weltschmerz, zur resignierten Trauer über die „ewig-bestehende" Kluft zwischen Ideal und Wirklichkeit, zur Weltflucht, zur Verzweiflung.

Das praktische Handeln besteht darin, die Möglichkeiten aus den

Bedingungen des Gegebenen zu erkennen und sie am Ziele als dem gesetzten Willenszweck zu messen. „Wir treten dann nicht der Welt doktrinär mit einem neuen Prinzip entgegen: Hier ist die Wahrheit, hier kniee nieder! Wir entwickeln der Welt aus den Prinzipien der Welt neue Prinzipien." (Marx, Brief an Ruge. Sept. 1843.) Wer der Welt unvermittelt Prinzipien aufpfropfen will, setzt hart auf hart und zerschellt an der Realität des Seienden. Nicht darin liegt die Hoheit des Strebens und der Ideale, Ziele oder Prinzipien aufzuzeigen, sondern darin, der Welt, im härtesten Kampfe mit ihr, die realen Möglichkeiten zur Erreichung des Zieles abzuringen und diese selbst als Stufen, als über sich selbst hinausgreifende Momente des Zieles aufzufassen. „Der Kritiker kann also an jede Form des theoretischen und praktischen Bewußtseins anknüpfen und aus den eigenen Formen der existierenden Wirklichkeit die wahre Wirklichkeit als ihr Sollen und ihren Endzweck entwickeln." (Marx: Ebenda.)

Fassen wir unsere Frage: Willensfreiheit o d e r Willensgebundenheit in dieser abstrakten Weise, so fordert sie von uns eine abstrakte Antwort. Suchen wir eine solche Antwort zu geben, so zieht dieses nicht bloß ganz bestimmte theoretische Konsequenzen nach sich, sondern bestimmt unser Handeln in einer Weise, die für eine um ihre Macht kämpfende und um ihr Dasein ringende Klasse nicht gleichgültig sein kann.

Die Frage ist daher konkret zu fassen. Wir haben sie zu stellen nicht vom Standpunkt d e s Menschen schlechthin, sondern vom Standpunkt einer kämpfenden Klasse, und zwar des Proletariats. Denn nur eine konkrete Fragestellung ermöglicht eine konkrete Antwort. Die Frage nach der Willensfreiheit oder Willensgebundenheit stellt sich uns so: Ist der Wille frei, frei — wozu? Und ist er gebunden, gebunden — wodurch?

II

D i e B e g r i f f s b e s t i m m u n g

Ehe wir an die eigentliche Behandlung dieser Frage herangehen können, haben wir den Begriff des Willens abzugrenzen von dem der Willkür.

Was oft von „mehr ehrlichen als konsequenten Menschen" (Hegel, „Logik", 11) als Willensfreiheit oder Willensgebundenheit an Tausenden von B e i s p i e l e n aufgezeigt wird (Beispiele illustrieren nur, sind aber selbst noch keine Beweise; sie erklären nichts, sondern sie bedürfen der Erklärung), bewegt sich innerhalb der Grenzen der Willkür. Willkür als „die Mitte der Reflexion zwischen dem Willen als bloß durch die natürlichen Triebe bestimmt, und dem an und für sich freien Willen" (Hegel, „Einleitung zur Rechtsphilosophie", § 15) ist die untere Stufe des Willens. Sie ist das Entscheiden und die Bestimmung durch begrenzte s u b j e k t i v e Zwecke. Der Einzelne überlegt, ob er zu diesem Vergnügen oder jenem in ein Kino oder

auf den Tanzsaal gehen solle. Er fühlt sich mehr zu dieser Veranstaltung als zu jener hingezogen und entscheidet sich demzufolge für das eine oder das andere. Würde er sich als gerade dieser Einzelne anders entscheiden, so würde das, von der gesellschaftlichen Gesamtbewegung aus gesehen, keinerlei Bedeutung haben. Lediglich seine Ehefrau oder einige moralische Philister würden in dieser oder jener Entscheidung des Einzelnen eine mehr als subjektive Bestimmung sehen können. Der Einzelne hat sich zu entscheiden, wie er sich als bestimmter, konkreter Einzelner auf der Grundlage der gegebenen gesellschaftlichen Verhältnisse als gerade dieser entscheiden mußte.

Der Wille dagegen unterscheidet sich von der Willkür als seiner unteren Stufe durch seine Zielsetzung. Er erhält seine Bestimmung durch überindividuelle Zielsetzung. Ueberindividuelle Zielsetzung ist aber kein nebelhafter, abstrakter Moralbegriff, sondern eine für den Marxisten sehr konkrete Bestimmung: überindividuelle Zielsetzung heißt für ihn proletarische Zielsetzung, Zielsetzung der proletarischen Klasse.

Streng genommen, ist es falsch, dabei von einer Zielsetzung zu sprechen. Wir bleiben damit immer noch stecken in der Vorstellung, daß der Wirklichkeit als einem Diesseits das Sollen als etwas Jenseitiges entgegengesetzt werde, daß Ziel und Weg getrennt seien. Der Reformismus prägte dies zur Formel: Die Bewegung ist alles, das Ziel ist nichts (Bernstein).

Wenn wir aber trotzdem von Zielsetzung, mangels eines besseren Ausdrucks, auch vom Standpunkt des Proletariats aus noch sprechen müssen, so ist damit gemeint, daß das Proletariat aus seinen realen Daseinsbedingungen durch das Begreifen dieser Bedingungen die Notwendigkeiten seiner Praxis herleitet und sich zu dem macht, was es an sich ist. Darin liegt sein Sollen, nicht aufgefaßt als ein von außen an das Proletariat herantretendes, „höheren" Gedankenformen und Prinzipien entsprungenes Postulat, sondern aufgefaßt als die Notwendigkeit für das Proletariat, das zu sein und zu tun, was in ihm als Proletariat beschlossen liegt. „Wenn das Proletariat die Auflösung der bisherigen Weltordnung verkündet, so spricht es nur das Geheimnis seines eigenen Daseins aus, denn es ist die faktische Auflösung dieser Weltordnung." (Marx, „Zur Kritik der Hegelschen Rechtsphilosophie".) Im Begreifen seines Müssens liegt sein Sollen.

Dieser Zielsetzung unterliegt der Wille jedes Proletariers. Erst in der Bewegung und Entwicklung dieses Zieles verschwindet der subjektive, endliche Zweck und tritt als einzige und ausschließliche Bestimmung der Klassenzweck. Mit der Erfassung desselben und der Einsicht in dessen Notwendigkeit begreift sich der Wille als überindividuell, als in seiner Begrenzung unbegrenzt und seiner Endlichkeit unendlich.

III

Die drei Grundverhältnisse

Wenn wir nach der Willensfreiheit oder Willensgebundenheit des Menschen fragen, haben wir den geschichtlich-gesellschaftlichen Menschen, den konkreten Menschen, den Klassenmenschen vor uns. Darin liegt der wesentliche Unterschied zu jener Auffassung, die den Menschen als natürlichen, als den Menschen, auffaßt, der sich durch alle Jahrtausende seiner wechselnden Gesellschaftsformen hindurch in seinem „Wesen" gleichbleibe und an sich einen freien oder einen gebundenen Willen habe. Sodann stellt der Marxismus den einzelnen Menschen nicht als Individuum in die Gesellschaft hinein, sondern begreift ihn aus den Bedingungen der Gesellschaft heraus. Damit erst zeigen sich ihm die vielfachen Verschlingungen und Kreise, die bestehen 1. zwischen dem einzelnen Proletarier (den bürgerlichen Klassenmenschen scheiden wir in unseren weiteren Betrachtungen aus) und seiner Klasse, 2. zwischen der proletarischen Klasse und der bürgerlichen Gesellschaft und 3. zwischen der proletarischen Klasse und der Geschichte (ihrer Bestimmung, als Klasse zugleich mehr als Klasse zu sein).

Betrachten wir zunächst das Verhältnis des Einzelproletariers zu seiner Klasse.

1. Dadurch, daß der Einzelne sich von der unteren Stufe der Willkür auf die höhere Stufe des Willens erhebt, steigt er auf zur höheren Freiheit und zur höheren Gebundenheit. Ueber seine subjektiven Zwecke entschied er durch seine eigene Bestimmung selbst. In der Sphäre der überindividuellen Klassenzwecke entscheidet die Einsicht in die Lebens- und Daseinsbedingungen des Proletariats. Dieser Einsicht ordnet der Einzelne sich unter, läßt durch sie sein Denken und Handeln bestimmt sein. Da allein das Proletariat die Bewegungsformen des gesellschaftlichen Lebens begreifen kann, während die bürgerliche Klasse unter dem Druck der Gesellschaftsnotwendigkeiten wie unter einem Naturdruck (Schicksal) steht, da nur das Proletariat aus seiner Klassenlage heraus diese Einsicht in den Gesamtzusammenhang des gesellschaftlichen Lebens gewinnen kann, vermag es aus der bewußten Unterordnung jedes Einzelnen unter diese Einsicht das Solidaritätsgefühl und die proletarische Klassendisziplin auf der Grundlage des Klassenbewußtseins herauszubilden. Beide sind der gemeinsame Ausdruck für die Willensgebundenheit des Einzelnen durch das Ganze des Klassenwohls und Klassenkampfes. Durch diese Einsicht hat der Einzelne seinen subjektiven Willen in den Klassenwillen gelegt. Der Wille des Einzelnen ist somit klassengebunden, und zugleich ist er in dieser Klassenbindung doch erst wahrhaft frei. Denn die Freiheit des Willens besteht nicht darin, tun zu können, was man will, nicht in der abstrakten Freiheit des individuellen Wollens (Glücksgefühl), sondern im Begreifen der Notwendigkeit, als Einzelner das rechte Beziehungsverhältnis zu seiner Klasse zu gewinnen. „Je freier

also das Urteil eines Menschen in Beziehung auf einen bestimmten Fragepunkt ist, mit desto größerer Notwendigkeit wird der Inhalt dieses Urteils bestimmt sein" (Engels, „Antidühring", I. Abschnitt, 11. Kapitel).

2. Das Verhältnis der proletarischen Klasse zur heutigen Gesellschaft ist das eines Teiles zum Ganzen. Es besteht aber zwischen diesem Teile und dem Ganzen der Gesellschaft ein besonderer Zusammenhang.

Aus dem Schoße der bürgerlichen Gesellschaft zum gesellschaftlichen Dasein erhoben, ist das moderne Proletariat als die Klasse der freien Lohnarbeiter nur auf der Grundlage der kapitalistischen Warenproduktion möglich. Insofern ist das Proletariat als Teil zugleich ein notwendiger Bestandteil der bürgerlichen Gesellschaft.

Sein Wesen liegt aber begründet in seiner besonderen Klassenlage gegenüber allen früheren unterdrückten Klassen. Die Forderung der sozialen Freiheit kann nur vom Proletariat als der letzten unterdrückten Klasse erhoben und nur von ihm als konkrete Forderung realisiert werden. Die Verwirklichung der sozialen Freiheit aber hat die Vernichtung der bürgerlichen Gesellschaft als der brutalsten Verneinung dieser Freiheit zur Voraussetzung. Das Proletariat ist der Totengräber der bürgerlichen Gesellschaft. Insofern steht es gleichzeitig außerhalb der bürgerlichen Gesellschaft, ist es mehr als ein Teil derselben, ist es die klassenlose Gesellschaft der Zukunft als Klasse in der Gegenwart vorweggenommen.

Daraus folgt: die Bindung aller übrigen Klassen der Gesellschaft an den Willen der proletarischen Klasse ist die Voraussetzung für die Erlangung der sozialen Freiheit. Diese Willensbindung aller nichtproletarischen Klassen unter den Klassenwillen des Proletariats ist die proletarische Diktatur.

Weil die anderen bestehenden Klassen der heutigen Gesellschaft aus den Voraussetzungen ihrer Klassenlage heraus nicht zur Einsicht in die objektiven gesellschaftlichen Beziehungen und Zusammenhänge gelangen können, ohne sich selbst als Klassen aufzugeben, was zu tun für sie als Klassen eben unmöglich ist, können sie nicht von sich aus zur Freiheit, die das Begreifen der Geschichte zur Voraussetzung hat, gelangen. Sie müssen vielmehr durch den eisernen Zwang dem Willen des Proletariats untergeordnet werden. Für sie zeigt sich dieses Verhältnis als die härteste Form der Willensgebundenheit. Das Proletariat dagegen sieht in seiner Diktatur den Weg zur Freiheit aller. So trägt im Grunde die schroffste Form der Willensgebundenheit zugleich die Momente der gesellschaftlichen Freiheit in sich: „Die Internationale erkämpft das Menschenrecht".

3. Wir haben bei der Behandlung der letzten Frage bereits die Wesensartung des Proletariats, mehr als Klasse zu sein, aufgezeigt. Während dies aber für das Verhältnis des Proletariats zur bürgerlichen Gesellschaft, als einem besonderen Ausschnitt aus der sozialen

Geschichte der Menschheit, in Beantwortung der Frage geschah, die Lassalle („Arbeiter-Programm") so formulierte:

> „Wie ist es hiernach nur möglich, und welchen Sinn hat es, daß ein besonderer Zusammenhang stattfinden soll zwischen der Idee dieses einzelnen, bestimmten Standes (Arbeiter„stand") und dem Prinzip der besonderen Geschichtsperiode, in der wir leben?" —

ist es nunmehr unsere Aufgabe, das dritte Grundverhältnis: Proletariat — Geschichte im allgemeinen zu untersuchen.

Der Träger der sozialen Freiheit, so sahen wir oben, ist das Proletariat. Die soziale Freiheit ist eine allgemein-menschliche, eine geschichtliche Angelegenheit und — wie im folgenden noch gezeigt werden wird — eine geschichtliche Notwendigkeit. Indem das Proletariat seine Aufgabe in dem konkreten Gang der Geschichte selbst werden sieht und mit dem Einsatz aller seiner Kräfte die historische Aufgabe der Menschheit als seine Aufgabe erfaßt, entwickelt und in der Entwicklung seiner Aufgabe die Möglichkeiten ihrer jeweiligen Lösung schafft, zeigt es zusammen mit der Freiheit seines Wollens die Unbegrenztheit seines Wollens. Dieser Prozeß der Selbstbesinnung des Proletariats als Klasse, die in sich die Auflösung aller Klassen birgt, ist der Werdensprozeß des freien Willens der revolutionären Klasse auf der Grundlage der bis zu ihrem Jetztstand geführten ökonomischen Verhältnisse.

Die Verneinung dieser Willensfreiheit im Sinne eines abstrakten Determinismus ist die endgültige Absage an die revolutionäre Tat des Proletariats. Sie verbindet sich mit der Vorstellung vom organischen, friedlichen, natürlichen Hineinwachsen in den Sozialismus, mit der Auffassung des geschichtlichen Bildungsprozesses als eines automatischen Ablaufs eines vom Willen des Proletariats unabhängigen „Naturprozesses". Der abstrakte Determinismus, der vulgär-naturwissenschaftliche Materialismus, führt zum Klassenfatalismus, er bedeutet den faktischen Tod des revolutionären freien Willens (im oben entwickelten Sinne) und damit den Tod der Revolution selbst. Er bedeutet den Sieg eines unterwürfigen Sichergebens einer erstarrenden Klasse in das „Unvermeidliche" der Geschichte, den Verlust der Klasseninitiative und den Verzicht auf die Gestaltung neuer gesellschaftlicher Lebensformen. Kurz, der abstrakte Determinismus ist ein reaktionäres Prinzip.

Daß das Proletariat in diese Erstarrung seiner Kräfte nicht verfallen kann, ohne sich zuvor selbst als Proletariat aufgegeben zu haben, daß es auf Grund der elementaren Bedingungen seiner eigenen Klassenlage immer und immer wieder trotz aller Teilniederlagen den Kampf gegen die bestehende Gesellschaft aufnehmen und führen muß, beweist die Tatsache der Willensgebundenheit einer revolutionären Klasse an die gesellschaftlichen Voraussetzungen ihres eigenen Seins, an ihre geschichtliche Aufgabe. Die Freiheit des proletarischen Klassenwillens ist der Ausdruck für die objektive Gebundenheit des Willens dieser revolutionären Klasse an den Gang

der Geschichte. Indem sie gezwungen ist, immer von neuem an den Grundfesten der bestehenden Ordnung zu rütteln, weil sie sonst auf dem Wege der friedlichen Ergebung in die „unabänderliche Notwendigkeit" der Gegenwart sich den politischen, wirtschaftlichen und moralischen Tod geben müßte, indem sie immer wieder die zentrifugalen Kräfte zu Klassenaktionen zusammenfaßt, realisiert sie die Freiheit ihres Willens als Ausdruck seiner tatsächlichen geschichtlichen Gebundenheit.

Die proletarische Revolution ist daher die freie Tat einer um die höchsten Formen menschlichen Daseins ringenden Klasse und kann nur darum ihre freie Tat sein, weil sie resultiert aus dem Begreifen der Geschichte selbst und in diesem Begreifen die Notwendigkeit zur freien, revolutionären Tat des Proletariats selbst liegt. Aus der Erkenntnis seiner geschichtlichen Willensbindung heraus vermag es die Formen seiner freien Willenshandlungen zu entwickeln, sie zu entfalten und durch die proletarische Revolution zu konkretisieren.

Wir fassen die Ausführungen über die drei Grundverhältnisse zusammen:

1. Der Ausdruck der Willensfreiheit und der Willensgebundenheit des Einzelproletariers im Verhältnis zu seiner Klasse ist das Solidaritätsgefühl und die Klassendisziplin, die zu ihrer gemeinsamen Voraussetzung das Klassenbewußtsein haben.
2. Die Bindung der nichtproletarischen Klassen an den Willen der proletarischen Klasse erfolgt in der proletarischen Diktatur. Sie trägt als stärkste Form der Willensgebundenheit zugleich alle Elemente der sozialen Freiheit in sich.
3. Aus dem Begreifen der Geschichte erkennt das Proletariat sein eigenes Klassendasein als eine geschichtliche Aufgabe, als die Aufgabe, durch die Aufhebung seiner selbst als Klasse jede Klassengesellschaft aufzuheben. Darin liegt eingeschlossen die Willensgebundenheit (in dem Dasein des Proletariats ist sein Sollen als Müssen gegeben) und die Willensfreiheit (das Proletariat erfüllt seine geschichtliche Aufgabe durch seine eigene freie Tat). Ihr gemeinsamer gesellschaftlicher Ausdruck ist die proletarische Revolution.

IV

Schluß

Die Frage nach der Willensfreiheit läßt sich, wie wir zu zeigen versucht haben, zurückführen auf die Frage nach dem Verhältnis von Freiheit und Notwendigkeit.

Die abstrakte Verstandesmetaphysik des naturwissenschaftlichen Materialismus (Determinismus) wie des unkritischen Idealismus (Indeterminismus) sieht hier zwei kontradiktorische Gegensätze, von

denen die Willensfreiheit o d e r die Willensgebundenheit als eines das andere ausschließende Prinzip festgehalten und als solches absolutiert wird. Es ist, wie Hegel es nennt, die „Logik des Meinens".

Der Indeterminismus ist die Abstrahierung des Menschen von seiner realen gesellschaftlichen Grundlage. Er versucht sich am Menschen als einem „geistigen" Wesen.

Der Determinismus ist die Abstrahierung des Menschen von seinen Entscheidungen, Entschlüssen, seinen Handlungen, seiner Praxis. Er streicht den Menschen als h a n d e l n d e s , p r a k t i s c h e s Wesen. „Die materialistische Lehre, daß die Menschen Produkte der Umstände und der Erziehung, veränderte Menschen also Produkte anderer Umstände und veränderter Erziehung sind, vergißt, daß die Umstände eben v o n d e n M e n s c h e n v e r ä n d e r t werden, und daß der E r z i e h e r s e l b s t e r z o g e n werden muß." (Marx, „Thesen zu Ludwig Feuerbach", III.)

Beide haben vor sich „den" Menschen: der Indeterminismus den eingebildeten, der Determinismus den Menschen als bloßes Produkt seiner Verhältnisse. Das bedeutet, daß „bloße Gedankendinge" (Hegel) als etwas Reales angesehen werden.

Wirklich ist aber nur der konkrete, der geschichtlich-gesellschaftliche Mensch, d i e s e r Klassenmensch. Wir haben daher den proletarischen Klassenmenschen der bürgerlichen Gesellschaft behandelt.

Wirklich ist ferner nur die p o l a r e Entgegensetzung zweier Prinzipien, die nur in dieser Entgegensetzung und wechselseitigen Bedingtheit Realität haben. Wir versuchten daher unter einer konkreten Fragestellung die Willensfreiheit und die Willensgebundenheit in ihrer Entgegensetzung zueinander als zwei notwendige Seiten des proletarischen Klassenkampfes zu erfassen und sie in der Idee der sozialen Freiheit als ihrem Wesen nach identisch aufzuzeigen.

Der Schwerpunkt, um den sich das ganze Problem bewegt, ist das Klassenbewußtsein, als die Einsicht einer Klasse in die Gesetze der gesellschaftlichen Dynamik und das bewußte Handeln als Klasse gemäß den erkannten Notwendigkeiten. Das Resultat unserer Ausführungen, auf die knappeste Formel gebracht, ist:

W o z u ist der Wille frei? — Zum gesellschaftlichen Handeln.

W o d u r c h ist der Wille gebunden? — Durch die Einsicht in die Notwendigkeit dieses Handelns.

Wenn schon für Hegel die Freiheit die Einsicht in die Notwendigkeit ist und die Notwendigkeit nur blind, sofern dieselbe nicht begriffen ist, so findet die marxistische Auffassung der Willensfreiheit ihre klassische Formulierung in den Worten Friedrich Engels', die wir unseren Ausführungen voranstellten:

„Freiheit des Willens heißt daher nichts anderes als die Fähigkeit, mit Sachkenntnis entscheiden zu können."

A. THALHEIMER

DIE AUFLÖSUNG DES AUSTROMARXISMUS*

5. Der historische Ort und die praktische Rolle des heutigen Austromarxismus

„Nichts riecht so schnöde", sagt Shakespeare, „als eine verfaulte Lilie." Nichts ist so widerlich als der verfaulende und verfaulte Marxismus. Aber damit, daß der Austromarxismus aufgehört hat, Marxismus, Theorie der proletarischen Revolution zu sein, hat er keineswegs zugleich aufgehört, ein praktisch wirksamer Faktor in der Arbeiterbewegung zu sein. Theoretisch tot, wie er sein mag, ist er praktisch noch lebendig. Auf diese seine praktische Rolle kommen wir noch des näheren zu sprechen. Jedenfalls aber geht aus dieser Tatsache hervor, daß seine prinzipielle kritische Auflösung und die laufende kritische Auseinandersetzung mit ihm keine bloße theoretische Marotte, sondern eine eminent praktische und unerläßliche Sache ist. Den Schein des Marxismus beim Austromarxismus zu zerstören, seinen wirklichen bürgerlichen Inhalt und seine Wurzeln in den Theorien der bürgerlichen Zerfallszeit aufzudecken, das ist ein Teilstück des Kampfes um die Gewinnung großer Arbeitermassen, ja der Mehrheit der Arbeiterklasse und auch von den bestimmten Teilen der Intelligenz für den Kommunismus. Ein Teilstück: denn dazu gehört die entsprechende politische Praxis. Die Theorie allein, die abstrakte Theorie, kann nicht die Massen gewinnen. Diese Auseinandersetzung ist aber auch nötig für die Kommunisten selbst. Die Theorie des Kommunismus, des Marxismus, ist historisch entstanden aus der Kritik einerseits der gesamten vormarxistischen Spielarten des Sozialismus und Kommunismus, andererseits der gesamten bürgerlichen Gesellschaftswissenschaften: der klassischen Nationalökonomie (d. h. vor allem der englischen), der klassischen Philosophie (d. h. der deutschen), der klassischen bürgerlichen Geschichtsschreibung (d. h. vor allem der französischen), der bürgerlichen Jurisprudenz, Ethnologie usw. Marx nannte sich mit Vorliebe einen „Kritiker". Sein Hauptwerk, das „Kapital", führt den Untertitel „Kritik" der politischen Oekonomie. Kritik als die gedankliche Auflösung eines bestehenden festgewordenen Gedankensystems, des Gedankensystems des Bestehenden oder der Ideologie der herrschenden Klassen, ist das gedankliche Gegenstück und die reale Vorbedingung der praktischen Auflösung des Bestehenden, der Revolution, und zwar nicht nur der proletarischen,

* Fortsetzung und Schluß.

sondern jeder anderen. Die Kritik ist die Bedingung der Entstehung, aber ebenso des Fortbestandes und des Wachstums des Kommunismus als einer lebendigen Theorie. Dabei ist die Geburtshelferrolle der Kritik bei der Entstehung des Kommunismus und ihre Rolle bei seiner Fortbildung nicht dieselbe. Für die entstehende kommunistische Theorie war die Kritik das Mittel, aus der bürgerlichen Theorie der Gesellschaft bestimmte Elemente auszuscheiden, um sie sich anzueignen, sie umzubilden und zu etwas völlig Neuem zu gruppieren. Dies ist ein für allemal in den Grundbegriffen und Methoden des Marxismus geschehen. Die Theorien der bürgerlichen Verfallszeit bieten keine derartigen gedanklichen Elemente. Sie sind zumeist nur direkte oder indirekte Apologetik der bestehenden und immer mühsamer bestehenden Gesellschaftsordnung. Sie können nur noch Rohstoffe, Detailmaterial für die marxistische Bearbeitung liefern, so die bürgerliche Geschichtsschreibung, die Ethnologie, die Linguistik, die Anthropologie, die Statistik, die beschreibende Nationalökonomie usw. So muß also heute auch das kritische Verhältnis des Marxismus zu den bürgerlichen Gesellschaftswissenschaften ein total anderes sein als bei seiner Entstehung. Die ausgebildete, wenn auch keineswegs abgeschlossene Theorie hat andere Gesetze des Wachstums als die erst sich bildende.

Es macht das Wesen des heutigen Austromarxismus aus, daß er dieses prinzipielle Verhältnis des Marxismus zu den bürgerlichen Gesellschaftswissenschaften völlig verkennt. Er ersetzt die begrifflichen Elemente des Marxismus durch die der bürgerlichen Apologetik. So stellt er den umgekehrten Prozeß dar, als der, welcher bei der Bildung des Marxismus stattfand: war dieser die kritische Auflösung der bürgerlichen Ideologie durch den Kommunismus, so ist der heutige Austromarxismus die unkritische Auflösung des Kommunismus durch die bürgerliche Ideologie. Und zwar dies mit dem falschen Schein einer „Weiterbildung" des Marxismus.

Die Rollen sind so am Ende vertauscht. Der von der bürgerlichen Ideologie zersetzte und in sie kritisch widerstandslos aufgelöste Marxismus wird so selbst unkritisch, widerstandslos gegenüber dieser. Er gibt damit eines seiner Wesensmerkmale auf.

Der Austromarxismus hat diese Umkehr in seiner österreichischen Urheimat längst vor dem Kriege eingeleitet. Eine solche Einleitung war der Machismus (Hilferding, Eckstein), der Neukantianismus (Max Adler), der Neovitalismus und Neolamarckismus (Eckstein). Einen ähnlichen Prozeß sehen wir in den romanischen Ländern bei der Auflösung des Sozialreformismus (einschließlich des Syndikalismus und Anarchismus): das Aufnehmen bergsonistischer, pragmatistischer usw. Gedanken an die Stelle marxistischer.

Die bürgerliche Ideologie, in ihrer Blütezeit ein Mutterboden des Marxismus, ist heute ein Gift, das ihn zu ersetzen trachtet, das zum guten Teil erst durch den Gegensatz zum Marxismus ins Leben trat. Es ist daher heute für den bürgerlichen Intellektuellen unendlich

schwerer, in die Tiefe des Marxismus und Leninismus einzudringen, sie sich vollständig anzueignen. Für die Marx und Engels war von Hegel und Feuerbach, von Adam Smith und Ricardo, von Proudhon, Cabet, Saint-Simon, Owen, von Guizot, Mignet, Thierry nur ein Schritt, — der allerdings Genialität erforderte. Der Intellektuelle, der heute von der bürgerlichen Ideologie zum Marxismus und Leninismus kommt und der fähig sein will, ihn selbständig kritisch zu handhaben, hat nicht nur die antimarxistische Ideologie von Grund aus kritisch abzustreifen, sondern den gesamten Stoff der Gesellschaftswissenschaften kritisch umzuschmelzen. Das heißt, er muß entweder bereits bei der Stoffaneignung den kritischen Maßstab des Marxismus mitbringen oder er muß den unkritisch angeeigneten Stoff von oben bis unten neu durchdenken. Es genügt nicht für eine selbständige Handhabung, nur die fertigen Resultate des Marxismus und Leninismus, nur den von ihm bereits bearbeiteten Stoff aufzunehmen. Der Marxismus und Leninismus, solange er noch Theorie der unterdrückten Arbeiterklasse und solange er daher noch die unterdrückte, offiziell verfehmte Theorie, muß naturgemäß seine Kräfte in erster Linie dem Riesenstoff des proletarischen Befreiungskampfes selber widmen. Weite Gebiete der Wissenschaft muß er aus diesem Grunde noch brach liegen lassen. Erst mit der Machteroberung, d. h. mit der Erhebung des Marxismus zur offiziellen Theorie, setzt in größerem Maße seine Ausdehnung, sein weiterer theoretischer Eroberungszwang, die Eröffnung des Kampfes auf Gebieten, wo der Gegner bisher noch ungestört hauste, ein.

Dieser Tatbestand macht, wie es mir scheint, erklärlich, warum in den Ländern des herrschenden Kapitalismus heute der Zufluß neuer Kräfte zur marxistischen Theorie aus der bürgerlichen Intelligenz so äußerst spärlich, fast belanglos ist und daß er sich so gut wie ausschließlich aus den Kreisen der revolutionären Arbeiterschaft selbst rekrutiert.

Dieselben Umstände bewirken weiter, daß der Kommunismus weder hier noch dort, weder bei Intellektuellen noch bei Arbeitern, auf eine tabula rasa, eine leere Tafel stößt, sondern auf Hindernisse mehr oder minder bewußter, leichterer oder schwererer Art, bald auf einen leichten Anflug, bald auf ein dickes Gestrüpp bürgerlicher (einschließlich Kautskyanischer und austromarxistischer) Auffassungen. Die prinzipielle und fortlaufende Kritik dieser bildet daher ein unentbehrliches Werkzeug der Entwicklung des Kommunismus in den Köpfen der Kommunisten selbst und seiner fortlaufenden Reinigung von teils ursprünglichen, teils immer neu anschließenden fremden, feindlichen Beimischungen. Die subjektiv gefährlichsten sind naturgemäß diejenigen, die nicht offen sich als Antimarxismus, sondern als selber marxistisch, als selbst revolutionär ausgeben, also der heutige Kautskyanismus oder Austromarxismus.

Mustern wir nun zusammenfassend den heutigen Austromarxismus, wie er im „lebendigen Marxismus" auftritt, auf seine gedanklichen Elemente sowohl im Verhältnis zum wirklichen Marxismus als auch zur bürgerlichen Ideologie, wie untereinander.

Wir sehen bei Max Adler die Liquidation der Dialektik und des Materialismus als Methode. Diese ist eine analytische und synthetische Methode. An ihrer Stelle erscheint die idealistische Konstruktion an der Hand der formalen Logik. Weiter die Liquidation der materialistischen Geschichtsauffassung. Der „ökonomische" Unterbau wird idealistisch aufgelöst, indem er selbst in ein Ideales verwandelt wird. Aus dem historischen Materialismus wird so historischer Idealismus, und zwar einer ganz besonderen Art: der dem historischen Idealismus sich unterwerfende, durch ihn zersetzte, verneinte historische Materialismus. Für den alten historischen Idealismus war die Ideologie die bewegende Kraft der Oekonomie, die Ursache der ökonomischen Veränderungen. Der historische Materialismus kehrte das Verhältnis um. Die materielle Produktion, die Oekonomie, bestimmte das gesellschaftliche Sein, die Ideologie. M. Adler stülpt seinerseits dieses Verhältnis noch einmal um, indem er die Oekonomie selbst zu einer ideologischen Bewegung macht. Also Idealismus oben und unten, die Oekonomie als Belag in der Mitte. Der Idealismus als Vater, der Materialismus als Mutter erzeugen so die Spottgeburt eines ökonomischen Idealismus. Liquidiert wird ferner die marxistische Staatstheorie. Aber auch sie wird nicht einfach negiert, gestrichen. Die klassenlose sozialistische Gesellschaft behält den Staat bei, der aber anders genannt wird, nämlich die Zwangsordnung. Die proletarische Revolution landet mit einem Sprung — im bürgerlichen Staat. Die sozialistische Gesellschaft bleibt als Ziel — aber sie wird bürgerlich, das Ziel verwandelt sich in den Ausgangspunkt, die Revolution in die Konterrevolution, die Bewegung in die Ruhe, die Veränderung besteht im Sichgleichbleiben. Kurz, es ist die nominalistische Revolution, die Revolution der Benennungen.

Otto Bauer seinerseits geht weiter. Auch er liquidiert die materialistische Dialektik. Aber an die Stelle der idealistischen Konstruktion Adlers, die immer noch kausal zu verfahren suchte, wenn auch mit den Füßen in der Luft, setzt er die Methode der symbolischen Analogie. Für M. Adler ist wenigstens das Ideelle, das Geistige gegenständlich. Für Otto Bauer verschwindet alle gegenständliche Wahrheit. Der historische Materialismus verwandelt sich für ihn in den historischen Relativismus — es ist dies skeptisches Zersetzungsprodukt des historischen Materialismus, wobei die Skepsis sich erstreckt auf den historischen Materialismus und die bürgerliche Philosophie von gestern, um Halt zu machen vor der bürgerlichen Philosophie von heute. Der geheime Glaube, der diese Skepsis leitet, ist die moderne (wie auch uralte) Metaphysik der Intuition, intellektueller Anschauung oder „Wesensschau". (Siehe Bergson, Husserl usw.) Otto Bauer liquidiert nicht nur den Marxismus, er liquidiert zugleich die M. Adlersche Liquidation des Marxismus. Aber die Ueberwindung Max Adlers durch Otto Bauer entpuppt sich bei näherem Zusehen als der Uebergang von einer zur anderen Etappe der bürgerlichen Ideologie, als der Schatten ihrer Bewegung.

Schaxel ergänzt M. Adler und Otto Bauer, indem er mit dem Darwinismus und zugleich mit der materialistisch und kausal vergehenden Entwicklungslehre aufräumt. An ihre Stelle rückt ein in unbestimmten Umrissen schwankender Vitalismus, der zugleich gegen bestimmte extreme Formen des Vitalismus polemisch auftritt. Mit Kranold geraten wir direkt in die himmlischen Regionen des religiösen Glaubens. Zugleich liquidiert er M. Adlers Zwangsordnung zugunsten eines überschwänglichen ethischen Idealismus. Kranold ist aber zugleich die konsequente Fortsetzung M. Adlers. Georg Engelbert Graf vereinigt den M. Adlerschen ökonomischen Idealismus mit einem unhistorischen Naturalismus. O. Jenssen schließlich zieht die von O. Bauer gezogene Linie weiter und landet bei der Psychoanalyse als dem phantastisch-absurden Gegenstück des historischen Materialismus.

So bleibt vom dialektischen Materialismus auch keine Spur mehr übrig. Aber auch von seinen Liquidatoren. Einer von ihnen liquidiert immer den anderen, indem er ihn f o r t s e t z t, indem er vom Standpunkt seines Vorgängers aus einen Schritt weitergeht. Das Resultat faßt sich Otto Jenssen zum reinen psychologisch-symbolisch-phantastischen Aberwitz zusammen — zum vulgärsten Fäulnisprodukt der bürgerlichen Verfallsideologie. Alle zusammen aber vollenden und liquidieren damit Kautsky und den Kautskyanismus.

Der Kapitulation vor den bürgerlichen Verfallsideologien entspricht die soziale Kapitulation vor der Bourgeoisie. Der „Weg zum Sozialismus" bleibt entweder (wie bei Seidel) nur eine Phrase, die notdürftig das selbstzufriedene Lakaientum zugunsten des Großkapitals verhüllt, ohne jede Perspektive darüber hinaus, oder er wird zur tugendhaft-kleinbürgerlichen Philisterutopie (wie bei Zschätzsch), die darauf verzichtet hat, den Kapitalismus im großen umzuwälzen, oder zur vagen Hoffnung, die aber das Scheitern der Wiener Sorte von „Sozialismus" nicht leugnen kann.

Die austromarxistische Politik reitet dementsprechend die ältesten Steckenpferde des kleinbürgerlichen Reformismus: Geburtenbeschränkung, Erziehung der Sozialisten zum Edelmut und zur Fachkenntnis, kurz zur Tugend, während jede revolutionäre Regung als sittlicher oder geistiger Defekt von moralischer Höhe herab verdonnert wird.

Die ökonomische Theorie des Marxismus wird schließlich einem eigenartigen Zersetzungsprozeß unterworfen. Der systematische Zusammenhang wird aufgelöst, oder ihre gesellschaftlichen Kategorien werden in Kategorien der kapitalistischen Privatwirtschaft verwandelt, oder die Dialektik der Marxschen Oekonomie wird amputiert, ihre Gesetze bleiben nur E r h a l t u n g s g e s e t z e des Systems, statt g l e i c h z e i t i g die Gesetze seiner Auflösung zu sein. Wir erhalten so eine Reihe Spielarten einer „marxistischen Vulgärökonomie", die die Marxsche Oekonomie, aber auch sich selber wechselseitig aufheben, deren gemeinsamer Boden aber die Permanenz der kapitalistischen Oekonomie ist.

Dieser Eklektizismus auf allen Gebieten ist die unvermeidliche Folge des Aufgebens der Grundbegriffe des Marxismus, die die Teile des Ganzen von der politischen Oekonomie bis zur revolutionären Politik zu einer Einheit zusammenklammern. Aber diese Auflösung des Marxismus, die den inneren Zusammenhang verloren hat, wird bei aller Disparatheit, bei allem wechselartigen Widerspruch äußerlich zusammengehalten durch zwei Momente: das Negative, die Verneinung des Marxismus, das Positive, die Bejahung der bürgerlichen Gesellschaft. Der Austromarxismus in der „vierten Phase" ist ein bunter Scherbenhaufen, aber alle diese Scherben tragen einen Stempel, den des kleinbürgerlichen Sozialismus.

Der historische Ort des heutigen Austromarxismus, als aus dem Marxismus entstandenes Verfallsprodukt, wird besonders klar, wenn man ihn vergleicht mit einer anderen Spielart — dem „legalen" Marxismus.

Unter dem „legalen" Marxismus versteht man gewöhnlich eine russische Erscheinung, den „Struvismus" — Marxismus als Durchgangsstufe zum Liberalismus. Aber diese sonderbare Erscheinung beschränkt sich nicht auf Rußland. Wir sehen ihre Elemente auch bereits in den national-revolutionären, d. h. bürgerlich-revolutionären Bewegungen Chinas, Indiens und anderer Ostländer. Das ist natürlich, denn die Quellen sind hier wie dort dieselben.

Wo es noch eine revolutionäre Bourgeoisie gab oder wieder gibt, nach Abschluß der Periode der bürgerlichen Revolutionen in West- und Mitteleuropa, da findet sie keine lebendige bürgerlich-revolutionäre Theorie mehr vor. Die herrschenden sozialen Theorien in Mittel- und Westeuropa sind alle reaktionär und konterrevolutionäre Kampfwerkzeuge gegen die proletarische Revolution und darüber hinaus gegen jede Revolution überhaupt. Die bürgerlichen Theorien der revolutionären Zeit der Bourgeoisie und ihre Gedankensysteme sind entweder vergessen oder konterrevolutionär verfälscht. Man denke etwa an das Schicksal der klassischen deutschen Literatur und Philosophie in den Händen der bürgerlichen Gelehrsamkeit, oder die herrschende offizielle Geschichtsschreibung der großen französischen Revolution im heutigen Frankreich (von Taine ab). Die einzige lebendige revolutionäre Theorie, die die Ideologen einer noch revolutionären Bourgeoisie vorfinden, ist der Marxismus, die revolutionäre Theorie des Proletariats. Ja, nur noch sie gibt zugleich den historischen Zugang zur revolutionären Vergangenheit der europäischen Bourgeoisie. Daher muß jetzt jede revolutionäre Bourgeoisie ihre Ideologie aus Elementen des Marxismus zusammensetzen. Je nach dem Stand der Klassenkräfte an diesen Revolutionen bekommt dieser „Marxismus" ein anderes Gesicht — vom scheinbar orthodoxen Marxismus (als „reiner Theorie") bis zum mehr oder weniger marxistisch drapierten orthodoxen Liberalismus. Das macht das Wesen des „legalen" Marxismus aus. Aber dieser Zusammenhang ist nicht nur ein äußerlicher. Der Marxismus ist ja doch nur deswegen die einzige lebendige revolutio-

näre Theorie in Europa, weil seine Arbeiterklasse die einzige oder die führende revolutionäre Klasse ist. Der Rolle des „legalen" Marxismus in den nationalen Revolutionen des Ostens entspricht die reale Rolle des Proletariats, seiner Organisation und seiner Kampfmethoden, in diesen Revolutionen. Das Verhältnis gegenüber den klassischen bürgerlichen Revolutionen des Westens ist hier umgekehrt. Dort kämpfte die Arbeiterklasse, geführt von der extremsten bürgerlich-revolutionären Theorie, wobei die Hauptrolle spielen die Ideen der großen französischen Revolution. Den historischen Wendepunkt in diesem Verhältnis bildet die erste russische Revolution 1905/06.

Der „legale" Marxismus bildet also ein Begleitmoment aufsteigender bürgerlicher Revolutionen in einer historischen Situation, wo die Bourgeoisie der herrschenden Staaten bereits konterrevolutionär geworden und die Arbeiterklasse die einzige oder die führende revolutionäre Klasse ist.

Der heutige Austromarxismus dagegen ist ein unmittelbares Produkt des Westens, und zwar eine Begleiterscheinung der bürgerlichen Konterrevolution. Er ist der klassische Ausdruck der Unterwerfung der Arbeiteraristokratie und von Teilen des Kleinbürgertums unter die Konterrevolution, ihrer Anerkennung der Trustherrschaft als einer unerschütterlichen Tatsache, aber zugleich des Mißvergnügens, der „tugendhaften" Entrüstung über diese Herrschaft, die die fettesten Bissen für sich behält, zugleich mit dem begehrlichen Blick nach diesen fetten Bissen. Die Zukunft dieses Austromarxismus ist klar vorgezeichnet im Schicksal des russischen Menschewismus. Das äußerste Ende wird die pure Pfafferei und die nackte Konterrevolution sein.

Man darf natürlich das Verhältnis der Träger dieser Ideologie zu ihr, der bürgerlichen Arbeiterführer und der Kleinbürger, nicht verwechseln mit dem der breiten Masse von Durchschnittsarbeitern, die noch von ihr beeinflußt ist. Für diese Masse ist diese Ideologie nur ein Durchgangspunkt, der allerdings nicht kurz zu sein braucht, die Spiegelung eines zeitweiligen, vorübergehenden Momentes ihres Klassenkampfes — ihrer Beschränkung auf Teilkämpfe und die Verbesserung ihrer Lage auf dem Boden des Kapitalismus, ihres zeitweiligen Verzichtes auf den direkten revolutionären Kampf um die Macht.

Daraus folgt aber unvermeidlich, daß die Herrschaft dieses Austromarxismus über die Köpfe breiter Arbeitermassen nur zeitweilig, daß sie zum Untergang bestimmt ist. Wie die revolutionäre Welle wieder steigt, wird sie zerbröckeln.

Aber wir dürfen diesen Prozeß nicht fatalistisch, als einen sich von selber machenden nehmen. Wir dürfen den Austromarxismus nicht einfach ignorieren in dem gewiß erhabenen Bewußtsein, daß er nicht Marxismus und nicht Leninismus ist. Er ist eine real wirkende Kraft in der Arbeiterklasse, so nichtig, so lächerlich und so verfault auch sein theoretisches Gebäude ist. Er wirkt als Lähmungs-

gift in ihr. Das Verhältnis ist auch hier ein dialektisches Verhältnis der Wechselwirkung. Wenn die wiederauflebende revolutionäre Bewegung sicherlich dieses Stagnationsprodukt aus den Arbeiterköpfen vollends wegschwemmen wird, so ist aber auch umgekehrt der systematische Kampf gegen den Austromarxismus eine unerläßliche Vorbedingung, damit die revolutionäre Bewegung wiederaufleben kann. Dieser Kampf gehört also zu den Aufgaben der Kommunistischen Partei. Er ist ein Bestandteil der „Organisierung der Revolution", der revolutionären Vorbereitungsarbeit, ein Teil der revolutionären Propaganda, von nicht minder praktischer Bedeutung als ihre organisatorische und agitatorische Arbeit. Da der Boden des Austromarxismus der Westen ist, so ist hier auch das gegebene Feld dieses Kampfes. Um den Gegner praktisch zu schlagen, müssen wir ihn zuvor ideell geschlagen haben. Das ist keine „angenehme" und keine kurzatmige Arbeit. Der verfaulende „Marxismus" riecht schnöder als alte bürgerliche Fäulnis und er kreist im Körper selbst der Arbeiterklasse. Aber die Arbeit ist notwendig.

L. RUDAS

GRAZIADEI — EIN ÖKONOM UND KOMMUNIST VON GOTTES GNADEN*

IV. Die Realität des Marxschen Wertgesetzes Graziadeis Preistheorie

Es fällt uns nicht ein, die Marxsche Werttheorie gegen die Angriffe Graziadeis zu verteidigen. Seit mehr als einem halben Jahrhundert konzentriert die ganze bürgerliche Oekonomie ihren ganzen Scharfsinn auf die Widerlegung dieser Theorie: aus welchen Ursachen und mit welchem Erfolg, ist allbekannt. Graziadei, trotzdem er Kommunist ist, steht vollständig unter dem Einfluß und, was noch viel schlimmer ist, auf dem Niveau dieser bürgerlichen Marxkritik: kein einziges neues Wort fügt er zu den ehrwürdigen Argumenten der Vulgärökonomie hinzu, er kaut nur die abgestandesten, plattesten Mißverständnisse wieder, allerdings nicht ohne sie als die neuesten Entdeckungen, als das „letzte Wort" der Wissenschaft aufzutischen.

Eines dieser altehrwürdigsten „Argumente" der bürgerlichen Oekonomie ist der angebliche Widerspruch, in dem sich der 3. Band des „Kapital" zum 1. Bande befinden soll. Nur zu natürlich, daß unser Graziadei mit Entzücken diesen „Widerspruch" neu entdeckt. Marx, seht ihr, übernahm voreilig die Arbeitswerttheorie von Ricardo, baute darauf den ersten Band des „Kapital" auf, und erst nachdem dieser fertig und erschienen war, merkte er mit Bestürzung, daß sich die darin entwickelte Wert- und Mehrwerttheorie mit der Wirklichkeit, wo die Preise von den (angeblichen) Werten und die Gesetze der Produktion des Mehrwerts von den Gesetzen der Konkurrenz (allgemeine Profitrate) abweichen, in Widerspruch befindet. Und da es schon zu spät war, den verhängnisvollen Irrtum gutzumachen, griff Marx zu allerlei „Teufeleien" und verwickelte sich natürlich in die größten Widersprüche und in „unüberwindliche Schwierigkeiten".

Kein Mensch wird diese Anklage, die tausendmal aufgetaucht und schon zehntausendmal widerlegt worden ist, ernst nehmen. Wenn wir dennoch einige Worte auf diese Frage verschwenden, so deshalb, weil von hier aus Graziadei nicht nur als Oekonom, sondern auch als „Soziologe" und „Geschichtsphilosoph", also vollständig, erledigt werden kann. Denn Graziadei ist kein enger Fachgelehrter, der außerhalb seiner Fachwissenschaft, der Oekonomie, nichts kennt: er begründet seine eigene „Preis- und Mehrpreistheorie", die er der Marx-

* Fortsetzung und Schluß.

schen Werttheorie entgegenstellt, philosophisch und soziologisch. Damit beweist er indirekt das, was er früher geleugnet hat; daß auch im Marxismus der „eng ökonomische" und der „politisch historische" Teil miteinander im engsten Zusammenhang stehen. Denn warum sollen sie hier in keinem Zusammenhang sein, wenn sogar Graziadei gezwungen ist, sobald er eine ökonomische Theorie der Preise zu geben versucht, Betrachtungen über die menschliche Natur, das menschliche Bewußtsein und seinen Zusammenhang mit den menschlichen Handlungen aufzustellen? Wie diese Betrachtungen ausschauen, ändert an dieser Tatsache nichts. Wie armselig sie auch sind — Graziadei beweist durch seine eigene Praxis, daß jedem politisch-ökonomischen System auch eine bestimmte Gesellschaftsauffassung entsprechen und zugrunde liegen muß. Was aber dem Graziadei recht ist, muß dem Marx billig sein: auch bei Marx steht seine „eng ökonomische" Lehre im engsten Zusammenhang mit seiner „politisch-historischen" Theorie. Noch mehr: eine „eng ökonomische" Lehre existiert nicht einmal, die politische Oekonomie von Marx ist nur ein Teil seiner philosophischen und soziologischen Lehre. Die ökonomische Theorie von Marx kann nur umgestoßen werden, wenn der g a n z e M a r x i s m u s umgestoßen wird.

Dieser Sachverhalt wird sofort klar, wenn wir den angeblichen Widerspruch näher betrachten, in dem sich der 1. und der 3. Band des „Kapital" befinden sollen. Diese Frage hat aber zwei Seiten: sie ist nicht nur eine Frage der Einheitlichkeit des Marxismus, sondern auch eine rein h i s t o r i s c h e Frage. Ist es wahr, daß Marx so gar keine Ahnung davon hatte, zu welchen „Widersprüchen" im weiteren Verlaufe der Darstellung seine Werttheorie führen wird? Das wäre nur möglich gewesen, wenn Marx den 1. Band des „Kapital" hätte erscheinen lassen, ohne eine Vorstellung davon zu haben, was dann folgen wird. Das ist aber nicht nur nicht wahrscheinlich, sondern beweisbar falsch. Abgesehen davon, daß der 1. Band zahlreiche Hinweise auf die spätere Lösung enthält (z. B. im Kapitel vom Gelde, im Kapitel über die Reproduktion), abgesehen auch davon, daß die „Theorien über den Mehrwert" (die nichts anderes sind als Studienhefte von Marx, längst vor dem Erscheinen des 1. Bandes angefertigt), auf fast jeder Seite die hier uns interessierende Frage behandeln und die im 3. Bande gegebene Lösung in den verschiedensten Variationen geben, veröffentlichte Kautsky schon v o r 15 J a h r e n die D i s p o s i t i o n des ganzen „Kapital". Marx hatte den Plan des ganzen Werkes längst fertig, bevor der 1. Band erschienen war. Kautsky sagt darüber folgendes:

> „Damals (1862), fünf Jahre vor dem Erscheinen des 1. Bandes, war das gesamte „Kapital" nicht bloß im allgemeinen Gedankengang, sondern auch schon in demselben planmäßigen Aufbau zu Ende gedacht, in dem es dann an die Oeffentlichkeit trat." (Vorwort zum 3. Band der „Theorien über den Mehrwert".)

Worin besteht aber der „Widerspruch", die „Klippe", auf welche er (Marx) gestoßen ist? Er besteht nach Graziadei in folgendem:

„Es ist ohne weiteres ersichtlich, daß, wenn das variable Kapital einen Mehrwert zuläßt und das konstante nicht, diejenigen Unternehmungen, die — bei im übrigen gleichem Gesamtkapital — eine größere Quote als konstantes Kapital investiert haben, einen geringeren Mehrwert realisieren werden als diejenigen, die eine kleinere Quote unter dieser gleichen Form investiert haben. Eine solche Ungleichheit der Mehrwerte und Profite würde aber mit den Gesetzen der Konkurrenz unvereinbar sein, nach denen Kapitalien von gleicher Größe in derselben Zeitspanne gleiche Profite entsprechen müssen."

„Um die Klippe zu umschiffen, nimmt Marx nun an, daß diejenigen Unternehmer, deren Quote an variablem Kapital größer ist, die eigenen Waren zu einem geringeren Tauschwert (Preis) verkaufen, als sich aus der in ihr enthaltenen effektiven Arbeitsquantität ergeben würde, und daß hingegen die Unternehmer, die sich in entgegengesetzten Bedingungen befinden, die eigenen Waren zu einem entsprechend höherem Tauschwert verkaufen, als der von der Arbeitsquantität wirklich verlangte betragen würde." (La concezione S. 42.)

Wie dieser „Widerspruch" sich nach Marx löst — das gibt, wie wir sehen, Graziadei ebenso schief, ja verzerrt wieder, wie er früher die Werttheorie von Marx verzerrt wiedergab: er vergißt einfach, daß Mehrwert und Profit, gesellschaftlich genommen, sich decken, und die organische Zusammensetzung des gesellschaftlichen Kapitals die Profitrate bestimmt, wie das der tendenzielle Fall der Profitrate beweist. Wie löst sich aber dieser „Widerspruch" nach Graziadei? Das verspricht uns Graziadei erst in seiner nächsten Broschüre zu zeigen, wo er das Problem des „technischen Kapitals" behandeln und uns „ex professo" zeigen wird, wie irrig die Annahme von Marx ist, daß nur das variable Kapital einen Mehrwert „zuläßt".

Wohl keinem Kommunisten (außer Graziadei) muß man es beweisen, daß damit die ganze Grundlage des wissenschaftlichen Sozialismus vernichtet wird. Darüber Worte zu verlieren, wäre unsinnig. Nicht überflüssig ist es aber, darauf hinzuweisen, wohin der Weg führt, den Graziadei eingeschlagen. Graziadei versicherte uns, daß er nur „unwesentliche" Teile der Marxschen Theorie einer „neuaufbauenden Kritik" unterwerfen will, Teile, die angesichts der Entwicklung des monopolistischen Kapitalismus „unhaltbar" geworden sind. Tatsächlich will Graziadei alle wesentlichen Teile des Marxismus abschaffen, gleichgültig, ob sie mit dem Monopol etwas zu tun haben oder nicht. Ich betone noch einmal, daß die neueste Broschüre nur angekündigt, aber noch nicht erschienen ist. Dennoch tun wir ihm gar kein Unrecht, wenn wir ihn im voraus vor den Konsequenzen warnen, zu welchen seine „Theorie" führen wird.

Wenden wir uns jetzt der anderen, wichtigeren Seite zu, der Frage des „Widerspruchs", in den sich Marx angeblich verwickelt hat. Wert und Preis weichen voneinander ab, der in dem Einzelbetrieb des Kapitalisten produzierte und der von ihm realisierte

Mehrwert, den man vom letzteren Gesichtspunkte aus Profit nennt, sind ebenfalls verschieden. Es liegt hier tatsächlich ein Widerspruch vor, aber nicht im marxistischen System, sondern in der Wirklichkeit. Bekanntlich ist die kapitalistische Wirtschaftsordnung nicht mit diesem einzigen Widerspruch behaftet. Marx tat nichts anderes, als daß er diesen Widerspruch konstatierte, das was hinter ihm verborgen ist, aufdeckte und endlich die Formen zeigte, in denen dieser Widerspruch dialektisch gelöst wird. Dialektisch: d. h. nicht so, daß er verschwindet, sondern so, daß er sich in Formen bewegt, die, immer und immer eine temporäre Lösung herbeiführend, den Widerspruch selbst auf höherer Stufe reproduzieren.

Die Marxsche und überhaupt jede Werttheorie dient zu nichts anderem als zur Erklärung gerade der zwei Phänomene, die für Graziadei wie für die ganze bürgerliche Vulgärökonomie die einzige Realität bilden: der Preise und des Profits. Wohlgemerkt: der Preise der Waren und des Profits des Kapitalisten. Dies zu unterstreichen ist nicht überflüssig. Denn unter diesen Erscheinungen der kapitalistischen Gesellschaft verbirgt sich etwas, was einer jeden Gesellschaft gemeinsam ist; in jeder Gesellschaft existiert etwas, was in der kapitalistischen Gesellschaft die Form des Preises der Waren und etwas, das hier die Form des Profits des Kapitalisten annimmt. Hinter dem Preis steckt nämlich der Wert, hinter dem Profit der Mehrwert, hinter dem ersteren aber die Arbeit, und hinter letzterem die Mehrarbeit. In jeder Gesellschaft muß produziert werden, und jede Gesellschaft muß irgendwie sich Rechenschaft davon abgeben, wieviel Arbeit ihr zur Verfügung steht, wie sie auf die Produktion der einzelnen notwendigen Güterarten verteilt werden soll, um sie in genügender Menge zu besitzen und um die Reproduktion möglich zu machen. Eine nichtkapitalistische Gesellschaft muß diese Aufgabe ebenso lösen wie die kapitalistische, denn es ist leicht einzusehen, daß ohne ihre fortwährende Lösung die Wirtschaft sofort ins Stocken geraten würde. In der primitivsten Jagdgesellschaft besteht diese Notwendigkeit, die einfachste Bauernwirtschaft wird ihre Arbeiten zweckmäßig verteilen und die Reproduktion sichern müssen. Diese Notwendigkeit, diese unerläßliche Vorbedingung alles Wirtschaftens ist natürlich allen vorkapitalistischen Gesellschaften nur sehr mangelhaft bewußt. Bewußt ist sie aber in der kapitalistischen Gesellschaft ebensowenig. Daß hier dennoch ein viel höherer Grad der Vollkommenheit in der Erfüllung dieser Aufgabe erreicht wird, kommt daher, daß sich diese Notwendigkeit Formen geschaffen hat, die ihre, wenn auch noch immer sehr mangelhafte, aber im Vergleich zu den vorangegangenen Gesellschaften doch vollkommenere Erfüllung möglich machen: diese Formen sind gerade die Warenform der Produkte, der Wert (Preis) der Waren und der Mehrwert (Profit des Kapitalisten).

Worin die höhere Entwicklung der Warengesellschaft gegenüber der Sklaven- oder der feudalen Gesellschaft liegt, das interessiert uns hier nicht. Aber diese Gesellschaft, mit ihrer weitentwickelten Arbeitsteilung, mit ihrer „Atomisierung" der Wirtschaft, gegeben, muß sich die uns hier beschäftigende Notwendigkeit irgendwie Bahn brechen,

wenn auch nur, nach einem Ausdruck von Marx, wie die Schwerkraft, wenn das Haus einem über den Kopf zusammenbricht. Die kapitalistische Gesellschaft ist eine Warengesellschaft, d. h. eine Gesellschaft, in der die Güter durch voneinander unabhängige Privatproduzenten hergestellt werden. Der gesellschaftliche Zusammenhang der Produktion geht innerhalb des Produktionsprozesses scheinbar verloren. Er muß aber bei Strafe des Unterganges der Gesellschaft hergestellt werden. Das geschieht durch den Austausch auf dem Markte, also im Zirkulationsprozeß der Produkte, die zu Waren werden. Hier wird Ware gegen Ware, Arbeitsprodukt gegen Arbeitsprodukt, also Arbeit gegen Arbeit eingetauscht, miteinander in Verhältnis gebracht. Die einzelnen Kapitalisten verteilen ihre Kapitalien, d. h. die verschiedenen Arbeiten, scheinbar nach ihrem Gutdünken: es scheint vom Zufall, vom persönlichen Belieben abzuhängen, was jeder produziert. So würde die proportionelle Verteilung der gesellschaftlichen Arbeit verloren gehen, die Reproduktion würde unmöglich, da ihre Vorbedingungen (Lebensmittel, Reproduktionsmittel, Arbeitskraft usw.) nicht in der notwendigen Menge und im notwendigen Verhältnis produziert würden. Es muß ein Mittel vorhanden sein, die trotz individueller, Privatproduktion, trotz planloser Produktion usw. diese unumgänglichen Vorbedingungen der gesellschaftlichen Produktion dennoch herstellt. Daß sie hergestellt werden, zeigt die tägliche Erfahrung; wo sie hergestellt werden, ist auch kein Problem: in der Sphäre der Zirkulation; wie werden sie hergestellt: das ist die Frage.

Es muß ein Mechanismus vorhanden sein, der die einzelnen kapitalistischen Individuen zwingt, nicht nach ihrer Willkür, sondern so zu handeln, daß die Aufgaben der gesellschaftlichen Produktion erfüllt werden. Das Problem ist also, wie wir sehen, das Problem des Verhältnisses des Individuums zur Gesellschaft. Das Individuum handelt aber nach Motiven, die ihn bewegen. Das Motiv des Kapitalisten ist aber der Profit. Diesen berechnet er nach der Größe seines angelegten Gesamtkapitals. Hinter dem Gegensatz der Mehrwertrate und der Profitrate verbirgt sich also der Gegensatz zwischen Individuum und Gesellschaft, zwischen individuellem Bewußtsein (Motive, Ziele, Interessen usw.) und gesellschaftlicher Notwendigkeit.

Die nachklassische bürgerliche Oekonomie, in Ermangelung einer exakten Soziologie, stellt sich durchweg auf den Standpunkt des Individuums, des Subjektes, um so mehr, da die kärgliche Soziologie, die sie zu ihrer Grundlage hat, auch idealistisch, subjektivistisch, individualistisch ist. Das entspricht auch dem Standpunkt des Einzelkapitalisten. Es entspricht auch der Oberfläche der kapitalistischen Wirtschaft, wo der Ausgangspunkt der Wirtschaft und sein bestimmendes Element die Zirkulation zu sein scheint. Dieser Standpunkt beschreibt ausgezeichnet die Motive der „Wirtschaftssubjekte", die er für bare Münze und die letzte Ursache, und deshalb die Kategorien der Oberfläche, der Zirkulation für die einzige Realität nimmt. Die

oben erwähnten Aufgaben des wirtschaftlichen Organismus stellt er nicht einmal; wenn er sie ausnahmsweise stellt, ist er nicht imstande, sie zu lösen, da ihre Stellung, geschweige denn ihre Lösung einen ganz anderen Standpunkt erfordert: die Anerkennung der Produktion nicht nur als Ausgangspunkt, sondern als übergreifendes Element der Wirtschaft, und die Anerkennung der Gesellschaft, nicht nur als Ausgangspunkt, sondern als das methodologische und historische Prius über das Individuum.

Dieser Standpunkt der bürgerlichen Oekonomie, abgesehen von ihren sozialen Ursachen, unter denen die Apologetik immer mehr die Oberhand gewonnen hat, beschreibt manchmal sehr gut und sehr fein die Motive der Kapitalisten, ist aber nicht imstande, das gesellschaftliche Resultat zu erklären: die Herstellung des gesellschaftlichen Zusammenhanges der Arbeit in einer zur ungestörten Reproduktion notwendigen Proportion. Die Aus- und Einwanderung der Kapitalisten aus einem Zweige der Industrie in den anderen stellt diese Proportion tatsächlich, wenn auch unter manchmal sehr großen Schwierigkeiten (Wirtschaftskrisen) her. Dieses Faktum ist aber zu erklären. Sind es die Motive der Kapitalisten, die zufällig, nebenbei auch dieses Resultat mit sich führen, oder aber umgekehrt: sind diese „Motive" nur die subjektiven Bewußtseinsformen, in die sich jene allgemein-gesellschaftliche objektive Notwendigkeit in der kapitalistischen Gesellschaft kleidet?

Natürlich stellt sich unser Genosse Graziadei voll und ganz auf den bürgerlichen Standpunkt. Seine „Theorie" der Preise ist ein eigenartiger Mischmasch, in dem Grenznutzen und (Produktions-)Kosten den Kern bilden. (Ausführlicher werden wir sie und seine „Theorie" des Kapitals und des Profits später kennenlernen, hier nur soviel, wie zu unserem jetzigen Zweck notwendig.)

> Jeder Produzent einer Ware „wird auf dem Markte verlangen, daß man ihm eine Anzahl von Gütern gebe, deren Nutzen ihm sowohl den Schaden, den er durch den Verzicht auf die Ware erleidet, als auch die Anstrengungen, die Kosten, die ihm ihre Herstellung verursacht, ersetzt." („Preis und Mehrpreis", S. 43.)

Nur versteht man nicht, warum diese Warenbesitzer überhaupt auf den Markt gehen? Sie erleiden doch einen Schaden, wenn sie auf ihre Ware verzichten? Diesen Schaden können sie nur vermeiden, wenn sie schön zu Hause bleiben. Allerdings fügt Graziadei zu diesem Satz folgende Anmerkung hinzu:

> „Da die Arbeitsteilung gegeben ist, so ist das größte Unglück für einen Produzenten, wenn er seine Ware nicht verkaufen kann."

Es scheint, daß der Produzent doch gerade dann einen „Schaden erleidet", wenn er auf seine Ware nicht „verzichten" kann! Aber sehen wir weiter:

> „Da der Gebrauch des Geldes gegeben ist, so wird natürlich in derselben Weise auch der Produzent dieser Ware (welcher? des Geldes? L. R.) die Entschädigung für die Kosten, die ihm die

Produktion verursacht hat, mit einer bestimmten Quantität des Geldes (I) der anderen (II) messen, ebenso wie derjenige, der eine bestimmte Ware wünscht, die Mühe, die ihre Beschaffung bereitet, mit einer bestimmten Quantität des Geldes, über das er verfügt (III), mißt."

Der „Geldproduzent" mißt also seine Ware, das Geld, mit dem Gelde, das die anderen, man weiß nicht woher, haben, aber die übrigen Warenproduzenten bemessen i h r e Waren beileibe nicht mit dem Gelde, das der Geldproduzent hat, das wäre „zu einfach" — falsch. Nein. Die Geldproduzenten bemessen ihre Ware mit dem Gelde, das a n d e r e haben, alle übrigen aber, die eine Ware haben wollen, bemessen diese mit dem Gelde, das sie selbst haben, „über das sie selbst verfügen". Das ist schon nicht einfach falsch, das ist einfältig! Aber hören wir die Konklusion:

„Eine Ware kann also nicht fortlaufend produziert und verkauft werden, wenn — durch den Austausch — nicht zwei wesentliche Bedingungen erfüllt werden: einerseits muß sie — im Vergleich zu der für ihren Erwerb notwendigen Geldmenge — von demjenigen, dem sie angeboten wird, als nützlich beurteilt werden; anderseits müssen ihre Produzenten durch ihren Verkauf eine solche Geldmenge gewinnen, daß ihre Produktionskosten genügend kompensiert werden." (Ebenda.)

Nützlichkeit (Nachfrage) und Produktionskosten (Angebot) bestimmen dann die Preise folgendermaßen:

„Da die Verbraucher ihre eigenen Interessen und einen eigenen Standpunkt haben, die Produzenten dagegen den ihrigen, können die Wünsche der beiden Parteien sich nur dann begegnen — und so geschieht es bei jedem Abkommen zwischen Menschen —, wenn jede der beiden Parteien auch den Argumenten und Zwecken der andern Partei Rechnung trägt. So z. B. wissen die Verbraucher, obgleich sie zu den niedrigsten Preisen einzukaufen wünschen, daß sie nach einiger Zeit die Ware auf dem Markt nicht mehr finden würden, wenn ihre Produzenten durch den Verkauf nicht mindestens die Herstellungskosten decken könnten. Anderseits anerkennen (I) die Produzenten, obgleich sie bestrebt sind, zu möglichst hohen Preisen zu verkaufen, daß die Verbraucher logisch handeln (II), für Ware schlechterer Qualität oder für ein weniger wirksames Surrogat möglichst wenig zu bezahlen." (Ebenda, S. 46.)

Schöne Idylle, was? Diese ganz lächerliche „Theorie" kann natürlich ebensowenig, wie die bürgerliche Vulgärökonomie, aus der sie Wort für Wort entlehnt ist, auf einige Fragen Antwort geben, die die Achillesferse jeder subjektivistischen Theorie sind. Z. B. auf die Frage, wie denn die Höhe der Preise bestimmt wird, wenn Nachfrage und Angebot sich decken; wie der Nutzen eines Gutes zahlenmäßig festgesetzt wird. Oder: Wie hoch und durch wen der Profit des Kapitalisten festgestellt wird, wenn seine Kosten schon gedeckt sind? Dafür fehlt wieder jedes objektive Kriterium. Und endlich, aber nicht

zuletzt: Was für eine Rolle hat die Arbeit bei alledem? Gar keine? Sie schafft die Produkte, ökonomisch spielt sie aber weiter keine Rolle? Unserem Genossen gegenüber, der auf alle diese Fragen mit sehr pompösen, aber sehr schalen Ausflüchten antwortet, z. B. mit der „Kontinuität der sozialen Phänomene" und der „Unmöglichkeit des Messens der Produktionskosten ‚ex novo'") werfen wir nur gerade die letzte Frage auf, die diese „Kostentheorie" sofort erledigt.

Der Arbeiter ist ebenso ein Warenbesitzer wie jeder andere. Seine Ware ist die Arbeitskraft. Diese muß nützlich sein für andere und hat Produktionskosten für den Arbeiter. Nach der Theorie unseres Genossen müßte der Preis dieser Arbeitskraft also bestimmt werden durch den Nutzen, den sie den Kapitalisten bringt, und die Produktionskosten, die die Erhaltung des Arbeiters fordert. Aber der Nutzen, den der Arbeiter den Kapitalisten bringt, ist die Arbeit. Also ist es diese Arbeit, die einen Preis hat. Wenigstens in der Vorstellung des Kapitalisten, der — wie Sie, Genosse Graziadei, sehen, sehr „logisch" denkt. Der „Arbeitslohn" ist die diesem „logischen" Denken entsprechende Kategorie, zu der die „Kostentheorie" führt. Was aber die Bedeutung und soziale Funktion dieser Kategorie ist, das sagt uns Marx:

> „Die klassische politische Oekonomie entlehnte dem Alltagsleben ohne weitere Kritik die Kategorie „Preis der Arbeit", um sich dann hinterher zu fragen, wie wird dieser Preis bestimmt? Sie erkannte bald, daß der Wechsel im Verhältnis von Nachfrage und Angebot für den Preis der Arbeit wie für den jeder anderen Ware, nichts erklärt außer seinen Wechsel, d. h. die Schwankung der Marktpreise unter oder über eine gewisse Größe. Decken sich Nachfrage und Angebot, so hört, unter sonst gleichbleibenden Umständen, die Preisschwankung auf. Aber dann hören auch Nachfrage und Angebot auf, irgend etwas zu erklären. Der Preis der Arbeit, wenn Nachfrage und Angebot sich decken, ist ihr vom Verhältnis der Nachfrage und des Angebots unabhängig bestimmter, ihr natürlicher Preis, der so als der eigentliche Gegenstand der Untersuchung gefunden ward. Oder man nahm eine längere Periode der Schwankungen des Marktpreises, z. B. ein Jahr, und fand dann, daß sich ihr Auf und Ab ausgleicht — zu einer mittleren Durchschnittsgröße, einer konstanten Größe. Sie mußte natürlich anders bestimmt werden als die sich ausgleichenden Abweichungen von ihr selbst. Dieser über die zufälligen Marktpreise der Arbeit übergreifende und sie regulierende Preis, der „notwendige Preis" (Physiokraten) oder „natürliche Preis" der Arbeit (Adam Smith), kann, wie bei anderen Waren, nur ihr in Geld ausgedrückter Wert sein.
>
> In dieser Art glaubte die politische Oekonomie durch die zufälligen Preise der Arbeit zu ihrem Wert vorzudringen. Wie bei den anderen Waren wurde dieser Wert dann weiter durch die Produktionskosten bestimmt. Aber was sind die Produktionskosten — des Arbeiters, d. h. die Kosten, um den Arbeiter selbst zu produzieren oder zu reproduzieren? Diese Frage schob sich

der politischen Oekonomie bewußtlos für die ursprüngliche unter, da sie mit den Produktionskosten der Arbeit als solcher sich im Kreise drehte und nicht vom Fleck kam. ... Beschäftigt mit dem Unterschied zwischen den Marktpreisen der Arbeit und ihrem sogenannten Wert, mit dem Verhältnis dieses Wertes zur Profitrate, zu den vermittels der Arbeit produzierten Warenwerten usw. entdeckte man niemals, daß der Gang der Analyse nicht nur von den Marktpreisen der Arbeit zu ihrem vermeintlichen Wert, sondern dahin geführt hatte, diesen Wert der Arbeit selbst wieder aufzulösen in den Wert der Arbeitskraft." (Marx, „Kapital", 1. Bd., S. 474. Volksausgabe.)

Was hier Marx bezüglich des Wertes der Arbeitskraft sagt, paßt natürlich nicht nur für diese eine, sondern für alle Waren. Warum die politische Oekonomie nicht von den Marktpreisen zu den tatsächlichen Werten der Arbeitskraft vordringen will, das ist hier, wie bei den anderen Waren, dieselbe Ursache: die Entzifferung des Geheimnisses der bürgerlichen Gesellschaft, wozu jede Arbeitswerttheorie direkt oder indirekt führt, zu vermeiden:

„Die Form des Arbeitslohnes löscht ... jede Spur der Teilung des Arbeitstages in notwendige Arbeit und Mehrarbeit, in bezahlte und unbezahlte Arbeit aus. Alle Arbeit erscheint als bezahlte Arbeit. Bei der Fronarbeit unterscheiden sich räumlich und zeitlich, handgreiflich sinnlich, die Arbeit des Fröners für sich selbst und seine Zwangsarbeit für den Grundherrn. Bei der Sklavenarbeit erscheint selbst der Teil des Arbeitstages, worin der Sklave nur den Wert seiner eigenen Lebensmittel ersetzt, den er in der Tat also für sich selbst arbeitet, als Arbeit für seinen Meister. Alle seine Arbeit erscheint als unbezahlte Arbeit. Bei der Lohnarbeit erscheint umgekehrt selbst die Mehrarbeit oder unbezahlte Arbeit als bezahlt. Dort verbirgt das Eigentumsverhältnis das Fürsichselbstarbeiten des Sklaven, hier das Geldverhältnis das Umsonstarbeiten des Lohnarbeiters.

Man begreift daher die entscheidende Wichtigkeit der Verwandlung von Wert und Preis der Arbeitskraft in die Form des Arbeitslohnes oder in Wert und Preis der Arbeit selbst. Auf dieser Erscheinungsform, die das wirkliche Verhältnis unsichtbar macht und gerade sein Gegenteil zeigt, beruhen alle Rechtsvorstellungen des Arbeiters wie des Kapitalisten, alle Mystifikationen (Täuschungen) der kapitalistischen Produktionsweise, alle ihre Freiheitsillusionen, alle apologetischen Flausen der Vulgärökonomie.

Braucht die Weltgeschichte viele Zeit, um hinter das Geheimnis des Arbeitslohnes zu kommen, so ist dagegen nichts leichter zu verstehen als die Notwendigkeit, die raison d'être dieser Erscheinungsform." (Ebenda, S. 475 f.)

Graziadei, der, wie wir gesehen haben, noch auf dem Standpunkt der bürgerlichen Oekonomie steht, daß der Arbeiter seine Arbeit verkauft, huldigt damit und mit seiner ganzen Theorie der Preise und Produktionskosten dem raison d'être des Kapitals, und sein

Werk wird er krönen in seiner nächsten Broschüre, wo er zeigen wird, daß nicht nur der Arbeiter (das variable Kapital) einen Mehrwert abwirft.

Im Unterschied zu dem bürgerlichen subjektiven, individualistischen Standpunkt stellt sich der Marxismus auf den gesellschaftlichen objektiven Standpunkt: die Bedürfnisse und Notwendigkeiten der Produktion sind das Primäre und die Motive der Individuen wurzeln in dieser objektiven Notwendigkeit. Da der objektive Gehalt jeder, also auch der kapitalistischen Gesellschaft, die Erfüllung dieser Aufgaben der gesellschaftlichen Produktion ist (also die Verteilung der der Gesellschaft zur Herstellung der notwendigen Güter zur Verfügung stehenden Arbeitsmenge; die Gewährung der Proportionalität dieser Verteilung; die Sicherung der Produktion und Reproduktion usw.), muß ein objektiver gesellschaftlicher Mechanismus da sein, der die Erfüllung dieser Aufgaben sichert. Nehme ich die Gesellschaft als das Prius, die Notwendigkeit der materiellen, gesellschaftlichen Produktion als die treibende Kraft, die sich, je nach der Höhe der Produktionskräfte, Produktionsverhältnisse der Menschen schafft, soziale Formen, in denen sich dieser objektive Gehalt vollzieht, die das Handeln der Menschen bestimmen: dann werde ich hinter den Motiven der Menschen, die ihr Handeln bestimmen, also in der Produktion, die objektiven materiellen Ursachen suchen müssen und auch finden.

Ich will hier natürlich keinesfalls altbekannte Sachen wiederholen und die Profittheorie von Marx schildern. Worauf es hier ankommt, ist die soziologische Seite dieses Problems. Nicht nur daß kein Widerspruch zwischen der Wert-(Mehrwert-)Theorie und der Profittheorie von Marx (also zwischen dem 1. und 3. Band des „Kapital") vorhanden ist, im Gegenteil, die ganze politische Oekonomie von Marx ist die konsequenteste Anwendung seiner soziologischen Theorie: des historischen Materialismus auf die kapitalistische Gesellschaft.

Gegeben diese Theorie (deren Richtigkeit sogar Graziadei nicht ganz in Zweifel zieht), besteht das Problem der kapitalistischen Gesellschaft gerade darin, die Bewußtseinsformen, die das Handeln der Menschen in dieser Gesellschaft auf der Oberfläche bestimmen, zurückzuführen auf ihren reellen Gehalt. Preis, Profit und Arbeitslohn sind diese Bewußtseinsformen. Der reelle Gehalt, das ist für den Marxismus von vornherein klar, müssen die objektiven Notwendigkeiten der Produktion und Reproduktion sein. An der Oberfläche der kapitalistischen Gesellschaft ist von ihnen allerdings nichts zu bemerken: hier herrscht Privatproduktion, Konkurrenz, Preis, Profit. Hinter diesen Erscheinungen muß sich aber das Gesellschaftliche, die gesellschaftliche Produktion und ihre Bedürfnisse verstecken: alles was an der Oberfläche herrscht, kann nur die subjektive Vorstellung objektiver Verhältnisse sein. Von diesem gesellschaftlichen Standpunkt aus muß hinter der Ware der Gebrauchswert, hinter dem Preis der Wert, hinter diesem die gesellschaftliche Arbeit, hinter dem Profit der Mehrwert (das Mehrprodukt) versteckt, hinter dem

Markt und der Zirkulation die Produktion verborgen sein. Streift man die Erscheinungsformen ab, die die gesellschaftliche Produktion und Reproduktion hier annehmen, so deckt man gleichzeitig den Mechanismus auf, mit dessen Hilfe sich die Bedürfnisse dieser gesellschaftlichen Produktion und Reproduktion trotz subjektivem Wollen, trotz der Ziele, Interessen der Wirtschaftssubjekte verwirklichen.

Es ist dieser soziologische Standpunkt, der Marx seine Darstellung mit der Produktion der Ware beginnen läßt. Ware (Wert, Mehrwert) werden produziert — sie sind nichts anderes als die Güter, die jede Gesellschaft produziert und unter ihren Mitgliedern verteilt. Diese Produktion und Verteilung werden unter dem Kapitalismus durch Wert und Mehrwert geregelt. Geregelt in doppelter Hinsicht. Erstens, indem das Steigen und Fallen der Werte, die Verteilung des produzierten Mehrwertes durch die Konkurrenz, die proportionelle Verteilung der gesellschaftlichen Arbeit und die Sicherung der Reproduktion bewirkt; zweitens, indem einerseits an Stelle der nackten Gewalt, wie in früheren Gesellschaften, durch ein einfaches, ökonomisches Verhältnis die Konsumtion der Kapitalisten und der Arbeiterklasse reguliert wird, andererseits durch die Konkurrenz die einzelnen Schichten der Kapitalistenklasse untereinander den durch die Arbeiterklasse produzierten Mehrwert unter sich teilen.

Graziadei steht der großartigen Leistung gänzlich verständnislos gegenüber, die Marx vollbracht hat, als er die Verteilung des in Privatbetrieben produzierten Mehrwertes durch einen gesellschaftlichen Prozeß (Konkurrenz, Profitrate) besorgen läßt. Er sieht darin ein „Zugeständnis", das Marx macht, um die „Klippe" zu umgehen, an die er gestoßen sei. Aber, guter Genosse, die Sache ist nicht so einfach. Glauben Sie wirklich, daß Marx ihre „Einwände" nicht gekannt hat? Er hat sie alle gekannt, Wort für Wort wurden sie ihm von den Careys, Says, Mc Cullochs i tutti quanti präsentiert. Marx hatte gar keine Ursache, „Zugeständnisse" zu machen, da nach Marx (und in der Wirklichkeit) „auch der Mehrwert (trotzdem er in Privatbetrieben produziert wird) ein gesellschaftliches Produkt, ein Produkt der gesellschaftlichen Arbeit ist". Nur nicht so, wie Sie sich die Sache vorstellen, als würde nicht jeder Arbeiter „wirklichen und tatsächlichen Mehrwert" produzieren, sondern so, daß jeder kapitalistische Betrieb, trotzdem er Privatbetrieb ist, nur als ein Teil des gesellschaftlichen Gesamtbetriebes, als ein Glied der gesellschaftlichen Gesamtproduktion existiert und existieren kann. Nicht nur, daß die Güter, die in diesen Betrieben produziert werden, zur Bedürfnisbefriedigung der ganzen Gesellschaft dienen sollen, jeder kapitalistische Betrieb und jede Art von Produkt sich als Glied der gesellschaftlichen Gesamtproduktion, jede Ware sich als ein Gebrauchsgegenstand bewähren muß — sondern Mehrwert und Profit decken sich gesellschaftlich. Das noch einmal hervorzuheben, ist deshalb am Platze, weil damit der Profit in allen seinen Abarten seinen Ursprung aus der Produktion verrät. Die entscheidende Rolle, die die organische Zusammensetzung des gesellschaftlichen Gesamtkapitals bei der allgemeinen Profitrate spielt,

deren Wirkung der tendenzielle Fall der Profitrate ist, beweist, daß diese Produktion eine gesellschaftliche Produktion ist. Die Verteilung des in den Einzelbetrieben produzierten Mehrwertes geschieht infolgedessen ebenfalls gesellschaftlich, durch einen gesellschaftlichen Prozeß. Der Mechanismus, mit dessen Hilfe das geschieht, ist die Konkurrenz, deren Gesetze in den materiellen Notwendigkeiten der Produktion wurzeln, und als Motive der individuellen Produzenten in deren Bewußtsein erscheinen. Wie der Wert einer Ware nicht davon abhängt, wieviel tatsächliche Arbeit auf ihre Verfertigung verwendet worden ist, sondern davon, wieviel von der gesellschaftlich notwendigen Gesamtarbeit auf sie fällt (was ebenfalls durch einen gesellschaftlichen Prozeß, durch die Konkurrenz festgestellt wird), so realisiert auch der einzelne Kapitalist nicht soviel Mehrwert, wie er produziert, sondern wie auf sein Kapital, als aliquoten Teil des Gesamtkapitals der Gesellschaft entfällt. Entweder ist also schon der Wertbegriff von Marx widerspruchsvoll (was bisher noch niemand behauptet hat), oder aber die Profitbildung geschieht in Einklang mit der Wertbildung, indem selben, vom Bewußtsein des Individuums unabhängigen Prozeß. Beide bestätigen die soziologische Theorie von Marx, nach der die Gesellschaft es ist, die über die Individuen herrscht, ihr Treiben und Lassen bestimmt, und nicht umgekehrt.

Die Sache wird noch klarer, wenn wir einen kleinen Exkurs in diese Soziologie tun, wozu wir, wie gesagt, durch unseren Gegner selbst gezwungen werden, der seine Preis- und Mehrpreistheorie mit allerlei philosophischem und soziologischem Kram begründet. Vergleichen wir seine Ansichten mit dem Marxschen System, das er zu vernichten sich anmaßt, dann wird die ganze Inhaltlosigkeit der „neuaufbauenden Kritik" des Genossen Graziadei vor unseren Augen stehen.

V. Die „Mehrpreistheorie" Graziadeis

Die Marxsche politische Oekonomie kann als eine objektiv-historisch-gesellschaftliche politische Oekonomie bezeichnet werden. Drei Hauptmerkmale sind es, die die politische Oekonomie von Marx kennzeichnen:

1. Das Primat der Gesellschaft über das Individuum.
2. Die Anerkennung dessen, daß jede ökonomische Struktur nur einen historischen Uebergangscharakter besitzt.
3. Die Anerkennung der dominierenden Rolle der Produktion. (Siehe Bucharin, „Die politische Oekonomie des Rentners", S. 34 f., Verlag für Literatur und Politik, Wien-Berlin, 1926.)

Da der Marxismus ein einheitliches Ganzes darstellt, ist es klar, daß diese drei Prinzipien der politischen Oekonomie aus den philosophischen und soziologischen Prinzipien des Marxismus folgen, nur die Anwendung letzterer auf die Oekonomie sind. Nicht nur die Marxsche politische Oekonomie, der Marxismus im allgemeinen ist

eine „objektiv-historisch-gesellschaftliche Theorie" der Welt (Gesellschaft inbegriffen).

Die Marxsche Philosophie hat ebenfalls drei Prinzipien:

1. Das Primat der materiellen Welt über den Menschen (Primat der Natur über die Gesellschaft, Primat der Materie über den Geist oder des Objektes über das Subjekt (Materialismus).
2. Die Anerkennung dessen, daß die Welt — als materieller Prozeß — sich entwickelt (= bewegt, ändert, da Entwicklung auch mit umgekehrtem Vorzeichen zu nehmen ist) (Historismus).
3. Die Anerkennung dessen, daß diese Entwicklung an Gesetzmäßigkeiten gebunden ist, die eine objektive Gesetzmäßigkeit der Natur darstellen (Objektivismus).

Die Marxsche Philosophie, angewandt auf die gesellschaftlichen Erscheinungen, ergibt folgende drei Prinzipien der Marxschen Soziologie:

1. Die Auffassung der Gesellschaft als eines materiellen Lebensprozesses der Menschen. Infolgedessen: Primat dieses materiellen Lebensprozesses über die anderen gesellschaftlichen Prozesse, besonders über den geistigen Lebensprozeß. Infolgedessen: Primat der Gesellschaft als eines Prozesses über das Individuum (Materialismus).
2. Die Anerkennung dessen, daß die Gesellschaft — als materieller Lebensprozeß — sich entwickelt (= bewegt, ändert, wie oben). Die Entwicklung heißt hier historischer Prozeß (Geschichte), die einzelnen Phasen: historische Epochen (Historismus).
3. Die Anerkennung dessen, daß die Entwicklung der Gesellschaften an Gesetzmäßigkeiten gebunden ist, die eine objektive Gesetzmäßigkeit der Gesellschaft (wie oben der Natur) darstellen. In diese allgemeine Gesetzmäßigkeit reihen sich spezielle Gesetze ein, die — innerhalb der Grenzen der allgemeinen Gesetzmäßigkeit — sich von historischer Epoche zu Epoche ändern. Das unterscheidet die Gesetzmäßigkeit der Gesellschaft von der Natur (Objektivismus).

Die oben angeführten drei Prinzipien der Marxschen politischen Oekonomie sind nur die Anwendung des philosophischen und historischen Materialismus auf die kapitalistische Gesellschaft, als materieller Lebensprozeß betrachtet.

Auf Grund der Marxschen Soziologie muß jede Gesellschaft als materieller Lebensprozeß der in ihr lebenden Menschen betrachtet werden. Das ist ein allgemeines Gesetz, das sich unterschiedslos auf jede historische Epoche bezieht. Der Prozeß selbst ist aber in jeder solchen Epoche anders und anders, er verläuft nach besonderen speziellen Gesetzen, die Modifikationen der allgemeinen Gesetze darstellen. Deshalb kann zwar der Zusammenhang des materiellen Lebensprozesses der Gesellschaften mit ihren übrigen Prozessen (politischer und geistiger Prozeß) und der soziale Prozeß in seiner Gesamt-

heit allgemein dargelegt werden: das ist die Aufgabe der Soziologie. Aber da, wie gesagt, der materielle Prozeß selbst (ebenso der politische und geistige Ueberbau über ihn) immer ein konkreter ist, der in jeder Epoche besondere Formen annimmt und besondere Gesetze hat, nach denen er verläuft, gibt es nach Marx schon deshalb keine allgemeine politische Oekonomie, die für jede Epoche gültig wäre.

Der materielle Lebensprozeß als solcher, die Produktion, hat zwar auch allgemeine Merkmale.

> „Alle Epochen der Produktion haben gewisse Merkmale gemein, gemeinsame Bestimmungen. Die Produktion im allgemeinen ist eine Abstraktion, aber eine verständige Abstraktion, sofern sie wirklich das Gemeinsame hervorhebt, fixiert und uns daher die Wiederholung erspart." (Marx, Zur Kritik d. p. Oe. Einl. XV.)

Aber diese allgemeinen Merkmale der Produktion sind nur eine Abstraktion, die „Wiederholung erspart". So beschreibt Marx im 5. Kapitel des „Kapital" den Arbeitsprozeß im allgemeinen, aber nur, um gleich im nächsten Kapitel denselben in der Form darzustellen, die er in der kapitalistischen Gesellschaft annimmt: als Verwertungsprozeß des Kapitals. Die eigentliche Aufgabe der politischen Oekonomie ist die Behandlung nicht des ersten, sondern des zweiten Prozesses. Denn diese Aufgabe besteht darin, darzustellen

> „gerade das, was ihre Entwicklung ausmacht, den Unterschied von diesem Allgemeinen und Gemeinsamen. Die Bestimmungen, die für die Produktion überhaupt gelten, müssen gerade gesondert werden, damit nicht die wesentliche Verschiedenheit über die Einheit vergessen werde, die schon daraus hervorgeht, daß das Subjekt, die Menschheit, und das Objekt, die Natur, dieselben sind. In diesem Vergessen liegt z. B. die ganze Weisheit der modernen Oekonomie" (Ebenda).

Ist also der materielle Prozeß der Gesellschaften im Sinne von Marx immer ein konkreter materieller Prozeß in besonderen Formen in jeder bestimmten Epoche, so ist eine politische Oekonomie nur in der Waren-, noch mehr in der kapitalistischen Gesellschaft möglich und notwendig, da nur hier der materielle Prozeß „mystifizierte" Formen (Wert, Geld, Preis, Kapital usw.) annimmt, zu deren Erklärung eine besondere Wissenschaft notwendig ist. Als solche ist sie aber wieder innerhalb dieser Epoche jene Wissenschaft, die sich mit der Basis der Gesellschaft dieser Epoche: mit dem materiellen Lebensprozeß und den in ihm und durch ihn entspringenden Beziehungen dieser Gesellschaft beschäftigt, „die wirkliche Physiologie der Gesellschaft", die „Anatomie der Gesellschaft". Als solche weist sie zwei Charaktermerkmale auf: erstens muß sie mit den Grundprinzipien der philosophisch-soziologischen Gesamtauffassung über die Welt und Gesellschaft übereinstimmen, also sie muß materialistisch, objektiv, historisch sein und das Primat der Gesell-

schaft über das Individuum anerkennen. Sie ist ja nur die Anwendung dieser Weltansicht auf ein bestimmtes Gebiet einer bestimmten Epoche; ihre Prinzipien sind infolgedessen abhängig von der allgemeinen Lehre. Zweitens muß sie, gerade weil sie die Anwendung der allgemeinen Theorie auf eine bestimmte Epoche, und zwar auf das grundlegende Gebiet der Epoche ist, ihrerseits die besondere Struktur dieser Epoche aufdecken, die dann die Anwendung der Soziologie auf die übrigen Gebiete (auf den politischen und geistigen und den sozialen Prozeß überhaupt) zu allererst ermöglicht. Ist die politische Oekonomie in ihrer Methode von der philosophisch-soziologischen Theorie abhängig, so ist es nun umgekehrt sie, auf der sich die Soziologie der kapitalistischen Gesellschaft aufbaut und aufbauen kann, von der also die angewandte Soziologie, ihre Anwendung auf die kapitalistische Epoche der Geschichte abhängt. Um z. B. zu wissen, wie der Gesellschaftsprozeß im allgemeinen verläuft, muß ich nur das Vorwort von Marx zu seiner „Zur Kritik der politischen Oekonomie" anwenden, das von Marx nicht zufällig vor die politische Oekonomie gestellt wurde (denn wie gesagt, es enthält die Methode für letztere), ohne Rücksicht auf eine konkrete Gesellschaft. Um aber zu wissen, wie der materielle Prozeß sich in der konkreten kapitalistischen Gesellschaft gestaltet, welche Formen er annimmt, welche Klassen in ihm wurzeln usw., muß ich mich an die politische Oekonomie wenden, und erst nachdem ich mit Hilfe dieser die Analyse des konkreten materiellen Prozesses der kapitalistischen Gesellschaft durchgeführt habe, kann ich weiter die Aufgabe der Soziologie betreiben.

Bekommt also die politische Oekonomie von der Philosophie und Soziologie des Marxismus ihre Methode, so ist hinwiederum sie es, deren Untersuchungen der Anwendung der Soziologie auf die heutige historische Epoche vorangehen müssen.

Das Schwergewicht der Soziologie liegt aber in der Lehre von der Objektivität der gesellschaftlichen Erscheinungen. Der Materialismus, einmal in der Philosophie anerkannt, überträgt sich von selbst auch auf die Soziologie. Um so mehr, da die Abhängigkeit des geistigen Prozesses vom materiellen Lebensprozeß in der bürgerlichen Gesellschaft handgreiflich geworden ist. Der Historismus, das zweite Prinzip der Philosophie, versteht sich in der Soziologie von selbst. Wo soll denn dieses Prinzip, seine Gültigkeit in der Natur einmal anerkannt, gelten, wenn nicht auf dem Gebiete der Geschichte? (Ich mache zwei Vorbehalte: erstens spreche ich ausdrücklich von der Soziologie, die sich auf die materialistische Philosophie stützt, nicht natürlich — von der, aus idealistischen Voraussetzungen ausgehenden, bürgerlichen Soziologie; zweitens, obzwar das Prinzip des Historismus auf dem Gebiete der Geschichte entdeckt wurde, und von hier in die Philosophie und speziell in die Naturauffassung vordrang, ist diese Genesis (Entstehung) der Lehre und ihr methodologischer Zusammenhang nicht dasselbe; der methodologische Zusammenhang ist der umgekehrte: das Prinzip des Historismus in der Gesellschaft hängt methodologisch von dem philosophischen Prinzip des Historismus ab.

Das bemerke ich deshalb, weil viele (z. B. Lukács) der Meinung sind, daß sich die Sache umgekehrt verhält.

Aber die Objektivität auch der gesellschaftlichen Erscheinungen, d. h. ihre vom Denken, Wollen, kurz von dem Bewußtsein unabhängige „Naturnotwendigkeit" — dieses Prinzip wird am schwersten anerkannt, noch schwerer verstanden. Und doch ist das der „springende Punkt, um den sich das Verständnis der Marxschen Soziologie dreht."

So bringt, um bei unserem Beispiel zu bleiben, Graziadei folgendes Zitat aus Marx:

> „Sie (die Arbeit) ist Verausgabung einfacher Arbeitskraft, die im Durchschnitt jeder gewöhnliche Mensch, ohne besondere Entwicklung, in seinem leiblichen Organismus besitzt. Die einfache Durchschnittsarbeit selbst wechselt zwar in verschiedenen Ländern und Kulturepochen ihren Charakter, ist aber in einer vorhandenen Gesellschaft gegeben. Kompliziertere Arbeit gilt nur als potenzierte oder vielmehr multiplizierte einfache Arbeit, so daß ein kleineres Quantum komplizierter Arbeit gleich einem größeren Quantum einfacher Arbeit ist. Daß diese Reduktion beständig vorgeht, zeigt die Erfahrung. Eine Ware mag das Produkt der kompliziertesten Arbeit sein, ihr Wert setzt sie dem Produkt einfacher Arbeit gleich und stellt daher selbst nur ein bestimmtes Quantum einfacher Arbeit dar. Die verschiedenen Proportionen, worin verschiedene Arbeitsarten auf einfache Arbeit als ihre Maßeinheit reduziert sind, werden durch einen gesellschaftlichen Prozeß hinter den Rücken der Produzenten festgesetzt, und scheinen ihnen daher durch das Herkommen gegeben." („Das Kapital", Band I, Kapitel 1, § 2, S. 11 u. 12. Volksausgabe.)

Und er fügt folgende „Widerlegung" dazu:

> „Nicht einmal das Genie des Karl Marx kann je zwei miteinander so unvereinbare Behauptungen, wie sie im zitierten Passus enthalten sind, in Uebereinstimmung bringen: daß einerseits die Möglichkeit der Reduktion der komplizierten zur einfachen Arbeit durch die Erfahrung nachgewiesen sei, und daß andererseits diese Reduktion ohne das Wissen der Produzenten vor sich gehe. Die menschliche Erfahrung setzt das Bewußtsein der Tatsache voraus, und wo das Bewußtsein vorhanden ist, da kann nichts ‚ohne Wissen' vor sich gehen. Die eine Bedingung schließt die andere aus, ihr gleichzeitiges Bestehen ist also unmöglich. Andererseits, wie kann die Möglichkeit von Prozessen zugegeben werden, die von den Menschen ausgeführt werden und trotzdem ohne ihr Wissen vor sich gehen?"

Also die Prozesse, die die Menschen ausführen, können nicht unbewußt, nicht ohne ihr Wissen bleiben. Da die ganze „Theorie" von Graziadei eine — wie wir gesehen haben — subjektivistische Theorie, gegenüber der objektiven Theorie des Marxismus darstellt, müssen wir kurz auf diese Seite des Problems eingehen.

Die Objektivität der gesellschaftlichen Erscheinungen bedeutet nicht, wie Graziadei sich das vorstellt, daß die von den Menschen ausgeführten Prozesse ihnen unbewußt, ohne ihr Wissen bleiben. Aber sie bedeutet erstens, daß das Bewußtsein, trotzdem es isoliert individuell durch die Privatarbeit ist, sich eines gesellschaftlichen Prozesses bewußt wird, aber weil isoliert individuell (außerdem klassenbestimmt) ist, sich dieses gesellschaftlichen Prozesses in Formen bewußt wird, die zwar selbst vom Prozeß bedingt sind, diesen aber nicht ungetrübt zurückspiegeln; zweitens, daß dieses Bewußtwerden des Prozesses an dem objektiven Prozeß selbst nur insofern etwas ändert, insoweit das Bewußtsein selbst ein Glied des Prozesses ist, ein Glied, das darin eine von anderen Gliedern des Prozesses determinierte Rolle spielt. In diesem Falle muß natürlich die Abhängigkeit des Bewußtseins von einer Rückwirkung auf die anderen Glieder streng bestimmt werden. Um z. B. das obige Zitat von Marx zugrunde zu nehmen, werden sich die Menschen dessen bewußt, daß „verschiedene Arbeitsarten auf einfache Arbeit als ihre Maßeinheit reduziert werden." Wie werden sie sich dessen bewußt? So, daß sie den schönsten Schmuckgegenstand, also das Produkt der komplizierten Juwelierarbeit, als Ware, mit der anderen Ware Brot, das der Juwelier für den Erlös seiner Ware kauft, austauschen, dem Brot, das das Produkt der einfachen Bäckerarbeit ist. (In der einfachen Warengesellschaft. In der kapitalistischen Gesellschaft wird daran insofern geändert, daß der Juwelier und der Bäckerarbeiter beide einen Lohn bekommen, die in einer bestimmten Proportion zueinander stehen. Ebenso der Preis ihrer Produkte.) Das Geld vermittelt zwar den Vorgang, aber das Endergebnis ist, daß Schmuck gegen Brot ausgetauscht wird. Zeigt das die Erfahrung? Ja, sonst würden gerade die geschicktesten Juweliere am ehesten verhungern. Wird damit die Arbeit des Juweliers auf die Bäckerarbeit „reduziert"? Ja. Wie erscheint diese Reduktion der Arbeiten aufeinander im Bewußtsein der Produzenten? In dem Preise, den sie für ihre Produkte oder für ihre Arbeitskraft verlangen. Bekommen sie diesen Preis (Lohn)? Hängt das von ihnen oder von ihrem Bewußtsein ab? Nein! Das hängt von einem objektiv-gesellschaftlichen Prozeß ab, der hinter ihrem Rücken vor sich geht, wo andere, mit gleichem Bewußtsein begabte Menschen ebenfalls Juwelier- und Bäckerarbeiten usw. verrichten oder verrichten lassen, und ihre Produkte als Waren auf den Markt bringen, dafür Preise sich vorstellen und verlangen — also miteinander konkurrieren. Das Ergebnis der individuellen Handlungen ist ein gesellschaftliches Ergebnis, das in ihrem individuellen Bewußtsein als die Bewegung der Waren erscheint: ihr Bewußtsein ist „verdinglicht". Wo ist hier ein Widerspruch?

Die Objektivität der Marxschen Soziologie, die „Naturnotwendigkeit" der Erscheinungen der menschlichen Gesellschaften, die diese Soziologie anerkennt, kann man nur verstehen, wenn man die Menschen, aus denen die Gesellschaften bestehen, als gesellschaftliche,

vergesellschaftete Menschen auffaßt, unter denen das Bindeglied ihr materieller Lebensprozeß ist, den sie nur mittels der Vergesellschaftung erledigen können. Die Marxsche Soziologie kennt den Begriff „Mensch" nicht. Er kennt nur den Begriff „wirtschaftender (produzierender) Mensch", der unter ganz bestimmten Natur- und historischen Bedingungen produziert. Marx spricht vom „Kapitalindividuum". („Kapital" I, S. 529. Volksausgabe.)

> „Die ökonomische Charaktermaske des Kapitalisten hängt nur dadurch an einem Menschen fest, daß sein Geld fortwährend als Kapital funktioniert." (Ebenda Seite 502.)
>
> Das „Tun und Lassen" des Kapitalisten ist „nur Funktion des in ihm mit Willen und Bewußtsein begabten Kapitals". (Ebenda Seite 528.)

Ebenso der Arbeiter:

> „Das Verhältnis des Austausches zwischen Kapitalist und Arbeiter wird also nur ein dem Zirkulationsprozeß angehöriger Schein, bloße Form, die dem Inhalt selbst fremd ist und ihn nur mystifiziert. Der beständige Kauf und Verkauf der Arbeitskraft ist die Form. Der Inhalt ist, daß der Kapitalist einen Teil der bereits vergegenständlichten fremden Arbeit, die er sich unaufhörlich ohne Aequivalent aneignet, stets wieder gegen größeres Quantum lebendiger fremder Arbeit umsetzt." (Ebenda Seite 519.)

Also: war der Kapitalist nur eine ökonomische Charaktermaske für das Kapital, ist er nur das mit Willen und Bewußtsein begabte Kapital, so ist nicht minder der Arbeiter nur die mit Bewußtsein und Willen begabte Arbeitskraft.

> „Es ist nicht mehr der Zufall, welcher Kapitalist und Arbeiter als Käufer und Verkäufer einander auf dem Warenmarkt gegenüberstellt. Es ist die Zwickmühle des Prozesses selbst, die den einen stets als Verkäufer seiner Arbeitskraft auf den Warenmarkt zurückschleudert und sein eigenes Produkt stets in das Kaufmittel des anderen verwandelt. In der Tat gehört der Arbeiter dem Kapital, bevor er sich dem Kapitalisten verkauft." (Ebenda Seite 513.)

Der Säugling, der in der Wiege des Arbeiters schlummert, gehört dem Kapital, bevor er noch imstande ist, sich dem Kapitalisten zu verkaufen: er ist nur eine Verkörperung der Arbeitskraft, und das Kapital entscheidet, ob er verhungern soll oder aber aufwachsen, um als Verbrecher oder als Arbeiter, den Bedürfnissen des Kapitals zu dienen.

Wie die Menschen in der kapitalistischen Gesellschaft in den besonderen Charaktermasken des Kapitalisten und Proletariers, so treten sie in anderen Gesellschaftsformen in anderen Charaktermasken auf. So bekommen wir den — wichtigen — Begriff der „ökonomischen Charaktermaske" überhaupt. Nur als solche sind die Menschen Mitglieder der verschiedenen Gesellschaften, als solche gehören sie zu einer und derselben Klasse, ihre Verbindung untereinander wird durch diese ihre Grundbestimmung hergestellt, aber auch determiniert.

THE UNIVERSITY LIBRARIES OF GEORGIA

Die Marxsche Soziologie leugnet nicht, daß die Gesellschaft aus Menschen besteht, die denken, fühlen, wollen, sich Ziele setzen usw. Sie leugnet auch nicht, daß sich beim Menschen alles, was er erlebt, in Denken, Gefühle, Wollen, in Ziele umsetzt. Aber da die Menschen nur eine „ökonomische Charaktermaske" für objektive Wirtschaftsprozesse sind, die im gegebenen Grad ihrer Produktivkräfte, der von dieser bestimmten Struktur der Gesellschaft (Produktionsverhältnisse) wurzeln, sind ihre Gedanken, Gefühle, Ziele, ihr Wollen usw. nur der Reflex dieser objektiven Prozesse. Ihr Spielraum und ihr Charakter hängt vom wirtschaftlichen Prozeß selber ab: bei einer erreichten Stufe ist er kleiner, bei einer anderen größer, ihr Charakter ändert sich mit dem Prozeß selbst.

Die Naturnotwendigkeit des gesellschaftlichen Prozesses ist also nicht so zu verstehen, als würde das Individuum und sein Bewußtsein keine Rolle in der Geschichte spielen, sondern, daß diese Rolle bestimmt wird als die Form, worin objektive Prozesse beim Menschen bewußt werden. Da diese Prozesse sich von Epoche zu Epoche ändern, so ändert sich auch das menschliche Bewußtsein von Epoche zu Epoche. Das ist natürlich wieder nicht „schottisch" zu nehmen. Es sind die Inhalte des Bewußtseins, die sich ändern.

Das Individuum mit seinem Bewußtsein ist immer ein auf einer bestimmten Stufe des gesellschaftlichen Produktionsprozesses, in einem bestimmten gesellschaftlichen Zusammenhang wirtschaftendes Individuum, dessen Individualität nur „notwendige Darstellung der Individualität auf Grundlage einer bestimmten Stufe des gesellschaftlichen Produktionsprozesses" ist (Marx, Zur Kritik der pol. Oekonomie, Seite 84).

Das Primat der Gesellschaft über das Individuum — so lautet die Formel, die diese Objektivität der gesellschaftlichen Erscheinungen am prägnantesten ausdrückt. Deshalb ist es auch falsch, wenn man denkt, daß die Klassengesellschaft — zu der sich die Gesellschaft an einer bestimmten Stufe der Entwicklung der Produktivkräfte entwickelt — sich aus Klassen zusammensetzt. Sie zerfällt in Klassen. Denn sogar über die Klassen besteht das Primat der Gesellschaft. Es ist die Einheit des gesellschaftlichen Prozesses, die sich, trotz Zerklüftung in Klassen, durchsetzt. Aber dann setzt sie sich im individuellen, im Klassenbewußtsein notwendig falsch, „verkehrt", „mystifiziert" und vermengt mit Elementen, die die Zerklüftung der Gesellschaft widerspiegeln, durch. Was für die Klassen gilt, gilt im gesteigerten Maße für das Individuum und das rein individuelle Bewußtsein.

Die Rolle, die der Mensch im Wirtschaftsprozeß spielt, erscheint gerade infolge seines Bewußtseins in einer Maske*. Die — für das Individuum — im vor- und nachhinein bestimmte, unendliche Reihe

* Alles, was ich hier anführe, gilt natürlich nur teilweise in bezug auf das Proletariat und überhaupt nicht auf die Nachklassengesellschaft. Warum, habe ich an anderer Stelle ausgeführt.

des materiellen Lebensprozesses hat ihre Naturgesetzlichkeit, die sich zwar von Epoche zu Epoche ändert, aber ihren Charakter der Unerbittlichkeit beibehält, ja, bis zur kapitalistischen Gesellschaft immer steigert. Die Unerbittlichkeit dieses Prozesses zwingt die Menschen, eine bestimmte Rolle zu spielen. Dieser Rolle werden sie sich bewußt — das Objektive, wozu sie durch den Prozeß gezwungen werden, erscheint in ihrem Bewußtsein als das Gewollte, als der Zweck, den sie sich stecken, als das Motiv, das ihre Handlungen — neben anderen aus ihrer individuellen Lage stammenden Zwecken, Motiven usw. — bestimmt: ein römischer pater familias wird seine Sklaven menschlich behandeln wollen, ein späterer Bergwerksbesitzer aber sie zu Tode arbeiten lassen. Der mittelalterliche Handwerker „will" Vater seiner Gesellen sein; der moderne Kapitalist läßt die Väter samt Müttern und Kindern in der Fabrik verrecken. Je nach den Formen, die sich der Wirtschaftsprozeß schafft (und sie sind immer andere), ändert sich das, was gewollt werden, der Zweck, den man sich stecken kann, die Motive — nur eines bleibt unwandelbar: daß sie nur das ins Ideelle umgesetzte Materielle sind.

Individuell, also falsch, klassenbestimmt, also noch mystifizierter, drücken sie den objektiv materiellen Prozeß aus: sie sind seine Rückspiegelung, gleichzeitig aber seine Verzerrung, sogar Verneinung seines gesellschaftlichen Charakters. Materieller Lebensprozeß und Bewußtsein sind zueinander gehörige, sich wechselseitig bedingende, unzertrennliche Momente, aber — zugleich einander ausschließende oder entgegengesetzte Extreme, d. h. Pole desselben gesellschaftlichen Prozesses. Als zueinander gehörige Momente unterstützen sie sich (z. B. das Bewußtsein einer ökonomisch aufsteigenden Klasse, der Bourgeoisie im 17. und 18. Jahrhundert, des Proletariats heute); als einander ausschließende Pole hemmen sie sich (Bewußtsein des Feudaladels, Bourgeoisie heute) — aber siegreich bleibt der objektiv materielle Prozeß.

Gerade auch wegen dieser dialektischen Rolle des Bewußtseins ist die politische Oekonomie von Marx nur vom Standpunkt der Marxschen Soziologie zu verstehen. Es ist ein soziologisches Kapitel, das den Schlüssel zum Verständnis des „Kapital" bietet, „für den, der ihn zu gebrauchen versteht". Dieses Kapitel ist: „Der Fetischcharakter der Ware und sein Geheimnis". Das „Geheimnis" der bürgerlichen Gesellschaften ist das Geheimnis aller Gesellschaften: sie sind nichts anderes als der materielle Produktionsprozeß der Menschen, der aber in ihrem Bewußtsein nicht als solcher, sondern von Unterdrückungs- und Knechtschaftsverhältnissen verschleiert erscheint. Die Arbeit, der Prometheus der Gesellschaften, wird gefesselt (in langen, langen Jahrhunderten nicht bildlich, sondern in der Person des Arbeiters tatsächlich in Ketten gelegt), spaltet sich in notwendige und Mehrarbeit, die aber, hinter allerlei Ideologie versteckt, zum „Geheimnis" wird, das es zu entziffern gilt. Marx gelang es zum erstenmal und endgültig, dieses Geheimnis voll und ganz zu entziffern, hinter der Erscheinungsform sein Wesen aufzudecken. Die Arbeit, die Produktion ist das Geheim-

nis: sie konnte nur vom Standpunkt des Proletariats entziffert werden, denn das Bild von Sais, von seinem Schleier entblößt, zeigt dem Arbeiter sich selbst. Und sich selbst unverhüllt zu erblicken, war nur den vorurteilslosen Augen des Proletariats gegönnt!

Damit ist aber das dritte der oben angeführten drei Prinzipien der politischen Oekonomie an die erste Stelle gerückt: die Anerkennung der dominierenden Rolle der P r o d u k t i o n. Das ewig Beharrende im Fluß der wechselnden Formen der menschlichen Gesellschaften, die eherne Säule, worauf die menschlichen Gesellschaften ruhen — ist der ewige Stoffwechsel des Menschen mit der Natur, vermittelt durch seinen ununterbrochenen Arbeitsprozeß, durch seine Produktion. Nur w e n n diese sich ändert, dann und so ändert sich damit alles, in das sich das gesellschaftliche Leben der Menschen im Laufe der Geschichte differenziert.

Aber dieser Arbeitsprozeß ist nichts anderes als die Beziehungen der Menschen zur Natur und zueinander. Um produzieren zu können, treten die Menschen in Beziehungen zur Natur und zu einander. Die Aenderung des Arbeitsprozesses ist also nichts anderes als die Aenderung dieser Beziehungen: der Beziehung zur Natur und der Produktionsbeziehungen, der Produktionsverhältnisse.

> „Das Ganze dieser Beziehungen, worin sich die Träger dieser Produktion zur Natur und zueinander befinden, worin sie produzieren, dies Ganze ist eben die Gesellschaft nach ihrer ökonomischen Struktur betrachtet." (Marx' „Kapital" III, 2, 335.) „Die materiellen Elemente des Reichtums dienen bei der Produktion als Träger dieser Beziehungen." (Marx, ebenda.)
>
> Diese Beziehungen haben aber einen doppelten Charakter: der gesellschaftliche Produktionsprozeß „... ist sowohl Produktionsprozeß der materiellen Existenzbedingungen des menschlichen Lebens wie ein in spezifischen historisch-ökonomischen Produktionsverhältnissen vor sich gehender, diese Produktionshältnisse selbst, und damit die Träger dieses Prozesses, ihre materiellen Existenzbedingungen und ihre gegenseitigen Verhältnisse, d. h. ihre bestimmte ökonomische Gesellschaftsform produzierender Prozeß" (Marx, „Kapital" III, 2. T., 318).

Wären diese Beziehungen nicht einer fortwährenden Aenderung unterworfen, und noch mehr, entspräche ihren Aenderungen nicht ein sich ebenfalls änderndes gesellschaftliches Bewußtsein, das die Wirklichkeit verzerrt wiedergibt, wozu dann eine Soziologie oder eine politische Oekonomie?

Es ist also ein Irrtum, den viele, und unter ihnen natürlich Graziadei, begehen, wenn sie meinen, nach Marx sei nur deshalb die Arbeit der Maßstab der Werte, weil in den Waren, nach Absehen von allen ihren verschiedenen Eigenschaften, nur d a s Gemeinsame übrig bleibt, daß sie alle Arbeitsprodukte sind. Nur die D a r s t e l l u n g nimmt bei Marx diesen logisch-abstrakten Weg, seine F o r s c h u n g war historisch konkret. Marx entziffert das Gemeinsame nicht der W a r e n, sondern der M e n s c h e n, der m e n s c h l i c h e n G e-

sellschaften und findet hinter den Formen und Beziehungen, die sich die Menschen schaffen, das Gemeinsame: die Arbeit. Nur weil diese, die Arbeit, das Gemeinsame in allen Gesellschaften ist, ist sie auch das Gemeinsame in den Waren als Arbeitsprodukte. Sind alle Gesellschaften determiniert durch den materiellen Lebensprozeß, die gesellschaftliche Produktion, so auch die Warengesellschaft, wo diese gesellschaftliche Produktion als Privatarbeit, ihr Produkt also als Ware erscheint.

Und eine Gesellschaft, die ihre gesellschaftliche Produktion als Privatarbeit betreibt, faßt auch die Arbeit in der historisch bestimmten Form der abstrakten Arbeit, und diese wiederum als Wert auf. Der Wert ist die Anerkennung der gesellschaftlichen Produktion hinter den Privatarbeiten, er ist eine soziale Eigenschaft der Waren, — nur ausgedrückt in einer der Warengesellschaft entsprechenden Sprache: der „Warensprache", die „ebenso ihre Mundarten hat, wie das Hebräische".

Wer also die Realität des Wertes leugnet, wer behauptet, daß die einzige Realität der Preis ist, nach dessen Auffassung „der Wert, der die politische Oekonomie interessiert, kein generelles, sondern ein spezielles Problem ist: und das ist der Tauschwert", wer den Wert — aus der Zirkulation und nicht aus der Produktion stammen läßt, — der ist — nach dem soeben Ausgeführten — ganz und gar der Gefangene der Bourgeoisie, des Kapitalismus, der versteht nicht einmal die Warensprache zu entziffern, noch weniger deren Mundarten; — nicht zu sprechen vom Marxismus.

Darin besteht doch gerade die Realität des Wertes, daß er der „ideelle", „eingebildete" Ausdruck des ewig materiellen Arbeitsprozesses der menschlichen Gesellschaften in der Sprache der Warengesellschaft ist. Daß der Wert nur „ideell", nur „eingebildet" ist, nimmt nichts von seiner Realität: denn hinter ihm steckt gerade etwas, das weder ideell noch eingebildet ist — die menschliche gesellschaftliche Arbeit. Und weil er eine gesellschaftliche Tatsache, die Basis jeder Gesellschaft, obzwar in ideeller, eingebildeter Form ausdrückt, ist seine Realität stärker als aller Schein, der in der Zirkulation usw. herumspukt. Nicht daß der Wert keine Realität wäre: sie ist die der Warengesellschaft entsprechende Grundrealität, das heimliche, versteckte Gesetz, nach dem sich diese Welt richtet.

Wenn also unser Graziadei meint, er rühre „nur" eine Detaillehre von Marx an, wenn er an dem „Ricardo-Marxschen" Wertgesetz rüttelt, — so irrt er sich. Er stößt den ganzen Marximus um, wenn er dieses Gesetz umstößt. Er meint natürlich, man könne die Oekonomie Marx' von seiner Soziologie trennen und die erste widerlegen, ohne die zweite anzutasten. Wir haben gesehen, wie im Gegenteil im Marxismus alles am engsten zusammenhängt. Davon abgesehen: um den Marxismus oder einen seiner Bestandteile umzustoßen, muß man ein anderes Beweisverfahren, eine andere Philosophie und andere Soziologie besitzen als die, über die er verfügt und die wir uns jetzt näher anschauen wollen. Wir bitten den Leser, diese mehr als

eigenartige Philosophie und Soziologie mit der oben kurz geschilderten des Marxismus zu vergleichen. Er wird dann sagen: wie platt, abgestanden, gemeinplätzig und widerspruchsvoll diese Widerlegung des Marxismus seitens eines Kommunisten doch ist! Wenn man irgendwo den bekannten Spruch voransetzen kann: „Es kreißen die Berge, ein lächerliches Mäuschen wird geboren", so ganz bestimmt hier. Die altehrwürdigsten bürgerlichen Plattheiten werden uns als hausbackene Entdeckungen neu serviert.

Voran marschiert die Ankündigung, daß wir unserem Genossen Graziadei nichts weniger zu verdanken haben als eine „wiederaufbauende Kritik", — natürlich auf den Trümmern des Marxismus, den kein Geringerer als unser Professor der Universität Parma vernichtet hat. Wie, das haben wir schon gesehen und werden es noch sehen.

Dann wird „das Warum und Wie der ökonomischen Gesetze" neu entdeckt. Dieses „Warum und Wie" — niemand würde es erraten — besteht erstens darin, daß die Menschen „logisch urteilen und logisch handeln". „Als solche" (als logische Urteile und logische Handlungen) „leben sie" (nämlich die Preise usw.) „im Bewußtsein derer, die sie bilden und ausführen." „Das W a r u m der wissenschaftlichen Phänomene muß also zusammenfallen (!) und ein Ding (!!) bilden mit dem W i e des menschlichen wirtschaftlichen Handelns und Urteilens. Geht das W a r u m nicht Hand in Hand mit dem W i e, so ist es das W a r u m, das korrigiert werden muß." Z w e i t e n s besteht es darin, daß die sozialen Phänomene eine Kontinuität haben. Man kann nicht immer von vorn, von neuem anfangen.

Das nennt Graziadei das „reale" Verfahren in der politischen Oekonomie gegenüber dem i r r e a l e n von Marx. Als strenger Realist nimmt er das Warum und das Wie der sozialen Phänomene für e i n D i n g. Bei dem, der durchaus mit den Köpfen der Bourgeois denkt, ist es nicht verwunderlich, daß er alles, sogar das Warum und das Wie der Dinge selbst als Dinge faßt. Wunderlich ist es nur, daß er seine Entdeckung auf das Gebiet der sozialen Wissenschaft beschränkt. Wäre es nicht gut, auch den Naturwissenschaftlern von der großen Entdeckung etwas zugute kommen zu lassen? Wieviel Mühe würde damit erspart! Lange Zeit hat man gewußt, wie sich die Elektrizität äußert, ohne daß man sie selbst zu kennen das Vergnügen gehabt hätte. Man wußte das W i e — man wußte nicht das W a r u m. Man hat nicht geruht und gerastet, bis man auch das letztere entdeckte. Man weiß, wie Elektronen und Ionen in den Atomen auf verschiedenen Bahnen kreisen. Man entdeckte das „elektrische Atom". Man berechnet ihre Bahnen, ihre Ladung (Quanten) usw. Wozu das alles? Das Warum und das Wie müssen „zusammenfallen und ein Ding bilden" — und damit fertig. So entdeckte Graziadei anstatt des W e r t dinges, des W e r t atoms, anstatt des W a r e n dinges, des W a r e n atoms — das W a r u m d i n g, das W a r u m a t o m.

Mit dieser realen Methode geht Graziadei auf Entdeckungsreisen, und im Handumdrehen sind alle Fetische des Marxismus umgestoßen.

Wollt ihr wissen, worin das logische Denken und Handeln des Menschen wurzelt? Glaubt nicht dem Marxismus, der, wie oben gezeigt wurde, diese Wurzel im realen Arbeitsprozeß gefunden hat.

O nein! Was, Technik? Das ist nur äußerer Apparat! Sie wurzeln: — in der e w i g e n menschlichen Natur!

> „Die Tatsache, daß ein einzelner oder wenige Menschen nicht die Macht haben, die sozialen Voraussetzungen dieses oder jenes wirtschaftlichen Gesetzes von sich allein aus abzuändern, hindert uns jedoch nicht, anzuerkennen, daß alle ökonomischen Gesetze das Produkt des Urteils und Handelns der als Gesamtheit betrachteten und in bestimmten Verhältnissen lebenden Menschen sind. (Hier habt Ihr die Soziologie von Graziadei. L. R.) Wenn verschiedene von diesen Gesetzen, reduziert auf ihre einfachste Form, innerhalb bestimmter Grenzen konstant bleiben, — trotz der Wandlungen der Geschichte — so erklärt sich das aus der Tatsache, daß sie v o n d e r E n t w i c k l u n g d e r T e c h n i k u n d, i m a l l g e m e i n e n, v o m ä u ß e r e n A p p a r a t d e r G e s e l l s c h a f t u n a b h ä n g i g s i n d (wirft den Marx und seine Lehre zum alten Eisen, nach dieser Entdeckung Graziadeis taugen sie nur dazu! L. R.) und daß sie i n d i r e k t e r V e r b i n d u n g m i t d e r m e n s c h l i c h e n N a t u r s t e h e n; d. h. mit jenen Formen der Logik und mit jenen Empfindungen, deren Modifikation als nicht wahrnehmbar zu betrachten ist — wenigstens in bezug auf die Dauer der historischen Perioden, die wir kennen (d. h. sie sind ewig. Und da habt Ihr seine Philosophie! L. R.)."

Und glaubt Ihr das alles dem Graziadei nicht, so kann er sich auf eine Autorität stützen, die Ihr bestimmt anerkennen werdet. Diese Autorität — man staune! — ist Marx:

> „Uebrigens hat das auch Marx anerkannt, der zu klug war, um Sklave der übermäßig metaphysischen Formen zu bleiben, die er dem größten Teil seiner Abhandlung über den Wert gegeben hat. Im vierten Teil des ersten Kapitels des ersten Bandes des „Kapitals" sagt er wörtlich: „Die Bestimmung der Gebrauchsgegenstände als Wert ist ihr gesellschaftliches Produkt". Und am Anfang des zweiten Kapitels desselben Bandes fügt er in der gleichen suggestiven Form hinzu: „Die Waren können nicht selbst zu Markte gehen und sich nicht selbst austauschen. Wir müssen uns also nach ihren Hütern umsehen, den Warenbesitzern."

Als Marx sich nach diesen „Hütern der Ware" umsah, fand er tatsächlich ihre Urteile und Handlungen vor. Er fand sie auf dem Markt, wo sie ihre Waren feilboten für einen Preis, den sie sich vorstellten, aber nicht bekamen. „Nachfrage und Angebot" entschied, wie sich diese Preise endgültig gestalteten. Marx fand noch mehr. Er fand Oekonomen vor, die diese Preise für die einzige Realität und deshalb das Gesetz der Nachfrage und des Angebotes als das oberste Gesetz der politischen Oekonomie verkündeten. Und was tat Marx? „Er war zu klug, um Sklave der übermäßig metaphysischen Formen zu bleiben" und da er ein scherzliebender Mann war, erklärte er sein

Wertgesetz für einen mißlungenen Scherz und gab den — Vulgärökonomen recht? Nicht wahr?

Aber Scherz beiseite! Die Mäuse, die Graziadeis Berge nach langen Wehen gebären, sind nicht einmal Mäuse, sie sind Ratten und seine „Theorie" ein Rattennest von Irrtümern und Plattheiten. Nichts anderes.

Nachdem dieser so „den rein menschlichen und sozialen Charakter des Wertphänomens festgestellt hat" (man vergleiche s e i n e Feststellung mit der oben geschilderten Lehre ihres rein menschlichen und sozialen Charakters von M a r x !) will er „versuchen, die Formen eingehender zu prüfen". Was ist also ein Wert? Ein Wert ist — ein Gebrauchswert. Und diese Entdeckung Graziadeis ist seiner anderen Entdeckungen würdig.

> „Ein Nutzen, den man gewinnen kann, Hindernisse, Kosten, die zu überwinden sind — das sind zusammengefaßt die Bestandteile jedes Werturteils."

Aber man höre weiter:

> „Betrachtet man das Werturteil als allgemeinen und einfachen Begriff und nur als solchen, so kann man behaupten, daß in letzter Analyse alle ökonomischen Phänomene, wenn sie auf ihre einfachsten Elemente reduziert werden, zum Wert zurückführen. In der Tat lösen sich alle ökonomischen Urteile, von den elementarsten bis zu den kompliziertesten, auf in Urteile (positive oder negative) über die Beziehung zwischen dem gewünschten Gegenstand und der Mühe, den Kosten, die sein Besitz voraussetzt, und alle wirtschaftlichen Handlungen, von den elementarsten bis zu den kompliziertesten, werden bestimmt durch diese Urteile."
>
> „Von diesem Gesichtspunkte aus — und stets nur von diesem ist es auch zulässig zu sagen, daß der Wert, nicht nur außerhalb des eigentlichen Austausches ... begriffen werden kann, sondern auch außerhalb einer wirklichen Gesellschaft (hört, hört! L. R.)."
>
> „Da die Oekonomie (und besonders die offizielle) nun einmal eine — vielleicht interessierte — Schwäche für Robinsonaden hat, so stelle man sich Robinson Crusoe, sein eigener König, auf seiner cilenischen Insel vor. Er ist — nach Definition — allein. Er hat Appetit und sieht an einem Baum eine Frucht hängen, deren Fähigkeit, seinen Hunger zu stillen, ihm klar ist. Er überlegt nun einerseits den Nutzen, der ihm aus dem Genuß der Frucht entstehen würde, und andererseits die Anstrengung, die er machen müßte, um auf den Baum zu steigen, sich des Gegenstandes zu bemächtigen und wieder herabzusteigen. So stellt er ein Werturteil auf. Ist das Urteil positiv, d. h. entscheidet er, daß es sich der Mühe lohnt, so wird er eine wirtschaftliche Handlung unternehmen, die die Konsequenzen seines Urteils (und nicht seines Hungers! L. R.) darstellen wird: er wird auf den Baum steigen und die Frucht herunterholen." (Wenn er nicht fällt! L. R.)
>
> „Die Tatsache, daß in unserem Beispiel die logischen Elemente des Urteils und die materiellen Elemente der Handlung rudimen-

tär sind (?), die Tatsache ferner, daß — nach Annahme — die soziale Umgebung fehlt, verhindern also nicht, anzuerkennen, daß selbst in den einfachsten Verhältnissen, selbst „im Naturzustande" ein Mensch stets Werturteile bilden und Handlungen, die diesem Urteil entsprechen, ausführen kann." (Preis und Mehrpreis, S. 25 u. 26.)

Man verzeihe mir dieses sehr lange und sehr langweilige Zitat. Ich mußte diese Robinsonade, die unser Graziadei der „vielleicht (!) interessierten" offiziellen politischen Oekonomie nachplappert, anführen, um die Theorie Graziadeis damit gleichzeitig zu erledigen. Es ist die Grenznutzen-Theorie in ihrer flachsten und vulgärsten Abart, die uns hier wieder angrinst. Nur, die Wüste Böhm-Bawerks, wo der verschmachtende Reisende für ein Glas Wasser sein ganzes Gold, das er durch die Wüste mit sich schleppt, hingeben würde, verwandelt sich in die idyllische cilenische Insel. Dazu mußte man keine drei Bücher schreiben. Es wäre genug gewesen, zu sagen: gegen Marx hat der „elende Mac" recht:

Ich verrate dem Genossen Graziadei ein Geheimnis, das ihn als Oekonomen, der Marx widerlegen will, bestimmt interessieren wird: Marx hat außer den drei Bänden des Kapitals noch vier Bände „Theorien über den Mehrwert" geschrieben. Nicht wahr, sie wußten das nicht, Genosse Graziadei? Interessant, was?

In diesen vier Bänden schlägt sich der arme Marx mit einem ganzen Pack solcher „Oekonomen" herum, wie Sie es sind, die dasselbe behaupteten, das Sie behaupten. Einem unter ihnen antwortet Marx folgendermaßen:

„Dies (was nämlich Ihr Kollege, Genosse Graziadei, behauptet hat) heißt in der Tat weiter nichts als: Die Ursache des Wertes einer Ware oder der Aequivalenz zwischen zwei Waren sind die Umstände, die den Verkäufer oder auch Käufer und Verkäufer bestimmen, irgend etwas für den Wert oder das Aequivalent einer Ware zu halten. Die ‚Umstände', die den Wert einer Ware bestimmen, sind dadurch keinen Schritt weiter erklärt, daß sie als Umstände qualifizert werden, die auf den ‚Geist' der Austauschenden wirken.

Dieselben von dem Geiste unabhängigen, obgleich auf ihn wirkenden Umstände, die die Produzenten zwingen, ihre Produkte als Waren zu verkaufen — Umstände, die eine Form der gesellschaftlichen Produktion von der anderen unterscheiden, geben ihren Produkten auch für ihren Geist einen vom Gebrauchswert unabhängigen Tauschwert. Ihr ‚Geist', ihr Bewußtsein, braucht durchaus nicht zu wissen, für ihn mag nicht existieren, wodurch in Wirklichkeit der Wert ihrer Waren oder ihrer Produkte als Werte bestimmt sind. Sie sind in Verhältnisse gesetzt, die ihren Geist bestimmen, ohne daß sie es zu wissen brauchen. Jeder kann Geld als Geld brauchen, ohne zu wissen, was Geld

ist. Die ökonomischen Kategorien spiegeln sich im Bewußtsein sehr verkehrt ab." (Th. ü. d. M. III. 195.)

So sah Marx ein, daß „logische Urteile und logisches Handeln" die Gesetze der Oekonomie ausmachen! Dieses Zitat, zusammen mit dem, was wir am Anfang dieses Kapitels ausführten, genügt, um die ganze philosophische, soziologische und ökonomische „Theorie" unseres Gegners ad acta zu legen.

Nur um auch die kommunistische Folgerichtigkeit unseres Genossen zu beleuchten, müssen wir noch seine Profittheorie, die bei ihm zu einer eigenartigen Lehre über die Politik des Kommunismus führt, einer Besprechung unterziehen.

Vorerst einige Worte über seine Theorie des Kapitals.

Nach Graziadei sind

„zwar nicht alle Produktivgüter Kapital, hingegen ist jedes Kapital ohne weiteres Produktivgut... Jedes Kapital ist ein Produktivgut, denn auch bei einer noch so genauen Definition des Kapitals bleibt die Tatsache bestehen, daß es seinem Besitzer nicht an und für sich (!) dient... sondern als Mittel für die Sicherung eines dauernden Einkommens."

Das Eigenartige und bei einem Kommunisten befremdende ist nicht so sehr das, daß das Kapital, 70 Jahre nach Marx, wieder als ein Gut, Produktivgut erklärt wird, und damit der Stumpfsinn der bürgerlichen Oekonomie in unseren Reihen erscheint. Sondern, daß das Kapital „als Mittel für die Sicherung eines dauernden Einkommens" definiert wird. Auch der Arbeiter benützt seine Arbeitskraft zur Sicherung eines, womöglich dauernden Einkommens. Andererseits ist auch der Kapitalist davor nicht gesichert, daß sein Einkommen aufhört, dauernd zu sein. Mit dem Wort „Einkommen" wird das Wort P r o f i t ängstlich vermieden, so wie früher die Ware nur als Produkt erschien und später, wie wir das noch sehen werden, die Arbeit als „Dienst" und das Tier — als Arbeiter erscheinen wird. Ist das nicht eine direkte, wenn auch vielleicht unbewußte Dienstleistung für das Kapital?

Nach dieser Definition des Kapitals wird niemanden die Profittheorie Graziadeis überraschen. Hören wir zu:

„Gegeben die Voraussetzungen von Marx und besonders jene, nach der der (Tausch-)Wert aus der Arbeit entspringt, kann der Profit (Mehrwert, Mehrpreis) des einzelnen Unternehmers nicht anders aufgefaßt werden als aus der Arbeit der Arbeiter und nur der Arbeiter, die für ihn arbeiten. Gegeben hingegen unsere Voraussetzungen, und besonders jene, nach der der (Tausch-) Wert, wenn es auch mit den gesamten ökonomischen Phänomenen am engsten verbunden ist und daher auch mit dem Produktionsprozeß, dennoch vor allem als eine Tatsache der Zirkulation erscheint: so ist der Mehrpreis eine Differenz von zwei Gliedern: das erste Glied — die Höhe der Verkaufspreise, d. h. die Größe des Subtrahierenden — konkretisiert sich auf die Kosten des Käufers der Ware, w e l c h e i m m e r d i e K l a s s e

sei, der der Käufer angehört. Das zweite Glied — also die Höhe des Subtrahenden — konkretisiert sich auf Kosten der Arbeiter (und Angestellten) des gegebenen Unternehmers, da diese Arbeiter (und Angestellten) — gerade weil sie Arbeiter und Angestellte sind — eine geringere Bezahlung erhalten als der Preis, den der gegebene Unternehmer durch den Verkauf seiner Ware realisiert, und sie den aus dieser Differenz entstehenden Mehrpreis nicht zu ihrem Vorteil auszunützen imstande sind." („Il prezzo" Seite 25.)

Also die Höhe, nämlich die realisierte Höhe, der Preise und damit der Profit des Kapitalisten hängt — vom Kampfe der Käufer und Verkäufer ab, entsteht also auf Kosten der Konsumenten, „welche immer die Klasse sei, der der Käufer angehört"! Damit ist dem Kommunismus als Klassenbewegung des Proletariats — wieder ohne weiteres klar — die ganze wissenschaftliche Grundlage — eine unserer stärksten und sichersten Waffen — unter den Füßen weggezogen. Aber da fällt dem Genossen Graziadei ein, daß er — Kommunist ist. Man habe ihm vorgeworfen, er erkläre den Profit des Kapitalisten ausschließlich auf Kosten der Konsumenten. (Ebenda Seite 26.) Verleumdung! Böser Wille! Der Profit entsteht auch auf Kosten der Arbeiter und Angestellten.

Nun schön! Wir wollen den Genossen Graziadei nicht verleumden. Wir hegen auch keinen bösen Willen gegen ihn. Deshalb sei uns erlaubt einige andere kleine Fragen an ihn zu richten:

Gesetzt den Fall, er habe Recht. Der Verkäufer verkauft, der Käufer kauft; der eine verlangt soviel, wie seine Produktionskosten plus „ein ehrlicher Gewinn" ausmachen, der andere findet diesen Gewinn „unehrlich" und aus diesem Feilschen entsteht eine Differenz, die der Verkäufer bekommt und die seinen Gewinn ausmacht. Wir fragen nicht einmal, nach welchem Gesichtspunkt der Verkäufer seinen „ehrlichen Gewinn" bemißt und warum der Käufer das zu unehrlich (zu hoch) findet. Graziadei würde uns doch antworten, der Verkäufer, der Unternehmer „setzt seinen Gewinn nach den üblichen 10 Prozent fest, nach Berechnung seiner Produktionskosten".

Wie diese Produktionskosten zustande kommen, da in ihnen außer dem Preise der Arbeitskraft noch die Preise materieller Bestandteile enthalten sind, die von anderen Unternehmern ebenfalls nach irgendeiner Regel festgesetzt werden müssen und den Profit anderer Unternehmer enthalten, fragen wir ebenfalls nicht, da wir dieselbe nichtssagende Antwort bekämen. Unsere Fragen beziehen sich auf etwas anderes:

Erstens: Der Unternehmer kann nicht ewig verkaufen. Er muß auch kaufen. Was er als Verkäufer gewinnt, das verliert er als Käufer. Und wenn Sie sagen, er kauft seltener als andere Konsumenten, die nicht Unternehmer sind, da diese sehr zahlreich sind, die alle seine Ware, die Ware des Unternehmers kaufen, er aber nur allein ist und nur seine persönlichen Bedürfnisse befriedigt, so ist das

nicht wahr. Der Unternehmer, gerade als Unternehmer, befriedigt nicht nur seine persönlichen Bedürfnisse, sondern die Produktionsbedürfnisse des Kapitals, dessen Vertreter er nur ist. In dieser seiner Eigenschaft kauft er mehr als gewöhnliche Konsumenten. Er akkumuliert doch, läßt seinen Gewinn nicht liegen, kauft für ihn Produktionsmittel, Maschinen, Rohstoffe usw. — von der Arbeitskraft abgesehen, von der wir später reden werden. Seinen ganzen Gewinn müßte er anderen „Unternehmern" abgeben, bis diese an die Reihe kommen und von ihm und seinesgleichen kaufen müssen. Kennen Sie dieses Argument, Genosse Graziadei? Ein altes Argument, lesbar an sehr vielen Stellen des „Kapitals" und der „Theorien über den Mehrwert". Ein altes Argument, das aber bisher nicht widerlegt ist. Auch von Ihnen nicht, Genosse Graziadei! Und wissen Sie, welches Prinzip, nach Marx, Sie als das Geheimnis der kapitalistischen Gesellschaft damit entdecken? Die Prellerei, den Betrug. Damit sind wir glücklich bei der Soziologie des 18. Jahrhunderts wieder angelangt. Der Schritt, den Sie gegenüber Marx tun, ist größer, als jener war, den dieser gegen Smith und Ricardo tat. Nur leider in umgekehrter Richtung: rückwärts! Marx zeigte, wie der Profit entsteht, wenn alle Regeln des Warenaustausches eingehalten werden, wenn alle Waren zu ihren Werten verkauft werden. Er schaltet den Betrug, die Prellerei als Erklärungsprinzip der kapitalistischen Gesellschaft aus. Sie, Genosse Graziadei, führen es wieder ein und meinen damit etwas Großes vollbracht zu haben. Was Sie aber erreichen, ist etwas ganz anderes: Sie decken die ganze Ohnmacht Ihrer „Lehre" unverhüllt auf!

Zweitens: Die Arbeiter (und Angestellten) des Unternehmers, die sind doch auch „Verkäufer" ihrer Arbeitskraft. Warum können diese nicht den „Käufer" prellen, ihre Ware teurer verkaufen, wie der Kapitalist seine Waren? Aber davon später. Außerdem sind sie auch Käufer. Als solche sind sie ganz ebensolche Konsumenten, wie alle übrigen. Warum können sie nicht die Differenz zwischen ihrem Arbeitslohn und zwischen den Preisen der Produkte „zu ihrem Vorteile ausnutzen"? Wenn Sie, Genosse Graziadei, darauf antworten: deshalb, weil sie „nur" einen unter dem Verkaufspreise der Waren stehenden Lohn erhalten (und Sie antworten tatsächlich so), so führen Sie den Profit auf einen Abzug vom Arbeitslohn zurück. Diesen kann „zwar der wirkliche Profit hier und da einschließen, der aber nie die Kategorie des Profits begründen kann". (Marx, Th. u. d. M. III. 434.) Außerdem muß ich Sie darauf aufmerksam machen, daß die Arbeiterklasse dasselbe Brot ißt und dieselben Schuhe trägt, die sie selbst herstellt, ebenso die Frauen und Kinder der Arbeiter. Diese notwendigen Sachen stellen die Arbeiter zwar selbst her, aber dennoch müssen sie diese Waren ebenso kaufen, wie alle anderen Konsumenten. Und außerdem bezahlen sie alle diese schlechten Sachen (denn sie bekommen sie in sehr schlechter Qualität) sehr teuer. Billig oder teuer, sie kaufen alle diese Sachen als Waren, die ihnen ein Unternehmer verkauft. Manchmal ihr eigener, der also einen Gewinn davon hat. Woher

stammt dieser Gewinn? Sie kaufen diese Waren aus ihrem Arbeitslohn, dieser Gewinn stammt aus ihrem Arbeitslohn. Somit ist der Arbeiter ebenso Konsument wie ein anderer, und daß sein Kaufmittel aus einem Arbeitslohn stammt, kann ihn nicht daran hindern, alle Vorteile, die nach Ihnen die Konsumenten gegenüber dem Verkäufer genießen, für sich „auszunützen". Wenn aber alle „Konsumenten" nur benachteiligt werden, dann auch die Arbeiter, nicht weil sie Arbeiter, sondern weil sie Konsumenten sind. Wenn also der Unternehmer — auf Grund Ihrer eigenen Theorie, Genosse Graziadei — bei den Arbeitern einen Gewinn einheimst, so muß dieser Gewinn entweder aus der Produktion stammen (das ist nach Ihnen nicht der Fall), oder aber, wenn er nur die Differenz zwischen dem Produktions- und Kaufpreis darstellt, wird er bei dem Arbeiter als Konsumenten und nicht als Arbeiter gemacht. Damit fällt aber der zweite Teil Ihrer These, wo Sie die Arbeiter (und Angestellten) von den anderen Konsumenten unterscheiden, und nur der erste Teil bleibt aufrecht, wonach der Unternehmer seinen Profit bei den Konsumenten macht, „welche immer die Klasse sei, der der Käufer angehört". Anerkennen Sie das ja nicht mit der Ausflucht, daß der Unternehmer nicht bei den Arbeitern, sondern „nur" bei den übrigen Konsumenten als Konsumenten einen Gewinn macht, denn dann verleumden Sie sich selbst damit, wogegen Sie so energisch protestierten, daß Sie den Profit ausschließlich auf Kosten der Konsumenten erklären. Indessen läuft, wie wir das hier dargelegt haben, wenn Sie auch nicht damit antworten, die Sache trotz Ihrer Verwahrung darauf hinaus.

Stammt aber der Gewinn der Kapitalisten, die für Arbeiter verkaufen, ebendaher, woher der Gewinn der übrigen Unternehmer, die nicht für Arbeiter verkaufen: worin unterscheidet sich dann der Arbeiter als Konsument (denn in diesem Falle ist er nur Konsument) von den übrigen Konsumenten? Daß die Arbeiter (Verzeihung! fast hätte ich die Angestellten vergessen!) „nur" einen Arbeitslohn bekommen, ist hier umsomehr nebensächlich: da dieser nur eine Geldsumme ist, wie jede andere. Nur ist sie vielleicht kleiner als die der „Nichtarbeiter-Konsumenten". Aber dann, woher stammt die „größere" Geldsumme der übrigen Konsumenten? Arbeiter sind sie nicht, was sind sie dann? Vielleicht Rentner, die Ihre Automobile, Rennpferde, Bilder usw. kaufen, die Sie als ausschließliche Beispiele in Ihren Büchern anführen? Aber woher ihre „größere" Geldsumme, mit der sie alle diese schönen Sachen kaufen? Oder sind sie Staatsbeamte? Woher die Einnahmen des Staates, mit denen sie bezahlt werden? Aus den Steuern! Aber diese Steuern stammen aus den Taschen der Arbeiter, Unternehmer, Rentner: damit ist diese Frage auf diese zurückgeschoben. Also schalten wir die Staatsbeamten aus. Oder sind sie kleine Produzenten? Dann stammt ihr — in den meisten Fällen garnicht „größeres" — Geld, wenn sie allein arbeiten, aus ihrer Produktion, was, nach Ihrer Annahme — nicht sein darf, oder, wenn sie Arbeiter beschäftigen, sind sie Unternehmer, allerdings kleinere als die anderen.

Ich betone noch einmal, die Frage ist: woher s t a m m t das Geld, das als Profit in die Tasche des Kapitalisten wandern und das vor dieser Seelenwanderung in einer fremden Tasche sich befinden mußte?

Ich muß gestehen, I h r e Erklärung, die Sie über diesen Punkt geben, befriedigt uns nicht. Sie sagen:

> „Da der Gebrauch des Geldes gegeben ist . . ." (Preis und Mehrpreis, S. 43.)

Aber ich frage gerade, wie er „gegeben" ist? Und darauf antworten Sie an einer anderen Stelle folgendermaßen:

> „Um den Austausch zu verallgemeinern, um zu einer ständigen Zirkulation zu gelangen, mußte ein A b k o m m e n g e t r o f f e n werden, auf Grund dessen — da a l l e g e w i l l t w a r e n (!), ihre eigenen Waren oder Dienste (!) gegen eine einzige und bestimmte Ware einzutauschen, — jeder Einzelne sicher sein konnte, seine Bedürfnisse befriedigen zu können, nachdem er von den anderen eine bestimmte Menge dieser Ware erhalten hat. Das ökonomische Gut, das einem solchen Zweck dient, heißt Geld." (Ebenda S. 26.)

Nein, Genosse, diese Erklärung befriedigt durchaus nicht! Sie überraschten uns mit der Mitteilung, daß die Menschen logisch denken und handeln, noch mehr mit der anderen Mitteilung, daß die Logik, von der Sie sprechen, eine „angewandte und historische" Logik sei, aber diese „angewandte und historische" Logik haben wir uns doch nicht s o vorgestellt. Die Menschen wollen durchaus den Austausch verallgemeinern und zu einer ständigen Zirkulation gelangen. Deshalb treffen sie ein „Abkommen" — in dem sie die nötigen Erfordernisse des „verallgemeinerten" Tausches und der „ständigen" Zirkulation sich aus den Fingern saugen. Die Erfindungskunst dieser glücklichen Menschen ist beinahe so groß wie Ihre, Genosse Graziadei. Sie erfinden das Geld, bevor sie davon eine Vorstellung, eine blasse Ahnung haben. Wahrscheinlich gibt ihnen, wie den Juden Jehova. ihr Nationalgott diese Idee, gleichzeitig mit der anderen: Du sollst nicht stehlen! Warum gibt ihnen nicht ihr Gott gleichzeitig auch die Idee, sie sollen auch ein anderes „Abkommen" treffen: von diesem Gut, das Geld heißen wird, möglichst viel oder wenigstens ebensoviel wie alle anderen zu besitzen? Welchem Abkommen ist es zuzuschreiben, daß der eine davon sehr viel, der andere aber nichts hat? Denken Sie nicht, Genosse Graziadei, daß Sie mit dieser geistreichen Theorie des Geldes gleichzeitig erklären, daß die unterdrückten Klassen, besonders das Proletariat, ihre ökonomische Lage, die Ausbeutung, einem Abkommen, also sich selbst zu verdanken haben? Geht vielleicht die Sache doch so vor sich, daß, als sich der Warenaustausch v e r a l l g e m e i n e r t h a t und die Zirkulation (der Waren!) ständig g e w o r d e n ist, auch das Geld erscheint? Und wie die Waren und ihre Zirkulation erscheinen und sich verallgemeinern, das bitte, lesen Sie bei Marx nach.

Aber um als Zirkulationsmittel zu erscheinen, muß das Geld schon vorhanden sein! Wissen Sie, in welcher Rolle? Als Ware, später als W e r t, verselbständigter Wert — allgemeines Aequivalent — lieber Genosse! Wir verraten Ihnen auch dieses Geheimnis. Wie aber dieser Wert als Profit in die Tasche des „Unternehmers" kommt, das erklärt Ihr „Abkommen" (eine „reale", eine „historische" Methode in der Tat!), das schon im 18. Jahrhundert veraltet war, in keiner Weise. Wohl erklärt es Marx:

> „Im Austausch bewähren sich die Produkte der einzelnen als Produkte der allgemeinen Arbeit, indem sie sich als G e l d darstellen. Aber der Austausch selbst gibt Ihnen nicht die W e r t g r ö ß e. In ihm werden sie als allgemein gesellschaftliche Arbeit dargestellt, und wie weit sie sich als solche darstellen können, hängt selbst vom Umfange ab, worin sie sich als gesellschaftliche Arbeit darstellen können, also vom Umfang der Waren[welt], wogegen sie sich austauschen können, also von der Ausdehnung des Austausches, des Handels, von der Reihe der Waren, worin sie sich als Tauschwert ausdrücken. Würden z. B. nur vier verschiedene Produktionszweige existieren, so würde jeder der Produzenten einen großen Teil seiner Produkte für sich selbst produzieren. Existieren tausend Produktionszweige, so kann der einzelne sein ganzes Produkt als Ware produzieren. Es kann ganz in den Austausch eingehen." (Theorien über den Mehrwert, I. Bd., 310.)

Nun aber die d r i t t e und wichtigste, oben schon berührte Frage: Alles, was Sie mit Ihrer glänzenden „angewandten und historischen" Logik vorbrachten, nehmen wir an. Der Profit stammt nicht aus der Produktion, sondern aus der Differenz des Verkäufers und Käufers, das Geld ist kein Wert, sondern nur Zirkulationsmittel, das durch ein Abkommen geschaffen wird usw. Wir zollen sogar die gebührende Anerkennung Ihrer kommunistischen Folgerichtigkeit, mit der Sie das Entstehen und Wesen des Kapitals und der Lohnarbeit erklären.

Dennoch werden Sie nicht leugnen, daß, woher auch die Lohnarbeit stamme, Lohnarbeiter existieren. Sie nennen zwar, wie schon bemerkt, die Arbeit dieser Lohnarbeiter „Dienste", ebenfalls die der — Tiere! Worin unterscheidet sich dann der Lohnarbeiter vom Tier? Verrichtet auch das Tier eine notwendige und eine Mehrarbeit? Wissen Sie, wer diese Theorie „entdeckt" hat? Mac Culloch. Lesen Sie die Antwort, die er von Marx bekommt. (Theorien über den Mehrwert, Bd. III, S. 216.) Marx charakterisiert das als „Sykophantentum" im Dienste des Kapitals, dessen Zweck gerade ist, die Lohnarbeit als historische vergängliche Form zu verwischen und an ihre Stelle die formlosen „Dienste" zu stellen. Aber Dienste oder nicht: es gibt Lohnarbeiter.

Wenn es solche gibt, dann gibt es auch eine spezielle Ware, die Arbeitskraft, die diese verkaufen. Sie ist eine ebensolche Ware, wie jede andere. Warum — so lautet unsere Frage — w a r u m verfahren die Arbeiter beim Verkauf ihrer Ware, der Arbeitskraft, nicht

ebenso wie die Unternehmer und verkaufen diese teurer, als ihre Produktionskosten sind, um die Differenz einzuheimsen? Warum machen sie nicht einen — Profit? Warum werden sie nicht zu Kapitalisten? Wer oder was hindert sie daran? Der Arbeiter tritt sehr oft als Verkäufer auf, und doch ist er der einzige, der tatsächlich geprellt wird? Wie kommt das?!

Auf Grund I h r e r Theorie, werter Genosse, wird darauf niemand antworten können. Aber bei Marx, den Sie, zwar unter vielen Verbeugungen, totzumachen versuchten, können Sie auch darauf eine Antwort finden, die gerade hierher paßt.

Ein sehr bekannter Vulgär-Oekonom und Sykophant des Kapitals im allgemeinen und der Großgrundbesitzer im besonderen, genannt Thomas Robert Malthus, hat einmal den Profit beiläufig ebenso erklärt, wie ihn jetzt Sie erklären. Ihm antwortet Marx folgendermaßen:

„Der Kattun enthält eine Arbeitszeit, die gleich ist 12 sh. Bezahlt davon hat (der Kapitalist) nur 8 sh. Er verkauft die Ware zu 12 sh, wenn er sie zu ihrem Werte verkauft, gewinnt also 4 sh. Was nun den Käufer betrifft, so zahlt er, der Voraussetzung nach, unter allen Umständen n u r den Wert des Kattuns. (Sehen Sie, er wird nicht geprellt! L. R.) D. h. er gibt eine Summe Geldes, worin soviel Arbeitszeit enthalten ist, wie in dem Kattun. Es sind nun drei Fälle möglich. Der Käufer ist Kapitalist. Das Geld (d. h. der Wert der Ware), womit er zahlt, enthält ebenfalls einen Teil unbezahlter Arbeit. Wenn der eine also unbezahlte Arbeit verkauft, kauft der andere mit unbezahlter Arbeit. Jeder realisiert unbezahlte Arbeit. Der eine als Verkäufer, der andere als Käufer. Oder der Käufer ist ein selbständiger Produzent. So erhält er Aequivalent für Aequivalent. Ob die Arbeit, die der Verkäufer ihm in der Ware verkauft, bezahlt ist oder nicht, geht ihn nichts an. Er erhält soviel vergegenständlichte Arbeit, als er gibt. Oder endlich, er ist Lohnarbeiter. Auch in diesem Falle erhält er, wie jeder andere Käufer, vorausgesetzt, daß die Ware zu ihrem Werte verkauft wird, ein Aequivalent in Waren für sein Geld. (Also als K o n s u m e n t wird er ebensowenig geprellt, wie alle übrigen! L. R.) Er erhält soviel vergegenständlichte Arbeit in Ware, als er in Geld gibt. A b e r e r h a t f ü r d a s G e l d , d a s s e i n e n A r b e i t s l o h n b i l d e t , m e h r A r b e i t g e g e b e n , a l s i n d e m G e l d e e n t h a l t e n i s t. Er hat also das Geld über seinen Wert hinaus bezahlt, bezahlt also auch das Aequivalent des Geldes, den Kattun, über seinen Wert hinaus. Die Kosten sind für ihn als Käufer demnach größer als für den Verkäufer jeder Ware, obgleich er in der Ware ein Aequivalent für sein Geld erhält: aber in dem Gelde erhielt er kein Aequivalent für seine Arbeit; vielmehr gab er mehr als das Aequivalent in Arbeit. D e r A r b e i t e r i s t a l s o d e r e i n z i g e , d e r a l l e W a r e n , s e l b s t w e n n e r s i e z u i h r e m W e r t e k a u f t , ü b e r i h r e n W e r t b e z a h l t h a t , w e i l e r d a s a l l g e m e i n e A e q u i v a l e n t f ü r A r b e i t ,

> Geld, über seinen Wert gekauft hat. Es resultiert daraus kein besonderer Gewinn für den Verkäufer der Ware an den Arbeiter. Dieser zahlt ihm nicht mehr als jeder andere Käufer, den Wert der Arbeit. Der Kapitalist, der die durch den Arbeiter produzierte Ware wieder an ihn verkauft, realisiert allerdings einen Profit in diesem Verkauf, aber nur denselben Profit, den er an jeden anderen Käufer realisiert. Sein Profit rührt nicht daher — mit Bezug auf diesen Arbeiter —, daß er ihm die Ware über ihren Wert verkauft, sondern daher, daß er sie vorher, in der Tat, im Produktionsprozeß, unter ihrem Werte von dem Arbeiter kaufte."

Jetzt hat Ihre Stunde geschlagen, Genosse Graziadei! Das ist doch meine Theorie, werden Sie sagen, ich behaupte doch dasselbe, was hier Marx behauptet, daß der Profit aus der Differenz des Produktions- und des Verkaufspreises entsteht. Nur sachte, sachte! Marx fährt nämlich fort:

> „Herr Malthus nun, wie er die Verwertung der Ware als Kapital in ihren Wert verwandelt, verwandelt konsequent alle Käufer in Lohnarbeiter, d. h. läßt sie alle statt Ware unmittelbare Arbeit mit dem Kapitalisten austauschen (umgekehrt wie Sie, Genosse Graziadei, der Sie die ganze Welt in Konsumenten verwandeln! L. R.) und ihm alle mehr Arbeit zurückgeben, als in der Ware enthalten ist, während sein Profit umgekehrt daraus hervorgeht, daß er alle in der Ware enthaltene Arbeit verkauft, während er nur einen Teil der in der Ware enthaltenen Arbeit bezahlt hat. Während also bei Ricardo die Schwierigkeit daher rührt, daß das Gesetz des Warenaustausches nicht unmittelbar den Austausch zwischen Kapital und Lohnarbeit erklärt, ihm vielmehr zu widersprechen scheint, löst Malthus die Schwierigkeit dadurch, daß er den Kauf (Austausch) von Waren verwandelt in Austausch zwischen Kapital und Lohnarbeit. Was Malthus nicht versteht, ist der Unterschied zwischen der Totalsumme von Arbeit, die in einer Ware enthalten ist, und der Summe von bezahlter Arbeit, die in ihr enthalten ist. Gerade diese Differenz bildet die Quelle des Profits. Weiter aber kommt Malhus notwendig dahin, den Profit daraus abzuleiten, daß der Verkäufer die Ware nicht nur über den Preis, den sie ihn kostet, verkauft (und das tut der Kapitalist), sondern über dem, den sie kostet, kommt also auf die Vulgäransicht des aus der Veräußerung stammenden Profits zurück, den Mehrwert daher abzuleiten, daß der Verkäufer die Ware über ihrem Werte (d. h. zu mehr Arbeitszeit, als in ihr enthalten ist) verkauft. Was er so als Verkäufer einer Ware profitiert, verliert er als Käufer einer anderen, und es ist absolut nicht einzusehen, was durch solche allgemeine nominelle Steigung der Preise realiter „profitiert" werden soll. Namentlich wie die Gesellschaft en masse sich dadurch bereichert, ein wirklicher Mehrwert oder Mehrprodukt dadurch zustande kommen soll. Es ist eine albern stupide Vorstellung!"

Obzwar Sie, Genosse Graziadei, Ihre Theorie etwas anders konstruieren, als der berüchtigte Malthus es getan hat, gelangen Sie auf Ihrem Weg gerade dort an, wo Malthus anlangte, den Profit aus der Veräußerung, Zirkulation der Waren zu erklären. Und hier haben Sie die Antwort von Marx nicht nur auf diese besondere, sondern auf Ihre ganze „logische und historische" Theorie.

Die Sache wäre damit auch erledigt, wenn wir hier nicht, mehr zur Belustigung als zu ernster Widerlegung, die Folgerung widergeben müßten, die Graziadei aus seiner Theorie zieht. Es stellt sich heraus, daß unsere bisherige, sich auf den Marxismus und Leninismus stützende Politik falsch war! Wir müssen sie schnell ändern und zur Grundlage unserer Politik den F a s c h i s m u s nehmen. Denn wollt Ihr wissen, worin der wahre Kommunismus besteht, so hört zu:

Nach dem Marxismus stammt der Profit aus unbezahlter Arbeit, geht also auf Kosten der Arbeiter. Das ist nur e i n e Tatsache. Nach Graziadei geht er, teilweise auf Kosten der Arbeiter, teilweise auf Kosten der Konsumenten. Das sind z w e i Tatsachen. Also:

> „Die Kritik der kapitalistischen Gesellschaft wird dadurch, daß man sich auf zwei gewichtige Tatsachen stützen kann, anstatt einer, nicht geschwächt, sondern gestärkt . . . Wenn einmal die beiden Erscheinungen . . . einander unterstützen, können beide in demselben Sinn ausgenutzt werden.
>
> Die erste Erscheinung — d. h. die Tatsache, daß sie (die Arbeiter) nicht verhindern können, daß der Mehrpreis ausschließlich den Kapitalisten zugute komme, kann als Hebel dienen bei denen, die, da sie ihre Arbeitskraft verkaufen müssen, empfindsamer sind für diese Seite des Problems (Arbeiter, Bauern, Privatangestellte) . . .
>
> Die zweite Erscheinung ihrerseits, — d. h. die Tatsache, daß die Konsumenten ein Unrecht unterstützen müssen, kann gleicherweise ausgelegt werden bei den Mittelklassen und Mittelschichten . . . Und es ist doch einer der Charakterzüge des Kommunismus, als politischer Schule, daß er auch die Bedeutung der arbeitenden Mittelschichten anerkennt und auch ihre Interessen und ihre Gefühle zu befriedigen sucht." (Il prezzo S. 38 u. 39.)

Ist das etwas anderes als die Ideologie des Faschismus? Von Mussolini bis Hitler kämpft der ganze Faschismus unter der Ideologie des Kampfes nicht gegen das p r o d u z i e r e n d e Kapital, sondern gegen das Handelskapital, das die Preise auf Kosten der Konsumenten in die Höhe schraubt. Mit dieser Ideologie will der Faschismus gerade die Mittelschichten k ö d e r n. Nach Graziadei deckt sich unsere leninistische Politik der Gewinnung der arbeitenden Schichten zu Verbündeten des Proletariats in seinem revolutionären Kampfe — mit der Konsumenten-Ideologie, mit dem Köderungsversuch der Mittelschichten seitens der Faschisten!

Wir haben also garnicht Unrecht gehabt, wenn wir in unserer Einleitung gesagt haben, daß vielleicht der Charakter der heutigen Pe-

riode der Revolution Graziadei dazu veranlaßt hat, mit seinen Schriften und seinem Revisionsversuch des Marxismus hervorzutreten. Wir müssen an dieser Feststellung nur soviel ändern, daß die Sache sich nicht vielleicht, sondern ganz bestimmt so verhält. Hier ist der Beweis gegeben: weg mit der Ideologie des Proletariats, dem revolutionären Marxismus. An seiner Stelle lebe hoch die Ideologie des Kleinbürgertums, in seiner reaktionärsten Gestalt, die Ideologie des Faschismus*.

Moskau, den 1. August 1925

* Zu dieser Feststellung muß ich noch folgende Bemerkung hinzufügen:
In meinem ganzen Artikel stand nie die Person des Genossen Graziadei, den ich persönlich nicht einmal kenne, vor mir, sondern einzig und allein der objektive Inhalt dessen, was er behauptet. Alle meine manchmal ziemlich scharf formulierten Ausdrücke gelten einzig und allein diesem objektiven Inhalt und nie der Person des Genossen Graziadei. Besonders gilt das für diese letzte Feststellung: Genosse Graziadei ist beeinflußt von der faschistischen Umgebung, und seine Theorie ist, objektiv genommen, eine faschistische Theorie, — ohne daß er sich dessen bewußt wird. Ein Beweis, Genosse Graziadei, daß doch Marx, und nicht Sie im Recht sind: die Menschen können, wie Ihr Fall beweist, doch so manches ausführen, dessen sie sich unbewußt sind und bleiben!

S. A. BESSONOV

ZUR FRAGE DES TECHNISCHEN FORTSCHRITTS IM MODERNEN KAPITALISMUS

1. Alte und junge Länder

Welche Umwälzungen sich an der Oberfläche der kapitalistischen Gesellschaft auch immer abspielen mögen, der technische Fortschritt hält in seiner Vorwärtsbewegung nicht inne. In dieser oder jener Form, an dieser oder jener Stelle durch politische und wirtschaftliche Komplikationen gehemmt, vermag er sich in einer anderen Form, an einer anderen Stelle solange zu entfalten, bis die Explosion der inneren Widersprüche eine neue Lage schafft und den Mittelpunkt wirtschaftlichen und technischen Fortschritts nach einer neuen Stelle verlegt.

Wenn in unserer marxistischen Literatur betont wird, daß der technische Fortschritt auf einer gewissen Entwicklungsstufe der kapitalistischen Widersprüche aufgehalten werde, so geschieht es auf Kosten einer präzisen Unterscheidung zwischen extensiver und intensiver Entwicklung der Produktivkräfte durch den Kapitalismus*. Die kapitalistische Produktion muß nicht immer in die Breite wachsen, ihr Produktionsfeld kann sich unter dem Einfluß der ökonomischen Widersprüche sogar verengern. Nichtsdestoweniger können auf einem solchen beschränkten Produktionsfeld wirksamere Arbeitsmittel angewandt werden, und die Entwicklung der Technik kann ihren Gang gehen, bis eine veränderte wirtschaftliche Lage die Möglichkeit einer extensiven Entwicklung auf einer neuen, intensiveren technischen Grundlage schafft.

Jeder kapitalistische Zyklus der Vorkriegszeit bestätigt das. Die Krisenperiode und die darauf folgende Depression, die ein allgemeines Sinken der Preise kennzeichnet, zwingen die kapitalistische Produktion, wirksamere, wie Marx das nennt, d. h. sparsamere, produktivere Arbeitsmittel ausfindig zu machen. Die Ausfindigmachung derartiger Arbeitsmittel, d. h. die intensive Entwicklung der Produktivkräfte, bildet die wichtigste Garantie gegen den vernichtenden Einfluß der Krise und der fallenden Preise. Der neue Aufschwung findet daher die von der Krise verschonten Unternehmungen auf einer technisch höheren Stufe vor, als es die des voraufgegangenen Zyklus gewesen.

* „In kürzeren oder längeren Abschnitten findet so Reproduktion statt, und zwar — vom Standpunkt der Gesellschaft betrachtet — Reproduktion auf erweiterter Stufenleiter; extensiv, wenn das Produktionsfeld ausgedehnt, intensiv, wenn das Produktionsmittel wirksamer gemacht." (Karl Marx, „Kapital", Bd. II, S. 142.)

Der neue Aufschwung bietet nun wiederum die Möglichkeit einer weiteren extensiven Entwicklung der Produktivkräfte. Er vermehrt die in der Periode der Krise geschaffenen vollkommeneren Arbeitsmittel, erweitert deren Verwendung und schafft damit die materielle Voraussetzung für eine Entwicklung der Produktion auf einer höheren Stufe als der des voraufgegangenen Zyklus. Diese extensive Entwicklung hält ihrerseits solange an, bis die Widersprüche des Marktes eine neue Krise und damit eine Erneuerung des Zyklus in noch gewaltigerem Umfange heraufbeschwören.

Allein, das, was sich innerhalb der Grenzen eines Zyklus wiederholt, vollzieht sich gegenwärtig auch auf einem weit ausgedehnteren Gebiet. Die Verschiebung des Schwerpunktes des technischen und wirtschaftlichen Fortschrittes von einem Lande auf ein anderes vollzieht sich nach demselben Prinzip. Jedes neue, in den Kreis kapitalistischer Entwicklung einbezogene Land vermag bei dieser Entwicklung von jener höchsten Stufe des technischen Fortschritts auszugehen, die die älteren Industrieländer bereits erreicht haben.

Die Entwicklung Deutschlands im späten Mittelalter und die der Niederlande vollzog sich auf der Grundlage der Verwertung entsprechender reicher Erfahrungen der Industrie- und Handelsländer des Mittelmeeres. England leitete im 18. Jahrhundert die Epoche der industriellen Revolution auf dem Boden der Erfahrungen des Handwerks und der Manufaktur des ganzen europäischen Kontinents ein. Die äußerst lebhafte Entwicklung Deutschlands am Ende des 19. Jahrhunderts gründete sich ihrerseits auf die Verwertung der kolossalen industriellen Erfahrungen Englands. Die Vereinigten Staaten erlangten im ersten Viertel des 20. Jahrhunderts die Führung in der Weltproduktion dank der Ausnützung all jener industriellen und technischen Erfahrungen, die Europa im 19. Jahrhundert aufgespeichert hatte. Die Sowjetunion endlich, die im zweiten Viertel des 20. Jahrhunderts in eine Epoche der sozialistischen Industrialisierung des Landes eintritt, beginnt dabei mit der Verwertung der modernsten amerikanischen Erfahrungen.

Diese räumliche Verschiebung des Schwerpunktes des technischen und wirtschaftlichen Fortschrittes von einem Lande nach einem anderen bildet eine der bemerkenswertesten Erscheinungen der kapitalistischen Entwicklung und verdient ein gründliches Studium.

Je jünger ein Land in industrieller Hinsicht, desto größere Aussichten hat es — günstige natürliche Bedingungen und Zustrom erforderlichen Kapitals vorausgesetzt —, nach Ablauf einer gewissen Frist, neue Weltrekorde in Produktion und Technik aufzustellen, da ja seine Entwicklung jene höchste Stufe der Technik, die bereits von den älteren Industrieländern erreicht worden war, zu ihrem A u s g a n g s p u n k t e zu machen vermag. Und umgekehrt: Je älter ein Land in industrieller Hinsicht ist, desto schwerer fällt es ihm, epochemachende technische Errungenschaften anzuwenden, denn das ungeheure Kapital, das in den technisch veralteten Anlagen angelegt ist, hemmt die Kapitalsinvestierung in der Richtung technischer Ver-

vollkommnung, ja, es wehrt sich gegen eine solche, mitunter sogar unter Einsatz physischer Gewaltmittel.

> „Einerseits bildet die Masse des fixen Kapitals, die in einer bestimmten Naturalform angelegt ist und innerhalb derselben eine bestimmte Durchschnittslebenszeit auszudauern hat, einen Grund der nur allmählichen Einführung neuer Maschinen usw. und daher ein Hindernis gegen die rasche allgemeine Einführung der verbesserten Arbeitsmittel*."

Das schlagendste Beispiel für diese Unfähigkeit eines alten industriellen Organismus, neue technische Errungenschaften zu verwerten und sich zu eigen zu machen, liefert England. Auf dem Gebiete z. B. der Technik des Hüttenwesens war England im letzten Viertel des 19. Jahrhunderts unzweifelhaft das führende Land der Welt. Es genügt, die Namen Henry Bessemer (Massenbereitung von Stahl in Konvertern), Wilhelm Siemens (Miterfinder des Martinschen Regenerativofens), Sidney Thomas und Percy Gilchrist (basischer Prozeß), Armstrong (Verbesserung der Geschütze), Isaac Bell (Wärmeenergieersparnis in Hochöfen) und Edward Cowper (Winderhitzung) zu nennen. Dessenungeachtet begann gerade in dieser Periode, in der das Hüttenwesen durch die genialen Erfindungen der Engländer so stark gefördert wurde, die Hüttenindustrie Englands merklich hinter der jüngeren Hüttenindustrie anderer Länder zurückzubleiben. Im Jahre 1889 wurde sie zum erstenmal in ihrer Geschichte überholt, und zwar von der amerikanischen Hüttenindustrie.

Die Ursache hierfür lag darin, daß die alte englische Industrie nicht imstande war, die eigenen Erfindungen auszubeuten, da in den alten Hüttenwerken ungeheure Mittel investiert waren. Man betrachte beispielsweise das Schicksal des berühmten basischen Prozesses von Thomas—Gilchrist, der in Deutschland mit seinen phosphorhaltigen Erzen eine gewaltige industrielle Entwicklung einleitete. Wider Erwarten fand er in seiner Heimat, in England, nur äußerst langsam Eingang.

> „Die günstigen Resultate der ersten Versuche, welche Windsor Richards mit der Erfindung von Gilchrist—Thomas auf den Eston-Eisenwerken erzielt hatte, veranlaßten die dauernde Einführung des basischen Konverterprozesses daselbst. Trotz dieses Vorgehens trat in den darauffolgenden Jahren die merkwürdige Erscheinung ein, daß diese wichtige Erfindung in England selbst langsamere Verbreitung fand als im Ausland, insbesondere in Deutschland. Der Widerstand, der sich der Ausbreitung des Verfahrens entgegensetzte, war teils ein passiver ... teils ein aktiver seitens der Bessemer- und der Puddel-Werke, die diese neuentstandene Konkurrenz bekämpften. .... Ungeheure Kapitalien waren in ihr (der Schweißeisenindustrie) angelegt und um diese zu erhalten, wurden die

* „Kapital", Bd. II, S. 141. (Von uns gesperrt. S. B.)

größten Anstrengungen gemacht... Den ungeheuren Anstrengungen der Puddel- und Walz-Werke gelang es, die Ausbreitung des Thomasprozesses zu verzögern und ihren Absatz so zu steigern, daß im Jahre 1882 die höchste Erzeugung von Schweißeisen in Großbritannien mit 2887 Kilo-Tonnen erreicht wurde*."

Die Puddel- und Bessemer-Werke traten gegen das neue Verfahren offen feindselig auf. Man verspottete überall die Qualität des neuen Stahls, wobei man keine Lüge scheute. Umsonst wiesen Thomas und Gilchrist im Jahre 1882 der Royal Society in London nach, daß die nach ihrem Verfahren erzeugte Tonne Stahl um 9 sh billiger sei als die Tonne Bessemerstahl. Die ungeheuren Kapitalien, die in den Puddelöfen und in den Bessemerwerken angelegt waren, gaben ihre Stellung nicht ohne Kampf auf, da doch das neue Verfahren deren Entwertung bedeutete.

Umgekehrt nutzte die deutsche und die amerikanische, durch keinerlei alte Kapitalanlagen gebundene Hüttenindustrie den neuen basischen Prozeß sowohl für Konverter als für Regenerativöfen unverzüglich und um so umfassender aus, womit sie sich die Grundlage für ihre glänzende Entwicklung, die nun die veraltete Hüttenindustrie Englands rasch überholte, schufen.

An diesem Beispiel, das für das Schicksal jeder großen technischen Erfindung charakteristisch ist, sehen wir deutlich den hemmenden Einfluß alter Kapitalanlagen. Veraltete Kapitalanlagen vermögen zwar den technischen Fortschritt in seiner qualitativen Erscheinungsform, d. h. die Entstehung wirksamerer, intensiverer Arbeitsmittel, nicht zu hemmen, um so mehr aber deren quantitative Verbreitung, da jede neue Einführung eines wirksameren Arbeitsmittels (in unserem Falle des basischen Konverters oder basischen Ofens) mindestens eine Art, meistens jedoch mehrere Arten von alten Arbeitsmitteln (Puddelofen, Bessemerkonverter) verdrängen, entwerten, unbrauchbar machen.

Dank diesem Umstand vollzieht sich das extensive Wachstum der Produktivkräfte des Kapitalismus niemals in der Form einer schrankenlosen Ausbreitung der Arbeitsmittel in einem beliebigen Lande oder beliebigen Gebiete. Von Zeit zu Zeit greift es auf andere Länder und andere Gebiete über, die frei sind von den Fesseln alter Kapitalanlagen, um sich auf diesem neuen Arbeitsfelde die Möglichkeit einer unbehinderten Entwicklung vollkommnerer Produktionsmethoden zu verschaffen.

2. Alte und junge Industriegebiete

Die Wanderung der Produktivkräfte von einem Gebiet zum anderen läßt sich am leichtesten wiederum am Beispiel der Hüttenindustrie verfolgen, weil hier der Einfluß alter Kapitalanlagen am

* L. Beck, „Geschichte des Eisens". 1903. Bd. V, S. 931, 936.

stärksten zur Geltung kommt, da der Grad der Festlegung von fixem Kapital in der Hüttenindustrie außergewöhnlich hoch ist (Oefen und andere Kolossalkonstruktionen). Die Maschinenindustrie dagegen ist viel beweglicher und orientiert sich daher — einerseits, weil der Arbeitslohn eine große Rolle in den Selbstkosten ihrer Produkte spielt, andererseits, weil sie es mit einem Material zu tun hat, das bei seiner Bearbeitung nur wenig an Gewicht verliert — geographisch entweder auf die Absatzgebiete ihrer Erzeugnisse oder auf die Gebiete angehäufter Arbeitskräfte*.

Die Hüttenindustrie hat im Laufe ihrer Geschichte ihren Standort unter dem Druck technischer und wirtschaftlicher Erfordernisse wiederholt gewechselt.

In der Zeit vom 13. bis zum 15. Jahrhundert wandert die Hüttenindustrie in die Flußgebiete, da ihre technische Grundlage das Wasserrad bildet, das alle Operationen im Verlaufe der Metallgewinnung ausführt, als da sind: Zerkleinerung des Erzes, Anblasen des Hochofens, Schmieden des Eisens, Schleifen, Drahtziehen usw. Der Kampf ums Wasser an geeigneten, unweit vom Metallabsatzgebiet verlaufenden Flußläufen bildet den Hauptinhalt des sozialökonomischen „Ueberbaues" dieser technischen Epoche.

Für die Geschichte des Hüttenwesens im 16., 17. und zum Teil 18. Jahrhundert ist weniger der Kampf ums Wasser als vielmehr ein Kampf um den Brennstoff charakteristisch, der die Folge der Erschöpfung der Waldbestände in den alten Gebieten der Hüttenindustrie war. Im 16. Jahrhundert verschlingt der Brennstoff bereits bis zu 70 Prozent des gesamten Selbstkostenpreises des Roheisens. Die Verlegung des Standorts der Hüttenindustrie in die Waldgebiete wurde unter solchen Umständen zur technischen Notwendigkeit. So tritt z. B. in Rußland Tula seine Stelle an den Ural ab, wo gleichzeitig Erzlager wie gewaltige Waldbestände vorhanden sind. Daher trieb denn auch die Gesetzgebung die Arbeitskräfte mit Feuer und mit Schwert dahin. Der Mangel an Wasserkraft (kleine Gebirgsbäche) wird durch die Anlage ungeheuerer Staubecken und abgedämmter Teiche kompensiert, ein aus Schweden und dem Harz importiertes Verfahren.

Am Ende des 18. Jahrhunderts befreit endlich die Dampfmaschine die Hüttenindustrie von ihrer fast fünfhundertjährigen Gebundenheit an das Wasser. Die Wasserkraft weicht der Dampfkraft. Gleichzeitig schafft die Verkokung der Steinkohle die technische Möglichkeit eines Ersatzes des Holzbrennstoffs durch die Steinkohle. Unter solchen Umständen wurde die Verlegung des Standorts der Hüttenindustrie in die Gebiete der Steinkohle zur dringenden Notwendigkeit, um so mehr, als seit der Erfindung der Dampfmaschine (1796) die Erzeugung von 1 Tonne Eisen etwa 6 Tonnen Steinkohle und nicht mehr als 2 Tonnen Erz erforderte**. Um das Jahr 1870 war

* Alfred Weber, „Industrielle Standortslehre" in „Grundriß der Sozialökonomik", VI. Abteilung, S. 67, 68 ff.

** Mulhall. „The Dictionary of Statistics", p. 336.

die Verhüttungstechnik so weit vorgeschritten, daß der Verbrauch an Kohle pro Tonne Eisen nur noch 3,1 Tonnen betrug. Dessenungeachtet übertraf das Gewicht der zur Verhüttung nötigen Kohle (3,1 Tonnen) immer noch bei weitem das Gewicht des dazu erforderlichen Erzes (1,6—2,2 Tonnen); die Hüttenindustrie wurde immer entschiedener von den Erzlager- nach den Kohlenlagergebieten gedrängt, um so mehr, als die Verbrennung der Kohle dem Gewicht des Metalls nichts hinzufügt*. Die in dieser Zeit entstehende Welthüttenindustrie ist daher vorwiegend „kohlelagernd". Schweden wird durch England, Süddeutschland und Oesterreich durch Rheinland-Westfalen, der Ural durch Südrußland, die östlichen atlantischen Staaten Nordamerikas durch die zentralen Kohlenlager-Staaten verdrängt.

Mit dem Uebergang der Hüttenindustrie zur Steinkohle wächst nun aber der Grad der Festlegung des fixen Kapitals. Der Steinkohlenkoks, der höhere mechanische Eigenschaften als die Holzkohle besitzt, gestattet eine erhebliche Steigerung der Höhe und des Umfanges der Hochöfen, um so mehr, als die frühere Beschränkung der Hochofenproduktion durch das Ausmaß des jährlichen Zuwachses an Holz wegfällt. Die Durchschnittsproduktion eines mit Steinkohlen betriebenen Hochofens betrug bereits 1885 17 400 Tonnen in England und 22 000 Tonnen in Belgien. Umgekehrt erreichte die Durchschnittsproduktion eines mit Holzkohle betriebenen Hochofens in demselben Jahre in Schweden nur 1800 Tonnen, in Rußland sogar nur 2400 Tonnen.

Die Einführung des Bessemerschen, später des Thomasschen Konverters verlegte die Stahlwerke in die Nähe der Hochöfen, da nun das flüssige Roheisen ohne Passieren eines besonderen Erhitzungsprozesses direkt in Stahl verwandelt werden konnte**. Die Ausnutzung der Gichtgase zum Antrieb von Walzwerken und die Einführung von Brunnenanlagen zur gleichmäßigen Abkühlung des flüssigen Stahles vor dem Walzen näherte späterhin auch die Walzwerke den Stahlgießereien und den Hochöfen. Berücksichtigt man ferner die gewaltigen Transportvorrichtungen, die zur Bedienung eines solchen Riesenkonglomerats verschiedener Zweige der Hüttenindustrie notwendig sind, so erhält man ein Bild von den ungeheuren Kapitalien, die in einer spezifisch „schweren" und wenig beweglichen Form in der modernen Steinkohlen-Hüttenindustrie angelegt sind***.

---

* England konnte ungestraft spanische Erze zu seiner Kohle einführen, da es darauf seine Schiffe, mit Metall oder Steinkohle beladen, wieder zurückschicken konnte. Viel schwieriger gestaltet sich dagegen für den Ural das Problem der Ausnutzung des sibirischen Kokses, da die Waggons, die den Koks heranführen, leer zurückfahren müssen. Der Transport von Kohle, die dem Gewicht des zu erzeugenden Produkts nichts hinzufügt, bildet vom Standpunkte des gesellschaftlichen Stoffwechsels eine höchst unnütze Ausgabe.

** A. Tross, „Der Aufbau der Eisen- und eisenverarbeitenden Industriekonzerne Deutschlands". Berlin, 1923. S. 10—12.

*** M. K. Weyermann, „Moderne gewerbliche Technik" in „Grundriß der Sozialökonomik", VI. S. 158—160.

Während aber die Hüttenindustrie in Anpassung an die Weltnachfrage nach Metall ihre Riesenbetriebe in den Kohlengebieten entfaltete, hatte die Technik die Rollen des Erzes und der Kohle hinsichtlich ihres Einflusses auf die geographische Verteilung der Hüttenindustrie radikal verändert. Zu Beginn des 20. Jahrhunderts war die zur Erzeugung einer Tonne Roheisens erforderliche Kohlenmenge bis auf 1,5 Tonnen gesunken, die Menge von Erz dagegen — infolge der Verschlechterung seiner Qualität — bis auf 2,5—3 Tonnen pro Tonne Roheisen gestiegen. In einem modernen, unter Verwertung aller Errungenschaften der Technik erbauten Hüttenwerke der Nachkriegszeit genügt eine Tonne Kohle nicht nur zur Erzeugung von einer Tonne Eisen, sondern auch zu dessen Verwandlung in Stahl und dessen Auswalzung*. Unter solchen Umständen wurde es rentabler, statt das Erz zur Kohle zu bringen, umgekehrt zu verfahren.

Die produktive Verbrennung der Kohle im Verhüttungsprozeß hat in der neuesten Entwicklung des Kapitalismus, soweit diese Entwicklung (in nicht geringem Maße) durch das Schicksal der schweren Hüttenindustrie bestimmt wird, eine ungeheure Rolle gespielt. Die erste Folge der veränderten technischen Verhältnisse war die Zunahme monopolistischer Tendenzen in der Schwerindustrie.

In der Tat: Wäre diese neueste Umwälzung in der Verhüttungstechnik unter Bedingungen einer freien Konkurrenz erfolgt, so hätte das extensive Wachstum der Produktivkräfte seinen Ausdruck in der Bildung neuer Hüttenindustriegebiete in der Nähe von Erzlagern gefunden. Solche neue, auf eine wirksamere Technik gegründete Hüttenindustriegebiete hätten jedoch ungeheure in der Steinkohlen-Hüttenindustrie investierte Kapitalmengen ebenso entwertet, wie seinerzeit die Steinkohlen-Hüttenindustrie jene Kapitalien entwertet hatte, die in den Holzkohlengebieten angelegt worden waren.

Der rasche Zusammenschluß der Steinkohlen-Hüttenwerke zu mächtigen Trusts zur Verhinderung der Entstehung neuer, technisch stärkerer Konkurrenten war der einzige Ausweg für die in ungeheuren Mengen angelegten Kapitalien der Hüttenindustrie in den Steinkohlengebieten. Am charakteristischsten verläuft die Entwicklung dieses Prozesses in den Vereinigten Staaten Nordamerikas, wo im 20. Jahrhundert die extensive Zunahme der Produktivkräfte besonders lebhaft erfolgte. Die ganze Finanzoligarchie der transozeanischen Republik, ihr gesamter Eisenbahnverkehr und ihre gesamte Schifffahrt wurden mobilisiert, um dem alten Hüttenkapital die Oberhand bei der Schaffung eines neuen Industriegebietes zu sichern. Der „United States Steel Corporation", die den größten Teil der Hüttenindustrie der zentralen Staaten umfaßt, fiel die Aufgabe zu, die möglichst schmerzlose Verlegung des bisherigen Zentrums der Hüttenindustrie an die Ufer der Großen Seen, d. h. in die Nähe der Erzlager, zu vollziehen. In dem Maße, wie das fixe Kapital der Hüttenwerke in den zentralen Staaten

* Prof. M. A. Pawlow, „Obzor uspjechow metallurgii" (Uebersicht über die Fortschritte des Hüttenwesens). Moskau, 1922. S. 37 ff. (russisch).

dem natürlichen Verschleiß verfiel und der Markt sich erweiterte, ging die „Steel Corporation" behutsam dazu über, neue Werke an den Ufern der Großen Seen zu errichten. 1907 gründete sie die neuen, damals größten Werke der Welt, nicht mehr in den alten Steinkohlengebieten des Zentrums, sondern in dem Städtchen Gary am Südufer des Michigan-Sees, vom Standpunkte der Transportkosten in nächster Nähe der Eisenerzlager. Die späteren immensen Kapitalanlagen während der Kriegszeit gravitierten ebenfalls nach den Ufern der Großen Seen.

Es bedurfte eines so überragenden Monopols, wie es dasjenige der „Steel Corporation" war, um so den moralischen Verschleiß der alten Kapitalanlagen, der im Falle einer selbständigen Herausbildung eines nördlichen Zentrums der Hüttenindustrie unvermeidlich gewesen wäre, wenn nicht zu vermeiden, so doch beträchtlich abzuschwächen. Welche Bedeutung dieser Umstand hat, zeigt die Tatsache, daß der geschlossene und unabhängige Fordkonzern, der an den Ufern der Großen Seen gelegen ist, gerade dieser Nähe der Erzlager zu einem nicht geringen Grade seine weltbekannte technische Ueberlegenheit verdankt; dabei braucht Ford den ihm daraus erfließenden Vorteil nicht unter die alten Kapitalanlagen in den Steinkohlengebieten zu verteilen, wie das die „Steel Corporation" tun muß.

Ebensowenig vermag man den Aufschwung der französischen Hüttenindustrie in der Nachkriegszeit zu erfassen, sofern man nicht die vor sich gegangene Umwälzung in der Verhüttungstechnik berücksichtigt. Unter allen europäischen Ländern ist in der Nachkriegszeit Frankreich das einzige Land, wo nicht das Erz zur Kohle, sondern die Kohle zum Erz befördert werden muß. Der französische Stahl eroberte sich in der Nachkriegszeit den europäischen Kontinent nicht nur wegen des Fallens des französischen Franken und der verdoppelten Ausbeutung der französischen Arbeiter, sondern auch dank dem Umstande, daß die französische Hüttenindustrie (zum Unterschied von der deutschen und englischen) nicht „kohlelagernd", sondern „erzlagernd" ist.

Als Gesamtergebnis dieses Prozesses ergibt sich: Dank den kolossalen Investitionen an rückständigem fixen Kapital in einem Gebiete wird die Entwicklung eines neuen, fortgeschritteneren Industriegebietes gehemmt und der Monopolisierungsprozeß der kapitalistischen Unternehmungen außerordentlich beschleunigt, so daß sich das Monopol in einer neuen Funktion manifestiert, nämlich der des Schutzes alter Kapitalanlagen vor moralischem Verschleiß.

Unter solchen Umständen kann eine extensive Entwicklung der Produktivkräfte in den jungen und technisch fortgeschritteneren Gebieten nur unter Verhältnissen einer neuen Riesenerweiterung des Weltmarktes erfolgen. Da eine solche Erweiterung des Marktes für den heutigen Kapitalismus von keiner Seite her zu erwarten ist, muß angenommen werden, daß eine extensive Entwicklung der Produktivkräfte in den alten Industriezweigen bei Fortbestehen des Kapitalismus für lange Zeit, wenn nicht für immer, aufgehalten sein wird.

3. Alte und junge Industriezweige

Das extensive Wachstum der Produktivkräfte im Kapitalismus vollzieht sich nicht nur in der Form einer industriellen Entwicklung der jungen Länder oder neuen Gebiete, sondern auch in der Form der Herausbildung neuer Zweige der kapitalistischen Industrie. Der Unterschied zwischen dieser Form und der vorhergehenden Form besteht darin, daß hier das neue Arbeitsmittel entweder in ein Gebiet eindringt, in dem bisher überhaupt kein Kapital angelegt worden (Luftschiffahrt) oder aber es auf vorkapitalistische Produktionsweisen (Heimarbeit, Handwerk) stößt und diese vernichtet.

Die materielle Grundlage dieser Form des technischen Fortschrittes bildet die Entwicklung der Maschinenindustrie, des Vorläufers der modernen Maschinenherrschaft. Selbst die chemische Industrie, die in ihrer modernen Form mit zu den jüngsten Industriezweigen zählt, entwickelt sich weniger unter dem Einfluß von chemischen Erfindungen (intensive Entwicklung) als vielmehr dank dem Aufschwung der der chemischen Industrie die erforderlichen Instrumente, Apparate und mechanischen Hilfsmittel liefernden Industrie (extensive Entwicklung*). Die Herstellung neuer Maschinen bildet in der Tat den Lebenszweck und die Hauptaufgabe des modernen Maschinenbaues.

Der Kampf zwischen alter und neuer Kapitalinvestition tritt auf diesem Gebiete viel schwächer in Erscheinung als in der Schwerindustrie, da die Lebensdauer einer Maschine eine viel geringere ist als die der technischen Riesenanlagen der Hüttenindustrie. Die spezifische Naturalform, in der hier das fixe Kapital angelegt wird, ist einerseits beweglicher (Maschinen können ihren Platz wechseln), andererseits stirbt sie schneller ab, indem sie einer neuen vollkommeneren Form weicht; endlich verdrängt ein erheblicher Teil neuer Maschinen nicht kapitalistische, sondern vorkapitalistische Produktionsweisen, beteiligt sich folglich am Prozeß des moralischen Verschleißes überhaupt nicht.

Der Unterschied in der Festlegung des fixen Kapitals in den verschiedenen Industriezweigen ist aus der Tatsache zu ersehen, daß die Amortisationsfrist für massive technische Anlagen 25—60 Jahre beträgt, während sie für gewisse Maschinen bis zu vier Jahren herabsinkt und für die Mehrzahl der Maschinen zehn Jahre nicht übersteigt**.

Auf diese Weise wird dem Maschinenbau schon durch den Prozeß des natürlichen Verschleißes der Maschinen ein ruhiger und relativ gleichmäßiger Absatz gesichert. Bei der Anlage fixen Kapitals in der Maschinenbauindustrie wurde jedoch keineswegs von Rücksichten auf den bloßen natürlichen Verschleiß der Maschinen ausgegangen, sondern umgekehrt mit einer unaufhörlichen Erweiterung der Ver-

* Vgl. z. B. E. Hausbrand, „Von der Kupferschmiede zur Großindustrie". Beiträge zur Geschichte der Technik, 1923. Nr. 13.

** Vgl. „Finansovyje problemy promyschlennosti" („Die finanziellen Probleme der Industrie"). Moskau, 1925. S. 60 u. 61 (russisch) sowie S. 45.

wendungsmöglichkeiten der Maschinen, einer dauernden Zunahme des Absatzes gerechnet. Mithin bedeutet eine Verengung des Absatzmarktes für das fixe Kapital des Maschinenbaues (wie jedes anderen Industriezweiges) auch einen moralischen Verschleiß, da der nicht voll belastete Produktionsapparat unter sonst gleichen Bedingungen die Profitrate senkt.

Daraus ergibt sich für den Maschinenbau die Notwendigkeit einer Beschleunigung des moralischen Verschleißes des fixen Kapitals in jenen Industriezweigen, denen er das fixe Kapital liefert. Die Erfindung neuer, bisherige Maschinen entwertender Maschinen ergibt sich somit nicht nur als eine Folge des Konkurrenzkampfes unter den Unternehmungen, sondern auch als eine Folge der Zunahme fixen Kapitals in der Maschinenindustrie selbst.

Nach den Berechnungen des Professors Tschaznovskij beträgt die Höhe des moralischen Verschleißes eines beträchtlichen Teiles der Produktionsmittel 36—50 Prozent*. Folglich müssen derartige Produktionsmittel lange vor ihrem natürlichen Tode erneuert werden, was den Maschinenbaumarkt entsprechend erweitert.

Andererseits schrecken die Maschinenfabriken nicht davor zurück, Unternehmungen neue Arbeitsmittel gewaltsam aufzudrängen, indem sie dazu ihre vielseitigen Verbindungen mit dem Bankkapital ausnützen. So bildete beispielsweise der „Zwang zur Elektrifizierung" ein wesentliches Moment in der Entwicklung der elektrotechnischen Riesenkonzerne Deutschlands**, wie auch der Zwang für die Kolonien, die Waren vom Mutterlande zu beziehen, eines der Merkmale der modernen Kolonialpolitik des Imperialismus darstellt (Lenin).

Neue Arbeitsmittel haben fast immer einen Kampf mit den alten Arbeitsmitteln auszufechten. Das Dampfschiff, das zu Beginn des 19. Jahrhunderts den Schauplatz der Geschichte betrat, führte bis in die siebziger Jahre einen hartnäckigen und keineswegs etwa immer erfolgreichen Kampf gegen das Segelschiff. Erst die Einführung der Schiffschraube, die Verwendung hohen Dampfdruckes in den Schiffskesseln und die Ausnützung mehrfacher Dampfexpansion führten den endgültigen Sieg des neuen Verkehrsmittels über die Segelschiffahrt herbei. In der Zeit von 1870 bis 1900 beobachten wir einen Kampf der vollkommeneren Konstruktionen von Kolbenmaschinen gegen die rückständigen. Seit 1900 sind wir Zeugen eines noch fortdauernden, äußerst hartnäckigen Kampfes zwischen der Kolbendampfmaschine und der Dampfturbine. Um die Jahre 1908 bis 1912 greift ein neuer mächtiger Rivale in das Ringen ein: der Verbrennungsmotor, der sich schnell ein Gebiet des Schiffsverkehrs nach dem anderen unterwirft und zur Zeit bei Neubauten bereits nahezu ohne Konkurrenten dasteht. Ehe noch eine neue Erfindung sich voll ausgewirkt, erscheint bereits ein neuer, vollkommenerer Konkurrent, der das bisher angelegte Kapital lange vor dessen natürlichem Tode entwertet.

* Ebenda, S. 45.

** Vgl. Nachimson, „Die elektrotechnische Umwälzung". 1912.

Wie hoch dieser Umstand zu bewerten ist, folgt aus der Tatsache, daß Deutschland den Verlust eines beträchtlichen Teiles seiner Handelsflotte, der gemäß den Bestimmungen des Versailler Vertrages der Entente abgetreten werden mußte, nicht sonderlich tragisch nahm.

> „Glück im Unglück," schrieb im Jahre 1923 Ramberg, einer der prominentesten deutschen Fachleute auf dem Gebiete des Schiffbaues, „wir können jetzt ohne Hemmungen, ohne auf das Vorhandene Rücksicht zu nehmen, alles neu bauen. Wir können jetzt neue Schiffe von der größten Rentabilität bauen, die der erreichte Grad der Technik erlaubt. Wir können bereits Resultate aufweisen. Eine der bedeutendsten Firmen teilt mit, daß bei ihren neuen Schiffen die Ersparnis an Brennstoff 10 Prozent höher ist als die größte Ersparnis, die bei den im Jahre 1914 gebauten Schiffen erzielt wurde. Folglich bedeuten unsere alten Schiffe, die wir den anderen Ländern geschenkt haben, nichts anderes, als ein sozusagen ‚ideales' Geschenk, wovon diese Länder sich wahrscheinlich im Verlaufe des Konkurrenzkampfes schon überzeugt haben*."

Die Geschichte der Technik zeigt uns auf Schritt und Tritt einen hartnäckigen, von mehr oder minder rascher Entwertung des alten fixen Kapitals begleiteten Kampf zwischen alten und neuen Produktionsmitteln. Der Gasmotor Otto und Langens z. B. drang mit seinen kleineren Typen Ende des vorigen Jahrhunderts ziemlich rasch in die Produktion ein. Gegenwärtig wird er fast überall durch den Benzin-Verbrennungsmotor verdrängt. Die alte Stephensonsche Lokomotive, die im Laufe von hundert Jahren den höchsten Grad der Vervollkommnung erreicht hat, stößt auf immer neue Rivalen: die Turbolokomotive, die Oellokomotive, die Elektrolokomotive. Obwohl nun die Auswirkung der alten Kapitalanlagen in der Maschinensphäre infolge besonderer Amortisationsumstände und dank der Mobilität der Produktionsmittel selbst von viel kürzerer Dauer ist, spielt dessenungeachtet das Monopol als Mittel zum Schutze der alten Kapitalanlagen vor dem moralischen Verschleiß auch hier eine Rolle. Die Dinge liegen hier nämlich so, daß das neue Arbeitsmittel häufig nicht nur ein altes Exemplar seiner eigenen Art, das es zu ersetzen bestimmt ist, entwertet, sondern auch die gesamte komplizierte Kette der damit verbundenen Maschinen. Das schlagendste Beispiel hierfür bietet uns die Geschichte der Nachrichtenvermittelungstechnik. Der Telegraph, der sich um die Mitte des 19. Jahrhunderts über die ganze Welt verbreitet hatte, stößt Ende des 19. und Anfang des 20. Jahrhunderts auf die starke Konkurrenz des Telephons. Einen Ausweg aus dieser Lage bot der Zusammenschluß der Telegraph- und Telephongesellschaften zum Zwecke der rationelleren Ausnutzung beider, sich technisch ja nicht ausschließenden Nachrichtenmittel. Als jedoch Anfang des 20. Jahrhunderts die drahtlose Tele-

* „Technik und Wirtschaft", Zeitschrift des Vereins Deutscher Ingenieure. 1923, S. 21.

graphie und der drahtlose Fernspruch mit der Drohung auf den Plan traten, die ungeheuren, in den Telephon- und Telegraphendrähten angelegten Metallmengen zu entwerten, trat an die Stelle des Zusammenschlusses ein faktisches Monopol; die alten Telephon- und Telegraphengesellschaften sichern sich das Alleinrecht für die Einführung des neuen Nachrichtenmittels, damit sich die technische Umwälzung für die bisherigen Kapitalanlagen möglichst schmerzlos vollziehe. Die Hemmung des technischen Fortschrittes durch veraltete Kapitalanlagen war hier die Folge des Umstandes, daß das neue Arbeitsmittel nicht nur die teuren Telegraphenapparate, sondern auch das gesamte Riesenleitungsnetz des modernen Nachrichtenverkehrs zu entwerten drohte. Weniger scharf tritt dieser Prozeß in jenen Fällen zutage, in denen es sich um die Verdrängung alter Arbeitsmittel durch neue in jenen Industriezweigen handelt, wo die Verbindung des Arbeitsmittels mit der übrigen technischen Ausrüstung durch den Charakter der Produktion selbst bedingt ist, so z. B. im Schiffbau, wo bis zum Beginn unseres Jahrhunderts Schiffskörper und Schiffsmaschine fast unzertrennlich verbunden waren.

Neben diesen Hindernissen begegnet die Verbreitung neuer Arbeitsmittel auch noch Schranken, die durch alte Kapitalanlagen in anderen Industriezweigen geschaffen werden. So findet z. B. das Automobil ein Straßennetz vor, das den Bedürfnissen sich langsamer bewegender veralteter Fahrzeuge angepaßt ist. Wird der bisherige Straßenbau nicht radikal geändert, so werden der weiteren Verbreitung des Automobils gewisse und zwar enge Grenzen gesetzt sein. Noch offensichtlicher tritt die Hemmung technischen Fortschritts durch veraltete Kapitalanlagen im Eisenbahnwesen in Erscheinung Die moderne Elektrotechnik vermag gegenwärtig Generatoren beliebiger Leistungsfähigkeit — bis zu 100 000 Kilowatt und darüber — herzustellen*. Praktisch werden dagegen in Europa Exemplare hergestellt, deren Leistungsfähigkeit 60 000 Kilowatt kaum erheblich übersteigt. Die Schranke bildet hier einzig und allein der Umstand, daß die Eisenbahn derartige Maschinenungeheuer nicht zu befördern vermag, deren Riesendimensionen mit den niedrigen Brücken der Eisenbahnlinien in Kollision geraten. Das veraltete Eisenbahnkapital bildet hier buchstäblich eine physische Schranke für neue fortschrittliche Kapitalanlagen. Mithin werden die Grenzen des technischen Fortschritts in seiner extensiven Form häufig nicht nur durch die alten Kapitalanlagen in dem entsprechenden Industriezweige bestimmt, sondern auch durch die technische Gesamtstruktur des betreffenden Landes, sowie durch die allgemeinen Bedingungen des Arbeitsprozesses, vorzüglich aber durch den Stand der Entwicklung der Verkehrsmittel.

Allein bei alledem ist folgendes charakteristisch: junge Industriezweige und junge Industriegebiete eignen sich die Errungenschaften der Technik schneller an als die alten. Am deutlichsten zeigt das das

* „Iron Age" berichtete im Sommer 1926, daß ein amerikanisches Elektrizitätswerk ein Aggregat mit einer Leistungsfähigkeit von 160 000 Kilowatt erhält.

Eindringen des Elektromotors in die Industrie. Der Vorsprung, den der Elektromotor jedem anderen Motor gegenüber besitzt, resultiert nicht nur daraus, daß seine Bauart äußerst einfach ist, und er daher keiner besonderen Fertigkeiten bei der Bedienung bedarf, sondern auch daraus, daß er die Notwendigkeit komplizierter und teurer Transmissionen beseitigt und der Aufstellung von Arbeitsmaschinen im Betrieb größeren Spielraum gewährt. Ueberdies beseitigt er mit einem Schlage und gleichmäßig die Notwendigkeit der Bereitstellung eines bestimmten Teiles zirkulierenden Kapitals der industriellen Unternehmungen für Brennstoffvorräte. Die Beschleunigung des Kapitalumschlags stellt ein nicht unwesentliches Ergebnis der Elektrifizierung dar.

Die Schnelligkeit des Eindringens des Elektromotors in die Industrie illustriert am besten die reguläre amerikanische Statistik. Von 33 143 735 PS der amerikanischen Industrie waren 59,7 Prozent am 1. Januar 1924 bereits elektrifiziert. Die weitgehendste Elektrifizierung zeigt die Verkehrsmittel herstellende Industrie; sie erreicht hier die Höhe von 87,2 Prozent (Ford!). Am wenigsten elektrifiziert ist die Holzindustrie (32,1 Prozent), die sich auf die fernabgelegenen Waldgebiete verteilt*. Die amerikanische Industrie nähert sich somit ihrer vollkommenen Elektrifizierung. Bemerkenswert ist hierbei, daß die jüngeren Industriezweige die alten überholen. Die Verkehrsmittel-, die Gummi- und die Metallindustrie sind über 80 Prozent hinaus elektrifiziert; umgekehrt sind die Holz-, die Textil-, die Glas- und die Hüttenindustrie erst bis zu 60 Prozent elektrifiziert.

Der fortschrittlichere Charakter der jungen Industriezweige gegenüber den alten zeigt sich besonders auffällig in dem Grade der Elektrifizierung der alten und der jungen Industriegebiete der Vereinigten Staaten. Ordnen wir der Reihe nach die amerikanischen Industriegebiete nach ihrem Alter, so erhalten wir folgendes interessante Bild:

Industrie	Grad der Elektrifizierung der Industrie
Neuengland (das älteste Industriegebiet)	58,2 %
Mittlere Atlantische Staaten	59,6 %
Nördliche Zentralstaaten	64,0 %
Pazifische Staaten (das jüngste Industriegebiet)	65,0 %

In der Hüttenindustrie der Vereinigten Staaten, in der die Elektrifizierung 54 Prozent erreicht, sehen wir einen hartnäckigen Kampf zwischen Dampfturbine und Gasmotor. Die Notwendigkeit der Ausnützung der Gichtgase hemmt hier die Alleinherrschaft des Elektromotors. Werden die andauernden Versuche, Eisen unmittelbar aus dem Erz (unter Umgehung des Hochofenprozesses) zu gewinnen, einmal von Erfolg gekrönt sein, so werden die Anwendungsmöglichkeiten für den Elektromotor in der Hüttenindustrie eine weitere Ausdehnung erfahren (Zerkleinerung der Erze, Rotation der Oefen, elektromagnetische Separatoren usw.).

* „Electrical World", 1926, p. 44—45.

4. Die veralteten Kapitalanlagen und der technische Fortschritt

Die Behinderung des technischen Fortschrittes durch veraltete Kapitalanlagen bildet eines der wichtigsten Momente in der Ungleichmäßigkeit kapitalistischer Entwicklung*. Diese Ungleichmäßigkeit bleibt unverständlich, sofern man nicht die ununterbrochene Verschiebung des Mittelpunktes des technischen Fortschrittes von Land zu Land, von Gebiet zu Gebiet und von Industriezweig zu Industriezweig berücksichtigt. Diese Verschiebung wird jedoch, wie aus obigen Darlegungen ersichtlich, in beträchtlichem Maße durch das Veralten der früheren Kapitalanlagen beeinflußt.

Andererseits bilden die veralteten Anlagen von fixem Kapital die Hauptursache der sogenannten Stagnation und Zersetzung des Kapitalismus. So ist z. B. der für die Periode des Imperialismus charakteristische Abfluß europäischer Kapitalien aus dem Mutterlande nach den Kolonien aufs innigste mit diesem Umstand verknüpft.

> „Die Notwendigkeit der Kapitalausfuhr wird dadurch geschaffen, daß in einigen Ländern der Kapitalismus ‚überreif' geworden ist und dem Kapital (unter der Voraussetzung des Zurückbleibens der Landwirtschaft und der Armut der Massen) ein Spielraum für ‚rentable' Betätigung fehlt**."

Die Gründung neuer Unternehmungen in den Kolonien ist rentabler als eine Reorganisation und ein Umbau veralteter Anlagen im Mutterlande. Allein die Verlegung der Kapitalien nach den Kolonien führt zur Herausbildung einer Klasse von Rentnern und zur Bestechung der oberen Schichten der Arbeiterklasse, d. h. lauter spezifischer Merkmale der Zersetzung des Kapitalismus.

Nicht minder stark äußert sich in dieser Periode auch die Funktion des Monopols als eines Mittels zum Schutz veralteter Kapitalanlagen vor dem moralischen Verschleiß. Angesichts der erheblichen Schrumpfung des Weltmarktes und der erbitterten Konkurrenz Europas und Amerikas auf dem chinesischen, afrikanischen und südamerikanischen Markte sollte sich der Untergang der veralteten europäischen Unternehmungen besonders schnell vollziehen (was bis zu einem gewissen Grade auch geschieht), wirkte dieser Tendenz nicht eine andere Tendenz entgegen: die Tendenz zur Herausbildung monopolistischer Vereinigungen und Trusts. Eine Verstärkung letzterer Tendenzen im gegenwärtigen Europa ist offensichtlich. Ein beträchtlicher Teil der neuesten europäischen Monopole entspringt just einem solchen Bedürfnis nach Verhinderung der Vernichtung veralteter Kapitalinvestitionen.

---

* N. Lenin, „Der Imperialismus als jüngste Etappe des Kapitalismus". Verlag für Literatur und Politik. 1926, S. 57.

** Ebenda, S. 57.

Parallel der wesentlichen Zunahme monopolistischer Tendenzen im modernen Europa geht ein offensichtlicher Aufschwung technischen Fortschritts, und zwar gerade in jenen europäischen Industriezweigen, die am weitgehendsten monopolisiert sind.

Ein solches Zusammenfallen könnte auf den ersten Blick widerspruchsvoll erscheinen. Sagt doch Lenin:

> „Und dennoch erzeugt es (das imperialistische Monopol, S. B.), wie jedes andere Monopol, unvermeidlich die Tendenz zur Stagnation und Zersetzung: im selben Maße wie, sei es auch nur vorübergehend, Monopolpreise eingeführt werden, verschwindet bis zu einem gewissen Grade der Antrieb zum technischen und folglich auch jedem anderen Fortschritt, zur Vorwärtsbewegung; im selben Maße entsteht auch die wirtschaftliche Möglichkeit, den technischen Fortschritt künstlich aufzuhalten*."

Vergegenwärtigt man sich dagegen den von Marx festgestellten Unterschied zwischen extensiver und intensiver Form des technischen Fortschritts, so wird dieser Widerspruch leicht verständlich. Betrachten wir einmal die für die Vereinigten Staaten charakteristische Verschiebung des Schwerpunktes der Hüttenindustrie von Pittsburg nach Chicago, wo weder Erz- noch Kohlenlager, dagegen besonders günstige Verkehrsbedingungen vorliegen. Gäbe es nicht ein Monopol der „Steel Corporation", so hätten wir folgendes Bild vor uns: 1. einen erbitterten Kampf zwischen dem alten Industriegebiet und dem neuen; 2. einen unvermeidlichen Sieg des neuen Gebietes; und 3. eine Reorganisation der gesamten amerikanischen Hüttenindustrie auf der Grundlage einer fortgeschritteneren Technik. Das Monopol modifiziert diesen Prozeß, indem es die Schaffung eines neuen Gebietes selbst übernimmt. Die Verschiebung der Hüttenindustrie erfolgt mit entsprechender Behutsamkeit, damit die alte kohlenlagernde Hüttenindustrie der mittelatlantischen Staaten nicht vorzeitig entwertet werde. Mit anderen Worten: der Uebergang der Hüttenindustrie en masse zu einer neueren, vollkommeneren Technik, die extensive Entwicklung der Produktivkräfte wird durch die Herrschaft des Monopols künstlich gehemmt. Ganz anders liegen dagegen die Dinge, wenn wir sie vom Standpunkt der intensiven Entwicklung der Produktivkräfte betrachten. Neben der veralteten Hüttenindustrie der mittelatlantischen Staaten haben wir, wenn auch in einer noch nicht vollkommen entfalteten Form, die fortgeschrittene Hüttenindustrie des Nordens, die derselben „Steel Corporation" angehört. Da diese fortgeschrittene Hüttenindustrie ebenfalls zur „Steel Corporation" gehört, so sinken die allgemeinen Produktionskosten der „Corporation" und ihre Profitrate steigt. Wir haben es hier zwar mit einer geringen, aber doch unzweifelhaften Verschiebung in der Richtung einer intensiven Entwicklung der Produktivkräfte zu tun. Schrumpft der Markt, so tritt diese Verschiebung noch schärfer zutage: Die „Steel

* Ebenda, S. 89.

Corporation" konzentriert die verminderte Produktion auf die moderneren Betriebe des Nordens und senkt so die durchschnittlichen Produktionskosten noch mehr, was gleichzeitig eine entsprechende Erhöhung der Profitrate zur Folge hat. Somit steht die Herabsetzung der Produktionskosten, dieses prägnantesten äußeren Kennzeichens intensiver Entwicklung der Produktivkräfte, nicht nur in keinem Widerspruch zum Prinzip des Monopols, sondern bedingt es geradezu bei zusammenschrumpfendem Markte.

Das Monopol wird vom kapitalistischen Standpunkte ja allein dadurch gerechtfertigt, daß es gestattet, die Rate und Masse des Profits den wechselnden Marktverhältnissen im Wege einer Neuverteilung der Erzeugung auf die mehr und die weniger vollkommenen, der monopolistischen Organisation angehörenden Betriebe anzupassen.

Der innere Mechanismus der monopolistischen Tendenzen im modernen Europa stellt daher im Wesen das Surrogat einer regulierenden Planwirtschaft dar, mit dessen Hilfe der moderne Kapitalismus einen Ausweg aus dem gegenwärtigen Dilemma zu finden hofft. Im Grunde bleibt jedoch der monopolistische Weg der Krisenlösung voller Widersprüche. Die Uebertragung der Produktion auf technisch vollkommenere Unternehmungen bei schrumpfendem Markte kann nur erfolgen, wenn veraltete Betriebe geschlossen und die darin beschäftigten Arbeiter auf die Straße geworfen werden. Dieser Umstand enthüllt uns auch das Geheimnis des englischen Bergarbeiterstreiks. Die Frage, ob der Tarifvertrag im Landesmaßstabe oder aber bezirksweise abzuschließen sei, lief im wesentlichen auf die Frage hinaus, welcher Ausweg aus der Krise zu wählen sei: der, den die Arbeiter oder der, den die Kapitalisten zu bezahlen hätten. Der Abschluß von Bezirksverträgen gibt den Kapitalisten die Möglichkeit, den früheren Arbeitslohn in den technisch vollkommeneren Kohlengruben aufrechtzuerhalten, den Arbeitslohn der Belegschaften der rückständigen Gruben dagegen zu senken bzw. Entlassungen vorzunehmen. Umgekehrt, bietet ein sich über ganz England erstreckender Vertrag den Bergarbeitern die Möglichkeit, den Arbeitslohn in allen Gruben, welches deren technische Ausrüstung auch immer sei, auf Kosten des Profites der Grubenbesitzer, auf gleicher Höhe zu erhalten.

Das Monopol mildert oder beseitigt den vorzeitigen moralischen Verschleiß alternden fixen Kapitals durch Behinderung der Gründung technisch vollkommenerer Unternehmungen und Verhinderung eines höheren Profites in diesen Betrieben, sofern sie bereits vorhanden. Doch führt jede Schrumpfung des Marktes unter der Herrschaft der Monopole zu weit umfangreicheren Arbeiterentlassungen als Produktionseinschränkungen, da in erster Reihe die rückständigen Betriebe mit niedriger organischer Kapitalszusammensetzung, niedriger Produktivität der Arbeit (d. h. einer größeren Anzahl von Arbeitskräften pro Einheit des Produkts) geschlossen werden. Damit werden die Bedingungen für eine progressive Zunahme der Reservearmee an Arbeitslosen geschaffen.

Ihrerseits wirkt eine ungeheure Reservearmee — diese Geißel des modernen kapitalistischen Europas — auf den technischen Fortschritt zurück. Obwohl selbst das Ergebnis technischen Fortschrittes in der kapitalistischen Industrie, wird sie gleichzeitig zu einem direkten Hindernis dieses Fortschrittes, und zwar in zwiefacher Hinsicht: Erstens gelingt es nicht immer, die Erhaltung einer ungeheuren Reservearmee allein auf die Schultern der Arbeiter abzuwälzen, so daß die Existenz der Reservearmee in einem gewissen, mag es auch noch so geringem Grade sein, den Profit der Kapitalistenklasse verringert und die Bedingungen der Akkumulation und Konkurrenz verschlechtert. Zweitens übt die Reservearmee durch das Angebot billiger Arbeitskraft einen Druck auf den beschäftigten Teil der Arbeiter aus. Nun bildet aber billige Arbeitskraft an sich schon eines der ernstesten Hindernisse technischen Fortschrittes.

Am krassesten zeigt sich das am Schicksal der Fordschen Methoden im heutigen Deutschland. Die anfängliche Begeisterung für Ford scheint in Europa überhaupt einer allmählichen Ernüchterung Platz zu machen. Die sechs bis sieben Jahre Erfahrungen und Praxis waren nicht umsonst. Die wahre Bedeutung und der eigentliche Sinn der Fordschen Methoden beginnen den europäischen Nationalökonomen und Wirtschaftspraktikern erst jetzt klar zu werden.

Der Hauptzweck der Fordschen Produktionsmethoden besteht in der Beschleunigung des Umschlages des Kapitals durch eine Verkürzung der Produktionszeit und der Arbeitsperiode im engeren Sinne. Hätte Ford mit der Herstellung von Automobilen unter jenen Bedingungen begonnen, die sich im Europa der Nachkriegszeit noch stellenweise erhalten haben, bei denen die Herstellung eines Automobils ca. 200 Tage erfordert, so hätte ihm ein zirkulierendes Kapital von 800 000 000 Rubeln, das dauernd im Produktionsprozeß festgelegt wäre, zur Verfügung stehen müssen, um täglich 8000 Automobile (die gegenwärtige Tagesleistung der Ford-Fabrik in Highlandpark) produzieren zu können (das Automobil zu 500 Rubel, das Arbeitsjahr zu 200 Arbeitstagen gerechnet*). Selbst ein so reicher Mann wie Ford wäre außerstande gewesen, eine solche Riesenfestlegung von Betriebsmitteln zu ertragen. Die Fordsche Revolution der Produktion bestand darin, daß er die Herstellungszeit eines Automobiles von 200 auf 2 Tage reduzierte (vom Hochofen in River Rouge, wo das Roheisen für die Automobilbestandteile erzeugt wird, bis zum Auslaufen des Automobiles aus der Montage-Werkstätte)**. Dadurch verringerte sich der Umfang des erforderlichen zirkulierenden Kapitals außerordentlich. Nicht minder stark sanken die Preisaufschläge; während die Preise fielen, stieg gleichzeitig der Profit.

Seit diesem Weltrekord wurde der Fordismus zum Evangelium des kapitalistischen Europas. Allein die europäische Praxis hat sehr bald gezeigt, daß der bloße Wunsch nach Erhöhung der Produktionsgeschwindigkeit noch nicht ausreicht. Dazu bedarf es eben noch einer Reihe weiterer Bedingungen, die Europa fehlen, nämlich:

* Vgl. „Technik und Wirtschaft". 1926. Nr. 4. S. 103.
** The Ford Industries. 1926. p. 16—17.

1. Als erstes Hindernis für die Uebertragung Fordscher Produktionsmethoden in die europäische Praxis erwies sich die Billigkeit der Arbeitskraft in Europa. Der Arbeitslohn eines amerikanischen Arbeiters verhält sich zu dem eines deutschen Arbeiters etwa wie 4,2 : 1. Nun läßt aber, nach Marx, der Kapitalist eine Maschine erst dann arbeiten, wenn sie weniger kostet als die von ihr verdrängte Arbeitskraft. Mithin kann eine Mechanisierung der Produktion in Europa mit amerikanischer Geschwindigkeit erst dann erfolgen, wenn die europäischen Maschinen 4,2mal billiger sind als die amerikanischen. Die Praxis der internationalen Konkurrenz dagegen lehrt, daß die europäischen Maschinen t e u r e r als die amerikanischen sind.

2. Die Beschleunigung des Produktionsprozesses erfordert großen Aufwand an Kapital für die technische Ausrüstung, vor allem für Transportmittel und Spezialmaschinen. Kapital aber ist in Deutschland etwa 2—3mal so teuer wie in Amerika.

3. Die Beschleunigung der Produktion nach Fordschem Muster erfordert einen detailliert ausgearbeiteten Modus des Fortschreitens des Produktes im Verlaufe seiner Bearbeitung vom Produktionsanfangsstadium bis zum Schlußstadium. Die überwiegende Mehrzahl der europäischen Unternehmungen dagegen ist auf der Grundlage einer Serien-, einer Werkstättenproduktion aufgebaut. Die Anpassung dieser Unternehmungen an die neue Betriebsform bedeutet deren radikalen Umbau, d. h. die vorzeitige Entwertung ungeheurer Kapitalanlagen, die auf sich zu nehmen, die Kräfte des verarmten Europas übersteigt. Die Versuche europäischer Unternehmer, Ford durch die Einführung des laufenden Bandes in einem Teile des Produktionsprozesses ohne gleichzeitige Reorganisation des gesamten Betriebes nachzuahmen, erlitten unausgesetzt Schiffbruch und trugen lediglich zur Diskreditierung der Idee der Fließarbeit bei.

4. Die Erfahrung hat gezeigt, daß die Organisation der Fließarbeit nach Fordschen Methoden unmöglich ist, sofern sie nicht alle Stadien des Produktionsprozesses, angefangen mit der Produktion des Rohstoffes, erfaßt. Werden Rohstoffe außerhalb des Unternehmens beschafft, so entsteht das Bedürfnis nach Anlage eines Rohstofflagers für den Bedarf von mindestens einem Monat, d. h. aber, daß alle durch die Beschleunigung der Produktion entstehenden Vorteile dank der Festlegung von Betriebsmitteln für Lagerzwecke illusorisch werden. Andererseits setzt eine Zusammenfassung der gesamten Produktion in vertikalen Konzernen bei gleichzeitiger territorialer Verstreutheit der Unternehmungen eine Höhe der Rationalisierung der europäischen Volkswirtschaft auf planwirtschaftlicher Grundlage voraus, die im Rahmen des Kapitalismus nicht zu verwirklichen ist.

5. Endlich bleibt die Fließarbeit sinnlos, sofern nicht gleichzeitig auch das gesamte System des Handels reorganisiert ist. Fließarbeit bedeutet Massenproduktion in größtem Umfange. Um aber ununterbrochen in großen Massen produzieren zu können, muß man

auch ununterbrochen in großen Massen verkaufen, was weder dem europäischen Markt noch dem europäischen Handel entspricht*.

Die brutale europäische Wirklichkeit setzt damit der Einführung Fordscher Produktionsmethoden in Europa unzweideutig enge soziale, hauptsächlich aber wirtschaftliche Schranken. So schrumpft der amerikanische Schwung in der Praxis des modernen Europas zu den alten, bescheidenen Forderungen nach größerer Präzision in der Produktion, erhöhter Ausnützung billiger Arbeitskraft und gründlicherer Berücksichtigung des Nebensächlichen in der Produktion zusammen.

Die deutschen praktischen Wirtschaftler beurteilen denn auch die Zukunft Deutschlands reichlich pessimistisch. Im Organ der Ingenieure der Schwerindustrie „Stahl und Eisen" erschien voriges Jahr ein außerordentlich interessanter Artikel P. Mondens über die Perspektiven der Konkurrenz mit Amerika. Monden warnt die europäischen Kapitalisten vor jedem Versuch einer Massenproduktion. Die ungeheure Kapitalmacht Amerikas mache eine Konkurrenz für Europa in dieser Richtung völlig aussichtslos. Den einzigen Ausweg biete der Uebergang zur Produktion auf Bestellung, die Anpassung an die individuellen Bedürfnisse der Verbraucher**, d. h. also die Verwandlung Europas in ein im Gegensatz zum industrialisierten Imperialismus der Vereinigten Staaten halbhandwerklich betriebenes Riesenunternehmen. Die Existenz einer billigen Arbeitskraft fördert vor allem derlei Stimmungen. Sehr offen äußert sich in dieser Hinsicht der Ingenieur Werner Ahrens in der Zeitschrift „Technik und Wirtschaft". Ahrens verweist auf den fortschreitenden Niedergang des Schwermaschinenbaues in Deutschland und wendet sein Interesse ausschließlich der Präzisionsmaschinenindustrie und der Herstellung von Präzisionsinstrumenten zu. Er schreibt:

> „Die gegenüber Amerika niedrigen Löhne erleichtern es dieser bedeutenden Industrie, in der etwa 350 000 Menschen gegenüber 600—615 000 des Maschinenbaues beschäftigt werden, wettbewerbsfähig zu bleiben. Die Ausfuhr hat denn auch gegenüber 1913 um 14 v. H. zugenommen, während die Ausfuhr des Schwermaschinenbaues um 40 v. H. herunterging. Die feinmechanische Industrie wird in der Zukunft der Hauptträger der deutschen Wirtschaft sein, sie ist insbesondere dazu berufen, daran mitzuwirken, die jetzige passive Handelsbilanz Deutschlands aktiv zu gestalten. Demnach wird diese Industrie die Verpflichtung in sich fühlen müssen, den Vorteil, der in den verhältnismäßig niedrigen Löhnen liegt, weitgehend mit Fortschritten in bezug auf wirtschaftliche Fertigung zu verbinden, also den Vorsprung Amerikas tunlichst zu verkleinern***.

* Vgl. „Technik und Wirtschaft". 1926. Nr. 3. S. 80.

** Vgl. „Stahl und Eisen". 1926. Nr. 24.

*** Vgl. „Technik und Wirtschaft". 1926. Nr. 3. S. 77.

Herstellung auf Bestellung, Anpassung an die individuellen Bedürfnisse der Verbraucher, Verlegung des Schwergewichts der Produktion vom Schwermaschinenbau auf die Feinmechanik mit ihrer halbmanuellen Produktion — so lauten heute die allgemeinen, durch die Zunahme billiger Arbeitskräfte entstandenen Forderungen der deutschen Wirtschaft.

Der Druck, den die wachsende Reservearmee auf die gesamte deutsche Volkswirtschaft ausübt, überträgt sich auch auf jedes einzelne Glied der Wirtschaft. Angesichts der Riesenmassen billiger Arbeitskräfte muß es sich jedes einzelne Unternehmen gründlich überlegen, ob es gewisse technische Verbesserungen durchführen soll. Diese Verhältnisse werden den technischen Fortschritt in seiner intensiven Form natürlich nicht aufzuhalten vermögen, allein sie hemmen ihn sehr wesentlich. Ueberdies wird das Wachstum der Reservearmee auf einer bestimmten Stufe zu einer dermaßen starken sozialen Gefahr für die Existenz des Kapitalismus, daß eine bewußte Angst vor der Einführung die Arbeitslosigkeit fördernder technischer Neuerungen Platz greifen kann, was z. B. in England bereits wiederholt der Fall gewesen.

So führt die durch die Schrumpfung des Marktes in der Nachkriegszeit hervorgerufene Stockung in der extensiven Entwicklung der Produktivkräfte auf Umwegen auch zu einer Verlangsamung des intensiven technischen Fortschrittes. Man darf daher die relativen Erfolge der europäischen Technik auf dem Gebiete der Rationalisierung nicht überschätzen. Sind sie auch zweifellos vorhanden, so entbehren sie doch andererseits einer Entwicklungsperspektive.

D. RJAZANOV

ZUR FRAGE DES VERHÄLTNISSES VON MARX ZU BLANQUI

I

Marx und Engels wurden seit langem des Blanquismus beschuldigt. Bernstein ging noch weiter. Bereits 1898 behauptete er: „In Deutschland kamen Marx und Engels auf Grund der radikalen Hegelschen Dialektik zu einer dem Blanquismus durchaus verwandten Lehre." Sehe man von der von ihnen stets betonten Verwerfung des Putschismus ab, so „atmen sie (die von Marx und Engels herrührenden Schriften aus der Zeit des Kommunistenbundes. D. R.) schließlich immer wieder blanquistischen bzw. babouvistischen Geist*."

Den besten Beweis hierfür liefere, nach der Meinung Bernsteins, der Standpunkt, den Marx den Ereignissen der Februarrevolution gegenüber eingenommen habe. Während Bernstein die Partei Louis Blancs und der Luxembourg-Kommission für die „eigentliche proletarische Partei" ansieht, hält dagegen Marx nur die Blanquisten für eine solche.

Bernstein beruft sich auf das Rundschreiben des Kommunistenbundes (Ansprache der Zentralbehörde an den Bund vom Juni 1850), doch könnte er sich mit noch viel größerem Rechte auf folgende Sätze aus Marx' „Die Klassenkämpfe in Frankreich" berufen — ein Passus, den er glatt übersehen, wie auch Kautsky, der jetzt die „Diktatur des Proletariats" für ein bloß nebenbei geäußertes „Wörtchen" erklärt, das Marx als lapsus linguae zufällig einmal entschlüpft sei, keineswegs aber den Wesensinhalt der revolutionären Strategie des Marxismus ausmache.

> „Während so die Utopie, der doktrinäre Sozialismus (d. h. der Sozialismus Louis Blancs und seinesgleichen. D. R.) die Gesamtbewegung einem ihrer Momente unterordnet, der an Stelle der gemeinschaftlichen, gesellschaftlichen Produktion die Hirntätigkeit eines einzelnen Pedanten setzt und vor allem den revolutionären Kampf der Klassen mit seinen Notwendigkeiten durch kleine Kunststücke oder große Sentimentalitäten wegphantasiert, ... gruppiert sich das Proletariat immer mehr um den revolutionären Sozialismus, um den Kommunismus, für den die Bourgeoisie selbst den Namen Blanqi erfunden hat."

* Ed. Bernstein, „Die Voraussetzungen des Sozialismus", Stuttgart 1899, S. 28, 29.

Worin besteht aber dieser Sozialismus?

„Dieser Sozialismus ist die Permanenzerklärung der Revolution, die Klassendiktatur des Proletariats als notwendiger Durchgangspunkt zur Abschaffung der Klassenunterschiede überhaupt, zur Abschaffung sämtlicher Produktionsverhältnisse, worauf sie beruhen, zur Abschaffung sämtlicher gesellschaftlicher Beziehungen, die diesen Produktionsverhältnissen entsprechen, zur Umwälzung sämtlicher Ideen, die aus diesen gesellschaftlichen Beziehungen hervorgehen*."

Doch verfügte Bernstein über ein noch niederschmetternderes Beweisstück, das er indessen ebenso wenig, wie die in seinem Besitz befindlichen Engelsschen Manuskripte über die „Naturdialektik" verwertet hat, ein Beweisstück, das geeignet war, auch die letzten Zweifel über den „unheilvollen" Einfluß, den die Hegelsche Dialektik auf Marx und Engels ausgeübt haben soll, zu zerstreuen. Es stellt sich nämlich heraus, daß unter den ihm von seinem alten Lehrer vermachten Papieren während drei Dezennien in stiller Verborgenheit nicht Geringeres schlummerte, als ein von Marx und Engels eigenhändig unterzeichneter Vertrag mit den Blanquisten, laut welchem deutsche, französische und englische Kommunisten einen „Weltbund der revolutionären Kommunisten" organisieren.

Schon im 1. Paragraphen dieses Statutes heißt es:

„Das Ziel des Bundes ist der Sturz aller privilegierten Klassen, die Unterwerfung dieser Klassen unter die Diktatur des Proletariats durch die Aufrechterhaltung der Revolution in Permanenz bis zur Verwirklichung des Kommunismus, der die letzte Form der Organisation menschlicher Gemeinschaft zu sein hat."

Seitens der Blanquisten wurde der Vertrag von Adam und Vidil, der deutschen Kommunisten von Willich, Marx und Engels, der englischen von Harney unterzeichnet.

Vergleichen wir damit nun den Text des § 1 der Statuten des Kommunistenbundes:

„Der Zweck des Bundes ist der Sturz der Bourgeoisie, die Herrschaft des Proletariats, die Aufhebung der alten, auf Klassengegensätzen beruhenden bürgerlichen Gesellschaft und die Gründung einer neuen Gesellschaft, ohne Klassen und ohne Privateigentum**."

Der Unterschied springt in die Augen. Die „Herrschaft des Proletariats" ist durch die „Diktatur des Proletariats" ersetzt, die Revolution verwandelt sich in eine „Revolution in Permanenz" („la révolution en permanence").

Mag erstere Abänderung auch als eine solche redaktioneller Natur gelten, obschon sie auf Grund der Erfahrungen der Revolution von 1848, insbesondere aber der Pariser Ereignisse der Zeit vom 24. Fe-

* K. Marx, „Die Klassenkämpfe in Frankreich", Berlin, P. Singer, 1911, S. 93 u. 94.

** Archiv für die Geschichte des Sozialismus und der Arbeiterbewegung", Jahrgang 9 (1920), S. 334.

bruar bis zu den Junitagen, erfolgt war, so bildet letztere eine Ergänzung, die, wie ich bereits an anderer Stelle ausgeführt, erst nach 1848—49 vorgenommen wurde, obwohl diese auf die Lehren der großen französischen Revolution, vorzüglich aber auf die von den Jakobinern hinterlassenen Lehren gestützte „Revolution in Permanenz" sich bereits in den Frühwerken Marx' ankündigt.

Der hier abgedruckte Vertrag ist im Geiste der bekannten Rundschreiben des Kommunistenbundes verfaßt. Bekanntlich lebte der Bund nicht lange, da es bereits im September 1850 in ihm zu einer Spaltung in eine Marx-Fraktion und eine Fraktion Willich-Schapper kam. Von den Unterzeichnern des Vertrages trat Vidil auf die Seite Willichs, Adam auf die Seite Marx'. Der Spaltung im Kommunistenbund entsprach eine Spaltung auch in den Reihen der französischen „demokratischen Sozialisten", unter denen sich ein erheblicher Teil zu Louis Blanc bekannte, der damals nach einer Verständigung mit den bürgerlichen Radikalen strebte. Die ihm angeschlossenen Blanquisten sahen sich auf dem 1851, am 3. Jahrestag des 24. Februar, veranstalteten Bankett der Gleichen („banquet des Egaux") gezwungen, das von ihnen erhaltene Manifest des verhafteten Blanqui, in dem dieser an dem Verhalten Ledru-Rollins, besonders aber Louis Blancs eine vernichtende Kritik übte, geheim zu halten. Wir werden auf diese interessante Episode in der Geschichte der Emigration an anderer Stelle ausführlicher zu sprechen kommen. Hier beschränken wir uns darauf, die Aufmerksamkeit des Lesers auf zahlreiche Berührungspunkte zwischen der von Marx an der provisorischen Regierung Lamartines, Ledru-Rollins und Louis Blancs geübten Kritik und derjenigen Blanquis zu lenken.

II

Nach dem mißglückten Fluchtversuch aus dem Gefängnis der Insel „Belle Isle" (1853) verbrachte Blanqui in der Gefangenschaft weitere 6 Jahre. Erst im Herbst 1859 wurde er endlich in Freiheit gesetzt und kehrte nach Paris zurück. In diese Zeit fällt seine Reise nach London.

Ob wohl daselbst zwischen Marx und Blanqui eine Begegnung stattgefunden hat? Wir wissen es nicht. Viele Blanquisten haben nach 1851 London verlassen und sich nach Amerika oder Australien gewandt. Nach 1853 verlieren wir jede Spur Adams. Vidil geriet ins Gefängnis. Von den bekanntesten Blanquisten verblieb in London der Arzt Lacambre, den Blanqui öfters besuchte. Doch wissen wir leider nicht, ob Marx diesen Arzt gekannt. Das dürfte höchstwahrscheinlich der Fall gewesen sein, sicher aber hatten Marx und Lacambre, wie wir gleich sehen werden, gemeinsame Bekannte.

In einem Briefe Marx' an Engels vom 9. Juli 1861 heißt es:

„In der Blanqui-Affäre habe ich Dir einen Brief von Brüssel (von Denonville) zukommen lassen. Es handelt sich zunächst um Geld für den Druck eines von Denonville ausgehenden Pamphlets über den

infamen Blanqui-Prozeß. (Debatten usw. und Räsonnement darüber.) Blanqui selbst hat durch Denonville sich bei mir und der parti prolétaire allemand (in partibus) für die Sympathie sehr warm bedanken lassen. Ich halte es für sehr gut, daß wir mit der entschiedenen revolutionären Partei in Frankreich wieder direkte Verbindungen haben*."

Es handelt sich in diesem Brief um die erneute Verhaftung Blanquis in Paris am 10. März 1861. Nach dreimonatlicher Haft im Gefängnis in Mazas wurde Blanqui am 14. Juni 1861 zu vier Jahren Gefängnis verurteilt. Aus dem Gefängnis Conciergerie, in das er nach dem Urteilsspruch überführt wurde, schrieb er dem bereits erwähnten Lacambre einen Brief über seinen Prozeß. Auf welche Weise nun dieser Brief in die Hände Denonvilles und weiter in jene Marx' gelangte, ist uns einstweilen noch unbekannt. Doch ist es just dieses Schreiben, von dem im Briefe Marx' an Engels die Rede ist. Wir bringen unten dessen vollständige Uebersetzung. Er ist in winziger Schrift auf dünnem Zigarettenpapier abgefaßt — ein typischer Gefängnisbrief.

Es ist sehr wahrscheinlich, daß Marx die Blanquisten bei der Herausgabe einer Broschüre über den Prozeß unterstützen wollte. Zu diesem Zwecke wandte er sich an die Gräfin Hatzfeld und an Lassalle.

Am 8. Mai 1861 schreibt Marx an Lassalle: „Apropos! Blanqui befindet sich noch im Gefängnis von Mazas, wo er körperlich von Gendarmen usw. im Auftrage des Instruktionsrichters mißhandelt wird. Er war — ohne alle Konspirationspläne — als Agent eines Geschäftsmannes, und von der allgemeinen Amnestie Gebrauch machend, von hier nach Paris gereist. Die Hundepresse in England, wie im übrigen Europa, tries to burk the whole affaire**. Ich habe mit Simon Bernard***, der Näheres über die Sache weiß, ein Rendez-vous für den nächsten Sonnabend verabredet, wo wir das Thema ausführlich besprechen werden. Wir beabsichtigen etwa zusammen mit Ernst Jones, einen public meeting über diese Monstrosität abzuhalten. Sobald ich Bernard gesprochen und näher instruiert bin, werde ich der Frau Gräfin einen Bericht abstatten. Sofort bitte ich aber Dich, durch irgendeinen Kanal die Notiz über diesen Guet-apens† in die Breslauer Blätter zu bringen††."

Leider war der Brief, in dem Marx der Gräfin Hatzfeld ausführliche Mitteilungen über die Blanqui-Affäre machte (er erwähnt die Angelegenheit in einem anderen Briefe an Lassalle, vom 29. Mai 1861) im Hatzfeldtschen Archiv nicht aufzufinden.

Die Kassationsbeschwerde Blanquis wurde abgewiesen. Das Ur-

* „Marx-Engels-Briefwechsel", III, 22.

** versucht, die ganze Sache totzuschweigen.

*** Französischer, an dem Atentat gegen Napoleon III. beteiligter Emigrant.

† diese Falle.

†† „Der Briefwechsel zwischen Lassalle und Marx". Herausgegeben von G. Mayer. S. 360.

teil, „eines der schändlichsten, die je gefällt worden sind", wie Marx am 22. Juli 1861 an Lassalle schreibt*, wurde in zweiter Instanz bestätigt und Blanqui darauf ins Gefängnis St. Pelagie überführt, wo er eine erneute vierjährige Haft verbüßte. Die willkürliche Verlängerung der Haftdauer und die Befürchtung, nach Abbüßung der Haft erneut deportiert zu werden, veranlaßten ihn, noch vor Ablauf der Haftfrist zu fliehen. Nach einem kurzen Aufenthalt in der Schweiz siedelte er nach Belgien über.

In unserer Schrift über die Internationale werden wir uns mit den Beziehungen Blanquis zu dieser neuen Form des internationalen Zusammenschlusses des Proletariats eingehender beschäftigen.

BEILAGE I

Der Weltbund der revolutionären Kommunisten
Société universelle des communistes révolutionnaires

1. Das Ziel des Bundes ist der Sturz aller privilegierten Klassen, die Unterwerfung dieser Klassen unter die Diktatur des Proletariats durch die Aufrechterhaltung der Revolution in Permanenz bis zur Verwirklichung des Kommunismus, der die letzte Form der Organisation der menschlichen Gemeinschaft zu sein hat.	Art. 1. Le but de l'association est la déchéance de toutes les classes privilégiées, de soumettre ces classes à la dictature des prolétaires en maintenant la révolution en permanence jusqu'à la réalisation du communisme, qui doit être la dernière forme de constitution de la famille humaine.
2. Um die Verwirklichung dieses Zieles zu fördern, verknüpft der Bund alle Fraktionen der revolutionären kommunistischen Partei durch das Band der Solidarität unter Beseitigung, gemäß dem Prinzip der republikanischen Brüderlichkeit, der nationalen Schranken.	Art. 2. Pour contribuer à la réalisation de ce but l'association formera des liens de solidarité entre toutes les fractions du parti communiste révolutionnaire en faisant disparaître conformément au principe de la fraternité républicaine les divisions de nationalité.
3. Das Gründungskomitee konstituiert sich als die Zentralbehörde und setzt überall, wo es das Interesse der Sache erfordert, Komitees ein, die mit der Zentralbehörde in Verbindung stehen.	Art. 3. Le comité fondateur de l'association est constitué en comité central, il établira partout où besoin sera pour l'accomplissement de l'œuvre des comités, qui correspondront avec le comité central.

* a. a. O., S. 376.

4. Die Mitgliederzahl des Bundes ist unbeschränkt, doch kann niemand als Mitglied aufgenommen werden, der nicht einstimmig gewählt worden ist. Eine geheime Wahl darf unter keinen Umständen erfolgen.

5. Sämtliche Bundesmitglieder verpflichten sich eidlich, am § 1 der vorliegenden Statuten im vollen Umfange seines Wortlautes festzuhalten. Eine Abänderung, die eine Abschwächung der im § 1 ausgesprochenen Aufgaben zur Folge hätte, entbindet die Bundesmitglieder von ihren Verpflichtungen.

6. Alle Beschlüsse des Bundes gelten als angenommen, sofern sie zwei Drittel der Stimmenden auf sich vereinigen.

Unterschriften:

J. Vidil, Adam,
August Willich, K. Marx,
G. Julian Harney, Fr. Engels.

Art. 4. Le nombre des membres de l'association est illimité, mais aucun membre ne pourra être admis, s'il n'a pas reuni l'unanimité des suffrages. Dans aucun cas l'élection ne pourra avoir lieu au scrutin secret.

Art. 5. Tous les membres de l'association s'engagent par serment de maintenir dans ses termes absolus l'article premier du présent réglement. Une modification pouvant avoir pour conséquence l'affaiblissement des intentions exprimées dans l'article premiér delie les membres de l'association de leur engagement.

Art. 6. Toutes les décisions de la société sont prises à la majorité de deux tiers de votants.

Signé:

J. Vidil, Adam,
Auguste Willich, Ch. Marx,
G. Julian Harney, F. Engels.

BEILAGE II

Das Manifest Blanquis

Welche Klippe bedroht die kommende Revolution? Dieselbe, an der die letzte gescheitert ist: die jammervolle Popularität der Bourgeois, die als Volkstribunen verkleidet sind.

Ledru-Rollin, Louis Blanc, Lamartine, Flocon, Cremieux, Marie, Garnier-Pages, Albert, Dupont, Arago, Marrast.

Eine traurige Liste! Namen, die in blutigen Lettern auf die Straßenpflaster des demokratischen Europa geschrieben sind!

Die provisorische Regierung hat die Revolution erschlagen. Auf ihr Haupt fällt die ganze Verantwortung für alles Unheil, für das Blut so vieler tausend Opfer.

Wenn die Reaktion die Demokratie abgewürgt hat, so hat sie nur ihr gewöhnliches Geschäft verrichtet. Das Verbrechen haben die Verräter begangen, die das Volk, das sich ihrer Führung anvertraut hatte, der Reaktion ausgeliefert haben.

Elende Regierung! Allen Warnungen, allen Bitten zum Trotz führt sie die 45-Centimes-Steuer ein, die die in Verzweiflung geratenen Bauernmassen zur Empörung gegen sie treibt! ... Verrat! ...

Sie erhält die königlichen Militärstäbe, die königlichen Gerichte, die königlichen Gesetze aufrecht! ... Verrat!

Am 6. April überfällt sie die Arbeiter von Paris, am 26. wirft sie die von Limoges in den Kerker, am 27. kartätscht sie die von Rouen nieder! Sie läßt auf sie die Henker los, sie prellt, hetzt, verleumdet die wahren Republikaner. Verrat! Verrat!

Sie, sie allein hat die ganze Verantwortung für diese Katastrophe, die zur Vernichtung der Republik geführt hat, zu tragen!

O, es sind große Verbrecher. Aber von allen Verbrechern sind jene die größten, die das von Phrasen geblendete Volk für seinen Schild und sein Schwert ansah und begeistert zu Herren über seine Geschicke ausrief!

Wehe uns, wenn am Tage unseres nahen Sieges die vergeßliche Großmut der Massen wieder jene Leute zur Macht bringt, die das Mandat, das ihnen die Revolution gegeben hat, mißbraucht haben! Um die Revolution wäre es abermals geschehen!

Mögen die Arbeiter diese Liste verfluchter Namen stets vor Augen haben. Und wenn nur einer, ja nur ein einziger wieder in einer aus dem Aufstand geborenen Regierung auftaucht, sollen sie alle einstimmig rufen: Verrat!

Reden, Schwüre, Programme wären wieder nichts als Lug und Trug. Dieselben Gaukler würden sich wieder mit denselben Kunststücken produzieren. Sie würden das erste Glied einer neuen Kette wildester reaktionärer Taten sein. Fluch und Rache auf ihr Haupt, wenn sie es je wagen, sich wieder zu zeigen! Doch Schande und Verachtung der schwachköpfigen Menge, die ihnen wieder ins Garn ginge!

Es genügt nicht, die Februargauner aus dem Rathaus zu vertreiben, man muß sich gegen neue Verräter vorsehen.

Verräter wären jene Machthaber, die, vom Proletariat auf den Schild erhoben, nicht sofort folgendes durchführen würden:

1. Entwaffnung der Bürgergarde,
2. Bewaffnung und Organisierung nationaler Milizen, die aus allen Arbeiterkategorien gebildet sind.

Gewiß, es müssen noch viele andere Maßnahmen ergriffen werden, zuerst aber diese, die die Garantie für alles weitere, die einzige Sicherung für das Volk sind.

Keine einzige Flinte darf in den Händen der Bourgeoisie bleiben — sonst gibt es keine Rettung!

Die verschiedenen Doktrinen, die sich heute die Gunst des Volkes streitig machen, werden die von ihnen verheißene Hebung des Wohlstandes nur dann verwirklichen können, wenn sie das Errungene nicht um eines Phantoms willen fahren lassen.

Diese Doktrinen werden schmählich Bankrott machen, wenn sich das Volk verleiten läßt, aus überspannter Vorliebe für Theorien das einzige praktische Element des Sieges zu vergessen: Die Kraft!

Bewaffnung, Organisation — das sind die entscheidenden Waffen des Fortschrittes, das ist das ernste Mittel, der Unterdrückung und dem Elend ein Ende zu machen!

Wer Eisen hat, hat Brot. Vor den Bajonetten beugt man sich, unbewaffnete Volkshaufen treibt man zu Paaren. Ein von bewaffneten Arbeitern starrendes Frankreich bedeutet den Sieg des Sozialismus.

Vor den auf ihre Gewehre gestützten Proletariern zerflattern alle Schwierigkeiten, aller Widerstand, alle Unmöglichkeiten in Nichts.

Aber Proletarier, die sich an Straßenumzügen, an der Aufpflanzung von „Freiheitsbäumen", an Advokatenreden ergötzen, haben zu erwarten: zuerst Weihwasser, dann Beschimpfungen und zuletzt blaue Bohnen! Und immer Elend!

Möge das Volk wählen!

BEILAGE III

Brief Blanquis an Lacambre

Conciergerie, 16. Juli 1861

Mein lieber Lacambre! Heute früh bin ich aus Mazas* angekommen und befinde mich in einer Zelle mit vier oder fünf Leuten, die wegen gemeiner Verbrechen in Untersuchung oder Strafhaft sitzen; der Hof ist so voll von ihnen — von Zuchthäuslern verschiedener Grade —, daß man sich kaum rühren kann. Ich habe es vorausgesehen. Ich weiß nicht, wohin man mich nach dem endgültigen Urteilsspruch bringen wird, wahrscheinlich in irgendein Zentralgefängnis, denn ich bezweifle nicht, daß die Regierung gesonnen ist, mir den Garaus zu machen. Verhaftet am 10. März, um ½10 Uhr abends in der Rue des deux ponts, von Agenten der Geheimpolizei, die über mich herfielen, als ich durch die Straße ging, war ich 80 Tage lang in Mazas im engsten Gewahrsam. Aus den Zeitungen haben Sie das Urteil der ersten Instanz erfahren. Morgen kommen wir unser drei vor das Berufungsgericht; einer unserer Mitangeklagten oder Mitverurteilten hat uns verlassen, er hat keine Berufung eingelegt. Nach der Verurteilung werde ich vor den Kassationshof gehen, ich will, daß sie die ganze Verantwortung für die geschehene Schandtat zu tragen haben. Uebrigens ist die öffentliche Meinung einmütig. Es herrscht nur eine Stimme: es ist eine Niedertracht! In allen Klassen, in allen Parteien hat man dasselbe Gefühl gehabt. Es herrscht allgemeiner Unwille, um so wütender ist die Regierung. Man hat bei mir 7000 Frs. beschlagnahmt, d. h. nicht bei mir, son-

* Untersuchungsgefängnis in Paris.

dern bei meiner Schwester. Bei mir hat man nur ein Drittel dieser Summe gefunden. So ging man zu meiner Schwester haussuchen, um das übrige zu finden. Wahrscheinlich werden sie dieses Geld konfiszieren. Es ist alles, was mir übrig geblieben war. Mein armer Freund, es wird uns beiden unmöglich sein, in Freiheit zu gelangen, wenn diese Summe konfisziert wird — und alles deutet darauf hin, daß das geschehen wird. Man hat es abgelehnt, das Geld vor dem endgültigen Urteilsspruch zurückzugeben. Und diese Ablehnung läßt die Konfiskation deutlich voraussehen. Sie werden benachrichtigt werden, wenn dieser Diebstahl sich vollzieht, denn es ist ganz einfach ein Diebstahl: man zieht mir meine Börse aus der Tasche und eignet sie sich an. Die Geldstrafen und auch die Kosten des Verfahrens werden erst nach der Abbüßung der Strafe eingehoben. Bei meiner Schwester hat man alle ihre Schubladen ausgeplündert, unter dem Vorwand, das Geld gehöre mir. — Ich habe eben B a c , meinen Anwalt gesprochen, der mit Bestimmtheit erklärt, daß ein Diebstahl im vollsten Sinne des Wortes vorliegt. Er fügte hinzu, beim Gericht laufe das Gerücht um, daß unser Prozeß abgewürgt werden solle. Der Präsident hat auf diesen Tag 18 Prozesse anberaumt, das zeigt zur Genüge, daß man unsere Verhandlung in wenigen Minuten durchpeitschen will. Nun kennen Sie meine Lage, lieber Freund: jetzt schon im großen Haufen der Strafgefangenen — was noch kommen wird, können Sie leicht erraten. Es bleibt mir wenigstens der Trost Ihrer tatbereiten Freundschaft. Ein Bericht über unseren Prozeß wird in Paris veröffentlicht werden, aber farblos, farblos. In Belgien wird eine vollständige, wahrheitsgetreue Ausgabe erscheinen. Einige Exemplare werden Ihnen zugehen. Vielleicht können Sie den Bericht ins Spanische übersetzen lassen, das wäre am besten. Auch die Zeitungen in Valencia, Madrid u. a. Orten könnten der Sache sehr viel nützen. An der Bildung der öffentlichen Meinung Europas ist ja auch Spanien beteiligt. Ich bitte Sie inständig, mein lieber Lacambre, in unmittelbare und ständige Verbindung mit Watteau zu treten — gleich Ihnen ein Dr. med., gleich Ihnen ein treuer und warmfühlender Freund, der in Brüssel für einen lebendig begrabenen Freund dieselben Anstrengungen macht, wie Sie in Valencia. Er ist ein höchst wertvoller Mensch, hochherzig und sehr begabt. Er kennt Sie aus meinen Erzählungen, und durch gemeinsame Bemühungen werden Sie mehr erreichen, als wenn jeder einzeln vorgeht. Gemeinsames Handeln hat immer Aussicht auf Erfolg. Ich teile Ihnen mit, daß die Polizei im Besitz der Namen aller unserer spanischen Freunde — in Valencia wie in Madrid — ist. Sie können also nicht mehr als Deckadressen benutzt werden. Sie waren alle Abonnenten des Bien-être Social, die Adressen aber der spanischen wie der schweizerischen, englischen und portugiesischen Abonnenten sind alle aufgefangen. Besorgen Sie also neue Deckadressen, und teilen Sie sie Watteau mit. Es ist unbedingt notwendig, daß Ihre Korrespondenz den Umweg über England, keinesfalls über Frankreich, nimmt. Watteau wird Ihnen brieflich die Adressen mitteilen und auch den Weg, der zu wählen ist. Er wird auch diesen Brief über-

mitteln. Es ist Ihnen nicht unbekannt, daß das größte Hindernis für uns stets die Schwierigkeit des Briefwechesls gewesen ist. Wenn ich in ein Zentralgefängnis komme, werden diese Schwierigkeiten noch zunehmen. Handeln Sie im Verein mit Watteau, die Verbindung wird die Sache erleichtern. Ihr werdet Eure Aktionen koordinieren. Pflegt eifrigen brieflichen Verkehr. Tausend Grüße an Chapon, der wahrscheinlich auch tief bekümmert war, als er von meinem neuen Mißgeschick erfuhr. Gruß auch an Turmel. Ich gehe auf die Einzelheiten unseres Prozesses nicht ein, aus der Broschüre werden Sie genug erfahren. Es genügt Ihnen zu wissen, daß ich wegen Zugehörigkeit zu einem Geheimbund verurteilt bin, daß aber nicht der leiseste Schatten, keine Spur eines solchen vorhanden ist. Die Richter selbst glauben kein Wort davon. In den Akten sind sogar Gegenbeweise vorhanden. Uebrigens verfolgt mich das Schicksal — es hat grausame Zufälligkeiten gegeben. Hätte man seinen Verstand nicht beisammen, so könnte man an ein Fatum glauben, doch lasse ich mich niemals und durch nichts zum Fatalismus bekehren. In den Polizeiberichten, die den Gerichtsakten beiliegen, ist Ihr Name nicht genannt; das ist höchst sonderbar, denn sie haben eine ganze Reihe von erfundenen Personen als meine Helfer aufmarschieren lassen. Einfach erstaunlich. Sie werden sehen. Teilen Sie Watteau den sichersten und bequemsten Weg mit, Ihnen die Broschüren zukommen zu lassen. Ich nehme an, daß er Ihnen diesen Brief bald übersenden wird. Der Gedanke an die Mittel und Wege zur Einleitung eines sicheren und häufigen Briefwechsels zwischen Ihnen beiden läßt mir keine Ruhe. Verwenden Sie darauf die größte Sorgfalt. Um auf die öffentliche Meinung zurückzukommen: In Frankreich herrscht in allen Klassen Einmütigkeit über unseren Prozeß. Alle verwerfen das Urteil, ohne Unterschied der Partei. Das will schon etwas sagen. Es ist eine gute Basis für eine weitere Aktion. Wenn man das Publikum auf seiner Seite hat, ist man stark. Man darf nur nicht zulassen, daß der Stein aufs Grab gewälzt wird. Die Regierung rechnet auf Vergessen. Eine Woche lang dauert das Gerede, aber nach dem Begräbnis geht man zu anderen Dingen über. Indessen erstickt der Feind, den man treffen wollte, in seinem Grabe. Man muß sie der Vorteile des Schweigens und Vergessens berauben. Werden Sie dazu imstande sein? Werden die Zeitungen Sie unterstützen? Das ist die Frage. Mehr habe ich nicht zu sagen. Ich bin genötigt, mitten unter vier Haftgenossen zu schreiben, in einer Zelle, wo wir eng zusammengepfercht sind. Das ist das Entsetzlichste an meiner Lage. Ich ziehe Mazas bei weitem vor, wegen des Alleinseins.

Leben Sie wohl, schreiben Sie oder vielmehr antworten Sie schleunigst Watteau, der auf Grund meiner Worte stark auf Ihre Mithilfe rechnet. Rechnen Sie auch auf ihn; denn er ist ebenso aktiv als hochherzig. Ich wiederhole: aus der Broschüre werden Sie sich über den Prozeß unterrichten können. Insbesondere werden Sie dort einen recht erbaulichen Polizeibericht finden. Was für eine bodenlose Frechheit! Was für Wahnsinnige!

MAX LEVIEN
STIMMEN AUS DEM TEUTSCHEN URWALDE

(Zwei neue Apostel des Rassenhasses*)

Mene, Mene Tekel Upharsin!

Das Fiasko des deutschen Imperialismus auf den Schlachtfeldern des Weltkrieges und die durch den wirtschaftlichen und politischen Zusammenbruch in Deutschland ausgelösten revolutionären Bewegungen der Jahre 1918—1923 haben zwar dem militanten deutschen Rassenchauvinismus einen gehörigen Schlag versetzt, gleichzeitig aber bei seinen extremsten Elementen eine Stimmung erzeugt, die zu einer völligen Ueberflutung des Büchermarktes mit Erzeugnissen rüdesten Rassenhasses geführt hat.

Seitdem Deutschland seine Kolonien verloren, wendet sich die deutsche Rassenlehre vorzüglich Fragen der inneren Entwicklung Deutschlands zu. Bildete die pangermanistische „Rassenhygiene" bis 1918 vor allem ein Instrument zur Rechtfertigung und Förderung imperialistischer Macht- und Raubgelüste nach außen, so betonen die modernen Rassentheoretiker, als bescheidene Füchse, denen die Trauben des Kolonialprofits zur Zeit noch etwas zu hoch hängen, wieder mehr die „nationalen" Aufgaben, d. h. die „Pflicht" der „Herrenklasse", die „dem deutschen Volke drohende Entartung" zu bekämpfen. Das Schwergewicht ihrer Propaganda liegt heute auf der Forderung nach einem Zusammenschluß der „nordischen Rasse" zur Abwehr des Sozialismus. Predigten sie noch vor wenigen Jahren die Ueberlegenheit der Teutonen über die Slawen und Romanen und andere „minderwertige Rassen" Europas und verlangten eine schonungslose Ausbeuterpolitik gegenüber den „Wilden", so ergötzen sie sich heute an der Betonung der Ueberlegenheit der „Herrenklasse", der „sozialen Aristokratie", d. h. der Kapitalisten und Grundherren samt ihrem Gefolge von Schmarotzern, über die werktätigen Volksmassen.

So entstand in letzter Zeit eine neue Spielart von Rassenhygienikern, eine neue Methode der Verteidigung des angeblich „unveräußerlichen Erbgutes der deutschen Nation". Paroxysmen der letzten, durch die kapitalistische Entwicklung noch nicht erledigten Reste eines antediluvialen Feudaladels, der sich als von Gott zum

* Dr. Hans F. K. Günther, „Rassenkunde des deutschen Volkes", 10. Aufl., Lehmanns Verlag, München 1926, und Prof. Dr. A. Basler, „Einführung in die Rassen- und Gesellschaftsphysiologie", Frankh'sche Verlagshandlung, Stuttgart 1925.

Schutze der „Volksbelange" auserlesene „Führerklasse" gebärdet und dazu in weitgehendstem Maße die Errungenschaften der modernen Erblichkeitslehre und des Darwinismus verfälscht und ausnützt. Ein neuer mit scheinwissenschaftlichen Phrasen verbrämter Chauvinismus auf erhöhter Stufenleiter.

Der geistige Tiefstand, der auf dem Gebiete der Anthropologie und Ethnologie insbesondere an deutschen Hochschulen in Erscheinung tritt, und die Passivität der akademischen Bourgeoisjugend, die sich gelassen vom Katheder herab die klotzigsten Bären aufbinden läßt, ohne auch nur mit der Wimper zu zucken, lassen auf den ersten Blick jede wissenschaftliche Polemik gegen den Rassenchauvinismus als ein fruchtloses Beginnen erscheinen. Sollte man die übergeschnappten Schreihälse der Völkischen nicht lieber ruhig gewähren lassen und ihre „Wissenschaft" kurzer Hand ignorieren? Gehören sie nicht zur Polterkammer der Geschichte, wie die Clowns zum Zirkus und die Narren zum mittelalterlichen Hofstaat? Sollte nicht auch für diese Richtung, wie für so manche Dekadenzerscheinung der Gegenwart, die Befolgung des Danteschen Wahlspruches „Segui il tuo corso, e lascia dir le genti!" die beste Taktik sein?

Wer so dächte, vergäße eine der wichtigsten Aufgaben des revolutionären Marxismus: die Aufgabe, i n n e r h a l b der bürgerlichen Gesellschaft nicht bloß durch Förderung und Stärkung aller rebellierenden fortschrittlichen wirtschaftlichen und politischen Faktoren auf den Sturz der Kapitalsherrschaft hinzuwirken, sondern auch alle jene Zersetzungserscheinungen aufs gründlichste und entschiedenste bloßzulegen, die in der Zeit des Niederganges der herrschenden Klasse die gesellschaftliche Atmosphäre verpesten und damit der neuen Klasse nach deren Sieg den Aufstieg zu einer höheren Gemeinschaftsform und einer höheren Kultur erschweren. Marxisten sind keine Utopisten. Sie wissen — u n d n u r s i e a l l e i n — daß Ideologien in der Anatomie und Physiologie der gesellschaftlichen Produktionsverhältnisse ihren Meister haben und sie schließlich mit diesen Produktionsverhältnissen verschwinden, wie mit dem Feuer der Rauch. Allein, hier liegt kein einfacher Kausalnexus vor, sondern ein vielfach verschlungenes Wechselverhältnis, das nur in l e t z t e r Instanz in der Wirtschaft seine Entwirrung findet*. Ob-

* In einem Briefe vom 25. Januar 1894 an Heinz Starkenburg formuliert F r i e d r i c h E n g e l s den Zusammenhang zwischen Wirtschaft und Ueberbau folgendermaßen:

„Die politische, rechtliche, philosophische, religiöse, literarische, künstlerische usw. Entwicklung beruht auf der ökonomischen. Aber sie alle reagieren auch aufeinander und auf die ökonomische Basis. Es ist nicht, daß die ökonomische Lage U r s a c h e, a l l e i n a k t i v ist und alles andere nur passive Wirkung. Sondern es ist Wechselwirkung auf Grundlage der i n l e t z t e r I n s t a n z stets sich durchsetzenden ökonomischen Notwendigkeit. ... Es ist also nicht, wie man sich hier und da bequemerweise vorstellen will, eine automatische Wirkung der ökonomischen Lage, sondern die Menschen machen ihre Geschichte selbst, aber in einem gegebenen, sie bedingenden Milieu, auf Grundlage vorgefundener tatsächlicher Verhältnisse, unter denen die ökonomischen, so sehr sie auch von den übrigen politischen und ideologischen beeinflußt werden mögen, doch in letzter Instanz die entscheidenden sind und den durchgehenden, allein zum Verständnis führenden

wohl sich also die Marxisten bewußt sind, daß es solange eine Prostitution der Wissenschaft geben wird, als die bürgerlichen Wissenschaftler ihren Hauptberuf in der Aufrechterhaltung einer Alliance cordiale mit dem Kapital erblicken, werden sie dessenungeachtet rastlos an der Entlarvung dieser Prostitution arbeiten, damit nicht nur das Proletariat seine Gegner besser erkenne, sondern auch gewisse Elemente der Bourgeoisie, die nach der Errichtung der Herrschaft der Arbeiterklasse einer sozialistischen Kultur werden dienen wollen, den alten Adam leichter abstreifen können. Wenn die revolutionäre Aufklärung der Arbeiterklasse unsere vornehmste Aufgabe auch immer war, ist und bleiben wird, so gilt unsere Kritik bürgerlicher Pseudowissenschaft doch auch der Aufklärung jener heranwachsenden akademischen Jugend, die noch wirklich lernen und nicht bloß Allotria treiben will.

Es unterliegt nicht dem geringsten Zweifel, daß die hier zu besprechenden Bücher Günthers und Baslers so wenig Bewunderer gefunden hätten, wie ein x-beliebiger Schundroman eines Bahnhofskiosks, sähe nicht der deutsche Student seine akademische Mission darin, jeden Unsinn zu verbreiten, sofern er nur einem Professorengehirn entsprungen. Es handelt sich hier nicht um persönliche Entgleisungen irgendwelcher Schriftsteller zehnten Ranges, sondern um eine bewußte, sich gegenwärtig besonders dreist gebärdende akademische Richtung, in deren Waffenkammer sogenannte „Errungenschaften der Wissenschaft" die Hauptrolle spielen und die eine zahlreiche Anhängerschaft besitzt. Daher sehen wir uns genötigt, die wissenschaftliche Charlatanerie dieser alldeutschen Gernegroße an Hand kurzer Auszüge aus den Schriften wenigstens zweier besonders aufgeblasener „Rassenkenner" zu entlarven. Die Zitate werden die feudale Klassenphysiognomie dieser durch die Konterrevolution wieder aus ihren Schlupfwinkeln hervorgelockten und zu neuem Leben erweckten Ritter des Monarchismus ganz unzweideutig offenbaren.

Sie rühren sich wieder, die Herrschaften, die Verkünder des Germanenstolzes und des „wissenschaftlichen" Antisemitismus. An sich haben wir es mit einer alten Erscheinung zu tun. Die bewußt reaktionäre — nicht die altväterliche, naive, kleinstädtische — Rassentheorie entwickelte sich in dem Maße, in dem die Arbeiterklasse immer vernehmlicher an die Tore der Bourgeoisie zu klopfen begann. Was Deutschland betrifft, so braucht man nur Namen wie Otto Ammon, A. Ploetz, H. St. Chamberlain, Ludwig Wilser, E. Rüdin, Max von Gruber und H. E. Ziegler zu nennen, um sich ein Bild jener Flora zu machen, die den Ausdünstungen des teutschen Sumpfes ein so anziehendes Aroma verleiht. Lassen wir die Väter der Rassentheorie Arthur Gobineau, Houston Stewart Chamberlain, G. V. de Lapouge, Otto Ammon und ähnliche Lehrmeister des Rassenhasses beiseite, so läßt sich die neue Phase in der Entwicklung der deutschen

roten Faden bilden." Bernsteins „Dokumente des Sozialismus", Bd. II, Stuttgart 1903, S. 74.)

nationalistischen Rassenlehre und alles dessen, was drum und dran hängt, von jenem „Preisausschreiben" an datieren, das unter dem Titel „Was lernen wir aus den Prinzipien der Deszendenztheorie in Beziehung auf die innerpolitische Entwicklung und Gesetzgebung der Staaten" um die Wende dieses Jahrhunderts in Jena ausgeschrieben wurde und zur Veröffentlichung von zehn größeren preisgekrönten Büchern geführt hat. In dieser einzigartigen Enzyklopädie einer pseudodarwinistischen Soziologie und ordinären politischen Oekonomie (die notabene von der Firma Krupp finanziert wurde) haben wir eine Art soziologischen Credos der deutschen bürgerlichen Wissenschaft „positivistischer" Richtung vor uns*. Was da alles als „unerschütterliche, wissenschaftliche Erkenntnis der Entwicklungslehre" verzapft wird, ruht fast ausnahmslos auf der „ehernen" Grundlage eines für die Klasseninteressen der Bourgeoisie verfälschten Vulgärdarwinismus, eines teilweise verschämten, zumeist jedoch unverschämten Antisemitismus und einer ungeschminkten Apologie der bürgerlichen Klassenherrschaft. Kein Land der Welt hat eine derart aufgeblasene und einfältige Bibliothek der „Biosoziologie" aufzuweisen, wie sie durch diese zehn preisgekrönten Bücher verkörpert wird.

Eine weitere Etappe in der deutschen Rassenhaßbewegung bildete die Gründung der „Deutschen Gesellschaft für Rassenhygiene" und des „Archivs für Rassen- und Gesellschaftsbiologie", das im Jahre 1904 zu erscheinen begann und unter der geschickten Redaktion der rührigen Reaktionäre L. Plate, A. Ploetz, M. v. Gruber und E. Rüdin bald zu einem geistigen Zentrum der alldeutschen Rassenhygiene und Eugenik wurde. Was in dieser Zeitschrift, neben zweifellos wertvollen Beiträgen verschiedener Zoologen und Botaniker zur exakten Vererbungs- und Variabilitätsforschung, gerade in den letzten Jahren an „eugenischen" und „hygienischen" Knalleffekten geliefert worden ist, steht einzig da.

Eine dritte Etappe setzte mit der Kriegszeit ein. In den Jahren 1914—1918 feierten die deutschen Rassenapostel wahre Orgien. Die „Stunde der Vergeltung" — wofür, das wußten sie selbst nicht — hatte geschlagen, und die „Germanen, die geborenen Beherrscher anderer Völker", das „leuchtende Volk von Halbgöttern" (Otto Ammon, 1893), konnten sich nach Herzenslust austoben. Welch ein Fest! W. Sombart — wie hätte auch dieser Salonkrieger fehlen können! — blies die Trompete des jüngsten Gerichts und weissagte den „Helden" die Eroberung aller Planeten, weil „das auserwählte deutsche Volk sich zur heldischen Weltanschauung bekennt, die allein in dieser Zeit den Gottesgedanken auf Erden in sich schließt". Während Millionen an der Front sich in ihrem Blute wälzten oder im Drecke lagen und „ihren" Kaiser und Gott verfluchten, kommandierte der schneidige Berliner Professor:

* Die Sammlung ist betitelt „Natur und Staat, Beiträge zur naturwissenschaftlichen Gesellschaftslehre" und erschien unter der Redaktion der nationalistischen Professoren I. Conrad, H. E. Ziegler und E. Haeckel im Verlage von Gustav Fischer in Jena.

„So wie des Deutschen Vogel, der Aar, über allem Getier dieser Erde schwebt, so soll der Deutsche sich erhoben fühlen über alles Gevölk, das ihn umgibt, und das er unter sich in grenzenloser Tiefe erblickt." (W. Sombart, „Händler und Helden", 1915.)

Der berüchtigte Münchener alldeutsche Verlag J. F. Lehmann schwelgte in Hochkonjunktur. Die Leiter der „Deutschen Gesellschaft für Rassenhygiene" gaben blutrünstige „Aufrufe" heraus und führten mit Tomahawk und Speer um ihren „Obersten Kriegsherrn", „der es nicht gewollt", die groteskesten Tänze auf.

Als dann die Kritik der Waffe der „Händler" und „sittenlosen" Franzosen den außer Rand und Band geratenen Teutonenhäuptlingen gezeigt hatte, daß Maulaufreißen und Kriegführen denn doch zweierlei Dinge sind, nahmen die Rassentheoretiker flugs einen Frontwechsel vor und dirigierten nun ihre Attacken gegen den Feind im Innern.

Damit kommen wir zur vierten Etappe der deutschen Rassenhaßbewegung, in der die alldeutschen Professoren, deren rassentheoretische Heilslehren im Kriege so glänzend durchgefallen waren, plötzlich zu verkünden begannen, daß die „Edelrasse"* mit der „Edelklasse" identisch sei und nicht mehr das „perfide Albion" oder die „sittenlose Marianne" die Hydra darstelle, die die Enkel Kants und Fichtes, Goethes und Schillers, Beethovens und Mozarts zu verschlingen drohe, sondern der deutsche Arbeiter den Untergang der „deutschen Rasse" vorbereite, was, sofern „Edelrasse" und „Edelklasse" dasselbe sind, gar nicht uneben gedacht ist. Daß das deutsche Proletariat die „Edelrasse", d. h. die Ritter vom heiligen Geiste des Feudalismus in den Orkus befördern will und befördern wird, daraus hat es ebensowenig je ein Hehl gemacht, wie aus seiner Absicht, der Kapitalsherrschaft den Odem auszublasen.

---

* Wie man eine „edle Rasse" zu bestimmen hat, dafür gibt es bei den Völkischen ein sehr einfaches Rezept: Man braucht nur zu wissen, was „erhaben" und „gemein" ist, und das wisse doch ein jeder. So lehrt z. B. ein gewisser Franz Haiser, der Verfasser einer Schrift mit dem anziehenden Titel „Die Sklaverei: Ihre biologische Begründung und sittliche Rechtfertigung" („Freimaurer und Gegenmaurer im Kampfe um die Weltherrschaft", München 1924, S. 72):

„Jeder Bauer kennt eine Bewertung, eine höhere und eine mindere Rasse, besitzt somit noch jenes natürliche Gefühl der Unterscheidung von ‚Erhaben' und ‚Gemein', das der in lebloser Objektivität verlumperte Intelligenzphilister verloren hat... Nun fragen wir jene instinktlosen ‚Objektiven': Wenn es edle Säue gibt, soll es keine edlen Menschen geben?"

Mit demselben Zartgefühl empfiehlt die „edle Rasse", d. h. die „edle Klasse", schon der Lehrmeister unserer modernen Rassentheoretiker, Richard Wagners Schwiegersohn, Houston Stewart Chamberlain, wenn er in seinen „Grundlagen des 19. Jahrhunderts" (I., S. 272) schreibt:

„Was jedes Rennpferd, jeder rein gezüchtete Foxterrier, jedes Kochinchinahuhn uns lehrt, das lehrt uns die Geschichte unseres eigenen Geschlechtes mit beredter Zunge."

Die Aristokraten als „Rennpferde", „Foxterriers", „Kochinchinahühner" und „Säue"! Eine erfrischende Selbstempfehlung. Im Zeichen der „Säue" wollen Sie siegen. Nur immer zu, Durchlaucht!

Die Rassenlehre erhielt somit eine neue Pointe. Schon 1918 suchte der Stuttgarter Zoologe H. E. Ziegler, der Verfasser der Schrift über „Die Naturwissenschaft und die Sozialdemokratie", dem bereits August Bebel in seinem Buche „Die Frau und der Sozialismus" gründlich den Kopf gewaschen hatte, in einem Schmöker, der den Schlußband der oben erwähnten Jenenser Serie des Kruppschen „Preisausschreibens" bildet und sich „Die Vererbungslehre in der Biologie und in der Soziologie" betitelt, gegen jede Art von Demokratie, Parlamentarismus, Friedenspolitik und Sozialismus Front zu machen, dem Hohenzollern seine wacklig gewordene Krone zu retten und den gekreuzigten deutschen Soldaten wieder auf die Beine und in die Feuerlinie zu bringen. Ihm folgten bald andere Schellenträger.

Diese Etappe der Rassentheorie zeichnet sich durch eine eifrige und skrupellose Ausschlachtung der Errungenschaften der modernen Entwicklungslehre, insbesondere der Vererbungslehre (Mutationstheorie, Mendelismus, Lehre von den reinen Linien), für die Theorie der Heranzüchtung einer „adligen Herrenrasse" aus. Charakteristisch für dieses gegenwärtige, man kann wohl sagen, faschistische Stadium der Rassenhaßpropaganda und Judenhetze ist ferner: erstens der große Umfang, den diese völkische Bewegung angenommen, zum zweiten die systematische und geschickte Organisation der Propaganda, drittens die starke Anlehnung an die Bestrebungen der wissenschaftlichen Eugenik* und last but not least die Tatsache, daß der Rassenhaßgedanke unter der Flagge der Bekämpfung der angeblich drohenden „Entartung der weißen Rasse" inzwischen auch in anderen Ländern äußerst lebendig geworden ist, so z. B. in Italien und Skandinavien, ganz neuerdings auch in den Vereinigten Staaten, wo als Wortführer vor allem zu nennen sind: Madison Grant, dessen Buch „The Passing of the Great Race" nach bewährter teutonischer Manier die „nordische Rasse" preist, und Lothrop Stoddard, der in seiner Schrift „The Revolt against Civilisation" die „edle Rasse" zur Abwehr des „Untermenschen" und des „Bolschewismus als der Welt- und Lebensanschauung der Min-

* Eines der Häupter der modernen Rassenhygiene, W. Schallmayer, schreibt in seiner preisgekrönten Schrift „Vererbung und Auslese" (1920):

„Die Begünstigung der nordischen Rasse vor allen Elementen des deutschen Volkes gehört nicht in das Programm der Eugenik."

Auch der Freiburger Anthropologe Eugen Fischer will von einer „Rassenzucht" und „Rassenförderung" im Sinne einer Bevorzugung bestimmter Rassen des anthropologischen Systems nichts wissen, obwohl er selbst nicht frei von einer Ueberschätzung biologischer Faktoren im bürgerlich-beschränkten Sinne. (Vgl. seine Rede „Aufgaben der Anthropologie, menschlichen Erblichkeitslehre und Eugenik" in „Die Naturwissenschaften", XIV. Jahrg., Heft 32, 1926.)

Das wäre soweit ganz schön, wenn nicht die meisten Rassenhygieniker just das Gegenteil davon fordern würden. Durch die Verbindung der Rassenhygiene und der Eugenik mit der Forderung einer „Höherzüchtung der nordischen Rasse" beraubt sich die rassenhygienische Bewegung nicht nur jeder wissenschaftlichen Bedeutung, sondern wird sogar zur größten Gefahr für alle jene wissenschaftlich ernst zu nehmenden Bestrebungen einer Volkseugenik, die die ganze Bevölkerung der Erde im Auge haben.

derwertigen und Entarteten, der geborenen Feinde der Kultur" aufruft*.

Zu dieser neuesten Phase gehören nun auch die Bücher Günthers und Baslers. Was jedoch beide vor allen anderen chauvinistischen Rassentheoretikern auszeichnet, ist die ganz beispiellose Ignoranz, die diese Herren in allen grundlegenden Fragen der Anthropologie, Ethnologie und Vererbungslehre an den Tag legen.

I

Wir beginnen mit Hans F. K. Günther, dem neuesten Stern am Firmament der alldeutschen Rassenwissenschaft.

Wer dieser nordische Patrizier ist und woher er kommt, wissen wir nicht; dürfte unsere Leser auch sicher ebensowenig interessieren, wie uns. Zweifellos erscheint uns nur, daß der neue Erlöser der germanischen Rasse ein sehr flinker und routinierter Geschäftsmann ist, der sich auf Konjunktur nicht übel versteht. So erschienen von Günther allein im Laufe der Jahre 1925 und 1926 nicht weniger denn sechs Bücher über die nordische „Rasse", den nordischen „Adel", „Stil" und „Gedanken", den „Ritter", den „Tod" und den „Teufel" und dergleichen erhabene Dinge mehr. Ferner erschien von ihm noch ein „Hans Baldenwegs Aufbruch" betiteltes „deutsches Spiel in vier Auftritten"; außerdem sorgte der sehr reiselustige Volksbeglücker auch schon für die Herausgabe „rassischer" Bilderbücher und Filme.

Wir wollen lediglich in sein „Hauptwerk", das neue Evangelium der Hakenkreuzritter, die „Rassenkunde des deutschen Volkes", einen Blick werfen, nicht nur, weil es das am weitesten verbreitete Buch Günthers ist (1925 erschien bereits ein „kurzer Abriß" derselben, von einem gewissen Dieter Gerhart zusammengestellt und dem Publikum zum Preise von 30 Pf. „bei Massenbezug" dargeboten), sondern auch weil alles Wesentliche der Güntherschen Nordelei in diesem Buche enthalten ist. Gleichzeitig bekommen wir hier einen Einblick in die geistige Verfassung und die „theoretischen Prinzipien" jener Schutz- und Trutzgesellschaften des „nordischen Menschen", deren es heute in legaler wie illegaler Façon eine beträchtliche Anzahl gibt („Mitgartbund", „Hammerbund", „Ostaragesellschaft für das Herrentum der Blonden" usw.).

Günthers Buch will ein Nachschlagebuch und Führer allen denjenigen sein, die in der „nordischen Rasse" die Krone der Schöpfung erblicken und bereit sind, dem Germanentum zuliebe die Wissenschaft auf den Kopf zu stellen und sich Rassenkenntnisse durch Bilderbegucken zu erwerben.

---

* Selbstverständlich hat sich der Lehmannsche Verlag beeilt, eine deutsche Uebersetzung dieser beiden Bücher herauszugeben. Es sind dies Madison Grant, „Der Untergang der großen Rasse" (1925) und Lothrop Stoddard, „Der Kulturumsturz" (1925).

Das äußerst üppig illustrierte Günthersche „Werk" beginnt mit einem Appell an die praktische Vernunft gegen die reine Vernunft, in der „adligen" Sprache Günthers: an das „sichtende Auge" gegen das „Denken". Was der Deutsche heute vor allem brauche, sei „das Einfachsinnfällige, gerade die Dinge, bei denen nur zu sehen ist und noch gar nicht zu denken" (S. 1).

Da Günther ganz genau weiß, daß man eine völkische Rassenkunde nur dann schreiben kann, wenn man zuvor die Methoden objektiver Wissenschaft diskreditiert hat, sucht er zunächst die Milieutheorien des 19. Jahrhunderts, die den Menschen im Zusammenhang mit seiner sozialen und natürlichen Umwelt betrachten, mit einer wegwerfenden Bemerkung abzutun.

Diese „Umweltlehren" hätten die Entwicklung der Rassenkunde bisher erheblich gehemmt. Darauf fährt Günther fort (S. 4):

> „Irre ich mich aber nicht, so leben wir heute in einer Zeitenwende, die sich im Gegensatz zu der vergehenden geschichtlichen, ja geschichtelnden (historizistischen) Zeit, im Gegensatz zu der Zeit der Umweltlehren, zu der Zeit, die überall Entwicklung, Bedingung, Abhängigkeit und Werden sah — die sich im Gegensatz zu all diesen ablebenden Anschauungen dem Wesen selbst, dem geschichtslosen Sein der Dinge zuwendet. Irre ich mich nicht, so leben wir in einer Zeit, in der die Völker in der Geschichte weniger das Einmalige als das Kennzeichnende, Unzeitliche zu erfassen trachten."

Aus dieser angeblichen „Wendung" zum Jenseits, zum „Unzeitlichen" destilliert sich Günther eine zweite „Wendung",

> „eine Wendung zu den unbeweisbaren, als eine Ueberzeugung des Blutes gegebenen, mitgeborenen Anschauungen; endlich die Wendung zum besonderen Rassentum eines jeden Volkes."

Das Kostbarste an diesem Teutonen aber ist, daß er die Richtigkeit obiger Diagnose der Menschheit und Prognose ihrer künftigen Entwicklung nur durch geistige Anleihen bei einem Zionisten zu stützen vermag. Weil der Zionist Martin Buber in seiner Schrift „Die jüdische Bewegung" (1916) zu der heiteren Erkenntnis gelangt ist: „Alles gilt mir, meines Blutstammes Schönheit und Glück!", sieht sich Günther veranlaßt, dasselbe auch für alle normalen Menschen zu fordern, für jene also, denen das „Blut" noch nicht in den Kopf gestiegen ist. In Bubers Losung erblickt Günther „ein Anzeichen dieser Zeitenwende" und „eine erstaunliche Hellsichtigkeit und Einsicht in die Erfordernisse rassischen Lebens und rassischer Wiedergeburt" (S. 4).

Wir erblicken in der brüderlichen Eintracht zwischen Teutonen und Zionisten nur insofern ein „Anzeichen dieser Zeitenwende", als sie besonders deutlich den Bankerott der Antisemiten dokumentiert.

Doch hören wir Günther weiter:

> „Man (!) frägt nicht mehr vernünftelnd nach Sinn oder Zweck oder gar nach dem Wert des eigenen Volkstums oder der eigenen Rasse; man (!) hat erkannt, daß die Mächte des Blutes dem Zer-

gliedern des Verstandes kaum noch zugänglich sind, daß Blut, Rasse, Volkstum und angeborenes Wesen selbst die Verstandesleistung und wissenschaftliche Erkenntnis vielfach bedingen. Man (!) erkennt, daß das ererbte Blut eines Menschen sein eigenster, sein schicksaligster Besitz ist; so kommt man (!) dazu, das Bluterbe als das Gewisseste anzusehen, das allem Glauben und allen Werken erst die Echtheit gibt; man (!) kommt dazu, im Bluterbe eines Menschen sein Wesen und Sein zu spüren, das ihn echter bezeichnet, als sein Tun. Und so endlich ist für Liebe und Glauben die eigentliche Heimat gefunden." (S. 4.)

So lautet Günthers Aushängeschild, das den Leser zum Genusse seines korpulenten Buches präparieren soll.

Allein dieses ganze Plaidoyer zugunsten des „Blutes", der „Liebe", des „Glaubens", der „Heimat" und ähnlicher zeitgemäßer Artikel, mit denen der deutsche Spießbürger am Morgen sein Bett verläßt und am Abend sein Bett besteigt, während er sich tagsüber mit weit irdischeren, realeren und besser schmeckenden Dingen befaßt, ebenso das Räsonnement gegen das „Zeitliche", die „Entwicklung", das „Geschichtliche" und die „Vernunft" darf der Leser nicht allzu ernst nehmen, wie bereits ein flüchtiger Blick ins Inhaltsverzeichnis des Buches lehrt. Da finden sich u. a. folgende Kapitel: „Einiges zur Geschichte (!!) der Rassenkunde und angrenzender Forschungsgebiete", „Wachstum, Altern, Krankheiten, Bewegungseigenheiten", „Vorgeschichtliche (!!) Rassenerscheinungen in Europa", „Die nordische Rasse in Vorgeschichte (!!) und Geschichte" u. dgl. mehr.

Wo bleibt denn da das „Unzeitliche", das „geschichtslose Sein der Dinge"? Oder glaubt etwa der Verfasser im Ernst, er könne Menschen mit gesundem Verstand beibringen, daß „Geschichte", „Vorgeschichte", „Wachstum", „Altern" usw. „geschichtslos" und „unzeitlich" seien? Doch das wäre ja eine Frage der Vernunft und die Vernunft wurde ja vom Verfasser aus dem Bereich der Rassenkunde ausdrücklich verwiesen.

Nach diesen Kostproben könnte man das Buch eigentlich zuklappen und es ruhig in den Papierkorb befördern und, wenn dieser groß genug, auch dessen Verfasser. Allein die Vergiftung der Jugend durch derlei Schundliteratur hat heute einen Umfang erreicht, daß wir uns um der vielen jungen Leser dieses Buches willen, das innerhalb vier Jahren, sage und schreibe, 10 Auflagen erlebte (die 1. Auflage erschien 1922), genötigt sehen, eine Reihe weiterer Behauptungen des Verfassers niedriger zu hängen und damit Günthers ganze sogenannte Wissenschaft an den Pranger zu stellen.

Wir greifen einige Punkte heraus und wenden uns vor allem der Güntherschen Definition des Begriffes „Rasse" zu, da dieser Begriff in einem sich „Rassenkunde" nennenden Buche doch die Achse bilden sollte. Was wird uns nun da aufgetischt?

Zunächst erfahren wir, daß der Verfasser einem Philosophen, der so unvorsichtig war, die unseres Erachtens nicht unebene Bemerkung fallen zu lassen, der Begriff „Rasse" sei lediglich „ein oberflächlicher

Behelfsbegriff zu gedächtnismäßigen Schuleinteilungen" (Stein) erwidert, der Begriff Rasse müsse „im Sinne einer (platonischen) Idee" verstanden werden (S. 5). Nun, dagegen hätten wir an sich nichts einzuwenden, denn je mehr sich die bürgerlichen Denker für p l a t o n i s c h e Ideen erwärmen, desto klarer wird den Volksmassen, namentlich den Arbeitermassen, die Mächtigkeit des Abgrundes, der das Denken der Bourgeoisie von dem ihrigen trennt. Es wäre jedoch verhängnisvoll, in Günthers geheuchelter Vorliebe für platonische Ideen etwa einen für das Denken des Bürgertums charakteristischen Grundzug erblicken zu wollen. S o beschränkt und einfältig sind die meisten Apostel der bürgerlichen Wissenschaft denn doch nicht! Die Mehrheit derselben ist weit nüchterner, sei es, daß sie Plato durch den viel mächtigeren lieben Gott ersetzt, sei es, daß sie Plato samt dem Herrn der Heerscharen aus der Wissenschaft hinauskomplimentiert und einem zynischen Vulgärmaterialismus die Stange hält. Doch mag dem sein, wie ihm wolle: die „Rasse" als platonische Idee ist eine wissenschaftliche Mammutleistung, auf die sich G ü n t h e r immerhin allerhand einbilden mag.

Wie alles in Günthers Buch ist übrigens auch die Rasse als platonische Idee bei ihm reiner Schwindel, denn wenige Zeilen weiter setzt er sich, einem qualifizierten Herrenreiter gleich, mit einem eleganten Sprung über diese platonische Idee hinweg und definiert den Begriff Rasse rein „naturwissenschaftlich", indem er betont, die Rassenkunde habe sich auf „die rein meßbaren, wägbaren, in Zahlenwerten anzugebenden Körpermerkmale" zu stützen und sich streng abzugrenzen von den Begriffen Sprache, Volkstum, Staat und Religion. „Nicht minder wichtig" seien ferner „Untersuchungen über das seelische Verhalten, das für jede einzelne Rasse kennzeichnend ist". (S. 8.) Wir nehmen vorweg, daß auch diese Definition Schwindel ist, da der Verfasser auch nicht im entferntesten daran denkt, sich in seinen weiteren Ausführungen an sie zu halten, wollen ihn aber dessenungeachtet bei seinen Ausflügen in die Gefilde der „Naturwissenschaft" begleiten und einmal zusehen, was er dabei alles anstellt.

Jeder wissenschaftlich arbeitende Anthropologe und Ethnologe weiß, wie ungeheuer schwer, ja oft ganz unmöglich es ist, s c h a r f e Unterschiede zwischen den sogenannten Rassen naturwissenschaftlich festzustellen und was für eine Fülle vergleichender Beobachtungen zur Abgrenzung der Rassen erforderlich ist.

G ü n t h e r ist anderer Ansicht. Obwohl betont wird, die Rassenkunde müsse sich auf exakte Merkmale stützen, man somit erwarten sollte, daß wenigstens diese Arbeit wissenschaftlich möglichst exakt durchgeführt wird, empfiehlt G ü n t h e r dem Leser in direktem Gegensatz dazu und in unmittelbarem Anschluß an die von ihm eben aufgestellte Forderung sorgfältigen „Wägens" und „Messens" folgende saubere Methode:

> „So wird dieses Buch verfahren. Es wird dabei aber nicht strengstens wissenschaftlich vorgehen, sondern im allgemeinen immer n u r die Körpermerkmale der einzelnen Rassen beschrei-

ben, die sich im Bild des täglichen Lebens, an der Erscheinung des bekleideten Menschen unseres europäischen Himmelsstrichs erkennen lassen; höchstens, daß es einmal wichtige Merkmale erwähnt, die nur der Betastung zugänglich sind.

Der Zweck des Buches ist nicht so sehr, sich eigentlichen Fachwerken anzureihen, als vielmehr dieser: den Blick zu schärfen oder besser: überhaupt einmal einen Blick, ein Verständnis, eine Aufmerksamkeit auf die rassenhafte Bedingtheit der menschlichen Umwelt und Geschichte zu wecken." (Von G. gesperrt S. 9*.)

Das also ist des Pudels Kern! Man hat es mit dem Chauvinismus eilig, und da die exakte Rassenkunde vermutlich noch lange Jahre im Dunkeln herumtappen wird, erklärt man — unter fein säuberlicher Verschweigung des offensichtlichen Bankerottes der vulgären Rassenkunde — man wolle die Wissenschaft zeitweise an den Nagel hängen, um „überhaupt einmal einen Blick, ein Verständnis" „auf" (!) die „rassenhafte" Bedingtheit der menschlichen Umwelt und Geschichte zu „wecken". Wie man nun den Blick „schärfen" und das „Verständnis" für die entsprechenden Objekte bei gleichzeitiger Vernachlässigung wissenschaftlicher Methoden erreichen soll, bleibt das Geheimnis des sorglosen Verfassers. Offenbar handelt es sich auch hier gar nicht um ein Verständnis, sondern lediglich darum, den Völkischen ein Mittel zu bieten, ihre Gegner bereits auf der Straße richtig aufs Korn nehmen zu können. Wir warnen jedoch die jugendlichen Leser des Güntherschen Buches vor einer allzu begeisterten Hingabe an Günthers „sichtendes Auge" — sie könnten sonst auf der Straße wunderliche Ueberraschungen und peinliche Enttäuschungen erleben!

Man wende nicht ein, daß wir die wahren Absichten der „platonischen" Straßenanthropologie Günthers übertreiben. Diese Straßenanthropologie ist heute zynisch offensiv und herausfordernd und verbindet ihre „Ergebnisse" aufs engste und unverhehlt mit bestimmten politischen Pogromforderungen. Das kann nicht oft genug betont werden, denn noch immer finden sich naive Gimpel, die den nationalistischen Eugenikern und Rassenhygienikern auf den Leim kriechen.

Doch kehren wir zu Günthers Rassenbestimmung zurück. Nachdem uns der Verfasser die ungeheure Mannigfaltigkeit der Uebergänge in den Eigenschaften der europäischen Bevölkerung mit Recht als „verwirrend" geschildert, entscheidet er sich, wissenschaftlicher Einsicht zum Trotz, für die Aufstellung von fünf Rassen, und zwar auf Grund oberflächlichster Charakterisierung der Bewohner willkürlich beschränkter Gebiete und der nackten Behauptung, daß

* Die Mißhandlung der deutschen Sprache in Günthers Buch bildet keineswegs dessen besonderes Kennzeichen; vielmehr gehört sie zu den „erblichen" Merkmalen der Schriften aller Pangermanisten und deutschen Rassenhysteriker.

zwischen den einzelnen Rassenmerkmalen gesetzmäßige Wechselbeziehungen bestünden.

Nun gehört aber doch zum Rassenbegriff vor allem der Nachweis der Erblichkeit eines Merkmals, ein Nachweis, der zudem den wissenschaftlichen Ansprüchen einer exakten Erblichkeitsforschung genügen muß. Für Günther viel zu kompliziert, also weg damit!

*

Sehr richtig bemerkt der hervorragende Botaniker und führende Erblichkeitsforscher W. Johannsen in seinem grundlegenden Werke „Elemente der exakten Erblichkeitslehre" (3. Aufl., Jena 1926, S. 676):

> „Es ist wirklich zu bedauern, daß man so oft nur auf Grund reiner Beobachtungen der sich mehr oder weniger bunt zeigenden Verhältnisse des Naturlebens Meinungen über die intimsten biologischen Probleme bildet und solche Meinungen als Glaubenssache hartnäckig festhält, obwohl diese Probleme nur durch die detaillierte Analyse der für sich gehaltenen Einzelfälle klärend beleuchtet werden können."

Der Nachweis der Erblichkeit eines Merkmals beim Menschen gestaltet sich besonders schwierig infolge der Unmöglichkeit von Kreuzungsversuchen und einer umfassenden parallel laufenden Keimzellenforschung. Ein solcher Nachweis ist bei Menschen nur dann annähernd zu erbringen, wenn man zum allermindesten aufs sorgfältigste die Familiengenealogie eines bestimmten Individuums hinsichtlich eines scharf umschriebenen Einzelmerkmals studiert. Günther dagegen begnügt sich mit einem „verschärften Blick", der ihm sofort die „Rasse" und „die gesetzmäßigen Wechselbeziehungen" offenbart. Aber nehmen wir einmal an, es sei eine solche Wechselbeziehung, z. B. zwischen blondem Haar und hellen Augen, einwandfrei festgestellt. Was wäre damit für die Frage der Rassenreinheit gewonnen? Gar nichts! Denn erstens zeigen auch die Wechselbeziehungen Uebergänge, die nicht bloß in dem Maße zunehmen, in dem man das Untersuchungsgebiet erweitert, sondern auch um so häufiger werden, je mehr Individuen man untersucht; zweitens können Merkmalskoppelungen (Korrelationen) sowohl erblich reine (genotypische) als auch erblich nicht reine (phänotypische) Merkmale betreffen. Ob es sich um reine oder nicht reine Merkmale und Korrelationen handelt, das vermag in jedem einzelnen Falle nur derjenige Genealoge zu entscheiden, der sich bei der Analyse der zahlenmäßigen Verhältnisse in der Verteilung des bei den Ahnen auf seine Erblichkeit hin zu prüfenden Merkmals der Mendelschen Spaltungsregeln bedient. Und selbst dann noch müssen die Ergebnisse cum grano salis genommen werden. Alles andere ist Mumpitz! Es gibt eben kein schlechteres Objekt zur Erforschung der Vererbungsgesetze als den Menschen.

Und wenn der Wiener Privatdozent für innere Medizin, Julius Bauer, neuerdings („Praktische Folgerungen aus der Vererbungslehre", Beihefte zur „Medizinischen Klinik", XXI. Jahrg., Heft 1, 1925, S. 2) schreibt:

> „Verfasser selbst, vor 7 Jahren noch ein Anhänger des Martiusschen Pessimismus* in bezug auf die Ergründung der Vererbungsvorgänge beim Menschen, steht nicht an, seinen vollkommenen Umschwung in dieser Auffassung zuzugestehen",

---

* Offenbar ist folgende Stelle in dem Buch des bekannten Pathologen Friedrich Martius' „Konstitution und Vererbung in ihren Beziehungen zur Pathologie" (Berlin 1914, S. 188) gemeint:

> „Wir haben gesehen, daß die Regeln des exakten Experiments mit reinen Linien auf den Menschen nicht anwendbar sind. Am allerwenigsten aber ist die Annahme gestattet, daß es je gelingen werde, mit Hilfe dieser Regeln im einzelnen Falle eine sichere Erbvoraussage beim Menschen zu machen."

so ist der Bauersche jetzige Optimismus vorläufig durch nichts begründet, denn die Gesetzmäßigkeiten der Vererbung beim Menschen werden heute nicht exakter erforscht, als es im Jahre 1918 geschah. Es sind dieselben, notwendig beschränkten, wenn auch verfeinerten Methoden der Variationsstatistik und der Genealogie bzw. Familienforschung, die auch heute noch allen Beobachtungen und Theorien über die Erblichkeitserscheinungen beim Menschen zugrunde liegen. Dagegen hat Bauer durchaus recht, wenn er an anderer Stelle* betont:

> „Aus einem biologischen Kampf ums Dasein ist beim Menschen größtenteils ein sozialer, ein wirtschaftlicher geworden. Nicht mehr die biologische Vollwertigkeit, die körperliche Kraft, die Schärfe der Sinnesorgane, die Widerstandsfähigkeit gegenüber äußeren Schädlichkeiten aller Art entscheidet in diesem Kampfe, sondern ganz andere Qualitäten sind da maßgebend, der biologische Kampf ist maximal zurückgedrängt durch den sozialen."

Und weiter, daß:

> „Volks- und Rassenhygiene oder, wie man auch sagen könnte, die Hygiene der sozialen Kondition und sozialen Konstitution einander parallel gehen müssen."

Unseres Erachtens sind die Hauptschwierigkeiten auf diesem Gebiete folgende:

1. Eine wahre Volkshygiene, eine wirkliche Hygiene der sozialen Kondition, kann unter der Herrschaft des Kapitalismus den Volksmassen niemals in vollem Maße zugute kommen, denn man kann die schönsten Volkspflegestätten errichten, die beste Säuglingspflege und Tuberkulosenfürsorge schaffen, die energischste Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten, des Alkoholismus und ähnliche schöne Dinge mehr einleiten — die Existenz einer Reservearmee von Millionen Arbeitsloser während mehrerer Jahre, die Herabdrückung der Lebenslage der werktätigen Volksschichten durch die Verlängerung der Arbeitszeit, die Ueberarbeit, Wohnungsmisere, Unsicherheit der Existenz und Lohnherabsetzung, endlich die wirtschaftlichen Krisen und Kriege machen auf die Dauer jede Volkshygiene zuschanden. Es gibt nur eine unverfälschte Volkshygiene, das ist die Volkshygiene der sozialistischen Zukunft!

2. Die „Hygiene der sozialen Konstitution", die Rassenhygiene, aber erhält überhaupt erst dann eine Daseinsberechtigung, wenn man die Menschenrassen in dem höheren Begriff der Menschengattung aufgehen läßt und darauf innerhalb der Gattung Mensch diejenigen Menschenschläge bewußt zu entwickeln trachtet, die den neuen wirtschaftlichen und kulturellen Daseinsbedingungen des Sozialismus am weitgehendsten entsprechen. Die Frage der reinen Rassen wird in der sozialistischen Zukunft hinter der Frage der Entwicklung höherer Menschenschläge zurücktreten, und die Rassenhygiene sich auflösen in eine Volkshygiene im weitesten Sinne des Wortes, an der alle Völker der Erde teilhaben werden.

Wenn die Arbeiterklasse dennoch innerhalb des Kapitalismus volkshygienische Forderungen (im Sinne einer Personal- oder Individualhygiene) aufstellt und verteidigt, so geschieht es lediglich in dem Bewußtsein, daß sie dadurch ihren Kampf um den Sturz des kapitalistischen Systems stärkt. Das Verlangen nach einer Volkshygiene steht daher ebensowenig im Widerspruch zu den Grundanschauungen des Marxismus, wie etwa die Forderung nach voller Abrüstung, die das Proletariat erhebt, obwohl es weiß, daß das Kapital sich dem stets aufs hartnäckigste widersetzen wird.

Eine Rassenhygiene innerhalb des Kapitalismus dagegen verwirft die Arbeiterklasse, weil es ihr klar ist, daß die bürgerliche Rassenhygiene nie etwas anderes sein wird als ein Instrument zur Aufrechterhaltung von Klassenprivilegien und zur Verteidigung nationaler Unterdrückung. Für die sozialistische Gesellschaft aber wird die Rassenhygiene zu einer auf dem Boden der Fortschritte der Wissenschaft sich entwickelnden Menschheitshygiene. Also auch wir sind Optimisten, aber Optimisten ganz anderer Art als die bürgerlichen Vererbungsforscher à la J. Bauer.

---

* Julius Bauer, „Vorlesungen über allgemeine Konstitutions- und Vererbungslehre" (Berlin 1921, S. 175 u. 180).

Dabei muß noch folgendes in Betracht gezogen werden:

Organismen sind kein Teig, aus dem man alles kneten kann. Gewiß kann man annehmen, daß gerade die heutigen Menschenrassen größere Aussichten haben, sich auch körperlich zu wandeln, als etwa Tiere und Pflanzen unter natürlichen, jedoch mehr oder weniger konstanten Umweltverhältnissen, denn

1. ist der gegenwärtige Mensch eine Tierart, bei der die Vermischung der Eigenschaften am weitesten gediehen ist; das bedeutet aber eine beträchtliche Erhöhung der Wahrscheinlichkeit neuer Kombinationen;

2. ist die Wissenschaft auf dem Wege, eine erwünschte Veränderung gewisser Teile der Erbmasse, d. h. der Keimeskonstitution zu erzielen (wir erinnern an die neuesten Versuche des Amerikaners Muller mit der Taufliege Drosophila vom Jahre 1927, in deren Verlauf es Muller gelang, durch Röntgenstrahlen zahlreiche Mutationen künstlich zu erzeugen);

3. macht der Kapitalismus durch die Schaffung der Voraussetzungen zu seiner Ueberwindung (vor allem durch den revolutionären Klassenkampf des Proletariats) einer Gesellschaftsordnung die Bahn frei, in der der Rassenstolz als ein Anachronismus einem Menschheitsstolz weichen wird, und in der der Mensch nicht mehr bloßes Objekt seiner physischen und sozialen Umwelt, sondern auch Subjekt, schöpferischer Gestalter seiner eigenen Gattung sein wird; dieser Aufstieg wird einen Aufschwung auch seiner geistigen Leistungen zur Folge haben und damit die Macht der Wissenschaft auf dem Gebiete einer rationellen praktischen Ausnützung der Vererbungsgesetze zur Entwicklung eines höheren Menschenschlages ins Ungeahnte steigern.

Allein auch dann wird die Verbesserung des menschlichen Typus noch immer mit einem Stock uralten Erbes rechnen müssen, dessen Bedeutung als eines Umstandes, der die Möglichkeiten einer Kombination der Keimplasmaelemente einschränkt, nie zur Null herabsinken wird.

*

Nach langem Hin und Her und ausdrücklicher Betonung der Notwendigkeit der Kenntnisse der Vererbungsgesetze, die notabene erst rund 200 Seiten später auf insgesamt zwei Seiten in oberflächlichster und gänzlich irreführender Weise besprochen werden und mit denen Günther hinsichtlich des Rassenproblems schlechterdings nichts anzufangen weiß — sofern man nicht seine apodiktischen Behauptungen für Beweise nimmt — gelangt er nämlich zu folgender „zweckmäßigsten" Fassung des Begriffes Rasse (S. 14):

> „Eine Rasse stellt sich dar in einer Menschengruppe, die sich durch die ihr eignende Vereinigung körperlicher Merkmale und seelischer Eigenschaften von jeder anderen Menschengruppe unterscheidet und immer wieder nur ihresgleichen zeugt."

Diese Definition scheint Günther über alle Kritik so erhaben, daß er sie selbst durch gesperrten Druck hervorhebt. Lassen wir die „seelischen" Eigenschaften, um deren Beschreibung es bei den Anthropologen und Ethnologen besonders übel bestellt ist*, beiseite, so

* Jeder, der einmal Schilderungen des Lebens der Naturvölker von Forschungsreisenden, Politikern, Kolonialbeamten, Kolonialoffizieren und Missionären zu vergleichen Gelegenheit gehabt, findet die sonderbarsten Widersprüche in der Beschreibung des Seelenlebens derselben Rasse, mit Ausnahme jenes Punktes, in dem alle Kategorien bürgerlicher Beobachter zumeist — es gibt allerdings

läßt sich gegen diese „zweckmäßigste" Fassung des Rassenbegriffes folgendes einwenden:

1. Ob eine solche Günthersche Menschengruppe immer wieder „nur ihresgleichen" zu zeugen vermag, wissen Günther und seine Gewährsmänner nicht und können es gar nicht wissen. Auch wir wissen es nicht, weil noch keine entsprechenden exakten Untersuchungen vorliegen, und solche Untersuchungen bei einer Mischrasse mit einem so niedrigen Fortpflanzungskoeffizienten und so geringer Fortpflanzungsgeschwindigkeit wie dem Menschen auf die größten Schwierigkeiten stoßen, überdies eine exakte Variationsstatistik und ein bewußtes Gruppenausscheidungsverfahren voraussetzen, das bei Menschenrassen in gründlicher Weise kaum durchzuführen ist.

2. Eine exakte Gruppierung der menschlichen Bevölkerung nach Rassen durch Ausscheidung charakteristischer körperlicher Merkmale erfordert die Prüfung möglichst zahlreicher und scharf umschriebener Merkmale, da bei der Annahme grober (verschwommener) und weniger Merkmale die Möglichkeit des Bestehens von Uebergängen in geradem Verhältnis zur Anzahl der untersuchten Individuen zunimmt, sich mithin die „Rasse" in zahllose Unterrassen auflöst. All das weiß jeder Zoologe und Botaniker, jeder Systematiker und Vererbungsforscher, nur Günther und das ganze spektakelnde Chor der chauvinistischen Rassenhygieniker will davon nichts wissen. W. Johannsen, der schon erwähnte, kürzlich verstorbene Kopenhagener Vererbungsforscher, dem die Vererbungslehre bahnbrechende Untersuchungen verdankt, und der die moderne Erblichkeitslehre von einer Fülle willkürlicher Annahmen und sogenannter „allbekannter Gesetze" befreit hat, sagt mit Recht in seinen klassischen „Elementen der exakten Erblichkeitslehre" (S. 704):

> „... Der augenblickliche Zustand der Rasse aber ist der Inbegriff aller persönlichen Eigenschaften!"

Damit bricht Johannsen, der beste Kenner der Vererbungsgesetze, über den exakten Rassenbegriff den Stab. Was übrig bleibt, ist vorläufig ein Rassenbegriff von sehr beschränkter Gültigkeit, ein Rassenbegriff gewissermaßen für den Hausgebrauch, namentlich für den der nationalistischen Politik der alldeutschen „Herrenmenschen".

Ueberdies erklärt Günther selbst (S. 15):

> „Rassenreine Völker bilden vielleicht nur die Eskimos und waren die heute ausgestorbenen Tasmanier."

Und weiter (S. 15):

> „In diesem umstrittenen Erdteile (Europa, M. L.) haben anscheinend mehr als in anderen Erdteilen seit vorgeschichtlichen

---

wenige rühmliche Ausnahmen — übereinstimmen: nämlich darin, daß das „Gesamtleben" der Naturvölker, verglichen mit dem Seelenleben des in der rechten Hand die Pistole und in der linken das Evangelium haltenden Europäers, äußerst „dürftig" sei.

Zeiten Wanderzüge und Umschichtungen von Rassen und Völkern stattgefunden. Schon seit Urzeiten haben Kreuzungen eine verwirrende Vielheit des Bildes geschaffen und haben sicherlich auch dazu beigetragen, daß bei keiner europäischen Rasse irgend so etwas wie ein Rassebewußtsein oder gar ein Rassegewissen und ein Rassezusammenschluß aufkam."

Ebenso auf der nächsten Seite:

„Die Rassenkunde ist vor allen Dingen in der mißlichen Lage, den überaus größten Teil der europäischen Menschen für Mischlinge, für Bastarde, erklären zu müssen."

All das stimmt*, und wollte man statt „überaus größten Teil" alle sagen — wer vermöchte es exakt zu widerlegen? Aber solche Erklärungen verpflichten! Nur nicht Günther und seinesgleichen. Sie verpflichten zu äußerster Vorsicht und äußerster Skepsis allem gegenüber, was in der Rassenkunde als „feststehend" gilt. Günther tut das gerade Gegenteil und gleicht darin allen modernen Rassenchauvinisten, bei denen der Rassenhaß ihrer wissenschaftlichen Rassenkenntnis umgekehrt proportional ist. Das ganze Buch Günthers ist denn auch nichts anderes als ein plumpes Jonglieren mit allerhand Eigenschaften vermeintlicher historischer „Rassen", die stets dann als Akteure der Geschichte auftreten, wenn sie seine teutonische Haßtrompete ruft.

---

* Es mögen hier zu dieser Frage einige Aeußerungen kompetenter und nicht verblendeter Forscher folgen:

Friedrich Ratzel schreibt in seiner gedankenreichen „Anthropogeographie" (Stuttgart 1922, Bd. II, S. 381):

„Was uns die Gegenwart in Millionen Fällen zeigt, hat auch in aller Vergangenheit bestanden, und es gibt auf diesem kleinen, die Kommunikationen erleichternden Planeten keine ungemischte Rasse ... Auf dieser Erde gehen alle Rassen ineinander über, und jede Rasse setzt sich aus verschiedenen Unterabteilungen zusammen, die ebenfalls ineinander übergehen."

Der vor einigen Jahren verstorbene hervorragende Berliner Ethnologe und Vorsteher des Berliner Museums für Völkerkunde, F. v. Luschan, sagt:

„Tatsächlich befriedigt uns kein einziger der bisher vorhandenen Einteilungsversuche. Es kann sogar behauptet werden, daß auch alle zukünftigen Versuche dieser Art zwar im einzelnen richtiger und reicher gegliedert sein werden, aber deshalb doch nicht dem tatsächlichen Befund wirklich entsprechen können." („Rassen und Völker" in Ullsteins „Weltgeschichte", 1910, Bd. I, S. 42.)

An einer anderen Stelle (ebenda, S. 79) lesen wir:

„So ist auch unter den Völkern Europas alles im Flusse; von Nord nach Süd, wie von Ost nach West ist alles in Bewegung, es gibt nur extreme Typen und Zwischenformen, nirgends feste Grenzen. So kann auch nur ein Laie heute von einer ‚weißen Rasse' sprechen: kein Fachmann wäre imstande, einen solchen Begriff ernsthaft zu definieren."

Der Wiener Ethnologe Michael Haberlandt, obwohl Antisemit und Nationalist, schreibt:

„Eine wirklich auf Durchforschung der maßgebenden anthropologisch-historischen Umstände gegründete wissenschaftliche Klassifikation des Menschengeschlechtes ist aber derzeit und wohl für immer undurchführbar." (Dr. Michael Haberlandt, „Die Bevölkerung der Erde" in Albert Scobels „Geographischem Handbuch", 1909, I. Bd., S. 349.)

Kein Wunder, daß der Verfasser alle die „Väter" der chauvinistischen Rassenlehre, den Grafen Gobineau, Houston Stewart Chamberlain, Otto Ammon, Ludwig Wilser usw. über den Schellendaus lobt und aufs Ueberschwenglichste beweihräuchert. Die Hymnen auf diese Männer gehören nun einmal zur „Rassenkunde" des deutschen Volkes, wie die Deichsel zum Wagen. Die Kritik dieser Lehrmeister unserer heutigen Barden „germanischen Volkstums" geschah durch die Marxisten bereits in der Zeit vor dem Kriege in so ausgiebigem und erschöpfendem Maße, daß sich ein erneutes Eingehen auf die feudalaristokratischen Theorien dieser Leute erübrigt. Wir verweisen auf die vorkriegszeitlichen Jahrgänge der Zeitschrift „Die Neue Zeit".

Obwohl der Verfasser dem Leser empfohlen, er solle sich dem „geschichtslosen Sein der Dinge", dem „Unzeitlichen" zuwenden, fühlt er sich doch veranlaßt, einer „rassenkundlichen Geschichtsbeschreibung" (S. 22) das Wort zu reden. Diese „Geschichtsbeschreibung" sieht im Gegensatz zur materialistischen Geschichtsbetrachtung als

> „geschichtsgestaltend den Menschen selbst, den Menschen aber als ein Glied seiner besonderen Rasse, aus deren besonderen Geist heraus die Geschehnisse einer Zeit und eines durch die Rasse bedingten Volkes kommen. Unter den gleichen Umweltzuständen, den gleichen wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Zuständen, schaffe jede Rasse das ihr besondere und nur sie kennzeichnende Geschick."

Da nun der Verfasser, wie alle Schreihälse des Germanentums, sich darum drückt, das seine angeblichen Rassen „kennzeichnende eigene Geschick" z. B. für die Epoche des Kapitalismus oder die Zeit des Weltkrieges zu bestimmen, so brauchen wir uns mit dieser sogenannten Geschichtsbeschreibung nicht weiter abzuplagen. Der Weltkrieg hat dieser Sorte von Geschichtsbetrachtung so gründlich das Genick gebrochen, daß jede Milchfrau heute mit einwandfreien Argumenten denjenigen vor die Tür setzen wird, der es versuchen sollte, ihr klarzumachen, daß die hohe Bestimmung der Gebeine ihrer auf dem „Felde der Ehre" verscharrten Söhne die sei, dem „besonderen" Ruhme der „nordischen Rasse" Ewigkeitswerte zu verleihen. Solche Witze können heute nur noch einer Jeunesse dorée und Hakenkreuzlern ungestraft vorgetragen werden.

Den Hauptteil des Güntherschen Buches bildet nun die Beschreibung der „fünf europäischen Rassen", die sich der Verfasser nach dem Vorbilde gewisser längst nicht mehr maßgebender alter Anthropologen aus den Fingern gesogen hat. Seine fünf „Rassen" sind:

1. die nordische, 2. die westische, 3. die dinarische, 4. die ostische, und 5. die ostbaltische.

Diese Rassen werden nun in der Hauptsache nach der Schädel-, Gesichts-, Nasen- und Kinnform, ferner nach der Haar-, Augen- und Hautfarbe beschrieben, und zwar in einer Weise, als handele es sich um wissenschaftlich anerkannte, einwandfreie Tatsachen. Damit

nicht genug, zieht der Verfasser zur Charakterisierung seiner Rassen auch noch verschiedene „seelische" Eigenschaften heran. Was dem Verfasser alles als „seelische" Eigenschaft gilt, ersieht man am besten aus folgender Zusammenstellung:

„Wirklichkeitssinn, Führergabe, Einbildungskraft, Glaubensleben, Ständeschichtung, Straftaten, Wesenfülle, Reinlichkeit, Leibesübungen, Leidenschaftlichkeit, Geschlechtlichkeit, heitere Güte, Staatsleben, Ehrsinn, Derbheit, Erwerbsamkeit, Engherzigkeit, Vermittelmäßigung, Schuljahre, Eheleben, Stimmungen, Verschlagenheit" usw.

Kurz, wie Heine sagt:

„Ein buntes Durcheinander,
Wie Mäusedreck und Koriander."

Will der Leser nun wissen, welche der oben aufgezählten „seelischen" Eigenschaften die „nordische", die „Herrenrasse", auszeichnen, so nehme er einen Bleistift zur Hand, streiche in dieser Liste alles ihm unsympathisch Klingende und setze vor die übrigbleibenden Worte ein positives Vorzeichen.

Der uns zur Verfügung stehende Raum hindert uns an einer Kritik der Güntherschen Einteilung in fünf Rassen, insbesondere der Aufstellung der „westischen", „ostischen" und „ostbaltischen" Rasse, deren Ausscheidung in keiner Weise kritisch begründet wird. Zieht man in Betracht, daß es kaum zwei Anthropologen gibt, die derselben Rasseneinteilung huldigen, so sollte man von einer neuen „Rassenkunde" doch zum mindesten die Gründe der Ablehnung der bisherigen Klassifikationsversuche erfahren. Hier dagegen werden einfach „fünf in Europa und in Deutschland vorkommende Rassen" postuliert. Ob es sich dabei auch wirklich um „Rassen" handelt, darüber erfährt man nichts. Ganz wie bei Carl Gustav Carus, der (1849) die Völker einteilte in „Tagvölker, Nachtvölker und Dämmerungsvölker".

*

Um dem Leser aber ein Bild davon zu geben, wie es mit der Klassifikation der Menschenrassen bisher bestellt war, wollen wir hier eine Zusammenstellung über die Anzahl der Rassen bei verschiedenen Forschern folgen lassen:

Retzius — 2, Virey — 2, F. Müller — 2, Jacquinot — 3, Cuvier — 3, Broca — 3, Topinard — 3, Gobineau — 3, Quatrefages 3, Fritsch — 3, Stratz — 3, Hochstetter — 3, Bernier — 4, Linné — 4, Kant — 4, Huxley — 4, Blumenbach — 5, Buffon — 6, Kollmann — 6, Hunter — 7, Peschel — 7, Agassiz — 8, Pickering — 11, Bory Saint Vincent — 15, Desmoulins — 16, Morton — 22, Deniker — 29, Crawford — 60, Burke — 63.

Dazu kommen noch die Einteilungen von Wilser, Sergi und Wieth-Knudsen, die den Rassenbegriff überhaupt streichen und die Klassifikation nach zoologischen Prinzipien vornehmen, indem sie ausgestorbene und lebende Menschentypen zu Gattungen, Arten, Unterarten und Spielarten vereinigen.

Rechnet man dazu noch den heillosen Wirrwarr im Gebrauche der Worte Völker, Stämme und Rassen und berücksichtigt, daß den verschiedenen Einteilungen auch noch verschiedene Merkmale zugrunde liegen (Abstammung, Verbreitung, Sprache, Haarform, Hautfarbe, Schädelform, Gesichtsform usw.), so

gewinnt man eine annähernde Vorstellung von dem babylonischen Sprachengewirr, das die Anthropologie beherrscht. So klagt einer der prominentesten gegenwärtigen Anthropologen Deutschlands, der auf Exaktheit allerdings nicht immer erpichte Prof. Eugen Fischer, daß in der Rassenkunde in bezug auf Nomenklatur „ein geradezu trostloses Durcheinander" herrsche. (Vgl. seinen Artikel „Rassen und Rassenbildung" im „Handwörterbuch der Naturwissenschaften", Bd. VIII, Jena 1913.)

Wenn dann derselbe E. Fischer neuerdings in einer Abhandlung über „Begriff, Abgrenzung und Geschichte der Anthropologie" (vgl. Band „Anthropologie" des Teubnerschen Sammelwerks „Kultur der Gegenwart", 1923, S. 11) die Behauptung aufstellt, die Anthropologie sei zur Zeit „auf fester Grundlage errichtet", so klingt das wie eine Selbstverhöhnung. Dabei sprechen wir nicht einmal von dem zügellosen Subjektivismus und dem immer wieder hervortretenden bürgerlichen Klasseninteresse, das auf allen Gebieten der Anthropologie ganz ungehemmt hervorbricht. Ebenso sehen wir in der Erklärung dieses führenden deutschen Anthropologen:

> „Man darf wohl sagen, der Begriff Rasse klärt sich zur Zeit sehr und beginnt bei den Fachleuten in eindeutigem Sinne gebraucht zu werden" (Ebenda, S. 124),

nichts als pure Phantasie, bei der der Wunsch der Vater des Gedankens gewesen.

Trotz der angeblichen „Klärung" des Begriffs Rasse begnügt sich übrigens E. Fischer mit einem „praktischen" Rassenbegriff, der freilich einen schnelleren Erfolg verspricht und bei dem man es mit der Erblichkeit der Merkmale nicht allzu genau nimmt. Dabei muß Fischer zugeben, daß es selbst mit den „praktischen" Rassen recht übel bestellt ist, denn auf die Frage, was wir denn eigentlich von diesen Rassen wüßten, antwortet er:

> „Da drängen sich die Erscheinungen der Rassenentstehung, der Rassenkreuzung und des Rassenverschwindens in den Vordergrund, also eine allgemeine Rassenbiologie. Hier ist gegenwärtig alles im Fluß*."

Wobei sich herausstellt,

> „daß sehr viele bisherige Annahmen recht willkürlich waren, daß wir erst sehr wenige wirklich sicher fundierte Tatsachen bezüglich der Vorgänge der Rassenentstehung oder Rassenbildung besitzen". (Ebenda, S. 126.)

Das schreibt, wie gesagt, ein hervorragender Forscher, der auf Spezialgebieten tüchtige Leistungen aufzuweisen hat. Was soll man da von einem Stümper à la Günther verlangen!

*

Wir sind daher auch keineswegs erstaunt, wenn uns der vielbewunderte Mann belehrt, daß „die Schädelmessung zum wichtigsten Bestand der Rassenkunde gehört" (S. 29), und uns mit allerhand Indizes langweilt.

Wenn je eine Methodik bankrott gemacht hat, so ist es die reine Kraniometrie. Trotz zahlloser, zum Teil sehr sorgfältiger Arbeiten auf diesem Gebiete — wir nennen z. B. die von Retzius, Welcker, Broca, Virchow, Quatrefages, Ranke, Topinard, Sergi, S. Schmidt, Hervé, Klaatsch und Schwalbe — stecken wir in bezug auf brauchbare Schlußfolgerungen (sofern wir die fossilen Menschenreste ausnehmen) heute noch in einem Sumpf der größten Widersprüche. Schon vor 30 Jahren zog P. Ehrenreich in seinen „Anthropologischen Studien über die Urbewohner Brasiliens" (Braunschweig 1897, S. 5 ff.) das Fazit der kraniometrischen Errungenschaften mit den Worten:

---

* Von uns gesperrt. M. L.

„Auf unhaltbarer Grundlage errichtet, ist die Kraniologie der Neuzeit ergebnislos geblieben und selbst unhaltbar geworden."

Das wird sich erst ändern, wenn die Anthropologen endlich begriffen haben werden, daß 1. es nicht auf die Schädel allein ankommt, sondern auf alle Organe und deren Korrelationen; 2. der Mensch einen Mischtypus (eine phänotypische Population) darstellt, also auch sein Schädel ein Mischschädel ist und 3. man durch exakteste, zeitraubende Studien an verschiedenen Einzelmerkmalen erst einmal deren Vererbungsmodi feststellen muß. In dieser Beziehung sind unsere Kenntnisse aber noch sehr dürftige, trotzdem es zur Zeit schon eine Reihe gründlicher Arbeiten gibt über Hämophilie, Rehebother Bastarde, Habsburger Lippe, Mißbildungen und Konstitutionskrankheiten.

Hören wir nun Günther weiter.

Ein paar Stellen über die Art, wie er die Eigenschaften seiner fünf angeblichen Rassen schildert, mögen hier zur Erheiterung des Lesers folgen. Nachdem uns der Verfasser mit Emphase die Vorzüge des Wuchses des „nordischen Weibes" geschildert, wobei es ihm sicherlich schwer gefallen, sich für die „Schlankheit" gegen die „Körperfülle" zu entscheiden, fährt er fort (S. 40):

„Selbst die etwas übermäßige Körperfülle jener vorwiegend nordischen Frauen, die Rubens gemalt hat, nimmt auch diesen nicht ganz den Ausdruck der Schlankheit."

Offenbar meinte der Verfasser in seinem dem preußischen Beamtenstil angepaßten Deutsch dasselbe, was Heine in die volkstümlichen Worte kleidete:

„Die weltlichste Natürlichkeit
Konnt' man in den Zügen lesen;
Doch das übermenschliche Hinterteil
Verriet ein höheres Wesen."

Isabella Brant und Helene Fourment, Rubens erste und zweite Frau, die dem großen Künstler die liebsten Modelle für seine vollendetsten Schöpfungen waren, und die man in den meisten derselben leicht wiedererkennt — als „schlanke" Nordinnen! Günther meint offenbar, daß, was dem König Salomo, der die Nase seiner Geliebten mit einem gen Damaskus schauenden Turm verglich, recht sei, ihm billig sein müsse. Si tacuisses!

Ueber den Wuchs der „nordischen" Rasse entquillt der Bardenbrust unseres alldeutschen Erneuerers folgende Hymne (S. 41):

„So entsteht ein Eindruck beherrschter Freiheit und so schließlich, da wo das nordische Rassenbild sich am schönsten zeigt, der Eindruck adligen Wuchses. Die gestraffte, soldatische und turnerische Haltung ‚Brust heraus, Bauch hinein' scheint wesentlich nordrassisch zu sein."

Sollen wir uns mit dem Verfasser in eine Diskussion über Aesthetik, „Brüste und Bäuche" einlassen? Wir ziehen es vor, es mit

jenem Affen zu halten, der, als er eine Katze in ein Teerfaß springen sah, die selbstbewußte Aeußerung tat, der Geschmack sei verschieden.

Ueber das „nordische" Haar erzählt uns Günther (S. 64):

„Heinrich von Kleist scheint auch das Leichte und Trockene des nordischen Haares beobachtet zu haben. In seiner ‚Hermannsschlacht' antwortet Hermann auf die Frage Thusneldens, ob denn die Römerinnen keine ‚hübschen' Haare hätten:

‚Nein, sag ich! Schwarze! Schwarz und fett wie Hexen! Nicht hübsche, trockne, goldne, so wie du!'"

Ein unbezahlbarer Bursche, dieser Günther!

Das „nordische Auge" strahlt uns aus folgenden Stellen entgegen:

„Dem nordischen Auge ist eigen die leuchtende, geradezu strahlende Farbe."

Darauf wird kurz auf die Art der Regenbogenhaut eingegangen und dann fortgefahren (S. 72):

„Mit diesen Eigenschaften des nordischen Auges hängt sein besonderer Ausdruck zusammen. Ein dunkles Auge wirkt mehr beobachtend, umherblickend; das nordische Auge mehr betrachtend, schauend. In der Erregung gewinnt das nordische Auge jenen ‚schrecklichen Blick', den die Schriftsteller des Altertums den Germanen zuschreiben. Der Gegensatz der dunklen Sehöffnung gegen deren lichte Umgebung bedingt es neben einem entsprechenden Mienenspiel, daß nordische Augen, wenn sie ihr Gegenüber scharf anblicken, einen ‚schrecklichen' Ausdruck gewinnen können, jene ‚Schärfe' (acies), die Cäsar von den germanischen Augen berichtet. Sie entsteht dadurch, daß die Sehöffnung in der Erregung erweitert und so als vergrößertes Dunkel im hellen Auge das ‚Schreckliche' noch steigert. Gerade bei den hellen nordischen Augen scheinen außerdem Zustände seelischer Erregung (Freude, Kampflust) und eine erhöhte ‚Klarheit', auf einen ‚Glanz' der Augen hinzuwirken. Die nordischen Augen vermögen zu ‚strahlen'. So entsteht der Blick, an den die römischen Söldner im Kampf gegen die Germanen erst gewöhnt werden mußten, um durch die Wildheit des Ausdruckes nicht geschreckt zu werden. Von den Galliern berichtet Cäsar, sie hätten dem wilden Blick der Germanen gar nicht standhalten können (ne vultum quidem atque aciem oculorum ferre potuisse). Von Hagen berichtet das Nibelungenlied den gleichen schrecklichen Blick (‚eislîch sîn gesihene'). Es war eine Eigenschaft, die nordrassische Völker besonders den Helden zuschrieben. ‚Der gleißende Wurm glänzt auch ihm im Auge' (Wagner: Walküre), ist eine Vorstellung der Edda und in altnordländischen Schilderungen entsprachen den Ausdrücken trux und acies genau die Epitheta otol und hvoss. Nur das nordische Auge kann schrecklich blicken, das Auge der anderen Rassen blickt in der Erregung finster oder drohend oder auch giftig. Zornmütig blickt nur das nordische Auge. Der Augenausdruck der nordi-

schen Rasse ist im allgemeinen der offener Bestimmtheit und Entschlossenheit, oft ein kühner willenskräftiger Ausdruck mit scharfem, oft durchdringendem oder forschendem Blick. Doch besteht bei der nordischen Rasse ein großer Spielraum des Augenausdrucks, von gütiger Milde bis zu herrischer Härte. ... Den Gesamtausdruck der nordischen Gesichtszüge nennt Gobineau einmal treffend ‚ein wenig trocken' (un peu sec). Besonders im männlichen Geschlecht und in einem mittleren Lebensalter fällt diese Kühle und Herbe, gleichsam das Sachliche nordischer Gesichtszüge auf."

Damit der Leser diesen ganzen Gallimathias auch ernst nehme, schmückt Günther den „schrecklichen" Text mit einem ebenso „schrecklichen" Bildnis des „schrecklichen" Generals Ludendorff, vergißt jedoch dem Leser mitzuteilen, daß die Gallier von anno 1914 bis 1918 von dem „schrecklichen" Blick der Germanen eine von der Cäsarschen etwas abweichende Meinung gehabt haben müssen.

Im Kapitel „Einige sonstige Körpermerkmale" warnt der Verfasser vor dem Eindringen „innerasiatischen" und „jüdischen" Blutes und erblickt selbstverständlich eine besondere Gefahr im Vormarsch des Bolschewismus (S. 144):

„Der Bolschewismus," heißt es da, „der innerasiatische Menschen in großer Zahl in sein Heer einstellt, bedeutet ein weiteres Hereinführen asiatischen Blutes nach Europa und setzt somit rassisch die hunnischen und mongolischen Vorstöße Asiens gegen Europa fort."

Warum soll das für die nordische Rasse, die ja doch gegen alle Gefahren durch ihr „zornmütiges Auge" und „ihren schrecklichen Blick" gefeit sein soll, ein Malheur sein? Bisher hieß es doch, die Deutschen fürchteten nur Gott, sonst nichts auf dieser Welt. Allein das ist eine alte Geschichte: dumme Bücher schreiben und das Maul vollnehmen ist eins, mit ernsten Gründen kämpfen dagegen etwas anderes.

Ob der Bolschewismus oder Kommunismus, d. h. die revolutionäre und wissenschaftliche Lehre vom Siege der Arbeiterklasse über das Ausbeutertum und von der Vernichtung der Klassengesellschaft durch die vom Kapitalismus selbst erzeugten und im Verlaufe seiner Entwicklung gesteigerten Klassengegensätze, von den „Hunnen" oder „Mongolen" herrührt oder nicht vielmehr just durch die „nordische" Rasse vorbereitet wurde (die englische politische Oekonomie, die deutsche klassische Philosophie und die französische Revolution), darüber braucht ein völkischer Reiseanthropologe natürlich nichts zu wissen, dagegen können wir dem neuen „Wahrer der deutschen Belange" die Beantwortung der Frage nicht ersparen, warum denn seine um das Wohlergehen der „nordischen" Rasse so besorgten Gesinnungsgenossen sich dem in Genf seitens der „Hunnen" kürzlich gemachten Vorschlag einer vollen Abrüstung so energisch widersetzten? Wäre denn nicht bei der vielgepriesenen „Ueberlegenheit der nordischen Rasse" im Falle einer allgemeinen Abrüstung die „Hunnengefahr"

für immer gebannt? Wir fürchten nur, daß sich die alldeutschen Schwätzer dann genötigt sehen würden, über „Hunnen" im eigenen Lager, innerhalb ihrer famosen „nordischen Rasse", zu jammern. Denn sobald es sich darum handeln wird, zwischen der völkischen Poesie und der revolutionären Prosa zu wählen, werden die deutschen Arbeiter, die doch wohl auch Männer nordischen Blutes sind, allesamt zu „Hunnen und Mongolen", d. h. zu entschiedenen Mitkämpfern in jenem gewaltigen Ringen um eine neue Menschheitskultur, an deren Spitze zur Zeit die „Hunnen und Mongolen" des Ostens, die Arbeiter der Sowjetunion, marschieren.

Das Kapitel schließt mit der alten Leier von der „schwarzen Schmach" am Rhein, wobei sich der Verfasser wohlweislich um die kitzliche Frage herumdrückt, wieviel „nordische" Frauen des besetzten Gebietes an den „schwarzen" Besatzungstruppen nicht auch ihre stille Freude gehabt, vor allem aber, ob nicht die beispiellosen deutschen Greuel in der belgischen Stadt Dinant den französischen Imperialisten und Militaristen auch heute noch als ein unerreichtes Muster jener Kultur vorschweben, die dem „nordischen Gedanken" die Herzen der Volksmassen erschließen sollte.

Die „seelischen" Eigenschaften werden in derselben größenwahnsinnigen Manier geschildert. So gruppieren sich beim „nordischen" Menschen alle seelischen Merkmale um die drei „Kerneigenschaften": Urteilsfähigkeit, Wahrhaftigkeit und Tatkraft. Wir wissen nicht, wie es bei dem Verfasser mit der „Tatkraft" bestellt ist, was dagegen seine „Urteilsfähigkeit und Wahrhaftigkeit" betrifft, so glauben wir, sie dem Leser genügend demonstriert zu haben. Wir überschlagen daher dieses Kapitel.

Was endlich die letzten Kapitel anbelangt, die die „nordische Rasse in Vorgeschichte und Geschichte*, Rasse und Sprache und die gegenwärtige Lage des deutschen Volkstums vom Standpunkt der Rassenkunde aus betrachtet", behandeln, so bedürfte es eines neuen Herkules, um den in diesen Kapiteln zusammengetragenen Mist auszumisten. Es genügt das Leitmotiv des ganzen in diesen Kapiteln verzapften Blechs hierherzusetzen.

Günther kleidet es in die Worte Uhlands:

„Ihr habt vernommen, was dem Gott gefällt,
Geht hin, bereitet euch, gehorchet still!
Ihr seid das Saatkorn einer neuen Welt:
Das ist der Weihefrühling, den er will."

„Mächtigster Zukunftswille" soll das deutsche Volk vor dem „Untergang" bewahren. In diesem „mächtigsten Zukunftswillen" offenbare sich „die nordische Sendung". (S. 407.)

Eine „Rassenkunde des deutschen Volkes", dessen Einbanddecke der Kopf eines mit einer Krone versehenen, lockenhaarigen germanischen Jünglings verunstaltet, wäre ein Torso, enthielte sie nicht

* Dieses Kapitel strotzt von willkürlichsten Hypothesen über den Urmenschen und dessen Wanderungen.

ein „besonderes" und „nur sie kennzeichnendes eigenes" Kapitel über die Juden. Günther widmet dem „jüdischen Volke", obwohl ihn laut eigener Aussage nicht die Völker, sondern nur die Rassen interessieren, und er selbst wiederholt vor einer Vermengung der Begriffe Volk und Rasse warnt, einen speziellen Anhang von 82 Seiten. Der Anhang ist erfüllt von borniertesten, in Bigotterie, Byzantinismus und teutschem Grössenwahn schwelgenden Phantasien, von einem Antisemitismus, wie ihn die völkische Presse tagaus tagein allerhand Lausbuben und senilen Narren vorsetzt.

Alles in allem, ein Buch für ostelbische Junkergestüte.

II

Sehen wir uns nun einmal den zweiten Mann, den Tübinger Professor A. Basler, an.

Im Vorwort formuliert Basler den Zweck seines Buches, das den Untertitel trägt „Für die Gebildeten aller Stände", wie folgt:

> „Das vorliegende Buch soll den ersten Schritt darstellen in meinem Bemühen, der schon längst auf große Höhe gebrachten Rassenmorphologie eine gleichwertige Rassenphysiologie an die Seite zu stellen. Trotz der Form, die das Dargestellte jedem Gebildeten näherbringen soll, war ich bestrebt, den Inhalt streng wissenschaftlich zu gestalten."

Hier stocken wir schon. Der Verfasser will offenbar den Eindruck erwecken, als sei er der erste Rassenphysiologe, gewissermaßen der Begründer einer neuen Disziplin. Allein das ist eine Irreführung des Lesers. Die Rassenphysiologie ist so alt wie die Rassenmorphologie. Ethnologische wie anthropologische Reiseschilderungen enthalten seit jeher zahlreiche rassenphysiologische Beobachtungen, z. B. Angaben über Geburt, Geschlechtsreife, Begattung, Funktion der Sinnesorgane, Ausscheidungen, Puls, Hunger, Durst, Körperbewegung und dergleichen mehr*.

Sollte jedoch in der angeführten Stelle die Betonung auf die Worte „ersten Schritt" zu legen sein, so wollen wir gerne zugeben, daß Baslers Buch eine erste, allerdings sehr oberflächliche Zusammenfassung des sehr zerstreuten rassenphysiologischen Materials darstellt. Welcher wissenschaftliche Wert aber dieser Zusammenfassung zukommt, werden wir gleich sehen.

Auch Basler beginnt mit einer Definition des Begriffes Rasse, worunter er folgendes versteht:

> „Rasse nennen wir eine Gruppe von Individuen, die von anderen Individuen der gleichen Art abweichen." (S. 9.)

Wenn also Schmiede oder Waldarbeiter, mithin „eine Gruppe von Individuen", stärkere Armmuskeln als „andere Individuen der glei-

* Vgl. auch E. Fischer, „Rassenphysiologie" im Handwörterbuch der Naturwissenschaften, Band VIII, Jena 1913.

chen Art" haben, bilden sie eine Rasse? Der Verfasser fühlt selbst die wissenschaftliche Unbrauchbarkeit seiner tiefsinnigen Definition und beeilt sich daher, sie einzuschränken. Er schreibt:

> „Natürlich müssen auch die Nachkommen die gleichen Eigenschaften aufweisen, mit anderen Worten: sie (wer, die Nachkommen? M. L.) müssen sich vererben."

Nach dieser Einschränkung gelangt Basler zu folgender, von ihm durch Sperrdruck hervorgehobenen Bestimmung des Begriffes Rasse:

> „Eine Menschenrasse ist demnach eine Gruppe von Menschen, die sich durch bestimmte vererbbare Eigenschaften von den übrigen Menschen unterscheiden." (S. 10.)

Schön, der Einwand mit den Schmieden fällt dann weg, da sich bekanntlich die verstärkte Armmuskulatur nicht vererbt. Wie steht es dann aber z. B. mit der berühmten Tessiner Bluterfamilie Mampel, die sich durch die „bestimmte vererbbare Eigenschaft" der Hämophilie „von den übrigen Menschen unterscheidet?" Gibt es eine Mampelrasse? Die Antwort liegt auf der Hand*.

Das kommt davon, wenn man sich, koste es was es wolle, feste „Rassen" zusammenflickt, ohne die Schwierigkeiten und Fehlerquellen wissenschaftlicher Abgrenzung taxonomischer Einheiten zu berücksichtigen. Uebrigens existieren Schwierigkeiten für Basler überhaupt nicht. Sein ganzes Buch stellt ein Sammelsurium der heterogensten Daten dar, um deren sorgfältige Ordnung und Ueberprüfung er sich nicht kümmert. Nimmt man dazu seine ausschweifenden Hirngespinste und multipliziert beides mit einer geradezu haarsträubenden Ignoranz auf dem Gebiete der Geschichte und der Sozialwissenschaft, so erhält man ein ungefähres Bild von Baslers Machwerk.

Ein paar Beispiele sollen dem Leser zeigen, was sich ein deutscher Professor heute alles erlauben darf.

Zuvor jedoch noch zwei köstliche „Definitionen", die überdies ohne jede Begründung apodiktisch hingeworfen werden. Sie lauten:

1. „Menschengruppen mit gleicher Gesittung bilden Nationen oder Völker." (S. 10.)
2. „Wieder unabhängig von Gesittung und Rasse werden aus rein praktischen Erwägungen heraus die Menschen zu Interessengemeinschaften zusammengeschlossen, das sind die Staten." (S. 11.)

Darauf wäre einfach zu erwidern:

Zur ersten These: Die „Gesittung" z. B. des Proletariats hat zur Grundlage die internationale Solidarität und den Kampf gegen das Ausbeutertum; die „Gesittung" der Bourgeoisie dagegen, einschließlich der Baslers, hat zur Grundlage die nationale Ueberhebung, die

* Die Sache wird um kein Haar besser dadurch, daß sich der Verfasser auf den bekannten Anthropologen E. Fischer beruft, der diese Definition seinerseits Grosse entlehnt. Um so schlimmer für das ganze Trio!

chauvinistische Verhetzung und den Kampf gegen die Ausgebeuteten. Das dürfte doch wohl nicht zu bestreiten sein. Ergo bilden nach Basler Proletariat und Bourgeoisie zwei Nationen oder Völker! Ein anderes Beispiel: Die Protestanten sind der Ansicht, daß die „Gesittung" die Anerkennung der Vormundschaft Tausender kleiner Päpste fordert, während die Katholiken der Meinung huldigen, die „Gesittung" fordere die Unterwerfung unter den Willen eines einzigen Papstes. Nach Basler hätten wir mithin wiederum zwei Nationen vor uns, eine katholische und eine protestantische. Wir überlassen es dem Leser, sich weitere Beispiele solcher Art auszudenken.

Kurz: Entweder meint Basler Menschengruppen, die eine gleiche Gesittung aufweisen und dann sind es keine Nationen, oder aber er meint Nationen und dann sind es keine Menschengruppen gleicher Gesittung.

Zur zweiten These des Verfassers sei die Frage erlaubt: Sind etwa der Allgemeine Deutsche Gewerkschaftsbund, die kapitalistischen Unternehmerverbände oder die politischen Parteien auch Staaten? Es sind doch ausgesprochene Interessengemeinschaften! Ihre Tübinger Zuhörer müssen schon eine ganz sonderbare „Menschengruppe" oder „Interessengemeinschaft" mit einer nicht minder sonderbaren „Gesittung" darstellen, daß sie sich von Ihnen solche Weisheiten vortragen lassen.

Wir gehen nun zu den Hauptstücken des „streng wissenschaftlichen" Buches über.

Ein großer Abschnitt des ersten Kapitels behandelt die „Entstehung der Rassen". Schon der Titel ist irreführend, da über die Entstehung, d. h. über die stammesgeschichtliche Entwicklung der gegenwärtigen Rassen überhaupt nichts erzählt wird, sondern lediglich eine äußerst flüchtige und unexakte Darstellung der Variations- und Selektionslehre gegeben wird. Zur neuerdings wieder lebhaft in Fluß geratenen Frage der Vererbung erworbener Eigenschaften, deren moderne, exakte Behandlung einen erheblichen Fortschritt in der Richtung einer wissenschaftlichen Methodologie der Vererbungswissenschaft zur Folge gehabt hat und den Streit zwischen den Lamarckianern und Darwinianern wesentlich geklärt hat, bemerkt der Verfasser:

> „Auf die Frage, inwieweit erworbene Eigenschaften vererbt werden können, soll hier nicht näher eingegangen werden." (S. 14.)

Warum denn nicht? Die richtige Lösung des Problems der Vererbung erworbener Eigenschaften bildet doch eine der Grundvoraussetzungen zur richtigen Beurteilung der Erblichkeitserscheinungen! Der Verfasser drückt sich um deren Behandlung, weil er sich auf dem Gebiete der Vererbungsforschung wie der Esel auf dem Glatteis fühlt, wozu wir ihn beglückwünschen.

Ueber „Mutationen" orakelt Basler (S. 16), sie entstünden „in seltenen Fällen" und fielen „ganz aus dem Rahmen heraus". Unter

„Rahmen" ist offenbar die Norm der Eigenschaften einer bestimmten Organismengruppe zu verstehen. Beides ist falsch! Mutationen sind in der Natur gar nicht selten und betreffen sowohl kleinste, geringfügigste als auch sehr beträchtliche extreme Abweichungen von der Norm. Der Standpunkt des Verfassers entspricht in diesem Punkte dem Stand unseres Wissens vor rund zwei Dezennien, nicht aber dem heutigen*.

Es sei hier eingeschaltet, daß die Möglichkeit der Feststellung von Mutationen wesentlich abhängt einmal von der Zahl der untersuchten Individuen, zum anderen von dem Grade der Kenntnis möglichst vieler und scharf umschriebener Einzelmerkmale bei einer bestimmten Organismenart. Die scharfe Unterscheidung einzelner Merkmale und exakteste Methodik ermöglichte es Th. H. Morgan, dem führenden Vererbungsforscher der Vereinigten Staaten, durch jahrzehntelange, mühevolle Untersuchungen an der Taufliege (Drosophila) eine Unmenge verschiedenster Mutationen festzustellen. Neuerdings gelang es dem ausgezeichneten nordamerikanischen Experimentator H. I. Muller, durch Röntgenstrahlen sogar künstlich zahlreiche Mutationen zu erzeugen. Was die Mutationen, d. h. die unvermittelten, sprunghaften, stoßhaften, diskontinuierlichen Merkmalsänderungen auszeichnet, ist weder ihre Seltenheit noch das Ausmaß ihres Abweichens von der Norm, sondern lediglich die Tatsache, daß es sich bei den Mutationen um neue und sofort erblich fixierte Dauermerkmale handelt, also um Veränderungen des Genotypus (des Keim- oder Idioplasmas), der bei Kreuzungen den Mendelschen Regeln folgt.

In der Rasseneinteilung folgt Basler kritiklos der oben kritisierten Einteilung Günthers. Nur begnügt er sich mit vier Rassen; die „ostbaltische" läßt er weg. Warum, wissen wir nicht; ist auch gleichgültig. Sehr bezeichnend für das ganze Buch Baslers ist dagegen der Satz:

> „Von außereuropäischen Rassen sei nur die semitische oder orientalische erwähnt, weil sie durch die bei uns lebenden Juden ein größeres Interesse verdient." (S. 27.)

Das „größere Interesse" für die Juden entspringt bei Basler nicht etwa wissenschaftlichen Gründen, sondern einem ausgesprochenen Antisemitismus. Es genügt, darauf hinzuweisen, daß die

* Vgl. hierzu außer de Vries selbst auch sämtliche modernen Lehrbücher der Vererbungslehre (E. Baur, V. Häcker, R. Goldschmidt, W. Bateson, C. Kronacher, E. W. Sinott u. L. C. Dunn, A. Franklin Shull, A. Lang, E. G. Conklin, H. Iltis, W. E. Castle u. a.), insbesondere Th. H. Morgan, „Die stoffliche Grundlage der Vererbung" (Berlin 1921) und W. Johannsens klassisches Standardwerk „Elemente der exakten Erblichkeitslehre" (3. Aufl., Jena 1926). Auch nehmen wir mit Freude die Gelegenheit wahr, dem deutschen Arbeiter ein soeben erschienenes prächtiges Büchlein des ausgezeichneten Vererbungsforschers Prof. Dr. Richard Goldschmidt, „Die Lehre von der Vererbung" (Berlin 1927), aufs wärmste zu empfehlen.

paar Zeilen, die in diesem Kapitel den Juden als Rasse gewidmet sind, ihre Weisheit der trüben Quelle Houston Stewart Chamberlains verdanken, womit die „Wissenschaft" dieses „Professors" zur Genüge gekennzeichnet ist.

Wir übergehen die der eigentlichen Physiologie der Rassen gewidmeten Kapitel, die eine kritiklose Aufzählung einzelner, zum Teil guter, zum größten Teil jedoch oberflächlicher Beobachtungen von Forschern verschiedensten Kalibers enthalten. Dagegen mögen hier noch einige Proben aus dem Abschnitt „Leben der Rassen in ihrer Gesamtheit" folgen.

Nachdem es dem Verfasser mißlungen, die Rassen physiologisch einwandfrei zu charakterisieren, versucht er es ganz im Geiste Günthers mit den „Neigungen und Fähigkeiten ganzer Völker (!!)". Zunächst wird hier der Begriff Rasse einfach durch den des Volkes ersetzt. Dann aber geht's los (S. 110 ff.): Die „Hauptstärke" der Phönizier war „unzweifelhaft" der „Handel", die der Griechen „die Kunst", die der Römer „die Organisation"; was im Altertum das phönizische, das ist in heutiger Zeit das angelsächsische Rassengemisch, vertreten durch England und Amerika*. „Daß Paris eine der schmutzigsten Städte ist ... liegt im Volkscharakter. Vor nahezu 300 Jahren wird Paris schon als sehr ‚kotige' Stadt bezeichnet."

Letzteres ist ein besonders pikantes Argument, gleichzeitig eine so dreiste Art der „Belehrung" der „Gebildeten aller Stände", daß es uns der Leser nicht verübeln möge, wenn wir auf diesen Punkt kurz eingehen. Wir ziehen dazu folgenden Vergleich zwischen Berlin und Paris:

Berlin. Vor 300 Jahren (um 1600) zählte Berlin rund 14 000 Einwohner, um 1650 gar nur 8000. Um diese Zeit war Berlin noch ein großes Nest, über dessen Sauberkeit des Sängers Höflichkeit schweigt. Die Pflasterung der Straßen erfolgte unter dem Großen Kurfürsten (1640—1688). Ende des 18. Jahrhunderts zählte Berlin zirka 200 000 Einwohner.

Paris. Vor 300 Jahren (um 1600) zählte Paris bereits zirka 200 000 Einwohner und war bereits eine Weltstadt. Die Pflasterung der Straßen begann zur Zeit Philipps II., August (1180—1223), als Paris bereits 100 000 Einwohner zählte. Ende des 18. Jahrhunderts betrug die Einwohnerzahl von Paris über 500 000.

Die Tatsache, daß Berlin im Laufe des 19. Jahrhunderts Paris an Sauberkeit überflügelte, erscheint gegenüber der politischen und kulturellen Rolle, die Paris in der Geschichte gespielt, von so lächerlich untergeordneter Bedeutung, daß nur ein provinzieller, revanchelüsterner deutscher Professor auf den famosen Gedanken kommen kann, die Bedeutung einer Stadt — ganz zu schweigen vom Volkscharakter einer Bevölkerung — allein nach der Quanti-

* Sombarts „Händler und Helden" erleben ihre Auferstehung. Daß die Engländer in der Industrie und im Verkehr allen voran gegangen und die Vereinigten Staaten heute die mächtigste Industrie der Welt besitzen, braucht ein deutscher Professor, sofern er bezahlt wird, ja nicht zu wissen!

tät des Straßenkotes „vor 300 Jahren" zu beurteilen. Was würde der Verfasser wohl sagen, wenn wir im Anschluß an seine Methode etwa folgende Parallele zögen: Da die Pariser Universität bereits im Jahre 1200 gegründet wurde (sie zählte damals schon 20 000 Zöglinge!), die Berliner dagegen erst 600 (!!!) Jahre später, nämlich 1810, so beweist das, daß das mangelnde Interesse für Wissenschaft im Volkscharakter der Deutschen liegt. Der tiefbeleidigte Professor würde sicher einen heillosen Spektakel veranstalten, und doch wäre diese Beweisführung immer noch besser begründet als sein Hinweis auf den Straßenkot.

*

Zu der Basler so interessierenden Frage der Beziehungen zwischen Volkscharakter und „Kot" liefert übrigens Karl Vogt in seiner Autobiographie einen wertvollen Beitrag. Es handelt sich da um die ergötzliche Schilderung der Zustände in der Universitätsstadt Gießen um 1830, die wir dem Leser nicht vorenthalten wollen. Vogt erzählt:

„Eine nicht geringe Eigentümlichkeit der Vaterstadt, die nicht gerade zum Wohlgeruche beitrug, waren die sogenannten ‚Winkel', schmale Zwischenräume zwischen den Häusern, die sich nach oben hin verengten und in welche, Schwalbennestern gleich, von beiden Seiten her einfache Holzkäfige vorragten, auf denen man sich des irdischen Dranges entledigte. Der Winkel war gegen die Straße hin durch ein kniehohes Mäuerchen geschlossen, über dem eine Plankentür angebracht war, hoch genug, um die Unterseite der in der Luft schwebenden Sitze den Blicken der auf der Straße gehenden Personen zu entziehen. Von Zeit zu Zeit wurden die Hauseigentümer angehalten, ihre Winkel zu leeren. Leider hatte Gießen keine Garnison, ähnlich der bekannten ‚Stiefelgarde' in Darmstadt, welche hohe, bis auf den halben Schenkel reichende Reiterstiefel mit Sporen trug, aber keine Pferde besaß und in dem Inneren des großherzoglichen Schlosses und des neuen ‚Palais', welches Großherzog Ludwig II. bewohnte, Wache zu stehen hatte. Die Edlen benutzten ihre hohen Stiefel, um als Kloakenreiniger der Residenz ihre Löhnung zu verbessern. Merkwürdigerweise stank es beständig in den Gängen der großherzoglichen Residenz. Der Hofbaumeister Moller wurde beauftragt, die Abtritte einem gründlichen Umbau zu unterwerfen. Sechzigtausend Gulden wurden verbaut — es stank nach wie vor. Erst als die Stiefelgarde abgeschafft wurde, verschwanden die Gerüche und mit ihnen merkwürdigerweise auch die weiße Dame, welche zuweilen im Schlosse spukte.

Gießen hatte keine solche Garnison — der Bürger besorgte selbst die Leerung seines Winkels und war — leider muß dies zugestanden werden — oft sehr lässig in Besorgung dieser Pflicht. Wenn dann im Sommer heftige Gewitterregen niederstürmten, so geschah es nicht selten, daß der Inhalt der Winkel über die niedrigen Mauern überquoll. Im Winter drohten andere Kalamitäten. Dann fror der Inhalt der Winkel zusammen und es bildeten sich, den in der Luft schwebenden Sitzen entsprechend, zapfenartige Erhöhungen, die in strengen Wintern zu schlanken Säulen anwuchsen."

Die Franzosen also sind nach Basler ab ovo dreckige Kerle, die Hessen um 1830 offenbar die wahren Vertreter der großen Familie des Volkes der Dichter und Denker.

*

Ueberhaupt bedient sich Basler bei der Beurteilung der Fähigkeiten der Völker einer höchst originellen Methode. So wird z. B. zum Beweise dessen, daß die Bayern ein „Malervolk", die Württemberger dagegen ein „Schriftstellervolk" seien, folgendes haarsträubende Verfahren eingeschlagen (S. 112 ff.):

„Ich schrieb aus einer Kunstgeschichte alle in den drei genannten Ländern (Bayern, Württemberg und Baden, M. L.) geborenen Maler heraus, von denen mindestens e i n Bild in dem Werke wiedergegeben war ... weiterhin schrieb ich aus einer Literaturgeschichte alle Schriftsteller heraus, bei denen es der Verfasser für angebracht hielt, ihre Gesichtszüge durch ein Bildnis der Nachwelt zu überliefern."

Das Ergebnis dieser erschütternden Leistung wird dann graphisch in Rechtecken verschiedener Höhe zusammengefaßt und dann gefolgert:

„Da aber die Verteilung verschiedenartiger Begabungen nicht Zufall sein kann, muß in Württemberg eine Rasse überwiegen, aus der viele Schriftsteller hervorgehen, in Bayern eine solche, bei der die Begabung für Malerei und darstellende Kunst vorherrscht."

Sapienti sat!

Auf Seite 115 wird als „einziger Grund" für die „Rassenreinheit" der Juden die „Verschiedenheit der Religion" angeführt. Das ist zwar eine alte, darum aber nicht minder törichte Behauptung der völkischen Rassentheoretiker. Doch schenken wir uns ein Eingehen auf diesen Unsinn, da es genügt, festzustellen, daß der Ausgangspunkt dieser ganzen Behauptung, nämlich die angebliche „Rassenreinheit" der Juden f a l s c h ist*. Die Juden sind so wenig eine reine Rasse, wie jene völkischen Grandgoschiers, die sich heute als Vertreter der nordischen „Edelrasse" so marktschreierisch gebärden. Daß die Juden eine Mischrasse sind, wie notabene alle europäischen „Rassen", spricht andererseits mit nichten gegen die Juden, es sei denn, man b e w e i s e, — nicht durch Worte wie „zweifellos", „ganz gewiß", „wie bekannt" u. dgl. m., sondern d u r c h e i n g e h e n d e, o b j e k t i v e M e r k m a l s a n a l y s e a u f d e m B o d e n d e r m o d e r n e n e x a k t e n E r b l i c h k e i t s f o r s c h u n g, daß Tüchtigkeit und Individualwert der Persönlichkeit mit Rassereinheit überhaupt etwas zu tun haben oder gar ausschließlich dieser zu verdanken seien. B i s h e r h a t d i e s n o c h n i e m a n d z u b e w e i s e n v e r m o c h t u n d w i r d e s a u c h n i e m a n d j e m a l s b e w e i s e n k ö n n e n!

Wir kommen zum Kapitel, das die „Gesellschaftsbiologie", die „Gesellschaftsklassen" und selbstverständlich — „die Juden" behandelt.

Unter „Gesellschaftsbiologie" versteht Basler

„die Veränderung der Menschen durch Einflüsse, die mit der Staatenbildung zusammenhängen".

Hier leistet sich Basler wiederum einen kleinen Schwindel, denn in Wahrheit spricht er über den Staat überhaupt nicht, sondern lediglich über K l a s s e n, wie e r sie versteht. Hier findet nun der Leser

* Vgl. darüber die klaren Ausführungen K a r l K a u t s k y s in dessen Schrift „Rasse und Judentum" (Stuttgart 1921).

solche Perlen, daß dem Verfasser um seine Unsterblichkeit nicht bange zu sein braucht.

Basler teilt nämlich jeden modernen Staat „schematisch" in „verschiedene Gesellschaftsklassen" ein, deren es nach ihm vier gibt. Allein lassen wir den Verfasser seine Entdeckung selbst verkünden (S. 127):

> „Die erste Gesellschaftsklasse umfaßt die vorwiegend geistig arbeitenden Menschengruppen, Beamte, Künstler, Schriftsteller, Gelehrte. Ihre Angehörigen sind zum Teil festbesoldet (‚Führerklasse').
>
> Als zweite Klasse fasse ich alle die zusammen, die in freien Berufen der Hauptsache nach körperlich arbeiten. Die wichtigsten Vertreter dieser Gruppe sind die Bauern und Handwerker; um die Gesellschaftsklasse kurz bezeichnen zu können, will ich sie ‚Bürgerklasse' nennen.
>
> Die dritte Kategorie wird gebildet durch die ‚Arbeiter', d. h. Menschen, deren Beschäftigung vielfach genau die gleiche ist wie in der zweiten Klasse, die sich aber von jenen dadurch unterscheiden, daß sie gegen feste Bezahlung angestellt sind. Der Unterschied ist also hauptsächlich ein wirtschaftlicher.
>
> Schließlich ist als niederste Klasse der menschlichen Gesellschaft das ‚Proletariat' zu erwähnen, dessen Eigentümlichkeiten weiter unten besprochen werden."

Wir werden gleich sehen, was es mit dem „Proletariat" Baslers auf sich hat. Es wäre nun verlorene Liebesmüh', wollten wir diese Einteilung auch nur im entferntesten ernst nehmen oder gar versuchen, dem Verfasser ein bißchen Elementarbildung in der Gesellschaftswissenschaft und der politischen Oekonomie beizubringen. Bei diesem akademischen Wirrkopf ist Hopfen und Malz verloren. Doch können wir es uns nicht versagen, auf das unfreiwillig Witzige in dieser ganzen Einteilung hinzuweisen. Da Basler nichts von den Kapitalisten und Grundeigentümern und den Schmarotzern, die sich um diese beiden Klassen der modernen, der kapitalistischen Gesellschaft lagern — als da sind Monarchen, Präsidenten, Offiziere, Pfaffen, Staatsanwälte usw. — aussagt, müssen wir annehmen, daß er diese Herrschaften als „nicht existent im eigentlichen Sinn", wie Christian Morgenstern sagt, betrachtet, was doch eine offensichtliche Undankbarkeit just diesen „Edlen" gegenüber bedeutet, denen der Tübinger Professor doch allein die Möglichkeit verdankt, seinen Unsinn jährlich urbi et orbi zu verkünden. Sollte er sie jedoch zur „Führerklasse" zählen, so bleibt es immer noch ein Rätsel, wo er denn die erlauchten und durchlauchten Schlotbarone, Bankiers und Krautjunker samt ihrer Schleppe unterbringt: bei den „Beamten" oder vielleicht gar bei den „Künstlern", „Schriftstellern" und „Gelehrten". Der Marxismus bringt das ganze Pack unter einen Hut und nennt es kurz, aber treffend Ausbeuterklasse. Basler hingegen zieht es vor, seine Protektoren einfach unter den Tisch zu werfen, womit er unwillkürlich zugibt, daß es zwei Gesellschafts-

klassen gibt: Kapitalisten und Grundeigentümer, die sich seiner Einteilung auf Grund des Merkmals Arbeit widersetzen, mithin zu deutsch Faulenzer sind. Das mag für den gelehrten Professor ein Malheur sein, wir, Marxisten, hingegen sind damit durchaus zufrieden, sintemalen wir stets behauptet haben, daß es Klassen gibt, die nicht arbeiten, sondern andere für sich arbeiten lassen*.

Hören wir nun unseren patentierten Rassenphysiologen weiter (S. 128):

> „Die Knochen sind bei den Angehörigen der ersten Klasse im allgemeinen zarter gebaut."

Stimmt, besonders für gewisse kolossale Generale, Stinnes, die ostelbischen Junker und ähnliche „Führer", deren gußeisernes Knochengerüst vermutlich eben wegen seiner Zartheit sie zur Vertretung der „nordischen" Rasse besonders prädestiniert.

> „Der Kopfumfang ist durchschnittlich größer, was man schon daraus ersieht, daß von billigen Hüten in den Hutgeschäften nur die kleinen Nummern, von den teuren nur die hohen und höchsten auf Lager sind." (S. 128.)

Stimmt ebenfalls, besonders für Wasserköpfe.

> „Dem Umfang entsprechend ist auch der Inhalt des Schädels größer und das Gehirn schwerer; wie das Gehirn ist der Verstand besser entwickelt." (S. 128.)

Letzteres ist eine glatte Erfindung, selbst dann, wenn man Ihren Verstand, als ein Kapitel für sich, außer Betracht läßt. Wer hat denn genaue vergleichende Messungen darüber angestellt? Niemand! Wohl aber lehren die bisherigen Messungen das Eine, nämlich, daß alles fließt und Intelligenz mit Hirngewicht nicht das mindeste zu schaffen hat. Das gehört heute zum Abc eines jeden ernsten Anthropologen und wird von sämtlichen Hirnkennern bestätigt.

*

Wir verweisen beispielsweise auf so hervorragende Hirnforscher wie L. Edinger („Vorlesungen über den Bau der nervösen Zentralorgane des Menschen und der Tiere", Bd. I, 1911), O. Vogt u. a. Vgl. ferner C. H. Stratz, „Naturgeschichte des Menschen" (1904), das inhaltsreiche, kürzlich erschienene Buch F. Hempelmanns: „Tierpsychologie vom Standpunkte des Biologen" (Leipzig 1926), sowie die Spezialabhandlungen M. Webers („Vorstudien über das Hirngewicht der Säugetiere" in Festschrift für Gegenbaur, III, 1896) und E. Dubois' (Proc. Akadem. Amsterdam, 25, 1923, u. 27, 1924).

Das Gehirngewicht, mag es sich nun um das absolute oder relative (Verhältnis des Gehirngewichtes zum Körpergewicht) handeln, beweist für die Höhe der Intelligenz gar nichts, wie aus folgender Zusammenstellung hervorgeht:

---

* Die Eigentümer von bloßer Arbeitskraft, die Eigentümer von Kapital und die Grundeigentümer, deren respektive Einkommenquellen Arbeitslohn, Profit und Grundrente sind, also Lohnarbeiter, Kapitalisten und Grundeigentümer bilden die drei großen Klassen der modernen, auf der kapitalistischen Produktionsweise beruhenden Gesellschaft." (Karl Marx, „Das Kapital", Bd. III, 2, Hamburg 1919, S. 422.)

Absolutes Hirngewicht:

Finwal	6700 g	Pferd	600—800 g
Indischer Elefant	5430 g	Stier	450 g
Grindwal	2511 g	Gorilla	400—500 g
Großer Tümmler	1886 g	Orang u. Schimpanse	375—400 g
Mensch	1300—1500 g	Tiger	290 g
(bisherig. Maximum	2100 g)	Löwe	200—250 g

Relatives Hirngewicht:

Finwal	1 : 14000	Mensch	1 : 40—1:36
Indischer Elefant	1 : 560	Maulwurf	1 : 36
Löwe	1 : 546	Ratte	1 : 28
Großer Tümmler	1 : 400	Elster	1 : 28
Grindwal	1 : 400	Midas (kleiner Affe)	1 : 26
Hund	1 : 350—190	Ateles (kleiner Affe)	1 : 15
Gorilla	1 : 220	Kleine Singvögel	1 : 12
Schimpanse	1 : 75		

Interessant ist ferner die Tatsache, daß das Verhältnis von Gehirngewicht zu Körpergewicht bei jungen Tieren ein für das Gehirn günstigeres ist als bei den erwachsenen. Das Verhältnis bei einem 5 Wochen, einem 4 Monate, einem 11 Monate alten und einem ausgewachsenen Löwen betrug 1:18, 1:80, 1:184 und 1:546. Das gleiche sehen wir z. B. beim 1—4jährigen Schimpansen mit dem Verhältnis 1:24, beim 2—4jährigen Orang mit dem Verhältnis 1:22 und beim 2—4jährigen Menschen mit dem Verhältnis 1:16—18.

Will nun Basler etwa die angeführten Wale und den indischen Elefanten oder gar die kleinen Singvögel, die Elster, die Ratten und die kleinen Neuweltaffen für intelligenter als den Menschen halten? Der ausgezeichnete Gehirnforscher L. Edinger nennt diese Gehirngewichtsvergleiche mit Recht „unsinnig", da sie über die psychische Entwicklungshöhe der Tiere nichts auszusagen vermögen.

Dasselbe gilt für Unterschiede zwischen Rassengehirnen, die überdies besonders mangelhaft erforscht sind, desgleichen für die Gehirne innerhalb einer Rasse oder eines Volkes, sogar in bezug auf Furchenverlauf und Windungsreichtum. Der holländische Anatom Kohlbrugge (1909) hat eine große Anzahl von Gehirnen australischer und ostasiatischer Rassen untersucht und erklärt mit größter Bestimmtheit, daß sich bei makroskopischer Betrachtung keine Rassenunterschiede am Gehirn feststellen lassen. Dasselbe konstatierte Mall (1909) für Negergehirne.

Die Aussichtslosigkeit einer Bestimmung des geistigen Entwicklungsgrades auf Grund bloßer Gehirngewichtsvergleiche zeigt beispielsweise auch folgende, von uns kombinierte Tabelle über das Gehirngewicht hervorragender Männer:

Cromwell (Staatsmann)	2233 g
Turgenjew (Dichter)	2012 g
Cuvier (Naturforscher)	1861 g
Byron (Dichter)	1807 g
Bechterew (Gehirnforscher) (gest. 24. 12. 1927; laut Angaben russ. Zeitungen vom 25. 12. 1927)	1750 g
Thackeray (Schriftsteller)	1658 g
Kant (Philosoph) vermutlich	1650 g
W. v. Siemens (Physiker)	1600 g

Schiller (Dichter) vermutlich	1580 g
Dirichlet (Mathematiker)	1520 g
Agassiz (Naturforscher)	1495 g
Gauß (Mathematiker)	1492 g
Broca (Anthropologe)	1485 g
Skobeleff (General)	1457 g
Helmholtz (Physiker)	1440 g
Schubert (Komponist)	1420 g
Dante (Dichter) vermutlich	1420 g
Sonja Kowalewskaja (Mathematikerin)	1400 g
Liebig (Chemiker)	1352 g
Gambetta (Staatsmann)	1314 g
Walt Whitmann (Dichter)	1282 g
Gall (Gehirnforscher)	1198 g

Bei einem 21jährigen Idioten wurde sogar das abnorme Gewicht von 2850 g (wohl das schwerste bisher bekannte Gehirn) festgestellt. (H. Vogt, „Studien über das Hirngewicht der Idioten", Monatsschrift für Psychologie und Neurologie, 1906, XX.)

Hansemann untersuchte die Gehirne Mommsens, Menzels und Bunsens und fand äußerlich keinerlei Anhaltspunkte zur Erklärung der höheren Intelligenz dieser Männer. Er erhielt für Mommsen 1429 g, Menzel 1298 g und Bunsen 1295 g. Zum Vergleich sei erwähnt, daß das Durchschnittsgewicht für mitteleuropäische Männer nach Waldeyer 1372 g, nach Topinard 1400 g beträgt, mithin Mommsen dem Durchschnitt entspricht, während Menzel und Bunsen unter der Norm stehen. (Vgl. M. Hoernes, „Natur- und Urgeschichte des Menschen", Bd. I, Leipzig 1909). Ueberdies finden sich unter hervorragenden Männern nicht selten Wasserköpfe (Turgenjew, Cuvier, Menzel, Napoleon I., Helmholtz)*.

*

Wenn nun Basler schreibt (S. 128):

> „Für die Gehirne von 98 hervorragenden Männern ließ sich z. B. feststellen, daß ihr Gewicht in 54 Prozent der Fälle größer war, als 1450 Gramm",

so ist die Zahl von 98 Gehirnen eine so lächerlich geringe, daß kein ernster Forscher es wagen wird, darauf irgendwelche weittragenden Schlüsse aufzubauen. Zudem herrscht unter den Anthropologen die größte Uneinigkeit darüber, was als „hervorragend" zu gelten habe. Gibt es doch Professoren, die allen Ernstes der Meinung sind, Wilhelm Hohenzollern sei ein „hervorragender Mann". Schließlich ist es durchaus möglich, daß ganze Berufsgattungen, auch nicht-intellektueller Art, dasselbe prozentuale Verhältnis aufweisen, auch bestimmte Rassen, die auf viele Tausende von Gehirnen untersucht würden, wobei immer noch die Frage offen bliebe, ob man es mit konstitutionellen, d. h. erblichen Eigenschaften oder aber mit phänotypischen, d. h. durch Umweltsfaktoren bedingten individuellen Fluktuationen zu tun habe.

*

* Dieselbe Beschränktheit in der Verwertung gehirnstatistischer Daten findet der Leser bei dem bekannten Sozialanthropologen A. Ploetz in dessen Artikel „Sozialanthropologie" in dem Band „Anthropologie" der Teubnerschen Enzyklopädie „Die Kultur der Gegenwart" (1923).

Wir können es uns nicht versagen, zu dieser Frage hier noch die Aeußerungen zweier Forscher anzuführen, die, obwohl sie vor rund 20 Jahren getan wurden, heute nichts von ihrem Werte eingebüßt haben.

Der Berliner Zoologe W. Branca äußert sich sehr drastisch zur Frage der Beziehung des Gehirns zur Kultur. Er schreibt:

„Was wissen wir denn eigentlich von der Leistungsfähigkeit des Hirnes jener niederen Völker? Man nehme 100 000 ihrer Kinder, erziehe sie von zarten Kindesbeinen an in Liebe durch unsere Mütter, unsere Schulen. Man nehme eine gleiche Zahl von unseren Kindern und lasse sie bei Weddas, Akkas und Buschleuten groß werden. Niederschlagender für uns, die wir uns von Natur so hoch erhaben dünken, erhebender für jene, die wir von Natur als so tief inferior betrachten, würde wohl kein Ergebnis sein können, als das wäre, das sich durch solchen Austausch unserer Kinder dann ergeben würde. Mangelnde Kultur ist doch noch lange nicht identisch mit mangelnder Bildungsfähigkeit des Gehirns."

Dazu bemerkt nun der erwähnte holländische Anatom J. H. F. Kohlbrugge, der selbst zahlreiche Gehirne, insbesondere Javanengehirne, untersucht hat, und dem wir die angeführten Worte Brancas entnehmen, in seiner kritischen Studie „Die morphologische Abstammung des Menschen" („Studien und Forschungen zur Menschen- und Völkerkunde", herausgegeben von G. Buschan, Heft II, Stuttgart 1908, S. 86 ff.):

„Die Karaiben der holländischen Kolonie Surinam sind ganz überzeugt, daß sie selbst die höchststehenden Wesen der Erde sind, und betrachten die Europäer als niedere, tief unter sich stehende Wesen. Das wagt der freie Karaibe zu sagen, der zwar ausstirbt, aber nimmer unterworfen wurde. Was mögen die anderen dunklen Völker für Gedanken schweigend in ihrem Inneren verbergen?

Ein Seufzer entringt sich meiner Brust. Hat denn alle unsere hochgerühmte objektive Wissenschaft uns in einigen Jahrtausenden immer noch nicht über den Standpunkt des Karaiben erhoben, daß wir sogar bei wissenschaftlichen Arbeiten nicht den lächerlichen Dünkel loswerden, daß der eine mehr ist als der andere?

Ich breche schleunigst ab, habe ich doch in der Einleitung versprochen, mich auf das morphologische Gebiet beschränken zu wollen. Und doch mußte obiges gesagt werden. Denn wenn man einmal die Ueberzeugung erlangt hat, daß es psychologisch bei Völkern kein „Höher" oder „Nieder" gibt, wohl ein „Anders-Sein" oder ein „Zeitweises-weniger-ausgebildet-Sein", dann kann man sich schwer entschließen, dort, wo man die Seelenanlage (nicht die Ausbildung) für gleichwertig hält, ein morphologisches Höher- oder Tieferstehen anzunehmen. Der Bau mag morphologisch mehr oder weniger kompliziert oder differenziert sein, aber nicht höher oder tiefer in dem Sinne der Annäherung an hypothetische Urformen."

*

Hören wir nun unseren Rassenphysiologen weiter. Nachdem Basler „festgestellt", daß die „höheren Stände" (hier heißt es plötzlich „höhere Stände", statt „Führerklasse") sich durch „geringe Fruchtbarkeit" auszeichnen, fährt er fort (S. 130):

> „Aber auch während der Ehe ist die Kinderzahl geringer, daran ist vielfach die schlechte wirtschaftliche Lage der höheren Stände schuld."

Basler hütet sich natürlich für diese verrückte Behauptung auch nur den Schatten eines Beweises beizubringen, und sei es auch nur durch die Angabe beispielsweise der Höhe des Einkommens jener „1895 lebenden Adelsgeschlechter Schwedens", deren Schicksal ihn besonders bewegt, und von denen er angibt, daß nur 57 Prozent ihrer mündigen Männer verheiratet seien.

Auch die Geistlichkeit bereitet unserem völkischen Patriarchen großen Kummer. Er klagt (S. 130):

> „So stellt die Geistlichkeit die Auslese der katholischen Landbevölkerung dar. Diese ganze Gruppe sorgfältig ausgesuchter (Von wem, bitte? M. L.) Intellektueller geht, weil sie keine Nachkommenschaft hinterläßt (O sancta simplicitas! M. L.) der Rasse verloren."

Wer glaubt Ihnen das? Fragen Sie doch einmal die Mädchen auf einem bayerischen oder tiroler Dorfe, wie es bei ihrem Herrn Pfarrer in puncto Nachkommenschaft bestellt ist; sie wissen in diesen Dingen besser Bescheid. Die Herren katholischen „Seelsorger" vermehren sich rüstig genug. Ob mit dem gleichen Erfolge wie ihre protestantischen Kollegen, denen Luther ein ganz annehmbares Trächtigkeitsprogramm vorgezeichnet, entzieht sich unserer Kenntnis. Vermutlich sind die evangelischen Heilsverkünder ihren katholischen Brüdern in Christo um etliche Nasenlängen voraus, da sie über die eheliche Norm hinaus noch einen unehelichen Extraprofit einstecken.

In einem anderen Punkte dagegen stimmen wir B a s l e r rückhaltlos zu, wenn er nämlich von der „Führerklasse" mitteilt, sie zeichne sich durch eine „sehr große Anzahl" von Geisteskranken aus (S. 131). Offenbar ist auch das auf „die schlechte wirtschaftliche Lage der höheren Stände" zurückzuführen.

Ueber die zweite, die „Bürgerklasse", der der Verfasser ganze s i e b e n Zeilen widmet, erfahren wir lediglich, daß „Zimmerleute, Müller, Bäcker, Metzger und Bierbrauer im allgemeinen größer sind und einen weiteren Brustumfang haben, als Schneider, Schuster und Bürstenbinder."

Mag sein, hat jedoch mit der Rassenfrage nicht mehr zu tun, als mit dem Monde.

Nun kommt aber die dritte „Klasse" Baslers, die „Arbeiterklasse". Da fühlt sich der Verfasser endlich in seinem Element und legt sich daher keinerlei Hemmungen auf, sondern läßt alle Fontänen seiner reichen Phantasie springen. Da hören wir z. B. folgendes Geplätscher (S. 131):

> „D i e A r b e i t e r k l a s s e unterscheidet sich wohl am meisten durch die L e b e n s w e i s e von der übrigen Bevölkerung. Trotz dem hohen Einkommen, das in den letzten Jahren beispielsweise ein Arbeiter der Badischen Anilin- und Sodafabrik hatte, ging die Frau, auch wenn sie Mutter mehrerer Kinder war, ebenfalls in eine Fabrik, ‚weil sie zu Hause zu wenig Unterhaltung hatte'*. Die Folge davon ist, daß sich die Familie mit dem primitivsten Essen begnügen muß."

Nachdem der Verfasser noch erwähnt, daß „die landwirtschaftlich beschäftigte Bevölkerung größeren Wert auf gekochtes und ge-

* Die Anführungszeichen sollen offenbar beweisen, daß es sich um eine authentische Mitteilung handelt!!

bratenes Fleisch legt" als der Arbeiter, beschließt er die Kennzeichnung der Arbeiterklasse mit dem Hinweis, daß „die Schädel von Arbeitern den kleinsten Umfang, kleiner als von Bauern" hätten.

Die Arbeiterfrau, die der „Unterhaltung" halber sich in der Badischen Anilin- und Sodafabrik ausbeuten läßt, die Abhängigkeit der Qualität der Arbeiternahrung nicht etwa vom Einkommen des Arbeiters, sondern vom Verweilen oder Nichtverweilen der Frau in der Küche oder auf dem Markte, der Verzicht auf Rindfleisch aus Faulheit — wahrlich, das genügt! Die Ignoranz dieser verschimmelten akademischen Perücke wird nur von seiner Arroganz übertroffen.

Allein Basler hat in seinem Köcher noch einen letzten Pfeil; der soll die letzte „Klasse", das „Proletariat" zur Strecke bringen. Er schreibt (S. 131):

> „Ueber die unterste Gesellschaftsschicht, das Proletariat, besteht wohl die größte Literatur. Es handelt sich um die Kategorie von Menschen, die für die Gesamtheit der Bevölkerung nichts tut, oder deren Arbeit nur schädlich wirkt, Verbrecher, Dirnen, Zuhälter, Arbeitsscheue usw. Diesen Abschaum der menschlichen Gesellschaft fassen wir zusammen unter dem Namen ‚Proletariat'. Es wird nie ein kompliziertes organisiertes Staatswesen geben, wo die beschriebene Klasse fehlt, denn ihr fällt eine ganz bestimmte Aufgabe im Staatsleben zu: Das Proletariat ist die Kloake, in die alle diejenigen versinken, welche für die menschliche Gesellschaft unbrauchbar oder schädlich sind. (Vom Verf. gesperrt. M. L.) Wie der gute Gärtner dem Unkraut zu Leibe rückt, so der richtige Staatsmann dem Proletariat. Aber so wenig es möglich ist, das Unkraut auszurotten, ebensowenig ist es möglich, das Proletariat ganz vom Erdboden verschwinden zu lassen."

Man könnte nun meinen, Basler setze hier das Wort „Proletariat" für Lumpenproletariat. Dem ist jedoch nicht so, denn wenige Zeilen später verschwindet Baslers eigene Unterscheidung zwischen „Arbeiterklasse" und „Proletariat", und „Proletariat" (also Lumpenproletariat) und Arbeiterschaft werden kurzerhand gleichgesetzt, was übrigens schon in dem soeben angeführten Passus geschehen, da der Verfasser doch wohl nicht behaupten wird, „die größte Literatur" sei dem Lumpenproletariat gewidmet. Daß Basler unter Lumpenproletariat die Arbeiterklasse versteht, ersieht der Leser besonders deutlich aus folgendem Passus (S. 132):

> „Die Proletarier stehen psychologisch den Naturvölkern näher als den übrigen Gesellschaftsklassen der eigenen Nation. (Vom B. gesperrt. M. L.) Ich habe früher (S. 57) erwähnt, daß die Neger die größten Lasten im Laufschritt über Berg und Tal schleppen, nicht auf die Grenzen ihrer Leistungsfähigkeit achtend, und

daß sie durch derartige Ueberanstregungen sich die schwersten Herzfehler zuziehen. Aehnliches läßt sich in Deutschland bei Proletariern beobachten. Beim Radfahren schlagen diese Leute ein Tempo ein, daß man glauben könnte, es handelt sich um ein Wettrennen. Man sieht sie die schwersten Lasten, oft ganze Bäume auf dem Rad in größter Eile transportieren, jedem Hindernis mit vollendeter Geschicklichkeit ausweichend, ohne Rücksicht auf Gefahr für das eigene Leben oder die Gesundheit. Wie der Bewohner Zentralafrikas sich mit einem eingedrückten Zylinder oder einer abgelegten Litewka, oft als einziges Kleidungsstück, schmückt, so zeigt auch der Proletarier eine kindische Eitelkeit in bezug auf Unwesentliches. Er läßt z. B. beim Friseur Locken brennen, wenn er auch in Lumpen herumläuft."

All das steht schwarz auf weiß gedruckt! Wir empfehlen diesen „Gelehrten" dem Berliner Wachsfigurenkabinett; es hat an diesem Unikum viel verloren. Ein so kostbares Exemplar dürfte selbst unter deutschen Professoren, die bekanntlich in der Verzapfung von allerhand philiströsem Unsinn an der Spitze aller Nationen marschieren, doch eine gewisse Rarität darstellen. Die Gutmütigkeit der Zuhörerschaft Baslers muß in der Tat grenzenlos sein, wenn sie sich ohne ihn auszupfeifen erzählen läßt, daß „Proletarier", d. h. „Verbrecher, Dirnen, Zuhälter, Arbeitsscheue, als Neger verkleidet, sich mit der Beförderung „größter Lasten" über „Berg und Tal" abschinden. Was das „Wettrennen" der Radfahrer betrifft, so gestehen wir, daß wir noch nie „Dirnen und Zuhälter, Verbrecher und Arbeitsscheue" (nicht einmal wirkliche Proletarier) je das Kunststück haben fertig bringen sehen, „ganze Bäume auf dem Rad in größter Eile" zu transportieren, auch nicht in einem Zirkus.

Ferner: Der „eingedrückte Zylinder" ist mit nichten ein Schmuckstück der Bewohner Zentralafrikas, wohl aber ein sehr „wesentlicher" Zierrat bei europäischen aristokratischen Zusammenkünften. Man nennt das elegante Ding Chapeau claque, zu deutsch Klapphut, was einem eingedrückten Zylinder ähnlich sieht, wie ein Ei dem andern.

Ein weiteres Kennzeichen des „Proletariats" soll die „Tätowierung" sein. Warum sollen aber Schmisse und Beefsteak-Gesichter, deren Kultus in Deutschland in so hohem Ansehen steht, nicht auch hierher gehören? Sind sie nicht ein häufigeres Charakteristikum des deutschen Staatsanwalts, als die Tätowierung ein solches des „Proletariers"?

Was nun gar die „Locken" betrifft, so besteht der Unterschied zwischen einem sich Locken brennenden Baslerschen „Proletarier" und, sagen wir, einem englischen Lord hinsichtlich der Haartracht lediglich darin, daß der „Proletarier" immerhin noch Maß hält, während die englischen Lords und allerhand Universitätskanzler, Bürgermeister und dgl. Gegner von „kindischer Eitelkeit" und von „Unwesentlichem" sich ganze Lockenperücken aufsetzen. Dennoch: Fern sei uns die Bosheit, die englischen Lords usw. etwa „Verbrecher,

Dirnen oder Zuhälter" zu nennen; „Arbeitsscheue" könnten wir sie allerdings nennen, allein das gehört zur politischen Oekonomie und nicht ins Kapitel der Haartrachten.

Sieht man von der Verwechslung der Arbeiterklasse mit dem Lumpenproletariat ab, so enthält der obige Passus doch auch eine unfreiwillige Wahrheit: „Größte Lasten", „Herzfehler", „Ueberanstrengung", „Laufschritt", Nichtbeachtung der dem eigenen Leben und der Gesundheit drohenden Gefahren — all das gehört allerdings zur körperlichen und seelischen Ausrüstung eines Lohnsklaven der kapitalistischen Gesellschaft.

Daß Basler bei der Kennzeichnung seines angeblichen Proletariats den Leser beschwindelt, scheint ihm allmählich selbst bewußt zu werden. Fährt er doch gleich darauf fort (S. 133):

> „Die sozialistische Literatur gefällt sich darin, die ganze Arbeiterklasse unter dem Namen Proletariat zusammenzufassen. Vom wissenschaftlichen Gesichtspunkt aus halte ich das nicht für zweckmäßig. Allerdings soll nicht bestritten werden, daß der Uebergang zwischen Proletariat und Arbeiterschaft fließender ist als zwischen dem Proletariat und jeder anderen Gesellschaftsklasse. Die Brücke, die den Arbeiter vom Proletarier trennt, wird speziell für den jugendlichen Arbeiter mitunter klein."

Auch wir wollen nicht bestreiten, daß die Uebergänge zwischen den nicht bloß vermeintlichen Baslerschen, sondern auch den wirklichen Gesellschaftsklassen fließend sind. Sie sind es in der Tat, aber nicht bloß nach unten (zum Lumpenproletariat), sondern auch nach oben (zum Bürgertum) hin. Wie es Lumpenproletarier gibt, so gibt es auch eine Arbeiteraristokratie (Gewerkschaftsbureaukraten, Parlamentarier usw.), die zuweilen besser gestellt ist als beträchtliche Teile des Kleinbürgertums, ja selbst gewisse Kreise der wohlhabenden Bourgeoisie. Trotzdem können wir dem weltfremden Professor versichern, daß der „Uebergang" vom Arbeiter zum Lumpenproletarier nicht leichter erfolgt als etwa der Uebergang gewisser russischer konterrevolutionärer Emigrantinnen, als da sind allerhand Fürstinnen, Gräfinnen, Frauen und Töchter höherer zaristischer Offiziere, Beamten usw., zu Lumpenproletarierinnen. Diese Damen, die sich heute der Obhut kapitalistischer Regierungen anvertraut haben, könnten unserem Professor mancherlei hübsche Dinge darüber erzählen, wie überraschend leicht sich für viele unter ihnen der Haus- und Salonberuf in einen Straßenberuf wandelte, wie schnell sich bei ihnen der Uebergang von der Fürstin zur Maitresse, von der Maitresse zur Kokotte und von der Kokotte zur Prostituierten vollzog. Seinerseits wird auch der männliche Adel unter den russischen Emigranten unserem Provinzweisen bescheinigen können, daß für die russischen Grafen und Pfaffen der Weg zum Verbrecher und Zuhälter weit kürzer ist als für den Proletarier der Weg zum Lumpenproletarier. Ein dankbares Objekt zum Studium der intimen Wechselbeziehungen zwischen der Aristokratie und dem „Abschaum" und der „Kloake" der Menschheit bietet ganz besonders auch Ungarn

und Rumänien, sofern man überhaupt das Bedürfnis verspürt, in die Ferne zu schweifen, und das so naheliegende Gute im eigenen Lande zu ignorieren.

Ein paar Bemerkungen zur sogenannten „Entartung". Basler schreibt (S. 134):

„Sogenannte Entartungszeichen sind (bei den Arbeitern, M. L.) verbreiteter als in den übrigen Klassen."

Das ist nur unter bestimmten Vorbehalten richtig (die Angaben von Niceforo, in dessen „Anthropologie der nichtbesitzenden Klassen", 1910, auf die sich Basler stützt, sind vielfach ungenau, willkürlich und statistisch nicht einwandfrei). Das Wesentliche und Ausschlaggebende ist hier jedoch der Umstand, daß Basler stillschweigend „Entartungszeichen" erblichen konstitutionellen Merkmalen gleichsetzt, was völlig unzulässig ist. Nichts schafft größere Verwirrung als die Vermengung von Entartung und Erblichkeit. Ueber die auf wirklicher Erblichkeit beruhende Entartung, die genotypische Entartung, wissen wir, soweit ganze Völker, Rassen oder Gesellschaftsschichten in Frage kommen, nichts einwandfrei Exaktes. Anders dagegen verhält es sich mit derjenigen „Entartung", die eine Folge der Umweltsbedingungen, d. h. der mit den sozialen Verhältnissen verbundenen individuellen Lebenslage ist. Basler kommt es dagegen lediglich darauf an, eine anthropologische und kulturelle Minderwertigkeit der Arbeiterklasse zu beweisen. Da dies aber im Wege einer exakten wissenschaftlichen Beweisführung unmöglich ist, nimmt er seine Zuflucht zur Vermengung verschiedener Dinge, wie er das bereits bei der Charakterisierung der „Arbeiterklasse" und des „Proletariats" getan. Das beweist schon Baslers saloppe und unsinnige Definition der Entartung: „Unter Entartungs- oder Degenerationszeichen versteht man die verschiedensten Abweichungen von der Norm" (S. 134). Das „man" ist eine Anmaßung par excellence! Keinem einzigen disziplinierten Forscher fällt es heute ein, eine solche einfältige Definition der Entartung zu geben. Die Norm ist eine Abstraktion aus Durchschnittszahlen, die Abweichungen dagegen das sinnlich Reale. Unter Baslers „Entartung" fallen so heterogene Erscheinungen, wie früherworbene Krankheiten, alle Mißbildungen, Rückschläge usw., kurz alle erblichen und nicht erblichen Plus- und Minusvariationen, gleichzeitig jedes Genie und jeder Idiot*. Basler ist außerstande, auch nur ein erbliches Degenerationszeichen anzuführen, daß das Proletariat als besondere Gruppe anthropologisch charakterisierte. Die Berufung auf die „fliehende" Stirn als ein Spezifikum

* Wie ungemein häufig Variationen an allen Organen und Teilen des menschlichen Körpers zu beobachten sind, lehrt die wertvolle und inhaltsreiche Zusammenstellung des Anatomen H. Bluntschli „Ueber die individuelle Variation im menschlichen Körperbau und ihre Beziehungen zur Stammesgeschichte" (Leipzig 1910). Vgl. ferner R. Wiedersheims bekanntes Buch „Der Bau des Menschen als Zeugnis für seine Vergangenheit" (1908).

des Arbeiters, das angeblich ein „häufiges Entartungszeichen" sein soll, wird schon durch die Tatsache hinfällig, daß die fliehende Stirn bei gewissen Völkern als Norm vorkommt (z. B. bei Australiern und Armeniern). Der Unterkiefer soll nach Basler außerordentlich „massig" sein, was „dem Gesicht den bei Verbrechern so häufigen brutalen Ausdruck gibt". Dazu ist zu sagen: Erstens fehlen sorgfältige Belege dafür, daß bei den Arbeitern der Unterkiefer durchschnittlich massiver sei als bei anderen Menschen, z. B. den Bauern; zweitens wäre es, falls es der Fall wäre (und es könnte sehr wohl der Fall sein, wie die stärkere Armmuskulatur der Hafenarbeiter, Schmiede, Schlächter usw. beweist), kein „Entartungszeichen", sondern lediglich ein Zeichen individueller funktioneller Anpassung des Unterkiefers an eine frühzeitiger als bei den übrigen Menschen eintretende mechanische Beanspruchung der Kiefer. Weiter führt Basler zum Beweise der Entartung des „Proletariats" Anomalien der Zähne an und verweist dabei auf den Schädel von Le Moustier (III), bei dem der linke untere Eckzahn nicht zum Durchbruch gekommen. Dieses Argument ist besonders ergötzlich, da der Mensch von Le Moustier in der mittleren Eiszeit lebte, somit ein recht zweifelhafter „Proletarier" gewesen sein dürfte. Zudem hatte der Eiszeitmensch (von Krapina, Neanderthal, La Naulette, Spy, Le Moustier usw.) ein sehr starkes Gebiß, so daß dieser individuelle Fall (das Fehlen eines Eckzahnes) eine offensichtliche Abnormität selbst für den Le Moustier-Menschen darstellt*. Ueberdies variiert das menschliche Gebiß ganz außerordentlich und der ausgezeichnete Anatom H. Bluntschli sieht im Verschwinden und im Zurückgehen gewisser Zähne (der Schneidezähne, des Eckzahnes und des Weisheitszahnes) gerade ein Merkmal progressiver Entwicklung. Endlich hängen die Anomalien der Zähne mit den verschiedensten individuellen Verhältnissen zusammen, unter denen die Art der Ernährung des Kindes nicht die letzte Rolle spielt.

Wir stimmen daher dem Münchner Psychiater Oswald Bumke („Kultur und Entartung", 1922) durchaus zu, wenn er nach gründlicher Diskussion der Entartungsfrage erklärt, daß es keinerlei Anzeichen einer „allgemeinen und fortschreitenden Entartung" gäbe, sofern aber einzelne Entartungserscheinungen vorhanden seien, sie eine soziale und daher zu überwindende Grundlage hätten. Daß deren Ueberwindung jedoch nur durch den Sozialismus möglich ist, entgeht Bumke allerdings.

* Dafür spricht die Tatsache, daß dieser Eckzahn tief und schräg im Kiefer saß, und falls er durchgebrochen wäre, nicht seine normale Stelle eingenommen hätte, vor allem aber der Umstand, daß wir hier im übrigen ein glänzendes Gebiß vor uns haben. Das ergibt sich ohne weiteres aus der Betrachtung der entsprechenden Abbildungen in dem schön ausgestatteten Buche O. Hausers „Urgeschichte" (Jena 1925), siehe S. 126, 127 und 129. Selbstverständlich hält auch O. Hauser diese Gebißanomalie nicht für ein Zeichen der „Entartung" oder ein Kennzeichen primitiven Gebißzustandes, sondern sieht darin eine bloße „Unregelmäßigkeit", von der er u. a. bemerkt, sie sei „bei dem jetzt lebenden Menschen keine seltene Erscheinung", betreffe „allerdings viel häufiger den oberen Eckzahn als den unteren" und käme „auch bei anderen Zähnen" vor (a. a. O., S. 130).

Das ganze Geschwätz über die Entartung wird erst verständlich, wenn man es in ursächlichem Zusammenhang mit den Klasseninteressen der Bourgeoisie und der Feudalaristokratie betrachtet. Je mehr sich der Klassenkampf verschärft, desto stärker wird das Geschrei über die drohende „Volksentartung". Die Rassenhygieniker lieben es, sich hierbei auf den Untergang ganzer Kulturvölker (babylonisches, ägyptisches, römisches Reich usw.) zu berufen, den angeblich deren Degeneration verschuldet habe, obwohl es niemand bisher versucht hat, auch nur für eines der untergegangenen Völker jene erblichen Entartungszeichen objektiv festzustellen, deren erbliche Häufung den Untergang dieser Völker hätte herbeiführen können. Ueberdies ist der Verfall alter Kulturen so offensichtlich die Folge einer Verdrängung niederer Wirtschaftsformen durch höhere (z. B. der römischen Sklaverei durch die germanische Barbarei) und durch so zahlreiche Untersuchungen belegt (man vgl. die klare Behandlung dieser Frage bei Friedrich Engels in „Der Ursprung der Familie, des Privateigentums und des Staates", Kap. VI—IX), daß nur Analphabeten auf dem Gebiete der Geschichte den Verfall ganzer Reiche noch auf „Degeneration", „Sittenverderbnis" u. ähnl. als primäre Faktoren zurückführen. Und ferner: Wenn es den Herrschaften so ernst ist mit der „Rettung der Nation", warum verteidigen sie dann mit so großer Hartnäckigkeit das System des kapitalistischen Imperialismus, das doch den Gipfel aller Sittenverderbnis darstellt?

Die Lehre von der erblichen Entartung geht in der Hauptsache auf den französischen Irrenarzt Auguste Morel (1809—1873) zurück. Morel suchte zu beweisen, daß durch die Lebenslage geschädigte Individuen eine hysterische Nachkommenschaft zeugen, der dann weiter eine Generation geistig Minderwertiger entspringe, die wiederum ihre Fortsetzung in einer Generation von Selbstmördern und Geisteskranken finde, bei deren Nachkommen schließlich völlige Entartung Platz greife (Idiotie, verschiedene Mißbildungen, Unfruchtbarkeit usw.). Darauf falle der Vorhang und das Spiel sei aus; diese Generationenfolge gerate in eine Sackgasse und finde auf dem Wege der Entartung ihren immanenten Tod.

Kein ernster und gewissenhafter Forscher vertritt heute den Entartungsstandpunkt in dieser naiven Morelschen Form (nebenbei bemerkt, leugnete schon Morel nicht, daß es auch eine Höherentwicklung gäbe, die der Entartung entgegenwirke). Im Grunde genommen, laufen jedoch die meisten Theorien der modernen Rassenhygieniker und Eugeniker auf dasselbe hinaus. Man spricht gerade gegenwärtig mit besonderer Vorliebe von der „drohenden Entartung", sei es der „weißen" oder der „nordischen Rasse", sei es des deutschen Volkes oder bestimmter Klassen. Was da an Argumenten zusammengetragen wird, ist entweder reine Mystik oder ein törichtes Jonglieren mit der Statistik, bestenfalls eine Unfähigkeit zur kritischen Prüfung des Geltungsbereiches vererbungstheoretischer Gesetzmäßigkeiten. Es handelt sich um lauter blinde Alarme, denen Gefühle und Wünsche, Dichtung und Phantasie zugrundeliegen, nicht aber ob-

jektive und nüchterne wissenschaftliche Erkenntnisse. Man lasse sich durch die Flut der neuen termini technici der modernen Vererbungs- und Konstitutionslehre nur nicht ins Bockshorn jagen, denn auch hier ist nicht alles Gold, was glänzt. Der große Spektakel entspringt letzten Endes der panischen Angst der Bourgeoisie vor dem Sozialismus, vor dem Verlust ihrer Klassenprivilegien.

Noch niemand hat bisher eine Rassen-, eine Volks-, oder sogar Klassenentartung als immanente Ursache des Verschwindens einer Rasse, eines Volkes oder einer Klasse nachgewiesen. Geschichlich betrachtet, ist die Guillotine einer R a s s e entweder die Vermischung mit anderen Rassen oder ihre völlige physische Vernichtung durch äußere Faktoren (Krieg, importierte Infektionskrankheiten bei isolierten, autochthonen Menschentypen mit geringer Kopfzahl u. ähnl.), die Guillotine eines V o l k e s entweder die gesellschaftliche Unterdrückung durch andere Völker oder ein allmähliches Aufgehen in anderen Völkern, die Guillotine der K l a s s e endlich die Revolution der Produktionsverhältnisse, die sich in einer neuen Klasse verkörpern. Im übrigen verhält es sich mit der Theorie der Entartung genau so wie mit der Theorie der „Minderwertigkeit" der Naturvölker.

Eine in England zum speziellen Studium der Entartungsfrage eingesetzte Kommission gelangte zu dem Ergebnis, daß selbst in den ärmsten Bevölkerungsschichten Englands es k e i n e e r b l i c h e Entartung gäbe, wohl aber eine Entkräftung. Die Entkräftung aber ist s o z i a l bedingt, ist eine mit dem Kapitalismus aufs engste verbundene Verelendung, eine Folge der Notlage der Massen, mithin eine Erscheinung, die das i n d i v i d u e l l e körperliche Sein der Massen erfaßt, n i c h t aber deren E r b g u t, somit n i c h t i m m a n e n t, sondern e r w o r b e n ist und also durch den Sieg der Arbeiterklasse beseitigt werden kann.

Auf Grund des Materials dieser englischen Kommission gelangen z. B. der bekannte Hygieniker A. G r o t j a h n, ferner H. H e r k n e r zu dem Schluß, die ganze Entartungsfrage sei eine Frage der Lebenshaltung, die in erster Reihe mit der Industrialisierung des Landes zusammenhänge. H e r k n e r erklärt mit Recht, das ganze Entartungsproblem sei ein Ernährungs- und Wohnungsproblem, dieses aber, fügen wir unsererseits hinzu, ein Problem des Fortbestandes der kapitalistischen Gesellschaftsordnung*.

* Wertvolles Material zur Diskussion der Entartungsfrage findet der Leser in der lehrreichen kritischen Studie des Privatdozenten für Hygiene an der Universität Breslau, W a l t e r O e t t i n g e r, „Die Rassenhygiene und ihre wissenschaftlichen Grundlagen" (Berlin 1914).

Wir stimmen in allen wesentlichen Punkten dem Verfasser durchaus zu. So namentlich, wenn er zur Uebertragung des Selektionsprinzips auf das Gebiet der Gesellschaftswissenschaften meint (S. 10):

> „So anregend und befruchtend die Selektionslehre zweifellos auf die biologische Forschung gewirkt hat, so verwirrend wirkte ihre Uebertragung auf das Gebiet der Soziologie."

Wie stark reaktionäres Klasseninteresse die Urteilsfähigkeit selbst guter Kenner der modernen Erblichkeitslehre zu trüben vermag, zeigt besonders kraß der Münchener Privatdozent für Dermatologie, Hermann Werner Siemens, in seiner verbreiteten „Einführung in die allgemeine und spezielle Vererbungspathologie des Menschen" (2. Aufl., Berlin 1923), das ein „Lehrbuch für Studierende und Aerzte" sein will. Da heißt es z. B. auf S. 196:

> „Auf die Frage nach der Ursache unseres drohenden Unterganges gibt es deshalb, ebenso wie auf die Frage nach der Ursache des Unterganges der antiken Kulturvölker nur eine klare naturwissenschaftliche Antwort, und die lautet, daß die entscheidende Ursache der ‚Degeneration' in nichts anderem liegt als in dem Aussterben der besten leistungsfähigsten Familien (bzw. Erbstämme), d. h. also in der ganz ungenügenden Menschenproduktion innerhalb der führenden Klassen."

Daraus folgt nach Siemens die Unabwendbarkeit des Unterganges des Abendlandes und des Sieges der „Mongolen".

Doch zurück zu Basler. Seine weiteren Argumente zugunsten des Bestehens einer Entartung sind von demselben Kaliber, wie die angeführten, und beweisen lediglich, daß der liederliche Verfasser von dem Gegenstand, den er lehrt, nicht die blasseste Ahnung besitzt.

Sichtlich befriedigt von seiner Entdeckung der „Entartungszeichen" bei der Arbeiterklasse, versteigt sich der Verfasser sogar zur Behauptung, die von ihm angeführten „Entartungszeichen" würden vererbt. Zum Beweis wird einfach auf die Schweizer Verbrecherfamilie Zero hingewiesen — und basta!

Unmittelbar darauf fährt der unverfrorene Professor fort (S. 136):

> „In diesem Zusammenhang (nämlich mit dem Verbrechertum im Proletariat!! M. L.) muß ich noch kurz auf die Juden zurückkommen."

Darauf haben bereits Marx und Engels wiederholt mit größtem Nachdruck hingewiesen und alle seitdem erzielten angeblichen „Errungenschaften" der passionierten Selektionisten in der Soziologie haben den Marx-Engelschen Standpunkt vollauf bestätigt.

Auf die Frage „Gibt es Beweise für eine fortschreitende Degeneration?" antwortet Oettinger nach gründlicher Prüfung aller zugunsten des Bestehens einer fortschreitenden Entartung vorgebrachten Argumente mit einem unzweideutigen Nein. Er beweist die Unhaltbarkeit der Entartungstheorie auf folgenden Gebieten: Sterblichkeit, Morbidität, Erwerbsunfähigkeit, Stillunfähigkeit, Militärtauglichkeit und nervöse Entartung. Für alle diese Gebiete zeigt Oettinger, daß es sich nicht um immanente, erbliche, innere (endogene) Ursachen, sondern um soziale, äußere (exogene) Faktoren, Situationsnachteile für verschiedene Individuen wie Menschengruppen handelt.

Zum Gebrauch der Mendelschen Regeln in der menschlichen Erblichkeitslehre bemerkt Oettinger treffend (S. 49):

> „Wir erwarten von der experimentellen Vererbungslehre, daß sie uns die schwer zu beurteilenden menschlichen Vererbungsverhältnisse klären hilft. Aber aus den meist ungenau gewonnenen und immer höchst

Selbstverständlich sind die Juden an allem schuld, denn

„auffallend ist die politische Richtung, die meist nach links orientiert ist und mitunter einen hohen Grad von Radikalismus erreicht. So lag auch bei den jüngsten Revolutionen die Führung in den Händen der Juden" (S. 136).

Das wird „rassenphysiologisch" begründet, indem die Zugehörigkeit zur jüdischen Rasse durch die Konfession festgestellt wird!

Im Schlußkapitel, das die Frage der Rassenverbesserung behandelt, findet der Leser alle jene Dummheiten wieder, die aus der nationalistischen und antisemitischen Boulevardpresse aller Welt zur Genüge bekannt sind. Nach altbewährter Sitte wird hier der Kampf ums Dasein als Mittel zur Erhaltung der „Tüchtigen", die Auslese der Besten, die Regulierung der „Gattenwahl" usw. mit einer wissenschaftlichen Sorglosigkeit und bübischen Einfältigkeit gepriesen, die ein Eingehen auf das professorale Geschwätz gänzlich überflüssig machen.

Eine Stelle ad illustrandum:

„Das höchste Ziel, das sich ein Beamter stecken kann, und das er tatsächlich nur erreicht, wenn er über ein großes Maß von Verstand, Umsicht, Energie und rastlosen Fleiß verfügt, ist ein Ministerportefeuille. Bei den vielen Verpflichtungen, die eine derartige Stellung mit sich bringt, reicht aber auch ein Ministergehalt gewöhnlich kaum für die notwendigsten Bedürfnisse. Ich kenne einen Fall, wo die Mitglieder des Kabinetts zusammensteuern mußten, um die Begräbniskosten ihres Kollegen bestreiten zu können."

Der arme Minister! Das arme Kabinett!

Alles geben Götter, die unendlichen,
Ihren Lieblingen ganz,
Alle Freuden, die unendlichen,
Alle Schmerzen, die unendlichen,
Ganz.

---

vieldeutigen Beobachtungen bei Menschen allgemein gültige Regeln ableiten zu wollen, ist sicher unwissenschaftlich."

Und an einer anderen Stelle heißt es (S. 55 ff.):

„Wird man jemals dazu kommen, Vererbungsregeln, um nicht zu sagen Gesetze, in der menschlichen Pathologie abzuleiten? Man wird dieser Frage sehr zweifelnd gegenüberstehen können."

Das begründet Oettinger, indem er richtig folgende Umstände hervorhebt (S. 56):

„Beim Menschen, wo die Einwirkung von äußeren Einflüssen das Wirken von Erbeinheiten vortäuschen kann, wo häufig nicht zu unterscheiden ist, ob ein angeborenes Leiden ererbt oder erworben ist, wo ferner ganz verschiedene Erbeinheiten die gleichen — oder wenigstens für uns nicht unterscheidbaren — Außeneigenschaften, die gleichen Symptome bewirken können, und wo wir überdies auf die nachträgliche Deutung z. T. unsicherer Beobachtungen angewiesen sind, hier ist das Auffinden von Gesetzen jedenfalls sehr erschwert."

Daß Oettinger dabei das Kind nicht mit dem Bade ausschüttet, beweisen die Worte (S. 56):

„Damit ist nicht gesagt, daß jeder Versuch, zu einer einigermaßen ge-

Mögen diese Worte Goethes den trauernden Hinterbliebenen inklusive Basler zum Troste gereichen für die Unbill, die dem stillen Wohltäter des Volkes widerfahren. Sicher war der Verschiedene ein Liebling der Götter, wie wäre er auch sonst Minister geworden.

Auch der moderne „kapitalistische Staat" gefällt dem Verfasser nicht, da er den „Aufstieg in einen höheren Stand erschwert". Er plaidiert daher für eine Rückkehr zum „mittelalterlichen Feudalstaat". Diese biedere, aristokrätzische Forderung muß der Leser im Auge behalten, will er den wahren Zweck der Baslerschen „Rassenphysiologie" verstehen.

Bei alledem fühlt der arme Verfasser, daß seine reaktionären Wünsche wenig Aussicht auf Verwirklichung haben, und so verabschiedet er sich schließlich vom Leser mit einem Gejammer über den Rückgang „edlen Blutes" und den „Untergang von Völkern" und appelliert zuguterletzt an die Rassenhygiene in der Erwartung, daß, „wenn auch alles zusammenstürzt, die einzelnen Bausteine der Staaten", „die Familienstämme", doch noch gerettet werden können. Das wäre nach ihm dann zu erreichen, wenn „jeder Einzelne" die Pflicht auf sich nähme, „seine eigene Familie möglichst lange und kräftig zu erhalten".

Wie sagt doch Wilhelm Busch:

Sie freuen sich mit Weib und Kind
Schon bloß, weil sie vorhanden sind.

Wie bescheiden klingt dieses wackere teutonische Familienprogramm!

Heim zieht mit gebrochener Lanze der müde Krieger, begleitet vom wehmutsvollen Rauschen der Baumkronen des Teutoburger Waldes. Und wie unverdient ein solches Geschick! Hatte Basler doch nichts anderes verbrochen, als ein Buch geschrieben, wie's von einem Portier der Hohenzollern verlangt wird. Wenn niemand über seinen eigenen Schatten springen kann, warum sollte es ein fossiler Tübinger Professor können.

---

sicherten Prognosenstellung zu gelangen, aussichtslos ist. Auch wenn wir vom Vererbungsmodus in der menschlichen Pathologie theoretisch begründete Vorstellungen nicht gewinnen sollten, könnten wir doch versuchen, mit Hilfe statistischer Untersuchungen die Bedeutung der Vererbung für bestimmte Krankheiten mit einer für die Praxis ausreichenden Genauigkeit zu erfassen."

Wenn Oettinger die Sozialhygiene gegen die Prahlereien der Rassenhygieniker auch in Schutz nimmt, so verschließt er sich doch keineswegs einem wissenschaftlichen Fortschritt auch in der Richtung einer dereinst möglich werdenden „Keimauslese", doch müßten seiner Auffassung nach dazu erst „die richtigen Männer unter unseren Juristen und Hygienikern" erstehen.

Wenn wir diese naive Meinung Oettingers über die Bedeutung der „Juristen und Hygieniker" auch nicht teilen, vielmehr eine rationelle Lösung der Entartungsfrage allein in einer sozialistischen Sozialhygiene und, als Vorbereitung dazu, in dem revolutionären Klassenkampfe der Arbeiterklasse um den Kommunismus erblicken, so begrüßen wir doch Oettingers Appell an solche Wissenschaftler, „die gewillt sind, scharfe Kritik zu üben, und die die größte Widerstandsfähigkeit besitzen gegenüber der suggestiven Kraft populärer Schlagworte". Das erheischt gebieterisch ein wirklich erfolgreiches Arbeiten auf dem Gebiet der Vererbungslehre.

Und die stolze teutsche „Republik"? Oh, diese Madame leimt, klebt, kittet alles und druckt und verbreitet die Güntherschen und Baslerschen Bücher. Ihre loyalen Untertanen aber lesen sie und glauben an die neuen Messiasse. Das fordert der Zeitgeist und der ist doch derselbe wie zur Zeit, als Schopenhauer schimpfen durfte:

> „Der ganze Jammer der heutigen Literatur in und außer Deutschland hat zur Wurzel das Geldverdienen durch Bücherschreiben. Jeder, der Geld braucht, setzt sich hin und schreibt ein Buch, und das Publikum ist so dumm, es zu kaufen."

Wahrlich, es ist höchste Zeit, von einem Sozialismus der Worte zu einem Sozialismus der Taten überzugehen, und sei es nur, um der geistigen Brunnenvergiftung durch übergeschnappte „Gelehrte" ein Ende zu setzen.

J. LUPPOL
ZUR FRAGE DES VERHÄLTNISSES DES MARXISMUS ZUR NATURWISSENSCHAFT

1. Marxismus und Naturwissenschaft. Gedenkschrift zum 30. Todestage des Naturwissenschaftlers Friedrich Engels. Mit Beiträgen von Friedrich Engels, Gustav Eckstein und Friedrich Adler. Herausgegeben und eingeleitet von Otto Jenssen. Berlin 1925, 180 S.
2. Friedrich Engels. „Naturdialektik". Marx-Engels-Archiv. Herausgegeben von D. Rjazanov. Band 2. Marx-Engels-Institut. Staatsverlag. Moskau 1925. 503 S. (Deutscher und russischer Text*.)

Die beiden hier genannten Bücher erschienen zum 30. Todestag Friedrich Engels' (gest. am 15. August 1895).

Es ist durchaus kein Zufall, daß beide Bücher der Naturwissenschaft gewidmet sind. Engels, der Theoretiker des wissenschaftlichen Kommunismus, der politischen Oekonomie und der Philosophie im weitesten Sinne des Wortes, ließ Engels als theoretischen Naturwissenschaftler bis auf den heutigen Tag nur schwach in Erscheinung treten. Der 30. Todestag lenkte die Aufmerksamkeit der Oeffentlichkeit nun auch auf diese Seite der wissenschaftlichen Tätigkeit des berühmten Freundes und Gesinnungsgenossen Karl Marx'. Das ist um so mehr zu begrüßen, als der allgemeine prinzipielle naturwissenschaftliche Standpunkt Engels' bereits in den noch zu Lebzeiten Engels' veröffentlichten Arbeiten, im „Anti-Dühring" und im „Ludwig Feuerbach", niedergelegt war. Ueberdies wußte man, daß sich Engels mehrere Jahre hindurch mit grundlegenden theoretischen Problemen der Naturwissenschaft befaßt hatte.

Beide hier zu besprechenden Bücher sind dem Problem Marxismus und Naturwissenschaft gewidmet. Doch besteht zwischen ihnen ein gewaltiger Unterschied.

Selbstverständlich erhält als erster zunächst Engels selbst das Wort. An der Spitze der von O. Jenssen herausgegebenen Artikelsammlung stehen die schon bekannten Aufsätze Engels': „Ueber historischen Materialismus" (Vorwort zur englischen Ausgabe der „Entwicklung des Sozialismus von der Utopie zur Wissenschaft") und „Der Anteil der Arbeit an der Menschwerdung des Affen". Letzteres Fragment, das zum ersten Male durch E. Bernstein in der „Neuen Zeit" (14. Jahrgang, 2. Bd. S. 545) veröffentlicht wurde, gehört zu jenem Zyklus Engelsscher Arbeiten, die nach der Absicht des Verfassers in ihrer Gesamtheit ein größeres, zusammenfassendes Werk über die „Naturdialektik" darstellen sollten.

O. Jenssen bemerkt hierzu in seiner Einleitung: „Diese Naturdialektik, von der ich nichts wußte, ist jetzt aus dem von Eduard Bernstein, mit der Sorgfalt des erblich Besitzenden, gehütetem Engelsnachlaß ans Licht der Oeffentlichkeit gekommen und wird demnächst in den Arbeiten des Marx-Engels-Archivs deutsch und russisch von Rjazanov veröffentlicht werden." Das oben an zweiter Stelle genannte Buch stellt nun just diese von allen Marxisten mit Spannung erwartete „Naturdialektik" dar, die auch Jenssen erwähnt. Diese Abhandlungen, besser gesagt, vorbereitenden Essays und Notizen zu einer umfassenden „Naturdialektik", nebst einigen bereits mehr oder weniger abgeschlossenen Kapiteln, die in Engels' Heimat bisher verborgen gelegen, haben nunmehr im Lande der Arbeiterräte

* Siehe auch Marx-Engels-Archiv, II. Band, Frankfurt a. M. 1927.

gleichzeitig in deutscher und russischer Sprache und in einer vollständigen Ausgabe das Licht der Welt erblickt.

Was nun den übrigen Teil der Jenssenschen Gedenkschrift betrifft, so enthält sie außer der „Einleitung" des Herausgebers, eine Reihe von Artikeln, die dem Publikum längst bekannt sind, so daß sich ein ausführlicheres Eingehen auf dieselben erübrigt. O. Jenssen bringt zwei Artikel Gustav Ecksteins, und zwar „Der Kampf ums Dasein" (aus der Zeitschrift die „Neue Zeit", 27. Jahrgang, Bd. 1) und „Zur Methode der politischen Oekonomie" (ebenda, 28. Jahrgang, Bd. 1), sowie den Artikel Friedrich Adlers über „Friedrich Engels und die Naturwissenschaft" (ebenda, 25. Jahrgang, Bd. 1).

Die einzelnen Beiträge sind mit einer kurzen Vorbemerkung des Herausgebers versehen. Ein kurzes Fremdwörterverzeichnis beschließt das Buch. Dies der Inhalt der Jenssenschen Sammlung.

Doch erweckt dieser scheinbar bescheidene Inhalt bei aufmerksamer Lektüre bei jedem Marxisten große Bedenken. Welche Absicht verfolgte wohl der Herausgeber bei der Zusammenstellung dieser Gedenkschrift? Handelt es sich ihm darum, die theoretischen Gedankengänge Engels' ins rechte Licht zu rücken oder aber unter der Flagge Engels' dem Leser subjektive Ansichten aufzudrängen, die in wesentlichen Punkten mit der philosophischen Konzeption des Marxismus brechen? Wir zweifeln nicht, daß die Jenssensche Gedenkschrift den letztgenannten Zweck verfolgt.

Wir wollen indessen nicht verhehlen, daß Jenssens Einführung auch eine Reihe richtiger Gedanken enthält. Es sei beispielsweise auf die Stelle über die logisch gleichzeitige Einheit und Verschiedenheit der Natur- und Gesellschaftswissenschaft hingewiesen. In dieser Frage machte der Marxismus weder einer Identifizierung dieser Wissensgebiete, die z. B. Herbert Spencer vertrat, noch einem Neo-Kantianismus von der Art W. Windelbands oder G. Rickerts, mit deren Lehre von dem prinzipiellen Gegensatz zwischen „Naturwissenschaft" und „Kulturwissenschaft" oder „nomothetischen" und „idiographischen" Wissenschaften, je auch nur die geringsten Zugeständnisse. Vom Objekt ausgehend, löst der Marxismus dieses Problem auf dialektischem Wege, d. h. er sah in den Gesellschafts- und Naturwissenschaften sowohl eine Einheit in der Verschiedenheit als eine Verschiedenheit in der Einheit.

In diesem Sinne schreibt auch O. Jenssen: „Beide (die Naturgesetzlichkeit und die soziale Gesetzlichkeit. J. L.) sind in Wechselwirkung zu betrachten, wobei jedes Gebiet seine besondere wissenschaftliche Betrachtungsart hat, ohne deswegen isoliert zu sein*." Im Einklang damit erinnert O. Jenssen mit Recht an die gegen das Aufkommen einer „sozialen Energetik" gerichteten Aeußerungen Engels, sowie an des letzteren Kritik der „naturwissenschaftlichen Begründung des Sozialismus" durch Podolinski.

Auch die Darstellung des Zusammenhanges der Naturwissenschaft mit der auf die Umgestaltung der modernen Gesellschaft abzielenden Aktivität des Proletariats darf als gelungen bezeichnet werden. „Die Naturwissenschaft als Grundlage der modernen Technik", heißt es da, „schafft eine der wichtigsten Vorbedingungen des Sozialismus, die aber nur durch den Kampf des geistig gerüsteten Proletariats, in Verbindung mit sozialer Technik, im Klassenkampf realisiert werden kann**." Allein neben diesen Jenssenschen Postulaten, die Jenssen des weiteren*** auch in seinen „Vorbemerkungen" (so auch in der Vorbemerkung zu den Artikeln Ecksteins und Adlers) entwickelt, zeigt sich schon in der „Einleitung" die Tendenz zur Heranziehung einer dem orthodoxen Marxismus durchaus fremden Philosophie, nämlich jener Ernst Machs. Es bedarf wohl keiner Betonung, daß just dieser empiriokritische Standpunkt in den Aufsätzen G. Ecksteins und F. Adlers in vollem Umfange vertreten wird. Schon die einleitenden, prinzipielle Bedeutung beanspruchenden Ausführungen in Ecksteins Artikel „Zur Methode der

* „Marxismus und Naturwissenschaft", S. 10.

** Ebenda, S. 25.

*** „Engels unterscheidet sich aber von den Naturwissenschaftlern und Spezialisten durch seine Methode, die die besonderen Gesetze der Naturwissenschaft und Soziologie erkennt und die Wechselwirkung zwischen Biologie und Soziologie bewußt enthüllt." (Ebenda, S. 56.)

politischen Oekonomie" enthalten eine offene Propaganda der Ideen Machs und Avenarius'. Eckstein ist ein Anhänger des Standpunktes der Denkökonomie und hält die von Avenarius gegebene Definition der Philosophie als eines „Denkens der Welt gemäß dem Prinzip des kleinsten Kraftmaßes" für „sehr glücklich". Er meint, diese Auffassung zerstöre „die beiden letzten Schlupfwinkel" aller Metaphysik, nämlich „die Begriffe der Kausalität und der Substanz". Er schlägt daher vor, den Begriff der Kausalität durch den der „Funktionalität" zu ersetzen.

Eckstein vergißt, daß das „ökonomische" Denken durchaus nicht immer auch richtig zu sein braucht und nicht etwa jenes Denken richtig ist, das ökonomisch ist, sondern umgekehrt nur jenes Denken ökonomisch ist, das richtig ist. Es handelt sich hierbei mithin um das Kriterium der Richtigkeit unseres Denkens. Indem G. Eckstein die Begriffe der Kausalität und der Substanz aus dem Reiche der objektiven Wirklichkeit verweist und damit zum längst überwundenen Standpunkt Berkeleys und Humes zurückkehrt, übersieht er, daß er sich damit jeder Aussicht auf die Gewinnung eines objektiven Kriteriums der Wahrheit des Denkens benimmt. In diesem Punkte beschränkt er sich auf die Wiedergabe entsprechender Gedanken E. Machs, denen er sich vorbehaltlos anschließt. Mach aber führte aus: „Unsere Begriffe sind in der Tat selbstgemachte, jedoch darum noch nicht ganz willkürlich gemachte, sondern aus einem Anpassungsstreben an die sinnliche Umgebung hervorgegangen." Wir dürfen uns von diesem Satz jedoch nicht irreleiten lassen, denn die „sinnliche Umgebung", von der hier Mach spricht, ist doch nichts anderes als die Gesamtheit der Empfindungen des Subjekts. Daher erscheint Mach die marxistische Auffassung der Wahrheit unserer Begriffe, die in der Forderung ihrer Uebereinstimmung mit dem objektiven, außerhalb des Subjekts verlaufenden Geschehen gipfelt, unannehmbar. Seine Begriffe dulden keine solche Forderung, die er denn auch nicht aufstellt.

In der von Eckstein herangezogenen Stelle aus Mach heißt es weiter: „Die Uebereinstimmung der Begriffe untereinander ist eine logisch-notwendige Forderung, und diese logische Notwendigkeit ist auch die einzige, die wir kennen*." Die Uebereinstimmung von Vorstellungen oder Begriffen untereinander ist natürlich ebenso erwünscht, wie sie logisch notwendig ist, doch ist sie nicht die einzige logische Notwendigkeit, um zu realer, objektiver Erkenntnis zu gelangen. Letztere erfordert außerdem eine Uebereinstimmung der Vorstellungen mit den Dingen der Außenwelt, eine Uebereinstimmung der Begriffe mit dem Geschehen der Außenwelt, was selbstverständlich unmöglich ist, sofern man auf eine solche „Kleinigkeit", wie die uns umgebende objektive Welt der Dinge und Vorgänge, verzichtet. Das Kriterium der Richtigkeit aber dieser Uebereinstimmung vermag indessen nur die Praxis zu liefern, was bereits Marx erkannt und Engels wiederholt betont hatte. O. Jenssen und seinen Gesinnungsgenossen dagegen bedeutet die Engelssche Kritik der Unerkennbarkeit des Kantschen „Dinges an sich" lediglich eine der „erkenntnistheoretischen Schwächen der Polemik".

Natürlich ist es niemandem verwehrt, sich seinen Standpunkt nach eigenem Gutdünken zu wählen, mithin auch für Mach und Avenarius einzutreten. Wer aber gibt denn diesen Aposteln des „Positivismus" das Recht, ihren Standpunkt, allen authentischen Erklärungen zum Trotz, für den Standpunkt Engels', für Marxismus auszugeben?

Das Komische aber am Artikel G. Ecksteins ist, daß er, der Machianer und Apologet der beschreibenden Methode in der Naturwissenschaft, einen anderen Schüler Machs und Vertreter der beschreibenden Methode, nämlich Schumpeter, just dafür kritisiert, daß dieser in durchaus konsequenter Weise die beschreibende Methode auch auf die politische Oekonomie überträgt und dabei bei der Grenznutzentheorie landet. Fürwahr, eine mit untauglichen Mitteln unternommene Verteidigung der Arbeitswerttheorie, gleichzeitig aber auch ein nicht minder mißglücktes Attentat auf den dialektischen Materialismus eines Marx und Engels, der angeblich vervollkommnet werden soll.

Im wesentlichen dasselbe finden wir im Aufsatz Friedrich Adlers „Friedrich Engels und die Naturwissenschaft". Jenssen mißt diesem Artikel große Bedeutung bei. Er schreibt: „Diese Arbeit Friedrich Adlers bildet daher den Abschluß der

* „Marxismus und Naturwissenschaft", S. 112. (Von uns gesperrt. J. L.)

Betrachtungen über Naturwissenschaft und Marxismus." Sie zeige, „wie keineswegs das historische Material, wie es Marx und Engels formulierten, gebunden ist an den mechanischen Materialismus, wie er die Naturwissenschaft des 19. Jahrhunderts als Theorie beherrschte."

Friedrich Adler will somit beweisen, daß der historische Materialismus mit der materialistischen Weltanschauung schlechthin in keinem Zusammenhange stehe. Da nun dies eine sehr schwierige, ja man darf getrost behaupten, eine unlösbare Aufgabe ist, sucht Adler zu beweisen, die Grundlage der Weltanschauung Marx' und Engels' selbst sei gar keine materialistische gewesen. „Sie nannten", meint Adler, „ihren neuerworbenen Standpunkt Materialismus. Dies ist recht gut begreiflich, denn an den Materialismus heftete sich damals alles Erfahrungswissen, also war es dieser Name, der ihnen bei ihrem Uebergang von der „Idee" zur Erfahrung am nächsten lag. Heute ist es allerdings notwendig, zu betonen, daß es nur die Erfahrung war, die sie im Materialismus akzeptierten*." Was Marx und Engels Materialismus nannten, sei mithin lediglich „Erfahrung", Dialektik lediglich „Entwicklung". So denkt Friedrich Adler. Hat man diesen Standpunkt aber einmal bezogen, so vollzieht sich die Verwandlung Marx' und Engels' zu Empiriokritikern ebenso rapid, wie für den Leser unbemerkt. Wie verhält es sich damit aber in Wirklichkeit?

In seiner „Naturdialektik" legt es Engels den Naturwissenschaftlern wiederholt ans Herz, die Geschichte der Philosophie zu studieren. Dieser Rat gilt gleichermaßen für diejenigen, die den Marxismus mit dem Empiriokritizismus verbinden wollen. Was bedeutet die Identifizierung der Begriffe „Materialismus" und „Erfahrung", „Dialektik" und „Entwicklung" vom geschichtsphilosophischen Standpunkt? Eine Verwechslung bzw. Identifizierung von Hobbes und Berkeley, Condillac und Holbach, Mach und Plechanow, darüber hinaus von Hegel und Spencer, Engels und Büchner. In der Tat, Hobbes wie Berkeley waren Sensualisten, Condillac wie Holbach gingen von der Empfindung aus, Hegel wie Spencer akzeptierten die Kategorie der Entwicklung, Engels wie Büchner vertraten den Standpunkt der allgemeinen Evolution. Dennoch berechtigt uns das noch keineswegs zu einer Identifizierung der Anschauungen genannter Denker. Entscheidend allein ist der Inhalt des Erfahrungsbegriffes. Besagt „Erfahrung" lediglich die Gesamtheit der Empfindungen, so haben wir die Lehre Berkeleys und Machs vor uns. Bedeutet dagegen „Erfahrung" die Einwirkung der Außenwelt auf unsere Sinnesorgane und sind unsere Empfindungen ein Ergebnis dieser Einwirkung, so haben wir es mit Hobbes, Holbach und Engels zu tun (obwohl unter diesen hinsichtlich anderer Probleme Differenzen bestehen). Ferner: Besagt der Begriff der „Dialektik" nichts anderes als Entwicklung, so sind sowohl Spencer als auch Büchner Dialektiker. Sprechen wir dagegen von einer dialektischen Auffassung der Entwicklung, so handelt es sich um den Idealisten Hegel einerseits, die Materialisten Marx und Engels andererseits (obwohl wiederum zwischen Hegel und Engels sehr wesentliche Unterschiede in der Betrachtung anderer Fragen bestehen). So steht die Frage!

Uns scheint nun, daß dies auch Friedrich Adler klar ist, denn er rückt im Verlaufe der Darlegung seiner Auffassung der „Erfahrung" und „Entwicklung" vom materialistisch-dialektischen Standpunkte ab. Die Existenz anderer Menschen ist ihm lediglich eine Hypothese: „Der Mitmensch als Subjekt, als eine Weltanschauung besitzend, muß immer Hypothese bleiben. Aber auf diese Hypothese gründet sich nicht nur alles praktische Leben, sondern auch alle Wissenschaft**." Hierzu gehört auch der Satz: „Der Körper ist ein Komplex von Empfindungen."

Die angeführten Sätze Adlers enthalten die grundlegenden Prinzipien, die sowohl historisch als auch logisch mit dem Standpunkt Marx' und Engels' brechen. Friedrich Adler fühlt es selbst. Sich selbst widersprechend, seine eigene Erklärung, der Engelssche Materialismus entspreche eigentlich bereits dem Empiriokritizismus, vergessend, teilt er uns plötzlich mit, Engels persönlich habe am Standpunkt des Materialismus (statt an dem der reinen Erfahrung!) festgehalten. Das erkläre

* „Marxismus und Naturwissenschaft", S. 149.

** Ebenda, S. 163.

sich jedoch, meint Adler herablassend, aus der historischen „Beschränktheit" Engels'. „In dem Kapitel (des ‚Anti-Dühring'. J. L.), in dem er gezwungen ist, positive physikalische Entwicklungen zu machen, zeigt er sich unter dem Banne des damaligen herrschenden mechanischen Materialismus. Ueber diese Schranke seiner Zeit sah er nicht hinaus, wir können aber heute auch auf diesem Gebiet seinen Grundprinzipien Eingang verschaffen*."

Das Bild ändert sich also! Engels sei Materialist, überdies m e c h a n i s c h e r Materialist gewesen, während w i r w e i t e r zu gehen hätten. Schön, aber wohin? Nun, zum Empiriokritizismus. Anfangs hieß es, Engels sei Empiriokritiker, nun wird uns plötzlich offenbart, Engels sei kein Empiriokritiker, und zwar lediglich aus dem Grunde, weil er die Werke Machs noch nicht gelesen habe; hätte er sie dagegen gelesen, so hätte er sich, sofern er nur ein weiteres Jahrzehnt gelebt hätte, sicherlich zum Empiriokritizismus bekannt. Letztere Behauptung stimmt natürlich ebenfalls nicht, denn Engels hatte sich bis in die letzten Lebensjahre mit philosophischen Problemen beschäftigt. Die nunmehr erschienene „Naturdialektik" zeigt, in welcher Richtung diese Beschäftigung verlief. Die philosophischen Ansichten Engels' zeigen in seinen letzten Lebensjahren lediglich eine weitere folgerichtige Entwicklung, Entfaltung und Bereicherung jener Prinzipien, zu denen er sich in seiner „bewußten" Lebensphase durchgerungen, nämlich der Prinzipien des d i a l e k t i s c h e n Materialismus. Es liegt nicht der geringste Grund zu der Annahme vor, Engels habe je diesen Standpunkt aufgegeben. Engels' ganze Denkweise war eine solche, daß selbst eine mikroskopische Untersuchung keine empiriokritischen Elemente bei ihm aufzudecken vermöchte. Ein sorgfältiges Studium der „Naturdialektik" läßt erkennen, daß Engels' Weltanschauung auf ganz anderen Prinzipien ruhte, wir wiederholen es: auf den Prinzipien des dialektischen Materialismus.

Worauf läuft die Verfälschung des Marxismus durch O. Jenssen und Friedrich Adler hinaus und was ist deren eigener Standpunkt? Marx und Engels, erklären sie, seien Materialisten, und zwar mechanische Materialisten gewesen, doch finde das seine Erklärung in der Geschichte. „Bei Marx und Engels ist ‚Materialismus' ursprünglich nur als Unterscheidung gegenüber der herrschenden idealistischen Richtung verwendet worden." In unserer modernen Gegenwart müsse nun dieser Materialismus durch den Machschen Positivismus ersetzt werden. Gerade hiergegen aber erheben wir Einspruch. Marx und Engels haben der idealistischen Philosophie Hegels und der Hegelianer ihren Materialismus doch nicht als eine ihnen zufällig in den Schoß gefallene philosophische Antithese gegenübergestellt! Verhielte es sich so, so hätten unsere Altmeister doch schon bei Lebzeiten dem Idealismus den Positivismus eines Comte und weiterhin den eines Spencer entgegenhalten können. Sie haben doch den Hegelschen Idealismus nicht einfach abgeschüttelt, sondern alle seine lebensfähigen und wissenschaftlich wertvollen Elemente übernommen, d. h. eben seine dialektische Methode, die jeder, der in dieser Frage auch nur einigermaßen orientiert ist, als entschieden tiefer und inhaltsreicher erkennt als das Operieren mit einer bloßen „Entwicklung". Der „Hegelsche Geist", d. h. die dialektische Methode, ist Engels so gründlich in Fleisch und Blut übergegangen, daß seine ganze „Naturdialektik" davon beherrscht wird. Dieser Hegelsche Geist nun ist bei ihm mit einem m a t e r i a l i s t i s c h e n, nicht aber positivistischen Standpunkt verbunden.

Ueberdies weist Engels' Synthese von Dialektik und Materialismus eine solche Tiefe auf und liegt für jeden unvoreingenommenen Forscher so offensichtlich zu Tage, daß eine Einreihung Engels' unter die m e c h a n i s c h e n Materialisten nichts anderes beweist als das gänzliche Unvermögen zur Erfassung des wahren Sachverhaltes. Des Rätsels Lösung ist indessen wo anders zu suchen. O. Jenssen gilt nämlich j e d e r Materialismus als mechanischer Materialismus, ihm erscheint j e d e r Materialismus verwerflich, obwohl er sich genötigt sieht, anzuerkennen: „Aber selbst die Marxisten, die dem mechanischen Materialismus anhängen, unterscheiden sich von den Nur-Naturwissenschaftlern d u r c h d i e W e i t e i h r e s H o r i z o n t s u n d d i e d i a l e k t i s c h e M e t h o d e, die sie vor den Einseitigkeiten der Naturforscher und deren Hilflosigkeit auf dem Gebiete der Gesellschaftswissenschaft bewahrt**." Dessenungeachtet ist er unfähig, zu begreifen, daß man

* „Marxismus und Naturwissenschaft", S. 177.
** Ebenda, S. 31 (von uns gesperrt. J. L.).

sehr wohl Materialist sein kann, ohne doch gleichzeitig dem mechanischen Materialismus anzuhängen.

Es ist an der Zeit, daß man sich endlich einmal darüber klar werde, daß Marx und Engels sich ihres dialektischen Materialismus vollauf bewußt waren, daß sie „nur" dialektische Materialisten waren und nichts anderes. In letzter Zeit treten nun immer häufiger (oder leben erneut auf) Verfälschungen der allgemein-philosophischen Grundlagen des Marxismus in dreifacher Richtung auf. Diese drei Richtungen sind: 1. Marx und Engels seien Dialektiker gewesen, aber keine Materialisten, überdies gelte die Dialektik nur für die Gesellschaft, was auch ganz in Ordnung sei. Hier wären zu nennen: Lukács, Korsch, Fogarasi. 2. Marx und Engels seien mechanische oder mechanistische Materialisten gewesen, was zu begrüßen sei. Ihre Dialektik decke sich mit der Mechanik. Diese Auffassung findet sich nicht selten unter Marxisten sein wollenden Naturwissenschaftlern. 3. Marx und Engels seien mechanische Materialisten gewesen, was ein Mangel ihrer Anschauung sei; man müsse zum Empiriokritizismus übergehen. Diesen Revisionismus predigt Herr O. Jenssen in der vorliegenden Gedenkschrift.

Wir haben bereits betont, daß der dialektische Materialismus und der Empiriokritizismus auf gänzlich verschiedenen Voraussetzungen beruhen. Mag Engels die „Offenbarungen" Ernst Machs auch nicht gekannt haben, so gewinnt die Behauptung Friedrich Adlers und O. Jenssens damit noch nichts an Gewißheit. Ueberdies war ja der Materialismus Marx' und Engels' gar kein mechanischer. Darüber hat sich bereits Engels selbst sowohl im „Anti-Dühring" als auch im „Ludwig Feuerbach" eingehend und unzweideutig genug ausgesprochen. Oder sollte etwa Engels' Bewußtsein dem wirklichen Engels nicht entsprochen haben? Werfen wir daher einmal einen Blick in Engels' theoretische Gedankengänge.

Wie lautet O. Jenssens Definition des Materialismus? Er sagt: „Der philosophische oder weltanschauliche Materialismus leugnet die Wechselbeziehung zwischen dem die Wirklichkeit erkennenden und verändernden Erkenntnisträger und der von ihm erkannten Materie; er behauptet, die absolute Wirklichkeitsgeltung der Materie wird auch als mechanischer Materialismus bezeichnet*."

Dieser Passus ist ein Musterbeispiel Jenssenscher Konfusion. Erstens schließt der „philosophische Materialismus" eine Einwirkung des erkennenden Subjekts auf die Materie mit nichten aus. Die Leugnung einer solchen Einwirkung ist vielmehr für die Beschränktheit des mechanischen Materialismus charakteristisch. Marx hatte bereits in seinen „Feuerbach-Thesen" auf diese die menschliche Aktivität betonende Seite seiner materialistischen Weltanschauung ausdrücklich hingewiesen. Auch Engels sagt in seiner „Naturdialektik": „Die naturalistische (d. h. mechanische. J. L.) Auffassung der Geschichte, wie z. B. mehr oder weniger bei Draper u. a. Naturforschern, als ob die Natur ausschließlich auf den Menschen wirke, die Naturbedingungen überall seine geschichtliche Entwicklung ausschließlich bedingten, ist daher einseitig und vergißt, daß der Mensch auch auf die Natur zurückwirkt, sie verändert, sich neue Existenzbedingungen schafft. Von der ‚Natur' Deutschlands zur Zeit, als die Germanen einwanderten, ist verdammt wenig übrig. Erdoberfläche, Klima, Vegetation, Fauna, der Mensch selbst haben sich unendlich verändert und alles durch menschliche Tätigkeit, während die Veränderungen, die ohne menschliches Zutun in der Zeit in der Natur Deutschlands [erfolgt] sind, unberechenbar klein sind**." Das gehört doch zum ABC des dialektischen Materialismus!

Zweitens ist die Anerkennung der „absoluten Wirklichkeitsgeltung der Materie" keinesfalls ein Merkmal des mechanischen Materialismus. Sie gehört ebenso zum dialektischen Materialismus. Das Problem lautet vielmehr: Was ist Materie? Denkt man sich die Materie nach der Art der Materialisten des 17. Jahrhunderts als eine formlose „graue", alles erfüllende Masse, so handelt es sich in der Tat um einen mechanischen Materialismus, dem auch die Vorstellung gewisser Naturforscher von der Existenz einer isomorphen, qualitätslosen, nur quantitativ erfaßbaren Materie entspricht. Aber die materialistischen Dialektiker haben niemals den Begriff der Materie mit der Vorstellung der Physiker oder Chemiker über

* „Marxismus und Naturwissenschaft", S. 179.

** Friedrich Engels, „Naturdialektik", Moskau 1925, Staatsverlag, S. 24. (Deutsche Ausgabe S. 165.)

die Struktur der Materie verwechselt. So hat z. B. auch Lenin, ohne die Engelssche „Naturdialektik" gekannt zu haben, in seinem Buche über den „Materialismus und Empiriokritizismus" an der Klärung der dialektischen Definition der Materie mitgewirkt. Seine Auffassung entspricht vollkommen jener von Engels. Letzterer aber antwortet den Empirikern von der Art der „reinen Empiriker" à la Mach und Anhänger, die erklären: „Aber wir wissen ja auch nicht, was Materie und Bewegung sind", mit den Worten: „Natürlich nicht, denn die Materie als solche und die Bewegung als solche hat noch niemand gesehen oder sonst erfahren, sondern nur die verschiedenen, wirklich existierenden Stoff- und Bewegungsformen. Der Stoff, die Materie, ist nicht anders als die Gesamtheit der Stoffe, aus der dieser Begriff abstrahiert, die Bewegung als solche nichts als die Gesamtheit aller sinnlich wahrnehmbaren Bewegungsformen; Worte wie Materie und Bewegung sind nichts als Abkürzungen, in die wir viele verschiedene sinnlich wahrnehmbare Dinge zusammenfassen nach ihren gemeinsamen Eigenschaften. Die Materie und Bewegung kann also gar nicht anders erkannt werden als durch Untersuchung der einzelnen Stoffe und Bewegungsformen, und indem wir diese erkennen, erkennen wir pro tanto auch die Materie und Bewegung als solche*."

So tritt der dialektische Materialismus an die Lösung des Problems der Materie heran. Der Leser sieht, daß hier von einem „Mechanismus" gar keine Rede ist. Im Gegenteil: Auf allgemein-materialistischer Grundlage, m. a. W. auf dem Boden der Anerkennung real, objektiv, d. h. außerhalb unseres Bewußtseins existierender Dinge, erfolgt eine reinliche Scheidung zwischen dialektischem und mechanischem Materialismus.

Damit findet gleichzeitig auch das Substanzproblem seine Lösung. G. Eckstein glaubt, mit Mach einen Schritt vorwärts zu tun, wenn er auf den Begriff der Substanz verzichte.

In Wirklichkeit kehrt er zum Standpunkt Berkeleys zurück. Die Substanz des dialektischen Materialismus ist nicht identisch mit der Substanz der Materialisten des 18. Jahrhunderts, sondern die Abstraktion aus einer unendlichen Zahl endlicher materieller, außerhalb des Bewußtseins existierender Dinge.

An einer anderen Stelle sagt Engels:

„Die Materie als solche ist eine reine Gedankenschöpfung und Abstraktion. Wir sehen von den qualitativen Verschiedenheiten der Dinge ab, indem wir sie als körperlich existierende unter dem Begriff Materie zusammenfassen. Materie als solche, im Unterschied von den bestimmten, existierenden Materien, ist also nichts sinnlich Existierendes. Wenn die Naturwissenschaft darauf ausgeht, die einheitliche Materie als solche aufzusuchen, die qualitativen Verschiedenheiten auf bloß quantitative Verschiedenheiten der Zusammensetzung identischer kleinster Teilchen zu reduzieren, so tut sie dasselbe, wie wenn sie statt Kirschen, Birnen, Aepfeln das Obst als solches, statt Katzen, Hunden, Schafen usw. das Säugetier als solches zu sehen verlangt, das Gas als solches, das Metall, den Stein als solche, die chemische Zusammensetzung als solche, die Bewegung als solche ... Wie schon Hegel, Enzykl. 1., S. 199, nachgewiesen, ist diese Anschauung daher „einseitig-mathematischer Standpunkt", auf dem die Materie als nur quantitativ bestimmbar, aber qualitativ ursprünglich gleich angesehen wird, kein anderer Standpunkt als der des französischen Materialismus des 18. Jahrhunderts**."

In diesen prägnanten Sätzen ist der Unterschied zwischen dialektischem und mechanischem Materialismus in doppelter Hinsicht beleuchtet: einmal in Hinsicht auf den Begriff Materie, zum anderen in jener des Verhältnisses von Quantität und Qualität. Der mechanische Materialismus steht auf einem ausschließlich quantitativen Standpunkt. Er führt alle qualitativen Unterschiede auf ausschließlich quantitative Veränderungen zurück. Damit verwandelt sich seine „Materie" in der Tat in eine metaphysische „materia prima". Darüber hinaus führt der quantitative Standpunkt zum Pythagoreismus, worauf schon Engels hinweist.

Der dialektische Materialismus hat ein anderes Gesicht. Er vertritt die Einheit von Quantität und Qualität, wodurch er sich aufs Entschiedenste sowohl von

---

* Ebenda, S. 150 (Deutsche Ausgabe S. 237).

** Ebenda, S. 146 (Deutsche Ausgabe S. 234).

den Mechanisten als auch den Empiriokritikern abgrenzt. Quantität und Qualität gelten ihm als gleichermaßen objektiv.

Jede Seite der Engelsschen „Naturdialektik" behandelt nicht nur den dialektischen Materialismus, sondern schlägt auch gleichzeitig den mechanischen Materialismus. Herr Jenssen dagegen wirft Engels erneut „Mechanismus" vor. Das Problem der Quantität und Qualität bildet gleichsam einen Prüfstein bei der Bestimmung der Art der materialistischen Philosophie. Die marxistische Lösung dieses Problems lag bereits im „Anti-Dühring" vor. In Engels „Naturdialektik" nimmt dessen Behandlung einen beträchtlichen Raum ein. Eine knappe Formulierung des Problems bietet folgender Passus: „Die mechanische Auffassung", sagt Engels, „erklärt alle Veränderung aus Ortsveränderung, alle qualitativen Unterschiede aus quantitativen und übersieht, daß das Verhältnis von Qualität und Quantität reziprok ist, daß Qualität ebensogut in Quantität umschlägt, wie Quantität in Qualität, daß eben Wechselwirkung stattfindet*."

Die hier angeführte Kategorie der Wechselwirkung bedeutet indessen nicht, daß der dialektische Materialismus just in ihr das A und O der Erscheinungen der Wirklichkeit erblickt. G. Eckstein hofft durch die Aufgabe des Kausalitätsbegriffs und dessen Ersatz durch den Funktionsbegriff den Marxismus zu „vervollkommnen". Eitle Liebesmüh! Nur eine kausale Erklärung der Erscheinungen vermag wissenschaftlichen Ansprüchen zu genügen. Sie beruht weder auf einer Mechanik noch auf einer Metaphysik, sondern ist lediglich die objektive Widerspiegelung der sich in der Wirklichkeit abspielenden Vorgänge. Der Marxismus leugnet nicht das Bestehen einer Wechselwirkung. Eine solche Leugnung wäre eine Einseitigkeit. Engels sagt: „Erst von dieser universellen Wechselwirkung kommen wir zum wirklichen Kausalitätsverhältnis. Um die einzelnen Erscheinungen zu verstehen, müssen wir sie aus dem allgemeinen Zusammenhange reißen, sie isoliert betrachten, und da erscheinen die wechselnden Bewegungen, die eine als Ursache, die andere als Wirkung**."

Die prinzipiell gleiche Behandlungsweise läßt Engels auch der Kategorie der Bewegung widerfahren. Der Mechanik bedeutet Bewegung lediglich eine Ortsveränderung; der dialektische Bewegungsbegriff dagegen ist weit inhaltsreicher. „Bewegung, auf die Materie anwendbar, ist Veränderung überhaupt***." Die Bewegung ist — nach der alten Terminologie — jenes einzige Attribut der Materie, aus dem sich die gesamte wirkliche Mannigfaltigkeit der Erscheinungen ergibt. Wir wollen nicht versäumen, hier darauf hinzuweisen, daß die moderne Naturwissenschaft dieser Erkenntnis des dialektischen Materialismus vollauf entspricht. Die Dialektik selbst ist bekanntlich nichts anderes als „die Wissenschaft von den allgemeinen Bewegungs- und Entwicklungsgesetzen der Natur, der menschlichen Gesellschaft und des Denkens". In seiner „Naturdialektik" beabsichtigte Engels sein Hauptaugenmerk auf jene Bewegungsformen zu richten, die der Natur zukommen. Nichtdestoweniger will Friedrich Adler, wie wir gesehen, beweisen, daß bei Engels im „Embryonalstadium" bereits ein Empiriokritizismus vorhanden sei!

Die wirkliche Gedankenrichtung Engels' offenbaren beispielsweise folgende Zeilen:

„Dialektik der Naturwissenschaft: Gegenstand — der sich bewegende Stoff. Die verschiedenen Formen und Arten des Stoffes selbst wieder nur durch die Bewegung zu erkennen; nur in ihr zeigen sich die Eigenschaften der Körper; von einem Körper, der sich nicht bewegt, ist nichts zu sagen. — Aus den Formen der Bewegung ergibt sich also die Beschaffenheit der sich bewegenden Körper†."

Leider blieb die beabsichtigte Arbeit unvollendet. Die Polemik mit Dühring und die Uebernahme der Vorbereitung der Drucklegung des „Kapital" nahmen Engels' Zeit voll in Anspruch. So zwangen ihn die laufenden Verpflichtungen auf dem Gebiete des politischen und theoretischen Kampfes, nicht zuletzt die Freun-

* Ebenda, S. 144 (Deutsche Ausgabe S. 232).
** Ebenda, S. 26 (Deutsche Ausgabe S. 166).
*** Ebenda, S. 26 (Deutsche Ausgabe S. 167).
† Ebenda, S. 6 (Anm. d. Red. Vergl. auch Engels' Brief an Marx v. 31. Mai 1873. Briefwechsel 4. Band. Stuttgart 1919. S. 344 ff.).

despflicht dazu, die geplante eigene große theoretische Arbeit immer wieder zurückzustellen.

Wir können hier auf die Fülle der in den Engelsschen Manuskripten enthaltenen Gedanken nicht eingehen. Wir wiederholen nur, was wir bereits einleitend bemerkt: Engels' „Naturdialektik" kommt eine außerordentliche Bedeutung zu, da sie authentische Ausführungen eines der Begründer des dialektischen Materialismus zu einer ganzen Reihe von Fragen der Theorie enthält. Der Inhalt der „Naturdialektik" bietet, im Grunde genommen, nichts überraschend Neues. Engels tritt uns auch hier als der bekannte Theoretiker des dialektischen Materialismus entgegen. Während er sich jedoch im „Anti-Dühring" und „Ludwig Feuerbach" auf eine Polemik mit Dühring und eine Kritik des Starkeschen Buches beschränkte, unterwirft er in der „Naturdialektik" die Ansichten einer größeren Anzahl zeitgenössischer Naturforscher und Gelehrter der Kritik. Ueberdies enthält die „Naturdialektik" auch eine positive Darlegung seiner eigenen Auffassung, mag sie auch einen fragmentarischen Charakter tragen. Die methodologischen Grundlagen des Marxismus und dessen prinzipielle Einstellung auf dem Gebiete der Philosophie und Naturwissenschaft erhalten in den vorliegenden Essays eine unzweideutige und scharfe Formulierung.

Die umfangreiche Einführung des Herausgebers des „Marx-Engels-Archivs", Gen. D. Rjazanov, stellt einen ausgezeichneten historischen Kommentar zu Engels' Fragmenten und Abhandlungen dar. Die Einführung enthält nicht nur einen Abriß der Entstehungsgeschichte der Engelsschen Manuskripte, sondern vermittelt dem Leser auch eine Fülle von Einzelheiten über die Arbeiten Marx', insbesondere aber Engels', auf dem Gebiete der Naturwissenschaft. Genosse Rjazanov stützt sich vorzüglich auf den Briefwechsel von Marx und Engels, den er durch archivarische Mitteilungen über die Manuskripte ergänzt. Die von ihm gewählte chronologische Anordnung der einzelnen Stücke wird durch überzeugende Gründe verteidigt. Zur Vervollständigung des Ganzen wurden auch jene Abhandlungen Engels' abgedruckt, die bereits erschienen waren, da sie Teile derselben „Naturdialektik" bilden, wie beispielsweise die Studie „Der Anteil der Arbeit an der Menschwerdung des Affen" und das Vorwort zur 2. Auflage des „Anti-Dühring"

Das gesamte Material, das einerseits abgeschlossene Abhandlungen, andererseits Essays, Fragmente und Notizen umfaßt, wurde von D. Rjazanov in folgender Weise geordnet: 1. Zerstreute Notizen und Fragmente zur „Dialektik und Naturwissenschaft" (1873—1876); 2. „Der Anteil der Arbeit an der Menschwerdung des Affen" (1876); 3. „Die Naturforschung in der Geisterwelt" (1877); 4. Eine abgeschlossene Studie von hervorragend prinzipieller Bedeutung, betitelt: „Alte Vorrede zum ‚Anti-Dühring'". — „Ueber die Dialektik" (1878); 5. Noten zum „Anti-Dühring" (1878—1879); 6. Alte Einleitung zur „Naturdialektik" (1880); 7. Einzelne Notizen aus den Jahren 1881 und 1882; 8. Ein glänzender, leider unvollendet gebliebener Aufsatz über die „Allgemeine Natur der Dialektik als Wissenschaft" (1881—1882); 9.—13. Eine Reihe von Sonderfragen gewidmeten Stücken: „Grundformen der Bewegung", „Zwei Maße der Bewegung", „Flutreibung", „Wärme", „Elektrizität" (1881—1882); 14. „Dialektik in der modernen Naturwissenschaft", Vorwort zur 2. Auflage des „Anti-Dühring" (1885); 15. Im „Ludwig Feuerbach" ausgelassene Seiten (1886) und endlich 16. Ein Nekrolog, betitelt „Karl Schorlemmer" (1892). Dies der reiche Inhalt der „Naturdialektik*."

Jeder unvoreingenommene Leser wird nach einem Vergleiche der Engelsschen „Naturdialektik" mit der Jenssenschen Gedenkschrift „Marxismus und Naturwissenschaft" sofort erkennen, daß letztere (abzüglich der beiden Engelsschen Arbeiten) zum mindesten „Empiriokritizismus und Naturwissenschaft" heißen sollte.

---

* Alle literarischen Verweise Engels' werden ergänzt durch eine von J. Schaxel, Prof. an der Universität Jena, besorgte Zusammenstellung ausführlicher Auszüge aus Werken der von Engels zitierten Autoren. Außerdem ist diesem zweiten Band des „Marx-Engels-Archivs" noch eine umfangreiche Bibliographie des Marxismus beigegeben. Der Leser findet sie auch im 1. Band der deutschen Ausgabe des „Marx-Engels-Archivs" (Verlag Marx-Engels-Archiv. Verlagsgesellschaft m. b. H., Frankfurt a. M. 1926).

A. THALHEIMER
DER NEUDRUCK DES „HERR VOGT"

Eine griechische Ueberlieferung weiß zu berichten, daß, als Alexander von Mazedonien seinem Lehrer Aristoteles darüber Vorwürfe machte, daß er seine esoterischen (geheimen) Lehrvorträge veröffentlichte, Aristoteles ihm geantwortet habe, die Schrift sei veröffentlicht und zugleich nicht veröffentlicht, denn nur die Eingeweihten würden sie verstehen. Das Geheimnis sei also trotz der Veröffentlichung gewahrt. An diese Geschichte erinnert der eben erschienene Neudruck des „Herr Vogt" von Karl Marx, der von Rudolf Franz besorgt, mit einer Einleitung versehen und im Verlag Rudolf Liebing (L. Franz & Co.) in Leipzig erschienen ist.

Die Ausgabe ist eine buchstabengetreue Wiedergabe des alten Drucks, sie ist also vollwertiger Ersatz des Originals, das seit langen Jahren nicht mehr im Buchhandel aufzutreiben und eine der größten Seltenheiten geworden war. Zugegeben ist noch der Aufsatz „Abermals ‚Herr Vogt'" von Friedrich Engels.

Wir freuen uns gewiß, als Nichtbesitzer des Originals, diesen typengetreuen Nachdruck in Händen zu haben, aber veröffentlicht in dem sachgemäßen Sinn des Wortes, d. h. geschulten Arbeitern zugänglich gemacht, ist die Schrift damit nicht. Dazu wären ausführliche zeitgeschichtliche, parteigeschichtliche und literarische Erläuterungen nötig. Mehring hielt ausführliche Erläuterungen dieser Art für unbedingt notwendig, und wir teilen hier seine Ansicht vollständig. Wenn der Herausgeber meint, daß ohne einen ausführlichen Kommentar die wesentlichen Dinge „auch für den arbeitsamen Leser durchaus verständlich" seien, so halte ich das für einen Irrtum. Die siebeneinhalb Seiten umfassende Einleitung des Herausgebers kann natürlich nur dürftige Hinweise geben.

Dagegen stimmen wir mit dem Verfasser entgegen Mehring darüber überein, daß eine Neuherausgabe des „Herr Vogt" überhaupt sich wohl lohnt. Wir lesen ihn heute anders als vor 1918 und vor 1914. Es zeigt sich an dieser Marxschen Schrift, wie die durch den Geschichtsverlauf erfolgte nähere Bestimmung der Fragen der proletarischen Revolution uns Marx im neuen Licht erscheinen, scheinbar Vergangenes und Verschollenes wieder aktuell werden läßt.

Ich hebe hier nur einige Punkte heraus. So fällt uns sofort in die Augen, wie die von der deutschen Sozialdemokratie so gänzlich „vergessene" Marxsche Hauptlosung der proletarischen Diktatur in den fünfziger und sechziger Jahren von den bürgerlichen Demokraten als das notorische Kennzeichen der Kommunistischen Partei und der Marxschen Lehre betrachtet wurde.

„Seit dem Umschlage der Revolution von 1849", so schreibt Herr Vogt im ‚Bieler Handelskurier' vom 23. Mai 1859, „hat sich nach und nach in London eine Clique von Flüchtlingen gesammelt, deren Glieder unter der schweizerischen Emigration unter dem Namen der ‚Bürstenheimer' oder der ‚Schwefelbande' seiner Zeit bekannt waren. Ihr Chef ist Marx, der frühere Redakteur der Rheinischen Zeitung in Köln — ihr Losungswort: Soziale Republik, Arbeiterdiktatur — ihre Beschäftigung Anspinnen von Verbindungen und Verschwörungen."

Von den Emigrantengeschichten, die einen großen Raum in „Herr Vogt" einnehmen, ist heute all das verschollen, was persönlicher Natur ist. Dagegen hat der sachliche Inhalt der Auseinandersetzungen von Marx und Engels, sowohl mit den verschiedenen Gruppierungen der bürgerlichen Demokratie als auch innerhalb des Kommunistenbundes mit den Willich, Schaper usw., ganz neues Interesse gewonnen. Man kann im „Herr Vogt" allerhand Stoff zur Urgeschichte der Ebert-

Scheidemann wie der „Ultralinken" finden, sogar bis auf die Schlagworte. Auf der einen Seite die skrupellosen Verleumdungen der Kommunisten als Putschisten, als Lumpengesindel und als Mameluckenhorde unter der Diktatur von Marx durch die ehrsamen Vögte der bürgerlichen Demokratie; auf der andern stoßen wir auf eine ganz aktuell anmutende Stelle in einem Brief Schilys an Marx über die „Bürstenheimer" („Herr Vogt", Seite 12). Es heißt da: „... denn wisse, daß diejenigen unter ihnen (den ‚Bürstenheimern'), welche sich mit Organisation der Revolution beschäftigten, es nicht als Deine (Marxens) Anhänger, sondern als Deine Gegner taten, indem sie Willich als ihren Gottvater oder doch als ihren Papst verehrten, Dich aber als ihren Antichrist oder Gegenpapst verketzerten..."

Die Streiflichter, die im „Herr Vogt" auf den Bonapartismus, seine Methoden und seine Werkzeuge fallen, sind im Zeitalter des Faschismus von besonderem Interesse. Es bieten sich hier allerlei — und nicht nur oberflächliche — Analogien.

Schließlich sei noch hingewiesen auf die konkrete geschichtliche Beleuchtung, die die Stellung von Marx zur nationalen Frage in dieser Schrift erfährt.

Wir heißen also den Neudruck willkommen, indem wir gleichzeitig die Leser auf die Notwendigkeit hinweisen, ihr Studium mit dem der Zeitgeschichte zu verbinden. Nur dann wird die Schrift verständlich und nutzbar.

R. A.

FRANCESCO OLGIATI: CARLO MARX

Con prefazione di Fr. Agostino Gemelli O. F. M. Terza edizione. Milano 1922, XXIII und 360 S.

Fr. Olgiati bedient sich folgender Forschungsmethode: Auf Grund etlicher in Italien verbreiteter Broschüren über Marx und dessen Briefwechsel entwirft der Verfasser ein Lebensbild Marxens, das beim Leser den Eindruck der Objektivität und Unvoreingenommenheit erwecken soll. In dem Glauben, dies sei ihm gelungen, greift er nun aus der Fülle der Marxens Leben betreffenden Daten und der Urteile Marxens über verschiedene Personen gerade diejenigen heraus, die, losgelöst von den besonderen, sie erklärenden Umständen und von entsprechendem Kopfschütteln begleitet, Marx als eine reichlich abstoßende Persönlichkeit erscheinen lassen sollen, der gegenüber mitleidsvolle Herablassung am Platze sei. So untersucht der Verfasser wiederholt und mit äußerster Sorgfalt Marxens Geldangelegenheiten, um zu beweisen, daß Marx eine Schwäche für irdische Güter besessen habe. Marx richte an Engels unaufhörliche Bitten um Gelduntersützung, biedere sich aus materiellen Gründen Heine an, sei voller Sorge um das materielle Wohlergehen seiner Töchter, besuche mit ihnen aristokratische Bälle, um mit den Hofkreisen Verbindungen herzustellen, hasse Italien, sympathisiere mit den Preußen (im preußisch-österreichischen Kriege), nehme an Menschen, die seine Freundschaft suchen, Schädelmessungen vor, hasse und ignoriere die Arbeiter u. dgl. mehr. Hätte nun Olgiati diese ganze Sammlung von Details zu einer knappen Charakteristik zusammengefaßt, so wäre eine so offensichtliche und rohe Karikatur der Persönlichkeit Marxens entstanden, daß der Verfasser Gefahr lief, selbst von leichtgläubigen Lesern Italiens nicht ernst genommen zu werden. Daher verteilt der Verfasser alle seine billigen Schlager auf das ganze Buch in der pfiffigen Erwartung, dabei nicht nur nicht ertappt zu werden, sondern sogar noch Lorbeeren zu ernten.

Olgiati hütet sich allerdings, in den theoretischen Fragen des Marxismus einen eigenen Standpunkt einzunehmen. Er zieht es vor, die Widerlegung des Marxismus anderen Schriftstellern zu überlassen, z. B. Loria und Cathrein, aber auch weniger qualifizierten italienischen Kräften. So lesen wir beispielsweise:

> „Laut Marx werden alle Produktionsmittel . . . sozialisiert sein; für die Gebrauchsmittel dagegen wird das Privateigentum noch fortbestehen. Eine in der Theorie sehr leichte, in der Praxis hingegen sehr schwierige Unterscheidung. Schon Leroy-Beaulieux hat in seinem Werke über den ‚Kollektivismus' nachgewiesen, daß die meisten Dinge bald Produktionsgütern bald Gebrauchsgütern zugerechnet werden können." (S. 322 ff.)

Erst im Schlußkapitel wagt sich Olgiati mit einigen eigenen kritischen Bemerkungen hervor. Er fragt:

> „Wer wird (bei der Einführung der sozialistischen Gesellschaftsordnung. R. A.) einen Menschen für die Arbeit über Tage oder in der Industrie, im Bergbau oder im Portierdienst bestimmen? Wird die Wahl der persönlichen Laune überlassen bleiben? Wird es aber dann nicht wahrscheinlich sein, daß eine schwere Arbeit niemand wird leisten wollen? . . . Und weiter, im zweiten Stadium der kommunistischen Gesellschaft, in der jeder entsprechend seinen Bedürfnissen befriedigt wird: Werden wir da nicht statt der Arbeitskammern Faulenzerkammern schaffen? . . . Niemand wird in Mailand in der Via Scaldasale wohnen wollen, alle werden danach trachten, im Palazzo Reale eine Wohnung zu erhalten. Was soll dann dagegen geschehen?" (S. 323 ff.)

In dergleichen Sorgen erschöpft sich die ganze Weisheit des neuen Marxbiographen.

Olgiatis Betrachtungen zur materialistischen Geschichtsauffassung laufen auf die Darlegung abweichender Auffassungen einer Reihe anderer Autoren, von Bebel bis J. Sorel, hinaus. Dabei weicht der Verfasser nicht nur einer Auseinandersetzung über das Wesen der Frage aus, sondern vermeidet sogar eine Erörterung der materialistischen Kritik der Religion, obwohl sein Buch zu einer Serie, die sich „Bibliothek der religiösen Kultur" betitelt, gehört. Die herablassende Bemerkung, Marxens Verhältnis zur Religion verdiene „nicht Erörterung, sondern höchstens Bedauern" (S. 347) dürfte den Leser für den Verzicht auf eine wissenschaftliche Behandlung des Problems kaum entschädigen. Allein Olgiatis bescheidene Zurückhaltung wird begreiflich, wenn man sich beispielsweise folgenden Versuch, den Weg selbständiger Kritik zu betreten, vergegenwärtigt:

> „Karl Marx faßte die Wirklichkeit materialistisch auf, nicht als eine träge, mechanisch in Bewegung gesetzte Materie, sondern als eine Materie, die Aktivität, Handlung und daher Geschichte sei. Kein einziger Philosoph habe je eine solche Absurdität behauptet: eine Materie, die Aktivität ist, gleicht einem viereckigen Kreise." (S. 345.)

Und ähnliche Dinge mehr. Das dürfte genügen.

Das Buch schließt mit einem Vergleich von Marx und — Christus! Diese feuilletonistisch gehaltene und pathetisch vorgetragene Parallele ist inhaltlich derart dürftig, daß sie nicht einmal für die Aufrichtigkeit und Tiefe der christlichen Gefühle Olgiatis, des Mitarbeiters der „Bibliothek der religiösen Kultur", zu zeugen vermag.

S. B.

DR. WILLY SPÜHLER: DER SAINT-SIMONISMUS. LEHRE UND LEBEN VON SAINT-AMAND BAZARD

„Züricher volkswirtschaftliche Forschungen", herausgegeben von Prof. Dr. M. Saitzew, Zürich 1926.

Bazard ist einer der hervorragendsten und interessantesten Vertreter des französischen Sozialismus der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Zur Zeit dürfte es wohl zweifellos sein, daß Bazard der Hauptschöpfer des saint-simonistischen Systems jener Spielart darstellt, die ihren Ausdruck in der „Exposition de la doctrine" gefunden. Insofern es sich in der „Exposition" keineswegs um eine bloße Wiedergabe der Ideen Saint-Simons handelt, wir darin vielmehr eine ganz neue prinzipielle Behandlung einer Reihe sozialer Probleme finden, gebührt Bazard mit Recht die Aufmerksamkeit des Geschichtsschreibers. Ueberdies hat gerade die „Exposition" am meisten zur Verbreitung saint-simonistischer Ideen in den 30er und 40er Jahren des verflossenen Jahrhunderts beigetragen; sie warb dem Saint-Simonismus die Mehrzahl der Anhänger. Allein der Ruhm des genialen Begründers der Schule drängte den Namen Bazards für lange Zeit in den Hintergrund. Nur so wird es verständlich, daß eine eingehende Monographie über diesen hervorragenden Denker erst rund ein Jahrhundert nach dessen Tode erscheint.

Spühlers Buch ist eine gewissenhafte Arbeit. Sie bietet eine zusammenhängende und im allgemeinen korrekte Darlegung der Lehre Bazards. Spühler unterscheidet mit Recht zwischen den Gedankengängen, in denen der systematisch geschulte Geist Bazards Saint-Simons verstreute Ideen logisch geordnet entwickelt, und Bazards eigenen Gedanken. Auch die Schilderung des Streites zwischen Bazard und jenem Teil der Schule, der sich nach der Spaltung Enfantin anschloß, muß als gelungen betrachtet werden. Zweifellos gebührt Bazard die Ehre, den Saint-Simonismus in geschichtsphilosophischer Hinsicht vertieft und ihm den Charakter eines sozialistischen Systems verliehen zu haben.

Allein die wertvolle und nützliche Spühlersche Arbeit vermag den Leser doch nicht ganz zu befriedigen. Viele interessante Probleme werden vom Verfasser nur oberflächlich gestreift; einige Behauptungen scheinen uns schwach begründet.

In der Hauptsache schöpft Spühler selbstverständlich aus der „Exposition". Leider werden andere wichtige Arbeiten Bazards, insbesondere seine Artikel im „Producteur", zu wenig gewürdigt. Der Verfasser hätte die Bazardschen Aufsätze mit den Aufsätzen anderer Mitarbeiter vergleichen müssen, denn nur dann könnten die beiden grundlegenden Behauptungen Spühlers als wirklich bewiesen gelten, daß nämlich erstens in der Zeit des „Producteur" die Saint-Simonisten noch über kein einheitliches System verfügt hätten, und zweitens das Verdienst der Ausarbeitung eines solchen Systems Bazard gebühre.

Der Saint-Simonismus der „Exposition" entwickelte sich allmählich unter ganz bestimmten ideologischen Einflüssen. Diese Einflüsse bleiben jedoch bei Spühler völlig ungeklärt. Er vergleicht — eine methodologisch fruchtlose Beschäftigung — die „Exposition" mit dem modernen Pragmatismus. Es wäre zweckentsprechender gewesen, z. B. die Frage der Beziehungen des Saint-Simonismus zur deutschen klassischen Philosophie zu behandeln und die Art des Einflusses der letzteren auf die nachfolgenden Generationen sozialistischer Denker zu untersuchen. Ungenügend

erscheint ferner die Behandlung des Einflusses der Ideen Bazards auf die nachfolgenden Generationen sozialistischer Denker. Spühler beschränkt sich auf eine Reihe flüchtiger Hinweise, obwohl das Problem der Abhängigkeit Louis Blancs, Pecqueurs, Lassalles, Rodbertus u. a. vom Saint-Simonismus eine eingehende Bearbeitung verdient hätte.

Zum Schluß sei noch bemerkt, daß bei Spühler auch das Problem der sozialen Genese der saint-simonistischen Lehre einer folgerichtigen, vertieften Behandlung entbehrt. Wieso und warum aus den Ideen Saint-Simons — die doch im wesentlichen im Rahmen der bürgerlichen Gesellschaft bleiben — schließlich das sozialistische System der „Exposition" geworden, bleibt bei Spühler unbeantwortet.

Fassen wir unser Urteil zusammen: Ist es dem Verfasser auch nicht gelungen, eine erschöpfende Monographie über Bazard zu liefern, so muß dessenungeachtet zugegeben werden, daß Spühlers Buch einen Schritt vorwärts im Studium Bazards und seiner Lehren bedeutet. Angesichts des zunehmenden Interesses für die Geschichte des Sozialismus darf nunmehr eine gründliche monographische Behandlung des Gegenstandes erwartet werden.

F. MO.

RUDOLF STUCKEN
THEORIE DER KONJUNKTURSCHWANKUNGEN

Gustav Fischer, Jena 1926. 72 S.

Das Buch zerfällt in folgende drei Kapitel:

1. Kapitel: Kritik einiger wichtiger Konjunkturtheorien unter besonderer Berücksichtigung ihrer Erklärung der allgemeinen Preissteigerung und Preissenkung; 2. Kapitel: Für den Konjunkturverlauf wichtige technische Tatsachen; 3. Kapitel: Positive Theorie der Konjunkturschwankungen.

Der Verfasser steht in der Hauptsache auf dem Standpunkte Irving Fischers, Hahns und ähnlicher Theoretiker. Die „Konjunkturschwankungen", das heißt die einander ablösenden Phasen eines industriellen Zyklus werden abwechselnd durch Zunahme und Rückgang der „Kaufkraft", die ihrerseits dem „durch die Banken gewährten Kredite" ihre Entstehung verdankt, hervorgerufen. Diese Theorie gründet sich auf eine Analyse des ganzen Kapitals vom Standpunkte des Bankkapitalisten, der die wirklichen Dinge auf den Kopf stellt: eine lediglich die Oberfläche des sozialen Lebens streifende Erscheinung, nämlich die im Laufe eines industriellen Zyklus in einer der Bewegung des Industriekapitals entgegengesetzten Richtung erfolgende Bewegung des Geldkapitals (vgl. Marx' „Kapital", Bd. III, 5. Abschnitt) wird einfach in dem Sinne ausgelegt, als bilde die Bewegung des Geldes die Ursache der „Konjunkturschwankungen".

Im ersten Kapitel kritisiert der Verfasser die Theorien von Tugan-Baranowsky, Bouniatan, Spann, Oldenburg, Aftalion, Juglard, Spiethof, Lescure u. a. Allein seine Kritik ist nicht im mindesten erschöpfend, da die verschiedenen Krisentheorien lediglich vom Standpunkt der Preis- und Geldbewegung betrachtet werden.

Das zweite Kapitel befaßt sich mit der Frage, bei welchem Grade der Ausnützung eines Kapitals bestimmter Höhe dessen Ertrag ein Höchstmaß erreicht. Da nun aber der Verfasser die verschiedenen Bestandteile des Kapitals (fixes Kapital und zirkulierendes Kapital) voneinander nicht unterscheidet — wie er auch keinen Unterschied macht zwischen dessen verschiedenen Umschlagsphasen und deren quantitativem Verhältnis —, so erhält seine gesamte Analyse einen rein scholastischen Charakter. Der Verfasser vertritt in bezug auf die industrielle Produktion den Standpunkt des „Gesetzes des abnehmenden Ertrages" und will die Richtigkeit dieser Theorie dadurch beweisen, daß er übereinstimmende Auffassungen anderer bürgerlicher Volkswirtschaftler heranzieht.

Im dritten Kapitel entwickelt nun der Verfasser seine bereits erwähnte eigene Theorie. St. ist der Ansicht, daß die zyklische Bewegung des Kapitals, mithin auch die Krisen, nunmehr der Vergangenheit angehören, seitdem „in den letzten Jahren nun jedoch einige führende Notenbanken, voran das Federal Reserve Board der Vereinigten Staaten von Amerika, gestützt auf seine Vormachtstellung auf dem Geldmarkt, begonnen haben, die Kaufkraftschöpfung unter bestimmter volkswirtschaftlicher Zielsetzung zu regulieren". (S. 72.) In diesen Worten kommt der fromme Wunsch des Bourgeois zum Ausdruck, alle Annehmlichkeiten der kapitalistischen Produktion zu genießen, ohne in deren Widersprüche hineingezogen zu werden.

Das Literaturverzeichnis enthält zum größten Teil allgemein bekannte Arbeiten zur Krisen- und Konjunkturtheorie. Die neuere amerikanische und englische Literatur blieb im wesentlichen unbeachtet. Auch fällt auf, daß weder im Text noch im Literaturverzeichnis irgendwelche Hinweise auf die entsprechende marxistische Literatur gegeben werden.

W. ASMUS

MARXISMUS UND KULTURTRADITION

Der Marxismus ist die geistige Waffe des kämpfenden revolutionären Proletariats. Der Marxismus ist keine anschauende Doktrin und kein „autarkischer" Kulturwert. Der Marxismus entstand als Leitfaden zum Handeln und ist es bis auf unsere Zeit geblieben. Die großen Aufgaben der Erkenntnis hat er der gewaltigsten Aufgabe untergeordnet, vor der die werktätige Menschheit unserer Zeit steht — der Aufgabe der Aenderung der Totalität der menschlichen Verhältnisse. Der Marxismus ist ein Leitfaden zum Handeln. Das Ziel dieses Handelns aber besteht in der Beseitigung des geschichtlich entstandenen, immer mehr und mehr sich verschärfenden kolossalen Mißverhältnisses zwischen den ungeheuren Erfolgen der Technik, der exakten Wissenschaften, der vervollkommneten Produktionsmethoden und dem erhalten gebliebenen Ausbeutungscharakter der sozialen Verhältnisse der kapitalistischen Gesellschaft. In diesem Sinne ist der Marxismus in erster Linie eine Theorie der proletarischen Revolution, eine Theorie der Diktatur des Proletariats. Und in diesem Sinne ist der Marxismus vor allen Dingen eine gewaltige zerstörende Kraft. Der Marxismus arbeitet — seit seiner Entstehung und bis auf den heutigen Tag — unermüdlich an der Zerstörung der alten kapitalistischen Welt, an der Erschütterung und Zersetzung aller ihrer Grundlagen.

Erstens gibt der Marxismus eine theoretische Analyse der Struktur der kapitalistischen Gesellschaft und ihrer Entwicklungstendenzen. Diese scheinbar nur abstrakte theoretische Arbeit trägt einen zerstörenden Charakter, denn, indem der Marxismus die Struktur der kapitalistischen Gesellschaft analysiert, stellt er unwiderlegbare, durch die Praxis vielfach bestätigte, immer wieder und wieder bekräftigte Beweise auf für den unvermeidlichen Untergang der Gesellschaft der Ausbeuter und des Privateigentums. Der Marxismus liefert für den Klassenkampf des Proletariats ein so festes theoretisches Fundament, daß auf dieser Grundlage die Endziele des Kampfes selbst die Bedeutung einer einheitlichen, folgerichtigen und unwiderlegbaren wissenschaftlichen Theorie der Revolution erlangen.

Zweitens zeigt der Marxismus nicht nur die Richtung und die Endziele des Kampfes, sondern liefert auch eine theoretische Begründung der Methoden und Mittel dieses Kampfes. Mehr noch. Im Marxismus ist die „Waffe der Kritik" gleichzeitig

eine „Kritik mit der Waffe". Der Marxismus spielt unmittelbar eine führende Rolle im Kampfe selbst. Er zeigt die konkreten, stets labilen, stets sich ändernden Wege und Methoden, vermittels deren der Kampf des Proletariats in jedem Stadium durchgeführt werden muß. Als Strategie und Taktik des proletarischen Klassenkampfes ist der Marxismus auch eine zerstörende Kraft: sein Kampf ist ein Kampf für die völlige Beseitigung der kapitalistischen Gesellschaft mit ihren fürchterlichen Attributen: der ungebändigten Elementargewalt des Marktes, den Krisen, der Arbeitslosigkeit, dem Elend und der Unterdrückung der Arbeiterklasse, der ewigen Gefahr unvermeidlicher, immer grausamere Formen annehmenden kriegerischen Zusammenstöße, die Millionen Werktätigen Tod, Krankheit und Verderben bringen.

Drittens führt der Marxismus, der die kapitalistische Gesellschaft erforscht und unmittelbar den realen politischen Kampf der Proletarier gegen die verschiedenartigen Formen der bürgerlichen Diktatur leitet, einen unermüdlichen und unversöhnlichen Kampf gegen die Ideologie der kapitalistischen Gesellschaft. Marxismus ist rücksichtslose Kritik der bürgerlichen Philosophie, Religion, Mystik, der bürgerlichen Erkenntnisweise, des bürgerlichen Lebens, der degradierenden Formen der bürgerlichen Kunst usw. Und hier, an der kulturellen Front, tritt der Marxismus — gegenüber der bürgerlichen Gesellschaft — vor allen Dingen als kritische und zerstörende Kraft in Erscheinung.

Deshalb ist der Marxismus die revolutionärste, destruktivste aller Theorien, die jemals aufgestellt worden sind. Insofern der Marxismus sich gegen den Kapitalismus richtet, ist er vor allen Dingen eine Waffe der Negation, eine Waffe des Aufstandes, kurzum — eine gewaltige, zerstörende Kraft.

Diesen Kern des Marxismus — aber nur diesen! — hat die bürgerliche Welt ausgezeichnet erfaßt. Die Bourgeoisie weiß sehr gut, daß der Marxismus eine Kraft ist, die unermüdlich an der Zerstörung der Existenzgrundlagen des Kapitalismus arbeitet. Der Bourgeois beschäftigt sich selten mit dem Studium des Marxismus, noch seltener ist bei ihm Kenntnis des Marxismus, aber er bekommt stets dessen destruktive Wirkung zu spüren. Für den Bourgeois ist der Marxismus — ein Laboratorium für Sprengstoffe, mit denen das Fundament der bürgerlichen Welt unterminiert wird. Deshalb hegt der Bourgeois, der den Marxismus nicht einmal kennt, nicht die geringste Vorstellung von ihm hat, einen leidenschaftlichen Haß gegen ihn. Deshalb ist der Marxismus für den Bourgeois — nur eine zerstörende, nur eine kritische, nur eine negative Lehre. In bezug auf diese — einseitig-negative — Charakteristik des Marxismus sind alle Bourgeois ohne Unterschied der Intelligenz, Bildung, Erziehung, des Ranges und Berufes einer Meinung. Der Minister, Professor, Pfaffe, Redakteur, Philosoph und Publizist sind, unabhängig von dem Umfang und der Qualität ihrer Kenntnis des Marxismus, einmütiger Auffassung über die ihnen verhaßte Doktrin. Der Marxismus, der nicht zu trennen ist von dem

wissenschaftlichen Begriff der sozialen Revolution und der Diktatur des Proletariats, ist für sie nur eine nihilistische, nur eine die Welt „unterminierende" Doktrin, die gegen die bürgerliche Harmonie und den bürgerlichen Wohlstand gerichtet ist. Aus demselben Grunde versucht die Bourgeoisie mit allen ihr zur Verfügung stehenden Mitteln den Marxismus zu kastrieren, ihn geistig zu entstellen, aus seinen Minen den Sprengstoff herauszuziehen, sein scharfes Schwert stumpf zu machen. Für diesen Zweck werden alle Mittel in Anwendung gebracht, von der ganz groben, direkten Bestechung, bis zu den am schwersten erfaßbaren, verfeinertsten Formen der ideologischen Einwirkung. Aus ebendemselben Grunde versucht die Bourgeoisie, den Marxismus zu diskreditieren, in Verruf zu bringen, seine Bedeutung als theoretische Doktrin zu untergraben, seinen methodologischen Wert zu verdunkeln.

Bemerkenswert ist, daß das bürgerliche Denken bei seinen Versuchen, den Marxismus zu diskreditieren, von der richtigen Erkenntnis des untrennbaren Zusammenhanges von Marxismus und Revolution ausgeht. Das bürgerliche Denken, das außerstande ist, dem Marxismus einen wirksamen theoretischen Schlag zu versetzen, konzentriert sein kritisches Feuer auf den Begriff der sozialen Revolution.

Der bürgerliche Ideologe versucht, seinen Klassenhaß, seine Klassenbeschränktheit und Verblendung zu einer prinzipiellen Stellungnahme zu erheben. Er haßt nicht einfach die Revolution, sondern er braucht noch eine eigene „Philosophie" der Revolution. In dieser „Philosophie" werden gewöhnlich die Kümmerlichkeit und Einseitigkeit des Gedankens mit dem üppigsten Kauderwelsch der philosophischen Phraseologie verdeckt.

Der Grundgedanke der jetzigen bürgerlichen „Philosophie" der Revolution besteht in dem unaufhörlichen Wiederholen der rein negativen Charakteristik des revolutionären Handelns. Wie wir bereits gesagt haben, ist für den Bourgeois die Revolution — nur eine destruktive, nur eine zerstörende Kraft.

> „Für uns — verkündet Jakob Sadovsky, einer der Führer des modernen ‚Eurasismus' — ist die Revolution vor allen Dingen eine schwere Heimsuchung, ähnlich wie die Pest zusammen mit schrecklichen Naturereignissen ... Und wenn wir sie ‚gelten lassen', dann so, wie jede historische Tatsache, die, wenn sie einmal geschehen ist, nicht aufgehoben werden kann, und mit der man praktisch rechnen muß. An sich aber ist die Revolution ein zerstörender und bösartiger Prozeß[1]."
>
> „Das Uebel — wiederholt nach Sadovski ein anderer anrüchiger Reaktionär und ‚Eurasist', W. N. Ilin — ist über-

[1] J. D. Sadovsky, „Den Opponnenten des Eurasismus" („Jewrasisky Vremenik", Bd. 3, Berlin 1923, S. 162. (Von uns gesperrt. W. A.)

haupt revolutionärer Natur... Das Uebel und die Revolution sind gleichbedeutende Begriffe, mitunter sogar Synonyme[1]."

Der Marxismus, als das Hirn der revolutionären Bewegung, als dessen richtunggebende, leitende Kraft, ist für die moderne Bourgeoisie die konzentrierteste, realste Form des „Uebels". Das bürgerliche Denken, das den Marxismus auf jede Weise in Verruf zu bringen versucht, behauptet, der Marxismus, als „rein negative" Doktrin, stehe seinem Wesen nach unvermeidlich und notwendigerweise im Gegensatz zu einer jeden Kulturtradition und sei mit ihr unvereinbar. In den Augen der Bourgeoisie ist der Marxismus eine prinzipielle Negation der Kulturtradition, ein Vergessen und Verlieren ihrer positiven, die schöpferische Kraft nährenden Elemente und Resultate. Mit anderen Worten: die bürgerliche Kritik sieht in bezug auf die Kulturtradition im Marxismus eine Vermengung einer rein pragmatischen, utilitaristischen Konzeption der technischen Kultur mit einer gleichzeitigen radikalen Verneinung und einer bewußten Loslösung von dem kulturellen Erbe. Die bürgerliche Auffassung unterstellt dem Marxismus eine Philosophie des groben Utilitarismus und eine Psychologie, die an die Psychologie der Frühzeit des Futurismus erinnert.

Der „utilitaristische" Charakter der marxistischen Kulturphilosophie ist eine besondere Frage. In diesem Aufsatz stellen wir nur die Frage der Kulturtradition.

Die hier dargelegte bürgerliche Auffassung von dem wesentlich negativen Charakter des revolutionären Handelns und der revolutionären Theorie wird durch den direkten und genauen Sinn der marxistischen Konzeption der sozialen Umwälzung widerlegt. Die Bourgeoisie, die eine bewunderungswürdige Unwissenheit in allem an den Tag legt, was den wirklichen theoretischen Inhalt des Marxismus betrifft, ahnt nicht einmal, daß die von Marx gegebene theoretische Analyse des Begriffes der sozialen Revolution vollkommen auch das Problem der Kulturtradition einschließt. Bereits im Jahre 1846 enthüllte Marx in dem klassischen Briefe an P. Annenkow, in dem er die Grundlagen der materialistischen Geschichtsauffassung skizzierte, neben der zerstörenden auch die aufbauende, schöpferische, positive Rolle der sozialen Revolutionen. Ja mehr noch. Marx zeigte, daß die sozialen Revolutionen eine notwendige Bedingung der Kulturtradition sind, ohne welche diese Tradition notwendigerweise verloren gehen muß. Die Menschen — das ist der Gedanke von Marx — können sich nicht von dem bereits erreichten Niveau der Produktivkräfte und der Kultur lossagen. Das bedeutet aber nicht, daß sie sich von den Formen der gesellschaftlichen Verhältnisse nicht lossagen werden, innerhalb deren sie dieses Niveau erreicht haben. Im Gegenteil. Gerade, um das bereits erreichte Kulturniveau nicht einzubüßen,

[1] W. N. Ilin, „Eine Säule des gottlosen Bösen". (Ebenda, Bd. 4, Berlin 1925, S. 156—157.)

sind die Menschen gezwungen — in gewissen Momenten der historischen Entwicklung — auf einmal, plötzlich und von Grund auf, alle Formen der gesellschaftlichen Verhältnisse entschieden zu ändern. Die Evolution der Produktivkräfte, ihr „immanentes" Wachstum garantieren an sich noch keineswegs eine unaufhörlich fortschreitende Entwicklung der Kultur. Die Gesellschaft kann nur dann die erreichten Kulturerrungenschaften erhalten und sich auf eine höhere Stufe der Entwicklung erheben, wenn es den angewachsenen Produktivkräften gelingt, die alten beengenden Formen der Produktionsverhältnisse zu zerbrechen. Mit anderen Worten: die soziale Revolution ist notwendig, um die Kontinuität der kulturellen Entwicklung zu verwirklichen. Der Prozeß der Zerstörung der alten gesellschaftlichen Formen vollzieht sich nicht durch den einfachen mechanischen Druck der neuen Produktivkräfte. Die Menschen machen ihre Geschichte selber. In diesem Sinne behauptet Marx, daß die Geschichte der Menschen stets ihre individuelle Geschichte war[1]. In der kulturellen Entwicklung der Menschen ist nichts mit fatalistischer Notwendigkeit vorausbestimmt, nichts von unerschütterlichen Garantien begleitet. Eine ganze Reihe uns aus der Geschichte bekannte Gesellschaften mit einer sehr hohen Kultur ist nur deshalb untergegangen, weil die innerhalb dieser Gesellschaften angewachsenen Produktivkräfte sich nicht als fähig erwiesen, die Trägheit zu überwinden und die Hülle der alten gesellschaftlichen Verhältnisse zu sprengen, zu zerschlagen. Diese Gesellschaften sind untergegangen. Hier hörte nicht nur das weitere Wachstum der Produktivkräfte auf, sondern das Niveau der bereits erreichten Entwicklung ging allmählich zurück. Die Kontinuität des kulturellen, technischen, wissenschaftlichen, philosophischen, künstlerischen Lebens ging vollständig verloren.

Die geniale Lehre Marx' von der sozialen Revolution wirft ein ganz neues Licht auf das Problem der Kulturtradition. Die soziale Revolution des Proletariats und seine Theorie, der Marxismus, tragen einen destruktiven Charakter nur, insofern sie den Kampf gegen die kolossale Widerstandskraft der Produktionsverhältnisse der bürgerlichen Gesellschaft führen. Allerdings, dieser Kampf umfaßt alle Seiten des Lebens. Er entwickelt sich sowohl als direkter politischer Kampf, der unmittelbar gegen den bürgerlichen Staat gerichtet ist, wie auch als Kulturkampf, der alle Formen, alle Sphären der bürgerlichen Kultur bedroht: das bürgerliche Wirtschaftssystem, die Technik, die Religion, die Wissenschaft, die Philosophie, die Kunst. In diesem Kampfe ist der Marxismus rücksichtslos und duldet kein Kompromiß, keinen Opportunismus, keinen Eklektizismus. Aber dieser Kampf wird gerade deshalb so rücksichtslos geführt, weil er die einzige Bedingung für die Erhaltung der positiven Kulturtradition und für deren weiteres grandioses Wachstum ist. Die moderne werktätige Menschheit steht vor einem Dilemma: entweder erleidet die soziale Revolution eine Niederlage, oder sie siegt und zer-

[1] „Briefwechsel von Marx und Engels", Brief von Marx an P. Annenkow aus dem Jahre 1846.

stört alle sozialen Verhältnisse der bürgerlichen Gesellschaft. Die Perspektive für das Kulturleben ist im ersten Falle — nicht einfach eine Konservierung des kapitalistischen Systems in Wirtschaft, Staat und so weiter, sondern zusammen mit der Konservierung eine unvermeidliche und ununterbrochene tiefe, wirtschaftliche, technische und kulturelle Degradation. Im zweiten Fall bekommen wir einen unerhörten Aufschwung der Produktivkräfte auf der Grundlage der Aneignung und Erhaltung aller positiven Ergebnisse der Kulturtradition.

Deshalb ist die soziale Revolution für das Proletariat nicht nur eine schreckliche chirurgische Operation am verfaulenden Körper der kapitalistischen Welt, sondern gleichzeitig eine schöpferische Tat, die das Proletariat mit der gesamten positiven Kulturtradition der Vergangenheit, mit allen Möglichkeiten der ihrer Tendenz nach erkennbaren Zukunft verknüpft.

Die konkrete Eigenart, die konkrete Kompliziertheit des historischen Prozesses besteht darin, daß die soziale Revolution nicht auf einmal in der ganzen Welt ausgebrochen ist, sondern zunächst in einem einzelnen, allerdings gewaltigen Lande, das ein Sechstel des Erdballs umfaßt. Den Aufbau des Sozialismus hat das Proletariat zunächst nur in der Union der Sozialistischen Sowjetrepubliken in Angriff genommen. Dieser Aufbau geht unter den schwierigsten Verhältnissen vor sich: kapitalistische Umzinglung, toller Widerstand und Haß der kapitalistischen Welt.

Und trotzdem ist die schöpferische, aufbauende Kraft der proletarischen Revolution so gewaltig, daß unsere Revolution sogar unter diesen außerordentlich schweren Verhältnissen gleichzeitig eine internationale Kulturrevolution ist. Ihre weltgeschichtliche Bedeutung für die Kultur besteht darin, daß sie erstens ein gewaltiges Fundament für den Aufbau einer neuen Klassenkultur — einer proletarischen Kultur geschaffen hat und es in jeder weiteren Etappe ihre Entwicklung ausbaut. Zweitens, hat unsere Revolution zum erstenmal in der Geschichte das Kulturleben und die kulturelle Entwicklung der breitesten Massen des Proletariats mit der gesamten geschichtlichen Kulturtradition verknüpft. Die Entwicklung der proletarischen Kultur selbst vollzieht sich bei uns in der Weise, daß die Massen des Proletariats sich die bedeutendsten, positiven Ergebnisse der kulturellen Entwicklung der Vergangenheit aneignen. Ein unwiderlegbarer Beweis dafür ist der elementare Drang der proletarischen Intelligenz: der Studenten, Arbeiterkorrespondenten, proletarischen Schriftsteller zum Studium und zur kritischen Aneignung — unter proletarischem Gesichtspunkt — aller positiven Ergebnisse der historischen Tradition in Wissenschaft, Kunst und Philosophie. In diesem Studium sieht die proletarische Intelligenz mit Recht eine Werkstatt zur Entwicklung des eigenen proletarischen Könnens.

Wie spontan auch dieser Prozeß der Aneignung der Kulturtradi-

tion durch die Massen sich vollziehen mag, so darf man doch die führende, organisierende und richtunggebende Rolle nicht vergessen, die dabei der Marxismus, als theoretische Lehre, spielt. Der Marxismus selbst ist das höchste synthetische Resultat der wissenschaftlichen, philosophischen und politischen Kultur. Der Marxismus wäre undenkbar ohne die klassische politische Oekonomie, ohne den französischen Materialismus des 18. Jahrhunderts und den klassischen deutschen Idealismus, ohne die kritische Arbeit der utopistischen Sozialisten. Aber der Marxismus, der ein sehr kompliziertes synthetisches Produkt der vorausgegangenen kulturellen Entwicklung ist, hat auch in seinen methodologischen Hinweisen stets die gewaltige Bedeutung der Kulturtradition, die Notwendigkeit ihrer schöpferischen Aneignung und kritischen Verarbeitung hervorgehoben.

Vielleicht der schärfste Beweis für die außerordentliche Aufmerksamkeit, die der Marxismus dem Problem der Kulturtradition zuwendet, ist das Verhältnis des Marxismus zur philosophischen Tradition. An keinem anderen Beispiel kann man das Falsche, Verlogene und Lügenhafte der bürgerlichen Kritik klarer nachweisen, die behauptet, der Marxismus stelle sich außerhalb der Kulturtradition, sage sich bewußt von ihr los und führe einen prinzipiellen Kampf gegen sie. Gleichzeitig kann man an keinem anderen Beispiele mit größerer Anschaulichkeit die dialektische Natur der marxistischen Kulturkonzeption demonstrieren.

In der Tat: das Verhältnis des Marxismus zur Philosophie ist gewissermaßen die Grenze der möglichen Negation der Kulturtradition. Der Marxismus „beseitigt" die Philosophie.

> „Sobald an jede einzelne Wissenschaft die Forderung herantritt, über ihre Stellung im Gesamtzusammenhang der Dinge und der Kenntnis von den Dingen sich klar zu werden, ist jede besondere Wissenschaft vom Gesamtzusammenhang überflüssig. Was von der ganzen bisherigen Philosophie dann noch selbständig bestehen bleibt, ist die Lehre vom Denken und seinen Gesetzen — die formelle Logik und die Dialektik. Alles andere geht auf in die positive Wissenschaft von Natur und Geschichte[1]."

Und während der Marxismus die Philosophie „beseitigt" als unwissenschaftlichen Ueberbau über das noch nicht Erkannte, „erhält" er die Philosophie — als Dialektik. Das aber verknüpft sofort den Marxismus mit der ganzen positiven philosophischen Tradition! Und verknüpft ihn nicht nur in dem Sinne, daß die Methode des dialektischen Materialismus ja auch das Ergebnis der gesamten Entwicklung der Philosophie ist. Wenn man feststellt, daß die Methode von Marx, Engels, Plechanow und Lenin in der Hegelschen Dialektik ihren Ursprung hat, so sagt man damit noch nichts darüber, welche aktuelle Bedeutung die philosophischen Quellen, aus denen die Klas-

[1] Engels, „Anti-Dühring" (Einleitung).

siker des Marxismus ihre Methode geschöpft haben, für die Gegenwart und Zukunft haben können. Und wenn Engels erklärte, die deutschen Kommunisten seien stolz auf ihre Herkunft von Kant, Fichte und Hegel, so haben wir in diesem Stolz viel mehr als die bloße Konstatierung eines ausgezeichneten Stammbaums. Die philosophische Tradition befruchtet auch bis auf den heutigen Tag das theoretische Denken des Marxismus. Und derselbe Engels, der von dem Absterben der Philosophie — im Sinne einer überflüssigen unwissenschaftlichen oder halbwissenschaftlichen Ergänzung unserer Unwissenheit — spricht, hat eine ausgezeichnete Erklärung dafür gegeben, worin die notwendige, positive und befruchtende Wirkung der philosophischen Tradition besteht. Indem die Philosophie als „Einzelwissenschaft" abstirbt, ist sie mit den besten Erzeugnissen ihrer zweitausendjährigen Geschichte der einzige Quell, der das theoretische Denken nährt und entwickelt.

> „Die empirische Naturforschung hat eine so ungeheure Masse von positivem Erkenntnisstoff angehäuft, daß die Notwendigkeit, ihn auf jedem einzelnen Untersuchungsgebiet systematisch und nach seinem inneren Zusammenhang zu ordnen, schlechthin unabweisbar geworden ist. Ebenso unabweisbar wird es, die einzelnen Erkenntnisgebiete unter sich in den richtigen Zusammenhang zu bringen. Damit aber begibt sich die Naturwissenschaft auf das theoretische Gebiet, und hier versagen die Methoden der Empirie, hier kann nur das theoretische Denken helfen. Das theoretische Denken ist aber nur der Anlage nach eine angeborene Eigenschaft. Diese Anlage muß entwickelt, ausgebildet werden, und für diese Ausbildung gibt es bis jetzt kein anderes Mittel als das Studium der bisherigen Philosophie[1]."
>
> „. . . Die Bekanntschaft mit dem geschichtlichen Entwicklungsgang des menschlichen Denkens, mit den zu verschiedenen Zeiten hervorgetretenen Auffassungen der allgemeinen Zusammenhänge der äußeren Welt . . . ist auch darum für die theoretische Naturwissenschaft ein Bedürfnis, weil sie einen Maßstab abgibt für die von dieser selbst aufzustellenden Theorien. Der Mangel an Bekanntschaft mit der Geschichte der Philosophie — bemerkt Engels — tritt hier aber oft und grell genug hervor[2]."

So bricht die Legende von der negativen, die Kulturtradition ablehnenden Natur des Marxismus zusammen. Sogar bei seiner schärfsten Negation, Kritik, Polemik und Zerstörung hält der Marxismus den Zusammenhang mit der Kultur der Vergangenheit unverändert aufrecht. Mehr noch. Der Marxismus ist die einzige Theorie, die sich nicht zufrieden gibt mit dem einfachen „Verschlingen" der Erzeugnisse der kulturellen Entwicklung und einen Maßstab liefert für

[1] Engels, „Naturdialektik", Marx-Engels-Archiv, Frankfurt a. M. 1927, Bd. 2, S. 125. (Sperrung von uns. W. A.)

[2] Ebenda, S. 126. (Sperrung von uns. W. A.)

deren Einschätzung vom Standpunkt der Gegenwart und Zukunft. Seinerzeit war Nietzsche entsetzt darüber, als er sah, wie der immer stärker werdende Druck des prinzipienlosen Historismus die lebendige schöpferische Kultur verschlang. Das Paradoxon der deutschen Kultur der 70er Jahre des vorigen Jahrhunderts sah Nietzsche darin, daß die Kulturtradition, die für das Leben eine gewaltige, den schöpferischen Geist formende Kraft ist — infolge des schrankenlosen, selbstgenügsamen Historismus sich gegen das Leben selber wendet, das es zu nähren und zu unterstützen berufen ist. Dieser Widerspruch ist innerhalb der kapitalistischen Gesellschaft nicht zu beseitigen. Nur die proletarische soziale Revolution bringt eine positive Lösung des Widerspruchs zwischen Historismus und Kulturtradition. Diese Lösung ist — eine dialektische Lösung. Die Möglichkeit der Anwendung und Ausnutzung der Kulturwerte der Vergangenheit stellt sie unter die unermüdliche, stets lebendige, stets labile, sich ändernde, die täglichen Nöte widerspiegelnde Kontrolle der höchsten Interessen des sozialistischen Aufbaus und der sozialistischen Kultur. Gleichzeitig schützt das gewaltige Ausmaß, die ungeheure Weite der Perspektive dieses Aufbaus die proletarische Kultur vor Kurzsichtigkeit und Beschränktheit. In diesem, stets dialektischen Verwerten der Kulturtradition gehört die führende Rolle der höchsten Form der modernen theoretischen Erkenntnis — dem philosophischen Marxismus.

I. LUPPOL

DIE MATERIALISTISCHE DIALEKTIK UND DIE ARBEITERBEWEGUNG

Ein Ausspruch des jungen Marx lautet: „Wie die Philosophie im Proletariat ihre materiellen, so findet das Proletariat in der Philosophie seine geistigen Waffen." Dieser Ausspruch hat nicht nur logische, sondern auch historische Bedeutung. Um ihn zu begreifen, ist es notwendig, sich im Geiste in das Deutschland der vierziger Jahre des vorigen Jahrhunderts zurückzuversetzen, als die Philosophie der Junghegelianer K. Marx und F. Engels immer mehr ihre revolutionären und kommunistischen Tendenzen offenbarte. Heute aber sind die Richtungen und Strömungen in der Philosophie so verschiedenartig, daß diese These wohl etwas zu allgemein ist, wenn man den Begriff der Philosophie nicht genauer bestimmt oder wenn man dabei keine bestimmte philosophische Richtung im Auge hat: die Philosophie als Form der geistigen Tätigkeit und der Kommunismus als Bewegung des Proletariats scheinen nichts miteinander zu tun zu haben. Und ebenso, wie weitaus nicht jeder „Philosoph" ein Kommunist ist, so braucht auch nicht jeder Kommunist unbedingt ein „Philosoph" oder auch nur philosophisch geschult zu sein.

Sobald wir aber die Form mit einem konkreten, bestimmten Inhalt erfüllen, sobald wir an die Stelle der Philosophie „überhaupt", des abstrakt-allgemeinen Begriffs der Philosophie, die marxistische Philosophie, den dialektischen Materialismus setzen, wird die Fragestellung eine andere. Wer in der Praxis Kommunist ist, kann in der Theorie nur dialektischer Materialist, d. h. Marxist sein, wenn er konsequent sein und auf dem Boden des wissenschaftlichen Sozialismus, des wissenschaftlichen Kommunismus stehen will.

Dies wird noch deutlicher, es wird, man möchte sagen, innerlich verpflichtend, wenn es sich um einen Kommunisten handelt, der theoretische Bedürfnisse hat, der in der Lage ist, sie zu befriedigen, und der über eine philosophische Vorbildung verfügt. Ein solcher Kommunist kann, wenn er in seiner Weltanschauung konsequent sein will, nur dialektischer Materialist sein, und umgekehrt: der dialektische Materialist muß bei folgerichtiger Entwicklung seiner Weltanschauung zum wissenschaftlichen Kommunismus kommen. Wenn die Wirklichkeit auch manchmal Ausnahmen von dieser These aufweist, so bestätigt sie dadurch nur einen anderen Satz — den nämlich, daß die Menschen in ihrer Weltanschauung nicht immer konsequent sind. Der wissenschaftliche Kommunismus ist untrennbar mit dem dialektischen Materialismus verbunden und

diese Verbindung wird durch das eine Wort: M a r x i s m u s ausgedrückt.

Der Materialismus ist die Theorie des Kommunismus. Der Kommunismus ist die Praxis des Materialismus.

Die spontane Praxis allein, die — sei es auch — revolutionäre Spontaneität genügt aber nicht zur Erfüllung der historischen Aufgabe des Proletariats, selbst wenn sie von aufrichtigem Pathos und wahrer Begeisterung getragen ist. Ein spontanes revolutionäres Aufflackern kann schnell verlöschen, wenn es auch scheinen sollte, daß die Wirklichkeit einen reichen Nährboden für revolutionäre Erhebungen darstellt. Damit das Feuer dieser revolutionären Erhebungen nicht erstickt, und damit aus den einzelnen kurzlebigen Funken wirklich eine Flamme entstehen kann, ist natürlich außer dem Brandherd eine Kraft nötig, die dem Feuer eine gewisse Beständigkeit verleiht; diese Kraft, die selbst diesem Brandherd entspringt, muß alle Funken zum feurigen Strom der Revolution vereinen.

Diese Kraft, die den spontanen Erhebungen Richtung und Halt verleiht, ist die Theorie. Gewiß darf diese Theorie nicht abstrakt oder spekulativ sein, sonst verwandelt sie sich in ihr Gegenteil, in ein leeres, unfruchtbares, nachträgliches Philosophieren.

Die marxistische Theorie ist kein Schatz, der unter Glas und aufs Regal gehört. Wenn Lenin seinerzeit „die Notwendigkeit, Wichtigkeit und das ungeheure Wirkungsfeld" der theoretischen Arbeit betont hat, so wollte er damit keineswegs sagen, „daß diese Arbeit der praktischen Tätigkeit vorangestellt werden soll, und noch weniger, daß diese aufgeschoben werden soll, bis die theoretische Arbeit beendigt ist". Er schrieb, daß „die theoretische Arbeit nur Antworten auf die Fragen gibt, die die praktische Arbeit aufwirft".

Notwendig ist also nicht nur eine spontane „Praxis", sondern eine Praxis, die „bewußt" und theoretisch verarbeitet ist; nicht nur Theorie, sondern eine Theorie, die in die Praxis umgesetzt wird; nicht Voranstellung der Praxis, wobei hinterher, irgendwo auf dem Hinterhof und auch nur für Auserwählte Theorie getrieben wird; und auch nicht Voranstellung der Theorie, wobei die Praxis gewissermaßen als eine ebensogut zu entbehrende Zugabe folgt — sondern überall und immer Einheit von Theorie und Praxis.

Es ist hier gesagt worden, daß der dialektische Materialismus die marxistische Philosophie ist. Aber darf man überhaupt von marxistischer Philosophie sprechen? Und falls das zulässig ist, was ist dann der Inhalt dieser Philosophie in seinen Hauptzügen, und in welcher Beziehung steht diese Philosophie zur sozialen Wirklichkeit und ihrer Umgestaltung?

Lenin schrieb im Jahre 1894:

> „Vom Standpunkt von Marx und Engels hat die Philosophie kein Anrecht auf eine besondere selbständige Existenz, und ihr Stoff verteilt sich auf die verschiedenen Zweige der positiven Wissenschaft. Als philosophische Begründung kann man also

entweder eine vergleichende Gegenüberstellung ihrer (der Theorie des Marxismus) Thesen und der feststehenden Gesetze der anderen Wissenschaften gelten lassen oder aber den Versuch der Anwendung dieser Theorie[1]."

Jenen Anhängern einer Mischung von simplem Empirismus und „gesundem Menschenverstand", die von keinerlei Philosophie etwas hören wollen und die sich dabei auf Marx und Engels berufen, gibt aber dieser Satz von Lenin keine Trümpfe in die Hand. Wenn Engels selbst, so z. B. im „Ludwig Feuerbach", den Ausdruck „dialektische Philosophie" gebraucht, wenn Lenin mehrfach von der Marxschen Philosophie, von der Philosophie des Materialismus spricht, so ist es offensichtlich um die Abschaffung dieser Philosophie nicht so einfach bestellt. Es handelt sich darum, darüber nachzudenken, in welchem Sinne Marx und Engels und nach ihnen auch Lenin von der Abschaffung der Philosophie, von dem, was an Stelle der „Philosophie" nach ihrer Abschaffung bleiben soll, gesprochen haben.

In der Tat: welchen Sinn und welche Bedeutung hat die Ablehnung der Philosophie, die die Begründer des Marxismus von 1844/45 (das „Feuerbach"-Manuskript aus der „Deutschen Ideologie") an und bis zu den letzten Tagen ihres Lebens (siehe z. B. „Ludwig Feuerbach" von Fr. Engels aus den Jahren 1886—1888) konsequent vertreten haben. Die vielleicht schärfste Formulierung finden wir in ihrem Manuskript aus dem Jahre 1845, als sie „mit ihrem damaligen philosophischen Gewissen abrechneten". Sie schrieben damals:

„Die selbständige Philosophie verliert mit der Darstellung der Wirklichkeit ihr Existenzmedium. An ihre Stelle kann höchstens eine Zusammenfassung der allgemeinsten Resultate treten, die sich aus der Betrachtung der historischen Entwicklung des Menschen abstrahieren lassen. Diese Abstraktionen haben für sich, getrennt von der wirklichen Geschichte, durchaus keinen Wert. Sie können nur dazu dienen, die Ordnung des geschichtlichen Materials zu erleichtern, die Reihenfolge seiner einzelnen Schichten anzudeuten. Sie geben aber keineswegs wie die Philosophie ein Rezept oder Schema, wonach die geschichtliche Epoche zurechtgestutzt werden könne[2]."

Beim Zusammenstoß mit der Wirklichkeit stirbt also die „selbständige" Philosophie ab, die dieser Wirklichkeit nicht Rechnung trägt, die abgeschlossenen, starren, spekulativen, metaphysischen Systeme; die „Naturphilosophen", die die Natur spekulativ in starre Schemata hineinzwängen, und die „Geschichtsphilosophien", die nicht weniger spekulativ fertige Rezepte zubereiten.

Die Philosophie bleibt jedoch „die Zusammenfassung der allgemeinen Resultate", ihr begriffliches Erfassen in Kategorien, die

[1] W. I. Lenin, Gesammelte Werke, Bd. II, „Der ökonomische Inhalt der Lehre der Narodniki und ihre Kritik im Buche des Herrn Struve", S. 80 (russisch).
[2] „Marx-Engels-Archiv", Bd. I, S. 240 u. 241.

durch Abstraktion von den wirklichen, vergänglichen, historischen Erscheinungen gewonnen werden. Diese Abstraktionen „erleichtern die Ordnung des geschichtlichen Materials". „Von der wirklichen Geschichte" keineswegs „getrennt", gestatten sie es, die uns umgebende natürliche und historische Wirklichkeit zu begreifen. Man soll aber die erwähnte „Erleichterung" nicht in dem Sinne auffassen, daß die philosophischen Abstraktionen gleichsam Zauberschlüssel zur Wirklichkeit sind.

„Die Beseitigung dieser Schwierigkeiten ist durch Voraussetzungen bedingt . . ., die erst aus dem Studium des wirklichen Lebensprozesses und aus der Aktion der Individuen sich ergeben" . . . Die Verfasser führen sodann „einige dieser Abstraktionen" — wie sie es nennen — an und legen, wie bekannt, im wesentlichen die Grundlagen der materialistischen Auffassung der gesellschaftlichen Erscheinungen und Geschehnisse dar. Wenn also die „selbständige", spekulative, idealistische Philosophie beiseite geschleudert wird, so tritt an ihre Stelle die Zusammenfassung der Resultate, der Abstraktionen von den wirklichen Erscheinungen und schließlich die Feststellung von Schlüssen — und alles dies zu dem Zweck, um zu begreifen, was um das erkennende Subjekt und sogar in ihm vor sich geht.

Man muß zugeben, daß der Inhalt der Nachfolgerin der alten Philosophie hier nicht materiell, sondern nur formal bestimmt ist. Aus dem Angeführten geht jedoch hervor, daß neben den einzelnen positiven Wissenschaften noch eine gewisse — nennen wir sie auch so — Wissenschaft mit einem bestimmten Inhalt Daseinsberechtigung hat. Sie stand Marx und Engels bereits im Jahre 1845 zur Verfügung, sie durchdrang all ihre wissenschaftlichen Forschungen und ihre allgemeine praktische Tätigkeit, und Engels schrieb über sie im Jahre 1877/78 im „Anti-Dühring" schwarz auf weiß:

> „Was von der ganzen bisherigen Philosophie, dann noch selbständig (selbständig natürlich nicht im Sinne einer absoluten Unabhängigkeit von den positiven Wissenschaften, sondern im Sinne eines besonderen Inhalts, der nicht in den anderen Wissenschaften aufgeht. I. L.) bestehen bleibt, ist die Lehre vom Denken und seinen Gesetzen — die formale Logik und die Dialektik[1]."

Wie wir sehen, erhält hier die Nachfolgerin der Philosophie schon eine bestimmte Bezeichnung; sie wird D i a l e k t i k genannt.

Selbstverständlich wäre die Definition der Dialektik durch den Marxismus nur unvollkommen , wenn wir sie nur als Lehre von den Gesetzen des Denkens bezeichnen wollten. Einer solchen Dialektik war schon Kant sehr nahe gekommen: aber für die Marxisten war sie zu etwas anderem geworden,

> „Die Dialektik ist aber — so formuliert Engels — weiter nichts als die Wissenschaft von den allgemeinen Bewegungs-

[1] F. Engels, „Herrn E. Dührings Umwälzung der Wissenschaft", Stuttgart 1921, S. 11.

und Entwicklungsgesetzen der Natur, der menschlichen Gesellschaft und des Denkens[1]."

Man muß noch besonders bemerken, daß die Dialektik erst in dieser Formulierung ihre volle Bestimmung erhält, und zwar als materialistische Dialektik. Das Denken ist ebenso dialektisch wie das Sein, aber die Dialektik der Begriffe ist nur das bewußte Abbild der Dialektik der Außenwelt.

Es ist notwendig, die Bedeutung der materialistischen Dialektik als Nachfolgerin der Philosophie mit allem Nachdruck hervorzuheben, denn nur in diesem Sinn wird der Begriff der Philosophie des Marxismus sowohl bei seinen Begründern als auch bei Lenin gebraucht. „Die Philosophie — sagt Engels im ‚Anti-Dühring' — ist hier also ‚aufgehoben', das heißt ‚sowohl überwunden wie aufbewahrt', überwunden ihrer Form, aufbewahrt ihrem wirklichen Inhalt nach[2]."

Wir sagten, daß das Denken ebenso dialektisch sei wie das Sein, aber während das Sein stets dialektisch ist, kann das Denken auch rein verstandesgemäß, formal, starr, metaphysisch sein. Nur das dialektische Denken ist fähig, einem adäquaten Abbild der realen Wirklichkeit möglichst nahe zu kommen; darin aber besteht die Aufgabe der Wissenschaft und damit die vornehmste Aufgabe der Menschheit. Die Aufgabe des Wissens besteht folglich darin, zu einem dem Gegenstand adäquaten Wissen zu werden. — Mit anderen Worten: — die Aufgabe besteht darin, eine Methode der adäquaten Erkenntnis und Erforschung des Gegenstandes zu besitzen; in diesem Fall ist die materialistische Dialektik (= dialektischer Materialismus = Philosophie des Marxismus) als Dialektik des Wissens, das den Gegenstand gedanklich widerspiegelt, die Lehre von der Methode der Erkenntnis des Gegenstandes oder, was dasselbe ist, die Methodologie der wissenschaftlichen Erkenntnis.

„Was von der ganzen bisherigen Philosophie ... bestehen bleibt ... — sagt Engels — ist die Lehre vom Denken und seinen Gesetzen — die formale Logik und die Dialektik." Aber die formale Logik kann nicht die Methodologie der wissenschaftlichen Erkenntnis, der Erkenntnis des Gegenstandes, sein. Sie ist vielmehr nur ein Teil (und nicht die Gesamtheit) der wissenschaftlichen, objektiven Erkenntnis. Wie schon der Name sagt, ist sie formal und nicht real. Sie operiert mit verstandesmäßigen Definitionen und gleitet bestenfalls über die Oberfläche der Dinge hin, ohne gewissermaßen „tiefer" in sie einzudringen. Die Dinge und, was wichtiger ist, die Prozesse erscheinen losgelöst für sich, und einige ihrer Formen, die in der formalen Logik widergespiegelt und erstarrt sind, erscheinen ebenfalls losgelöst für sich. Diese Formen werden in formal-verstandesmäßigen Definitionen festgehalten, die Definitionen werden formal zu Sätzen verknüpft, die Sätze werden zu Syllogismen mit ihren formalrichtigen Folgerungen aneinander gereiht, aber währenddessen geht

[1] ibidem, S. 141.

[2] ibidem, S. 141.

die lebendige Realität ihren Gang und läßt sich in Wirklichkeit nicht in diese Definitionen, Sätze und Syllogismen hineinzwängen.

Und da nur ein solches Denken ein richtiges genannt werden kann, das der objektiven Realität entspricht, das imstande ist, sie in ihrer ganzen Fülle widerzuspiegeln, so ist die formale Logik nicht imstande, denken zu lehren. Die formale Logik ist unfähig, zu lehren, wie die Prozesse der Natur und Gesellschaft verlaufen, denn sie spiegelt sie nicht wider. Um sie widerzuspiegeln, muß sie aus einer formalen zu einer realen Wissenschaft von den allgemeinen — sagen wir — Bewegungsgesetzen der Natur und Gesellschaft werden.

Eine derartige reale Logik ist zwar nicht imstande, einen Dummkopf denken zu lehren, aber sie wird zum mindesten fähig sein, zu erzählen, nach welchen Gesetzen die Prozesse der Wirklichkeit verlaufen. Diese Logik kann in gewissem Sinne auch denken lehren, d. h. sie kann zur Erkenntnis des Inhaltes der objektiven Realität beitragen. Aber dazu muß die Logik — wir wiederholen es — aus einer formalen zu einer realen werden.

Was ist eine reale Logik? Das ist eine Logik, die der Realität entspricht, eine Logik, die ihre Begriffe und deren Koordinationen, Verbindungen, Vermittlungen und Reihenfolge so anordnet, daß sie objektiv existierende Gegenstände und deren Koordinationen, Verbindungen, Vermittlungen, Reihenfolge widerspiegeln. Sofern diese dialektisch sind, müssen auch jene dialektisch sein.

Die logischen Bestimmungen sollen das Sein widerspiegeln. Das bedeutet, daß sie nicht außerhalb des Seins stehen.

> „Die Kategorien der Logik — so schrieb Lenin — sind Abbreviaturen einer ‚unendlichen Menge' von Einzelheiten des äußerlichen Daseins und der Tätigkeit. Diese Kategorien dienen ihrerseits den Menschen in ihrer Praxis."

Das aber ist das Wesen der Kategorien der materialistischen Dialektik, die Marx und Engels als „Abstraktionen von wirklichen, historischen, vergänglichen Erscheinungen" definierten.

Die Dialektik ist also die Methodologie des Wissens vom Gegenstand. Aber dieser erste Hinweis wäre unvollständig, wenn wir ihm nicht die Worte: „auf der Grundlage des Handelns" (der Praxis) hinzufügen würden, denn das Moment des Handelns in der Erkenntnistheorie gehört schon seit dem Jahre 1845 zum Marxismus.

Die materialistische Dialektik ist also eine Methodologie des Wissens auf der Grundlage des Handelns. Aber auch in dieser Formulierung ist die Sache nur halb zum Ausdruck gebracht. Das Handeln ist nicht nur ein Moment der Theorie des Wissens; mit der gleichen Berechtigung kann man sagen, daß auch das Wissen ein Moment der Theorie des Handelns ist. Wenn die Dialektik Theorie des Wissens ist, so ist sie auch Theorie des Handelns.

Zu Anfang unseres Aufsatzes sprachen wir von der Einheit von Theorie und Praxis. Die elfte These von Marx über Feuerbach hat diese Einheit zum Prinzip erhoben: „Die Philosophen haben die

Welt nur verschieden interpretiert: es kommt darauf an, sie zu verändern." Lenin hat dieses Prinzip in seinem vollen Umfang übernommen. Er schreibt in einem seiner Artikel:

> „Unsere Lehre — so sagte Engels von sich und seinem berühmten Freunde — ist kein Dogma, sondern eine Anleitung zum Handeln. In diesem klassischen Satz wird mit bemerkenswerter Kraft und Deutlichkeit die Seite des Marxismus betont, die immerzu außer acht gelassen wird. Wenn wir sie aber übersehen, so wird der Marxismus einseitig, verkrüppelt, tot; wir nehmen ihm seine lebendige Seele, wir untergraben seine wichtigsten theoretischen Grundlagen — die Dialektik, die Lehre von der allseitigen und widerspruchsvollen historischen Entwicklung, wir untergraben seinen Zusammenhang mit den bestimmten praktischen Aufgaben der Epoche, die sich bei jeder neuen Wendung der Geschichte ändern können[1]."

In diesen bedeutsamen Sätzen des Marxismus ist ein bestimmter Hinweis darauf enthalten, daß die Dialektik auch Theorie des Handelns, „Anleitung" zum Handeln, das heißt seine Methodologie ist. Die Dialektik ist somit auch Methodologie des Handelns; man muß hier jedoch auch hinzufügen: auf der Grundlage des Wissens, denn — wie wir schon zu Anfang unserer Arbeit gesehen haben — gibt es „ohne revolutionäre Theorie keine revolutionäre Praxis".

Die Aufgaben der materialistischen Dialektik, die Aufgaben, die sie erfüllt, mit einem Worte — ihre allgemeine Bedeutung besteht also darin, daß sie die Methodologie des Wissens auf der Grundlage des Handelns und die Methodologie des Handelns auf der Grundlage des Wissens ist.

In der Anwendung auf das gesellschaftliche Sein, das keineswegs vom Sein als Ganzen losgelöst ist, obgleich es sich durch spezifische Verbindungen und Gesetzmäßigkeiten unterscheidet, kann die erwähnte Definition folgendermaßen konkretisiert werden: die materialistische Dialektik ist die Methodologie des sozialen Wissens auf der Grundlage des Handelns und der gesellschaftlichen Praxis auf der Grundlage des Wissens.

Lenin und der Leninismus können hier den Ruhm beanspruchen, aufgedeckt zu haben, was im dialektischen Materialismus verborgen ist, und was keineswegs übersehen werden darf, wenn von der Methodologie des gesellschaftlichen Wissens und Handelns die Rede ist. Das ist das Moment der Parteilichkeit und als seine Folge das Moment der praktischen Aktion.

In der Klassengesellschaft kann es keine Gesellschaftswissenschaft geben, die außerhalb der Klassen steht. Nicht nur kann keine Rede davon sein, daß die Gesellschaftsphilosophie unparteiisch — sine ira et studio — vorgehen könnte; dies kann nicht einmal die Naturphilosophie —, um diese alte Bezeichnung zu gebrauchen. In

[1] W. I. Lenin, „Ueber einige Besonderheiten der historischen Entwicklung des Materialismus".

dieser ist die Parteilichkeit im weiteren Sinne des Wortes schwieriger aufzuspüren; aber die soziale Tendenz kommt auch hier zum Vorschein, sobald wir die Frage nach den letzten Elementen des Seins stellen und zum Beispiel das kosmogonische Problem berühren. Die mittelalterliche These: „Die Philosophie ist die Dienerin der Theologie (philosophia est ancilla theologiae)" — ist in diesem Sinne bereits parteilich. Das Verhältnis der Philosophie zur Theologie ist — wie die Denker ihre Meinung über diesen Punkt auch maskieren mögen — der Prüfstein für die Einreihung der Philosophie in die Linie der Reaktion oder der Revolution, wenn man es schematisch ausdrücken will.

Der geistige Kampf ist ein Klassenkampf. So entpuppten sich im England des 17. Jahrhunderts die sogenannten „Freidenker", die mit einer Kritik der kirchlichen Orthodoxie auftraten, als Ideologen einer bestimmten Klasse in der Philosophie; so spiegeln die französischen Materialisten des 18. Jahrhunderts in ihren philosophischen und atheistischen Werken ebenfalls den Standpunkt einer revolutionären Klasse wider; und so waren auch die deutschen Junghegelianer des 19. Jahrhunderts, unter ihnen Marx und Engels, nicht „parteilos" in punkto Philosophie. Ihre Philosophie wurde, und je länger, in desto größerem Maße, zur revolutionären Philosophie des Proletariats; und endlich führen und verwirklichen Lenin und mit ihm die orthodoxen Marxisten des 20. Jahrhunderts in ihrer Philosophie und im Kampfe für sie den gleichen Klassenkampf. Parteilichkeit, Parteinehmen ist in der Philosophie notwendig und unvermeidlich.

Manchmal tritt der Klassencharakter des philosophischen Kampfes besonders deutlich zutage. Als E. Haeckel seine „Welträtsel" veröffentlichte, erhob sich in Europa ein wahrer Sturm. Obgleich Haeckel persönlich die Religion nicht ablehnte und sich gegen den Materialismus verwahrte, bewiesen doch der ganze Inhalt und Geist seines Werkes klar, daß der Materialismus nicht auszurotten, und daß er mit der Theologie und mit der idealistischen Philosophie nicht zu vereinbaren ist. Und gegen ihn erhoben sich nicht nur die Theologen, sondern auch die „vorurteilslosen" und „unparteiischen" offiziellen Philosophieprofessoren. In diesem Beispiel sah Lenin eine deutliche Bestätigung seiner These.

> „Der Sturm — schrieb er —, den ‚Die Welträtsel' von E. Haeckel in allen Ländern hervorgerufen haben, hat einerseits mit besonderer Deutlichkeit gezeigt, daß die Philosophie in der heutigen Gesellschaft parteilich ist, andererseits hat er die wirkliche gesellschaftliche Bedeutung des Kampfes des Materialismus gegen den Idealismus und Agnostizismus klargelegt."

Man konnte im vorliegenden Fall mit Einzelheiten der Haeckelschen Auffassung nicht einverstanden sein, man konnte und man mußte sogar seine Mängel sehen, die in einer gewissen Inkonsequenz bestanden, aber nichtsdestoweniger mußte man sich in diesem Sturm auf seine Seite stellen und sich seiner materialistischen Stellungnahme anschließen. Dem, was in diesem Streit als Materialismus

und Idealismus an der Oberfläche in Erscheinung trat, entsprachen die revolutionäre Klasse einerseits und die reaktionäre Bourgeoisie und die Geistlichkeit andererseits. Und obwohl es in jedem Lager noch besondere eigene Strömungen gab, traten diese Unterschiede in den Hintergrund; sie waren, im Vergleich zu dem grundlegenden Gegensatz der prinzipiellen Standpunkte von untergeordneter Bedeutung. Es ist Aufgabe des Marxismus, diese ideologischen Klassentendenzen der verschiedenen philosophischen Richtungen aufzudecken; besonders wichtig ist das in bezug auf die soziologischen Richtungen.

Sind die soziologischen Konstruktionen der Idealisten und Subjektivisten willkürlich und entbehren sie jeder festen Grundlage, so ist der entgegengesetzte Standpunkt, der objektiv-materialistische, der sich auf Tatsachen stützt, wissenschaftlich begründet. Aber es kann zweierlei Anhänger dieses zweiten Standpunktes geben. Wir haben es mit ein und derselben Erscheinung zu tun: der antagonistischen kapitalistischen Gesellschaft. Der Subjektivist ist imstande, sie einfach nicht zu sehen oder aber, wenn er sie auch sieht, sie durch die schlechten oder guten Taten dieser oder jener Personen oder vielleicht Stände oder vielleicht sogar Völker zu erklären. Der Objektivist wird die Analyse dieser Gesellschaft wissenschaftlich begründen und zu dem Schlusse kommen, daß die gegebene Erscheinung nicht willkürlich, sondern notwendig ist, daß sie kausal bedingt ist, und daß die Erscheinung, wenn sie einmal notwendig ist, so verlaufen muß, wie sie verläuft, da „unüberwindliche geschichtliche Tendenzen" vorliegen. Der Materialist wird mit der ersten Schlußfolgerung des Objektivisten einverstanden sein, er wird aber weitergehen. Er wird den Charakter der gegebenen sozialökonomischen Formation genau feststellen und das Wesen ihrer antagonistischen Verhältnisse bestimmen; er wird die Klassengegensätze aufdecken und, indem er sie aufdeckt, selbst den Standpunkt einer bestimmten Klasse einnehmen; er wird von den Formen der Gegenwirkung gegen die entgegengesetzte Klasse sprechen.

> „Der Materialist ist somit einerseits konsequenter als der Objektivist, sein Objektivismus ist gründlicher und vollständiger. Der Materialist beschränkt sich nicht darauf, auf den objektiven Charakter des Prozesses hinzuweisen, er legt auch klar, welche bestimmte sozialökonomische Formation diesem Prozeß seinen Inhalt verleiht, welche Klasse diese Notwendigkeit bestimmt ... Andererseits enthält der Materialismus gewissermaßen das Moment der Parteilichkeit, denn er verpflichtet bei jeder Beurteilung eines Ereignisses dazu, den Standpunkt einer bestimmten gesellschaftlichen Gruppe direkt und offen einzunehmen[1]."

Die Subjektivisten werfen den Anhängern des objektiven Standpunktes Inkonsequenz vor: wenn alles kausal und notwendig sei, so müßte man nach dem Wort von Spinoza handeln: nicht weinen und nicht lachen, sondern nur begreifen. Aber gerade das ist falsch.

[1] W. I. Lenin, „Von welchem Erbe sagen wir uns los?"

Einen Prozeß oder eine Erscheinung zu begreifen, das bedeutet, sich auf die eine oder die andere Seite zu stellen, entweder für diese Erscheinung zu sein oder gegen sie. Die Subjektivisten sagen: wenn der Kapitalismus kausal bedingt, notwendig ist, so hat es keinen Sinn, auf ihn „böse zu sein". Aber das paßt vielleicht für einen passiven Objektivisten, nicht aber für einen aktiven und konsequenten Materialisten. Es handelt sich natürlich nicht um das „Bösesein", sondern um einen bestimmten Standpunkt, den Klassenstandpunkt gegenüber dem Kapitalismus. Der gewählte Standpunkt, sagen wir der proletarische Standpunkt, bestimmt objektiv auch das „Bösesein" auf den Kapitalismus und die im Kapitalismus herrschende Klasse.

> „Wenn eine bestimmte Lehre an jeden öffentlich tätigen Menschen die unerbittliche Forderung stellt, die Wirklichkeit und die auf dem Boden dieser Wirklichkeit entstehenden Verhältnisse der verschiedenen Klassen objektiv zu analysieren, wieso kann man daraus folgern, daß ein öffentlich tätiger Mensch die Pflicht habe, mit keiner Klasse zu sympathisieren, da so etwas für ihn „nicht schicklich" sei. Es ist geradezu lächerlich, hier von einer Pflicht auch nur zu sprechen, denn kein lebender Mensch kann, wenn er einmal die gegenseitigen Beziehungen der Klassen begriffen hat, umhin, sich auf die Seite der einen oder der anderen Klasse zu stellen, sich der Erfolge der betreffenden Klasse zu freuen, ihre Mißerfolge zu beklagen, über diejenigen entrüstet zu sein, die dieser Klasse feindlich gesinnt sind, die ihre Entwicklung durch Verbreitung rückständiger Auffassung hemmt usw. usw.[1]"

Die Parteilichkeit in der Wissenschaft verpflichtet auch zur Parteilichkeit in der praktischen Tätigkeit. Die theoretische Parteilichkeit liefert ja gerade die Begründung zur praktischen Tätigkeit.

Die Frage der Bedeutung der Tätigkeit des Menschen muß selbst richtig begriffen werden. In der theoretischen Analyse der gesellschaftlichen Prozesse bleibt der Marxist nicht bei den Handlungen der einzelnen Menschen stehen, sondern forscht nach dem, was diese Handlungen bedingt. Aber, wie bekannt, hat der materialistische Determinismus seinem Wesen nach nichts mit einem Fatalismus oder mit einem Verzicht auf die Beurteilung dessen, was vor sich geht, gemein. Die Frage der Freiheit des Willens und der Rolle der Persönlichkeit in der Geschichte wird dialektisch gelöst. Die Freiheit des Willens wird nicht geleugnet, sondern erklärt, die Rolle der Persönlichkeit nicht auf ein Nichts reduziert, sondern der Rolle der Klasse untergeordnet.

> „Die Idee des Determinismus — so schrieb Lenin —, die die Notwendigkeit der menschlichen Handlungen feststellt und das dumme Märchen von der Freiheit des Willens ablehnt, schafft den Verstand und das Gewissen des Menschen keineswegs aus der Welt, macht eine Beurteilung seiner Handlungen nicht über-

[1] W. I. Lenin, „Der ökonomische Inhalt der Lehre der Narodniki".

flüssig. Ganz im Gegenteil: nur bei einer deterministischen Stellungnahme ist auch eine strenge und richtige Beurteilung möglich, statt der Abwälzung alles Beliebigen auf den freien Willen. Gleicherweise hebt die Idee der geschichtlichen Notwendigkeit keineswegs die Rolle der Persönlichkeit in der Geschichte auf. Die ganze Geschichte besteht ja aus Handlungen von Menschen, die unzweifelhaft handelnde Persönlichkeiten sind[1]."

Wenn der Fatalismus zum Quietismus führt, so ruft der Determinismus, der historische Materialismus zum Eingreifen in den Klassenkampf auf einer bestimmten Seite auf.

Auch der Subjektivist kann natürlich ein Kämpfer sein, aber wenn der Objektivist nur über die Theorie (und auch hier eine Theorie, die nicht bis zu ihrer logischen Konsequenz geführt wird) verfügt, so hat der Subjektivist nur die Praxis, die in diesem Falle offensichtlich subjektivistisch und zufällig sein muß. Aber ohne eine revolutionäre Theorie kann es doch auch keine revolutionäre Praxis geben. Nur bei dem Materialisten ist die Theorie unzertrennlich mit der Praxis verbunden, und deshalb ist seine Praxis objektiv begründet und unter sonst gleichen Bedingungen erfolgreich.

Die materialistische Dialektik erfordert somit als reale Logik eine bestimmte objektive Kennzeichnung der gegebenen gesellschaftlichen Erscheinungen, sie erfordert weiterhin eine Art Diagnose vom Parteistandpunkt, sie erfordert endlich, daß die bestimmte praktische Schlußfolgerung gezogen wird, was unter allen diesen gegebenen Umständen und Bedingungen zu tun ist. Die allgemeine Linie wird durch die Prinzipien der materialistischen Dialektik bestimmt. Auf dem Gebiete der Naturwissenschaften ist es die höchste Aufgabe, die „Logik" der Natur möglichst adäquat zu erfassen, um die Natur besiegen zu können; auf dem Gebiete der Gesellschaft wird diese Aufgabe entsprechend modifiziert. Es heißt hier, die „Logik" der wirtschaftlichen Entwicklung, d. h. der Entwicklung des gesellschaftlichen Seins zu dem Zwecke zu erfassen, um das gesellschaftliche Bewußtsein, das Bewußtsein der fortgeschrittenen Klassen der kapitalistischen Länder möglichst genau und zu gleicher Zeit kritisch an diese Entwicklung anzupassen. Diese Aufgaben sind revolutionär, denn was heißt das, die Logik der wirtschaftlichen Entwicklung kritisch zu erfassen? D. h., die Welt nicht nur zu interpretieren, sondern auch zu verändern.

„Es ist die direkte Aufgabe der Wissenschaft — so sagt Lenin —, eine wahre Kampflosung zu geben, d. h. imstande zu sein, diesen Kampf objektiv als ein Produkt eines bestimmten Systems von Produktionsverhältnissen aufzuzeigen, die Notwendigkeit dieses Kampfes, seinen Inhalt, den Gang und die Bedingungen der Entwicklung klarzulegen[2]."

[1] W. I. Lenin, „Was sind die Freunde des Volkes?"
[2] ibidem.

Wenn wir von den allgemeinen Fragen der Methodologie zu der konkreten Frage der gegenüber der kapitalistischen Gesellschaft einzuschlagenden Politik übergehen, so wird sich die allgemeine Kampflosung in eine Losung des Kampfes gegen die Kapitalisten verwandeln; die reale Analyse deckt die Widersprüche der kapitalistischen Ordnung auf; der Standpunkt der Entwicklung zeigt in Verbindung mit der realen Logik die Wege der Entwicklung des Kapitalismus, die gleichzeitig zu Wegen zu seinem Untergang werden; die Parteilichkeit veranlaßt bei Vorhandensein der ersten beiden Momente zur Parteinahme für das Proletariat, und alle Momente zusammengenommen führen uns zur Losung und Praxis des Kampfes gegen den Kapitalismus.

POPOW

DIE BAUERNSCHAFT ALS KLASSE UND ALS VERBÜNDETER DES PROLETARIATS NACH MARX UND ENGELS

Die Frage des Klassencharakters der Bauernschaft ist aufs engste mit der Frage des Bündnisses des Proletariats und der Bauernschaft im Kampfe gegen die Bourgeoisie verknüpft. Man kann über dieses Bündnis nicht sprechen, ohne den Klassencharakter der Bauernschaft zu berühren, und umgekehrt wird dieser letztere besonders klar in Verbindung mit dem Problem der gegenseitigen Beziehungen des Proletariats und der Bauernschaft im Kampfe gegen den Kapitalismus. Nur in diesem Zusammenhange verliert sie auch den rein akademischen Charakter und verwandelt sich in eine aktuelle politische Frage. Gerade in diesem aktuellen Sinne begegnen wir ihr auch in den Arbeiten von Marx und Engels. Deshalb ist im vorliegenden Artikel[1] die Frage der Bauernschaft als Klasse mit dem Problem des Bündnisses des Proletariats und der Bauernschaft im Kampfe gegen die Bourgeoisie verbunden.

1. Marx und Engels über die Differenzierung der Bauernschaft im Kapitalismus

Wenn man von den Ansichten Marx' und Engels' über den Klassencharakter der Bauernschaft im Kapitalismus spricht, muß man vor allem feststellen, daß für Marx und Engels die Bauernschaft kein einheitliches Ganzes ist. Wenn Marx im „18. Brumaire" vom Proletariat als dem natürlichen Verbündeten und Führer der Bauernschaft spricht, so hat er ausschließlich die Kleinbauernschaft[2] im Auge und spricht nur von ihr. In seiner kleinen Abhandlung „Die Mark", die im Jahre 1882 geschrieben wurde und als Beilage zur ersten Ausgabe der Broschüre „Die Entwicklung des Sozialismus von der Utopie zur Wissenschaft" erschien, hat Engels, indem er darauf hinweist, daß für die „wenn auch verkümmerte, freie Bauernklasse"

[1] Dieser Artikel stellt (mit einigen unbedeutenden Kürzungen) die Uebersetzung einiger Kapitel aus dem Artikel des Verfassers über „Marx und Engels über die Bauernschaft in der proletarischen Revolution" dar, der in der russischen Zeitschrift „Kommunistitscheskaja Revoljuzija" (1927) erschien und als Broschüre herausgegeben wurde.

[2] Siehe „Der 18. Brumaire", Marxist. Bibl., Bd. 7, Verlag für Literatur und Politik, Wien-Berlin, Seite 116—123.

Deutschlands der Ausweg nur im Uebergang zur genossenschaftlichen Großwirtschaft „mit dem Beistand seiner natürlichen Bundesgenossen, der Arbeiter", besteht, wiederum ausschließlich die Kleinbauernschaft im Auge, „deren Güter und deren Flügel so sehr beschnitten sind[1]".

Im Vorwort zum „Deutschen Bauernkrieg", geschrieben im Jahre 1874, spricht Engels über die Verbündeten des deutschen Proletariats gegen die Bourgeoisie und bezeichnet von der ganzen Bauernschaft als diese Verbündeten wiederum nur „die kleinen Bauern ... verschiedener Art", und zwar: 1. den Feudalbauer, der seinem Herrn Frondienste leisten muß; 2. den Pächter, der bei mittlerer Ernte mit seiner Familie „nur eben knapp leben kann", bei schlechter Ernte aber „fast verhungert", und 3. die „Bauern, welche ihren eigenen kleinen Grundbesitz bewirtschaften" und mit Hypotheken überlastet sind, so „daß sie vom Wucherer ebenso abhängen wie die Pächter vom Grundherrn" und ihnen infolgedessen nur „ein knapper und noch dazu wegen der guten und schlechten Jahre äußerst unsicherer Arbeitslohn" verbleibt. Was nun die übrige Bauernschaft betrifft, so rechnet Engels in diesem Vorwort die Großbauern zur Bourgeoisie, doch über die Mittelbauern schweigt er hier[2]. In seinem Aufsatz „Die Bauernfrage in Frankreich und Deutschland" (1894) teilt Engels bei der Behandlung des Verhältnisses der Arbeiterpartei zur Bauernschaft unter dem Kapitalismus und nach der Machtergreifung durch das Proletariat die Bauernschaft Westeuropas in drei Hauptgruppen ein: Klein-, Mittel- und Großbauernschaft. Er bestimmt diese drei Gruppen in folgender Weise: der Kleinbauer — schreibt er — „ist nicht nur für Westeuropa im allgemeinen von allen Bauern der wichtigste. Sondern er liefert uns auch den für die ganze Frage kritischen Fall". Unter diesem Kleinbauer versteht er „den Eigentümer oder Pächter — namentlich den ersteren — eines Stückchens Land, nicht größer, als er mit seiner eigenen Familie in der Regel bebauen kann, und nicht kleiner, als was die Familie ernährt". Dieser Bauer „sinkt ... immer tiefer" mit der Entwicklung des Kapitalismus. Ueber diesen Kleinbauern steht eine ganze Reihe von „Mittelstufen" zum Großbauern. Das sind die Mittelbauern, die der Größe ihrer Wirtschaft nach gewöhnlich — wie die Großbauern — „ohne Knechte und Mägde und selbst Tagelöhner nicht fertig werden", sie jedoch in geringerem Grade ausbeuten als die Großbauern.

> „Wo der Mittelbauer unter Parzellenbauern wohnt, wird er in seinen Interessen und Anschauungen sich von diesen nicht wesentlich unterscheiden; muß ihm doch die eigene Erfahrung sagen, wie viele seinesgleichen schon zu Kleinbauern herabgesunken sind. Wo aber Mittel- und Großbauern vorherrschen und der Wirtschaftsbetrieb allgemein die Hilfe von Knechten und Mägden erfordert, da steht die Sache ganz anders."

[1] Siehe „Entwicklung des Sozialismus von der Utopie zur Wissenschaft", Seite 68 (Buchhandlung Vorwärts, 1920).

[2] „Der deutsche Bauernkrieg" (Vereinig. Int. Verl.-Anst., 1925), Seite 152—154.

Hier müssen die Mittelbauern neben den Großbauern als Ausbeuter fremder Arbeitskraft betrachtet werden. „Ihre Knechte, Mägde und Tagelöhner — sagt Engels — interessieren uns selbstredend mehr als sie[1]".

Wenn man diese Engelsschen Definitionen der verschiedenen sozialen Gruppierungen der Bauern unter dem Kapitalismus näher betrachtet, ersieht man leicht, daß sie von der üblichen Leninschen Einteilung der Bauernschaft des Rußlands der Voroktoberzeit abweichen. Der Kleinbauer bei Engels — das ist der Mittelbauer des Rußlands der Voroktoberzeit bei Lenin, der Engelsche „Mittelbauer" — ist der wohlhabende Bauer des gleichen Rußlands, und endlich der Großbauer — er ist der leibliche Bruder des russischen Kulaken, wie er früher im Gouvernement Noworossijsk oder in Sibirien anzutreffen war.

Diesen Unterschied in der Einteilung der Bauernschaft muß man stets im Auge behalten, wenn man es mit Aeußerungen von Marx und Engels über die Bauernschaft zu tun hat.

Es versteht sich von selbst, daß Engels den Landarbeiter zum Proletariat zählt. Doch es bleibt unklar, wozu er und Marx jene Schicht der Bauernschaft zählen, die zwischen den „kleinen Bauern" (den russischen Mittelbauern vor der Oktoberrevolution) und dem Proletariat steht, d. h. die Dorfarmut.

Eines von beiden: entweder wird diese Dorfarmut bei Marx und Engels in die Kleinbauernschaft einbegriffen, oder sie zählt bei ihnen zum Landproletariat. Indes wäre die erste Schlußfolgerung unrichtig. Aus den Engelsschen Definitionen der Kleinbauernschaft folgt, daß wenn nicht die ausschließliche, so doch die grundlegende Existenzquelle dieser Bauernschaft die eigene Arbeit in der eigenen Wirtschaft ist. Diese Wirtschaft ist bettelarm; sie ist dem Untergange geweiht. Ihr Besitzer ist ein „zukünftiger Proletarier". Doch er bleibt ein Kleinbauer, solange die eigene Wirtschaft die Hauptquelle seiner Existenz bildet. Dagegen verstehen wir nach der Lehre Lenins unter der Dorfarmut im Kapitalismus jenen Teil der Bauernschaft, dessen wichtigstes Existenzmittel die Lohnarbeit wurde, wo die eigene Wirtschaft sich faktisch bereits in eine Zugabe zur Lohnarbeit verwandelt hat. Indes figuriert die Lohnarbeit in jenen Kennzeichnungen der Kleinbauernschaft, die von Marx und Engels in den von uns zitierten Arbeiten gegeben wurden, überhaupt nicht. Es besteht deshalb Grund, anzunehmen, daß für Marx und Engels die Dorfarmut zum Landproletariat gehört. Engels bezeichnet im ersten Kapitel seines Buches „Revolution und Konterrevolution in Deutschland" den Landarbeiter der deutschen Revolutionszeit von 1848 als Proletarier. Was hat aber dieser Landarbeiter in der Regel vorgestellt, wenn nicht einen Landarbeiter mit einem Stückchen Land, mit einer eigenen Zwergwirtschaft als Zugabe zu seiner Lohnarbeit?

[1] Engels, „Die Bauernfrage in Deutschland und Frankreich", Neue Zeit, 1894/95, I. Band, Seite 293—295, 304.

In der „Bauernfrage" verweilt Engels am Schlusse seines Aufsatzes beim Landproletariat Ostdeutschlands und spricht von seinem halbleibeigenen Zustand. Und ein Kennzeichen dieses Zustandes der Halbleibeigenschaft ist wiederum der zwerghafte Landanteil des Landarbeiters, seine Fesselung an das Gut des Junkers durch das zugeteilte kleine Stückchen Land. Zu derselben Schlußfolgerung, daß die Dorfarmut im Leninschen Sinne dieses Wortes, d. h. der ländliche Halbproletarier, von Marx und Engels zum Landproletariat gezählt wurde, führt auch die Tatsache, daß ein so gründlicher Kenner Marx' und Engels', wie Lenin selbst, in seiner „Entwicklung des Kapitalismus in Rußland" die Dorfarmut als Landproletariat bezeichnet, als „Klasse der Lohnarbeiter mit Landanteil", wobei er zu ihr nicht weniger als die Hälfte der Bauernhöfe rechnet[1].

Wir können also folgende soziale Gruppierungen des Dorfes nach Engels feststellen: 1. das Landproletariat, zu dem der Dorfproletarier und die Dorfarmut, das ländliche Halbproletariat, gehören, 2. der Kleinbauer, der dem russischen Mittelbauern der Voroktoberzeit entspricht, 3. der Großbauer — die Dorfbourgeoisie, und 4. der Mittelbauer, die Mittelstufe zwischen Kleinbauer und Dorfbourgeoisie, der dieser letzteren nahesteht und in der Regel fremde Arbeitskraft ausbeutet (die russische wohlhabende Bauernschaft der Voroktoberzeit). Dabei ist für Engels — wir unterstreichen dies nochmals — gerade der Kleinbauer der wichtigste aller Bauern und der wichtigste Bestandteil der ganzen Bauernschaft. Im Grunde genommen ist für Marx und Engels dieser Kleinbauer eben der typische Bauer der kapitalistischen Epoche, den man weder zum Proletariat noch zur Bourgeoisie zählen kann.

2. Das Kleinbürgertum und die Kleinbauernschaft im Kapitalismus

Was stellt nun nach Marx und Engels diese Kleinbauernschaft im Kapitalismus ihrem Klassencharakter nach vor?

Es gibt darüber eine — allerdings sehr wenig verbreitete — Ansicht, wonach die Kleinbauernschaft von Marx und Engels nicht zum Kleinbürgertum gerechnet werde. Diese Meinung stützt sich auf die feststehende Tatsache, daß sowohl bei Engels als auch bei Marx über die Kleinbauernschaft nicht selten neben dem Kleinbürgertum und getrennt von ihm gesprochen wird. Es ist interessant, daß man sich dabei unter anderem auch auf die Engelssche Analyse der Zusammensetzung der Bauernschaft stützt, die in der „Revolution und Konterrevolution in Deutschland" gegeben wurde, d. h. auf eine Analyse, die sich nicht auf die entwickelte kapitalistische Gesellschaft

[1] Lenin, Ges. Werke, Bd. III, „Die Entwicklung des Kapitalismus in Rußland", Kap. 2 § 13 Abs. 5 der neuen, zweiten Ausgabe, Seite 129 u. 130 (russisch).

bezieht, sondern auf die ersten Stadien ihrer Entwicklung in Deutschland am Vorabend der Revolution von 1848, als die Kleinbauernschaft noch keinen klar ausgeprägten kleinbürgerlichen Charakter haben konnte, weil sie ihre Wirtschaft noch nicht im genügenden Maße in eine Warenwirtschaft verwandeln konnte. Doch kann man auch außer in „Revolution und Konterrevolution in Deutschland" bei Marx und Engels Stellen finden, wo die Kleinbauernschaft vom Gesamtbestand des Kleinbürgertums abgesondert wird. Bedeutet dies aber, daß sie nicht zum Kleinbürgertum gerechnet wird? Bei Lenin finden wir diese Absonderung auf Schritt und Tritt. So heißt es z. B. in seiner bekannten Formel von 1906 über die Kräfte, die die sozialistische Revolution werden vollziehen müssen:

> „Das Proletariat muß den sozialistischen Umsturz vollziehen, indem es die Masse der halbproletarischen Elemente der Bevölkerung um sich vereinigt, um mit Gewalt den Widerstand der Bourgeoisie zu brechen und die Unbeständigkeit der Bauernschaft und des Kleinbürgertums zu paralysieren."

Es ist bekannt, welche Bauernschaft Lenin hier meinte — gerade die Mittelbauern, oder, nach der Terminologie Engels', die Kleinbauern. Und eben diese Bauernschaft steht bei ihm neben dem Kleinbürgertum. Es steht fest und ist völlig unbestritten, daß Lenin diese Bauernschaft stets als kleinbürgerlich charakterisiert hat. Gesondert vom Kleinbürgertum im allgemeinen und gesondert von der Kleinbauernschaft zu sprechen, bedeutet also keineswegs, diese Bauernschaft aus dem Kleinbürgertum auszuschließen. Das gilt gleichermaßen für Lenin sowohl als auch für Marx und Engels. Engels spricht z. B. in seinem Vorwort von 1874 zum „Bauernkrieg in Deutschland" (Seite 161 u. 162 der von uns zitierten Ausgabe) von der Kleinbauernschaft und vom Kleinbürgertum als von zwei verschiedenen Kategorien. Doch wenn man den Text Engels' näher ansieht, so versteht man, warum dem so ist: erstens, weil bei ihm nicht vom Kleinbürgertum überhaupt, sondern vom städtischen Kleinbürgertum im besonderen die Rede ist, und zweitens, weil er dort in die Kategorie der Kleinbauernschaft nicht nur den kleinbürgerlichen Teil der Bauernschaft, sondern auch die Feudalbauern, die ihren Herren Frondienste leisten müssen, einbezieht.

Um den Klassencharakter des für Marx typischen Bauern, d. h. des Kleinbauern, im Kapitalismus zu bestimmen, genügt vollkommen das „Kommunistische Manifest", besonders der Absatz im zweiten Kapitel, das die Ueberschrift trägt „Kleinbürgerlicher Sozialismus". Zwar begegnet man auch hier dem Terminus „Kleinbürgerschaft" neben dem Terminus „kleiner Bauernstand", und „kleinbürgerlich" neben „kleinbäuerlich". Doch man braucht nur den Text dieses Absatzes zur Hand zu nehmen, und sich nicht vom Buchstaben, sondern vom Inhalt leiten zu lassen, damit die Sache völlig klar wird. Wovon handelt dieser Absatz?

Vor allem wird darin festgestellt, daß „das mittelalterliche Pfahlbürgertum und der kleine Bauernstand ... die Vorläufer der modernen Bourgeoisie" waren und daß „in den weniger industriell und kommerziell entwickelten Ländern ... diese Klasse noch neben der aufkommenden Bourgeoisie" fortvegetiert[1]. Aus diesen zwei Sätzen geht hervor, daß nach Marx und Engels „das mittelalterliche Pfahlbürgertum und der kleine Bauernstand" schon in den ersten Entwicklungsstadien des Kapitalismus (in den kapitalistisch wenig entwickelten Ländern) eine einheitliche Klasse darstellt.

Was geschieht mit dieser fortvegetierenden Klasse in den entwickelteren Ländern? Darüber sagt das „Kommunistische Manifest":

> „In den Ländern, wo sich die moderne Zivilisation (d. h. der Kapitalismus, K. P.) entwickelt hat, hat sich eine neue Kleinbürgerschaft gebildet, die zwischen dem Proletariat und der Bourgeoisie schwebt und als ergänzender Teil der bürgerlichen Gesellschaft stets von neuem sich bildet."

Woher stammt nun diese neue Schicht des Kleinbürgertums? Offensichtlich bildet eben jene Klasse der mittelalterlichen Kleinbauernschaft und des mittelalterlichen Kleinbürgertums, die in den kapitalistisch wenig entwickelten Ländern fortvegetiert, den wichtigsten Teil dieser Schicht, wobei sie mit der Entwicklung der „modernen Zivilisation" ihre Physiognomie ändert. Daß hier unter dieser neuen Schicht des Kleinbürgertums auch die Kleinbauernschaft verstanden wird, ist aus der unmittelbaren Fortsetzung der eben zitierten Stelle ersichtlich. Im „Manifest" heißt es weiter, daß

> „... deren Mitglieder (der neuen Kleinbürgerschaft, K. P.) aber beständig durch die Konkurrenz ins Proletariat hinabgeschleudert werden, ja selbst mit der Entwicklung der großen Industrie einen Zeitpunkt herannahen sehen, wo sie als selbständiger Teil der modernen Gesellschaft gänzlich verschwinden und im Handel, in der Manufaktur, in der Agrikultur, durch Arbeitsaufseher und Domestiken ersetzt werden."

Wer wird nun im Handel ersetzt werden? Offenbar die Kleinhändler. In der Manufaktur? Offenbar die Handwerker in der Stadt und die Kleinbauern — die Sklaven der Heimindustrie — im Dorfe. Und in der Landwirtschaft? Offenbar die Kleinbauern. Es liegt auf der Hand, daß nach Marx und Engels in den Ländern mit entwickelter „moderner Zivilisation" sie alle zusammen eben jene Klasse („diese Klasse" — heißt es im „Kommunistischen Manifest") des Kleinbürgertums bilden, in die sich das frühere mittelalterliche Pfahlbürgertum und der kleine Bauernstand verwandelt hat.

Der Hinweis des Manifestes darauf, daß das Kleinbürgertum im

[1] „Das Kommunistische Manifest", Internationaler Arbeiterverlag, Seite 46. (Gesperrt von uns.)

Kapitalismus dem Untergang geweiht ist, dient im zitierten Abschnitt seinerseits als Voraussetzung für den Hinweis auf die sozialen Quellen des kleinbürgerlichen Sozialismus. Als solche Quelle wird gerade die Bauernschaft bezeichnet:

> „In Ländern, wie in Frankreich, wo die Bauernklasse weit mehr als die Hälfte der Bevölkerung ausmacht, war es natürlich, daß Schriftsteller, die für das Proletariat gegen die Bourgeoisie auftraten, an ihre Kritik des Bourgeoisregimes den kleinbürgerlichen und kleinbäuerlichen Maßstab anlegten und die Partei der Arbeiter vom Standpunkt des Kleinbürgertums ergriffen. Es bildete sich so der kleinbürgerliche Sozialismus. Sismondi ist das Haupt dieser Literatur, nicht nur für Frankreich, sondern auch für England."

Es dürfte also klar sein, daß die Kleinbauernschaft im „Kommunistischen Manifest" nicht nur als ein Bestandteil des Kleinbürgertums betrachtet wird, sondern auch als jener Teil von ihm, der, falls er im Lande überwiegt, den „Schriftstellern, die für das Proletariat auftraten", einen kleinbürgerlichen Stempel aufdrückt und sie zu kleinbürgerlichen Sozialisten macht.

Der Kleinbauer ist in der entwickelten kapitalistischen Gesellschaft ein Kleinbürger der gleichen Art, wie der kleine Handwerker und der Kleinhändler. Daß dies der Ansicht von Marx und Engels entspricht, wird auch von jenen Stellen des ersten Kapitels des „Kommunistischen Manifestes" bestätigt, wo über die „Mittelstände" gesprochen wird. Dort werden unter diesem allgemeinen Terminus „der kleine Industrielle, der kleine Kaufmann, der Handwerker, der Bauer" zusammengefaßt (Seite 28 der zitierten Ausgabe des „Kom. Man."). Genau so vergleicht Engels in seiner „Bauernfrage" den Kleinbauer mit dem kleinen Handwerker[1]. Daß aber die kleinen Handwerker im Kapitalismus von Marx und Engels zum Kleinbürgertum gezählt werden, ist ganz unbestreitbar.

Marx und Engels zählen also den Kleinbauer zum Kleinbürgertum, sondern ihn jedoch gleichzeitig vom übrigen Kleinbürgertum ab als einen besonderen Teil von ihm, der seine spezifischen Eigentümlichkeiten hat. Seinem Klassencharakter nach ist der Kleinbauer ein Kleinbürger, doch er ist ein ländlicher Kleinbürger, der darum an die eigene oder gepachtete kleine Landparzelle gebunden ist. Dieser Umstand erzeugt besondere Methoden seiner Ausbeutung durch die kapitalistische Bourgeoisie (z. B. Hypotheken), erzeugt bei ihm besondere Interessen und sondert ihn vom übrigen Kleinbürgertum ab. Eben deshalb sprechen Marx, Engels und Lenin von ihm getrennt vom städtischen Kleinbürgertum, wenn sie seine Wechselbeziehungen zum Proletariat behandeln, wobei sie den kleinbürgerlichen Charakter der Kleinbauernschaft nicht im geringsten übersehen.

[1] Engels, „Die Bauernfrage...", Neue Zeit, 1894/95, I. Band, Seite 293.

3. Marx und Engels über die Bauernschaft als Klasse im Kapitalismus

Dem Umstand, daß nach Marx und Engels der Kleinbauer in der kapitalistischen Epoche einen besonderen Teil der „ergänzenden" Klasse der kapitalistischen Gesellschaft, des Kleinbürgertums, bildet, widersprechen nicht im geringsten die wiederholten Feststellungen sowohl Marx' wie Engels' als auch Lenins, daß der Kleinbauer ein „Ueberbleibsel" der vorkapitalistischen Produktionsweise ist. Ja, er ist ein Ueberbleibsel der feudalen Epoche, wie es auch der kleine Handwerker ist. Doch er ist ein Ueberbleibsel, das sich dank der Entwicklung des Kapitalismus in einen kleinen „selbständigen" Warenproduzenten verwandelt, und eben deshalb gewinnt er die Physiognomie einer „neuen Schicht des Kleinbürgertums".

Beim Untergang der feudalen Gesellschaft und im Morgenrot der kapitalistischen Entwicklung ist der Großgrundbesitzer für den Kleinbauer das Haupthindernis auf dem Wege seiner Verwandlung in einen Kleinbürger und auch sein hauptsächlichster Ausbeuter. Und diesem Großgrundbesitzer gegenüber ist der Kleinbauer nur ein Teil der „großen Klasse", der Bauernschaft, mit allen ihren verschiedenen Gruppierungen. Engels schreibt darüber im ersten Kapitel seines Buches „Revolution und Konterrevolution in Deutschland" folgendes:

> „Endlich war die große Klasse der kleinen Landwirte, der Bauern da, die, mit ihrem Anhang von Landarbeitern, die große Majorität des ganzen Volkes bildet. Aber diese Klasse selbst zerfällt in verschiedene Teile. Zuerst haben wir da die wohlhabenden Bauern, die sogenannten Groß- und Mittelbauern, die mehr oder weniger ausgedehnte Güter besitzen, von denen jeder über die Dienste mehrerer Lohnarbeiter verfügt ... Dann haben wir die kleinen freien Bauern ... Drittens waren da die feudalen Hintersassen ... Endlich die Landarbeiter[1]."

Die letzteren drei Gruppen bezeichnet Engels ihrerseits als „Klassen" („diese drei letztgenannten Klassen" — sagt er). Dessenungeachtet bilden sie alle für ihn, mit den Groß- und Mittelbauern zusammen, eine große Klasse. Es ist verständlich, warum das so ist. Darum, weil der Marxismus keine sozialen Gruppierungen an und für sich betrachtet, und nicht, ohne sie andern sozialen Gruppierungen der gegebenen geschichtlichen Periode gegenüberzustellen. Doch in der Revolutionsperiode von 1848 in Deutschland stand die Klein-, Mittel-, Groß- und die halbproletarisierte Bauernschaft (die damaligen Landarbeiter) geschlossen dem feudalen oder halbfeudalen Grundherrn gegenüber und stellten ihm gegenüber eine einheitliche Klasse dar. Genau so standen, bei unvergleichlich höherer Entwicklung des Kapitalismus und unvergleichlich größerer Differenzierung, in Rußland in der Periode der Revolution von 1905 die Dorfarmut,

[1] Engels, „Revolution und Konterrevolution in Deutschland" (Dietz Nachf., 1920), Seite 10 u. 11.

der Mittelbauer und der Kulak immerhin dem russischen Großgrundbesitzer als einheitliche Klasse gegenüber. Lenin schrieb damals:

> „Insofern in unserm Dorfe die Gesellschaft von der ‚modernen' (bürgerlichen) Gesellschaft verdrängt wird, insofern hört die Bauernschaft auf, eine einheitliche Klasse zu sein, und zerfällt in Landproletariat und Landbourgeoisie (große, mittlere, kleine und ganz kleine). Insofern die feudalen Beziehungen gewahrt bleiben, ist die ‚Bauernschaft' weiterhin noch eine Klasse, d. h., wir wiederholen es, eine Klasse nicht der bürgerlichen, sondern der feudalen Gesellschaft." „Das — sagt Lenin — ist ein Widerspruch nicht der Darstellung, nicht der Doktrin, sondern der lebendige dialektische Widerspruch des russischen Lebens selbst[1]."

Denselben lebendigen dialektischen Widerspruch zwischen der Differenzierung der Bauernschaft in soziale Gruppierungen unter dem Einflusse der bereits ins Dorf eindringenden warenkapitalistischen Beziehungen (allerdings weniger entwickelten als im Rußland der Periode der ersten Revolution) einerseits und der Einheit der Bauernschaft als ständische Klasse gegenüber den feudal-leibeigenschaftlichen Beziehungen, die in noch höherem Grade auf dem Dorfe lasteten als im Rußland von 1905, andererseits haben wir auch in Deutschland am Vorabend von 1848 vor uns.

So verhält es sich, wenn das Dorf „nicht so sehr unter der Entwicklung des Kapitalismus als unter seiner ungenügenden Entwicklung leidet", wenn auf ihm noch die feudale und halbfeudale Knechtschaft lastet. Eine andere Sache ist es, wenn, wie sich Marx ausdrückt, „an die Stelle der Feudalen der städtische Wucherer, an die Stelle der Feudalpflichtigkeit des Bodens die Hypothek, an die Stelle des aristokratischen Grundeigentums das bürgerliche Kapital[2]" tritt, d. h. wenn wir es mit Ländern zu tun haben, „wo sich die moderne Zivilisation entwickelt hat". Wie wir bereits wissen, besteht dann für Marx und Engels die Bauernschaft als Ganzes, als Klasse, nicht. Die früheren Teile des einheitlichen Ganzen sondern sich ab, und als typischer Bauer bleibt für Marx und Engels der Kleinbauer (der, wir wiederholen, dem russischen Mittelbauern der Voroktoberzeit entspricht).

Ueber ihn schreibt Marx im „18. Brumaire" bei der Kennzeichnung der Lage der französischen Bauernschaft im Frankreich der Mitte des 19. Jahrhunderts. Der städtische Wucherer, die Hypothek, das bürgerliche Kapital verwandeln die bäuerliche Parzelle nur in einen „Vorwand, der dem Kapitalisten erlaubt, Profit, Zinsen und Rente von dem Acker zu ziehen und den Ackerbauer selbst zusehen zu lassen, wie er seinen Arbeitslohn herausschlägt".

„Die bürgerliche Ordnung, die im Anfang des Jahrhunderts

[1] „Agrarprogramm der russischen Sozialdemokraten im Jahre 1902." Lenin, Ges. Werke, Band IX, Seite 275 u. 276 (russisch).

[2] Marx, „Der 18. Brumaire", Marxist. Bibliothek, Bd. 7, Berlin 1927, Seite 120.

(d. h. des 19. Jahrhunderts, K. P.) den Staat als Schildwache vor die neuentstandene Parzelle stellte und sie mit Lorbeeren düngte, ist zum Vampyr geworden, der ihr Herzblut und Hirnmark aussaugt und sie in den Alchimistenkessel des Kapitals wirft.... Das Interesse der Bauern befindet sich also nicht mehr, wie unter Napoleon, im Einklang, sondern im Gegensatz mit den Interessen der Bourgeoisie, mit dem Kapital[1]."

Welcher Bauern? Nicht der Großbauern, die nach Marx und Engels die Dorfbourgeoisie darstellen. Nicht der Mittelbauern, die nach Marx und Engels die unterste Schicht der Dorfbourgeoisie bilden. Es ist der Kleinbauer im Marx-Engelsschen Sinne. Er ist es, dessen Interessen, heute, im entwickelten Kapitalismus, nicht denen der Grundherren, sondern denen der Bourgeoisie entgegengesetzt sind. Und deshalb ist jetzt der kleine Parzellenbauer bereits von der übrigen „Bauernschaft" getrennt und ist mit der bürgerlichen Ordnung, mit der bürgerlichen K l a s s e in Widerspruch geraten.

„Insofern — schreibt Marx — Millionen von Familien unter ökonomischen Existenzbedingungen leben, die ihre Lebensweise, ihre Interessen und ihre Bildung von denen der a n d e r e n K l a s s e n t r e n n e n u n d i h n e n f e i n d l i c h g e g e n ü b e r s t e l l e n, b i l d e n s i e e i n e K l a s s e. Insofern ein nur lokaler Zusammenhang unter den Parzellenbauern besteht, die Dieselbigkeit ihrer Interessen k e i n e G e m e i n s a m k e i t, k e i n e n a t i o n a l e V e r b i n d u n g und keine politische Organisation unter ihnen erzeugt, bilden sie keine Klasse. Sie sind daher unfähig, ihr Klasseninteresse im eigenen Namen, sei es durch ein Parlament, sei es durch einen Konvent geltend zu machen. Sie können sich nicht vertreten, sie müssen vertreten werden[2]."

Also ist die Kleinbauernschaft eine Klasse und gleichzeitig keine Klasse. Wie ist dies zu verstehen? Man muß dies offenbar in jenem Sinne auffassen, in dem Marx in bezug auf die Arbeiterklasse in den ersten Stadien ihrer Entwicklung spricht:

„Die ökonomischen Verhältnisse haben zuerst die Masse der Bevölkerung in Arbeiter verwandelt. Die Herrschaft des Kapitals hat für diese Masse eine gemeinsame Situation und gemeinsame Interessen geschaffen. So ist diese Masse bereits eine Klasse gegenüber dem Kapital, aber nicht für sich selbst[3]."

In diesem Entwicklungsstadium ist die Arbeiterklasse eine K l a s s e a n s i c h, aber noch keine Klasse für sich. Aber letzten Endes, und zwar mit erheblicher Schnelligkeit, verwandelt sie sich, indem sie sich organisiert, in eine Klasse für sich. Für die Kleinbauernschaft erzeugt die Herrschaft des Kapitals ebenfalls eine gemeinsame Lage und gemeinsame Interessen gegenüber dem Kapital. Sie wird dem Kapital gegenüber ebenfalls zu einer Klasse an sich,

[1] „Der 18. Brumaire", Marxistische Bibliothek, Bd. 7, Seite 120.
[2] Ebenda, Seite 117. (Gesperrt von uns.)
[3] Marx, „Das Elend der Philosophie" (Dietz, 1913), Seite 162.

doch sie ist nach Marx unfähig, zu einer Klasse für sich zu werden.

Doch die Kleinbauernschaft, die in dieser Weise zu einer besonderen und dabei der Bourgeoisie gegenüber feindlichen „Klasse an sich" wird, hört nicht auf, ein Teil der Klasse des Kleinbürgertums zu sein, dessen anderen Teil der Kleinhändler und der Kleinhandwerker bilden, ähnlich wie sie dem Feudalen gegenüber ein Teil der „großen Klasse der kleinen Landwirte" war, deren anderer Teil aus den Groß- und Mittelbauern wie auch aus den Halbproletariern des Dorfes bestand.

Der Umstand, daß der Kleinbauer, der von der Bourgeoisie ausgebeutet wird, gleichzeitig ein Kleinbürger ist, d. h. ein kleiner selbständiger Warenproduzent, erzeugt die Zwiespältigkeit seines Klassencharakters. Diese Zwiespältigkeit wurde schon von Marx und Engels im „Kommunistischen Manifest" festgestellt. Ohne diese Zwiespältigkeit begriffen und berücksichtigt zu haben, kann man den Klassencharakter und die Rolle der Bauernschaft im Kampfe des Proletariats gegen die Bourgeoisie weder nach Marx und Engels noch nach Lenin richtig verstehen.

In unserer weiteren Darlegung der Ansichten von Marx und Engels über die Bauernschaft und über ihr Verhältnis zum Proletariat werden wir nun zu dieser Zwiespältigkeit übergehen, wobei wir sie mit der Frage des Schicksals der kleinbürgerlichen Wirtschaft im Kapitalismus verbinden.

4. Marx und Engels über den zwiespältigen Charakter des Kleinbürgertums im Kapitalismus

Während der Diskussion innerhalb der Redaktion der „Iskra" im Jahre 1902 über das Parteiprogramm wandte sich Lenin u. a. aufs entschiedenste gegen folgenden Passus des zweiten Programmentwurfs von Plechanow:

> „... In dem Maße, wie sich diese Widersprüche, die der kapitalistischen Produktionsweise eigen sind, entwickeln und entfalten, wächst auch die Unzufriedenheit der werktätigen und ausgebeuteten Masse mit der bestehenden Ordnung der Dinge, verschärft sich ihr Kampf — und vor allem der Kampf ihres fortgeschrittenen Vertreters, des Proletariats — gegen die Verteidiger dieser Ordnung. ... Die internationale Sozialdemokratie steht an der Spitze der Befreiungsbewegung der werktätigen und ausgebeuteten Masse. Sie organisiert ihre Kampfkräfte, enthüllt vor ihr die unversöhnliche Gegensätzlichkeit der Interessen der Ausbeuter und der Interessen der Ausgebeuteten und erklärt die historische Bedeutung und die notwendigen Bedingungen jener sozialen Re-

volution, die das Proletariat, unterstützt von den andern Schichten der Bevölkerung, die unter der kapitalistischen Ausbeutung leiden, zu vollziehen hat."

Zur Verteidigung dieser Stelle seines Programmprojektes gegen die Einwendungen Lenins schrieb Plechanow:

„Ich glaube, je mehr der Kapitalismus sich in den fortgeschrittenen Ländern entwickeln wird, um so mehr wird ein Teil des Kleinbürgertums und der Kleinbauernschaft genötigt sein, auf die Seite des Proletariats überzugehen. Wir sind nicht verpflichtet, wie Marx zu denken, dort und dann, wo und wann Marx selbst anders gedacht hätte. Außerdem erinnere ich mich sehr gut, wie beißend Engels jene Genossen verspottet hat, die sich vorstellen, daß das Kleinbürgertum unvermeidlich reaktionär sein müsse[1]."

So belehrte Plechanow Lenin, der, wie wir wissen, einer derartigen Belehrung nicht bedurfte. Man denke bloß: Plechanow tritt gegen Lenin als Verteidiger einer möglichen revolutionären Rolle der Bauernschaft im Kampfe gegen den Kapitalismus auf! Und auf den ersten Blick mag es seltsam erscheinen, daß sich gerade Lenin, der stets so bestimmt vom Proletariat als dem Führer aller „werktätigen und ausgebeuteten Massen" gesprochen hat, gegen die aus dem Plechanowschen Programmentwurf zitierten Formulierungen der gegenseitigen Beziehungen des Proletariats und der großen ausgebeuteten Masse der Bevölkerung in der sozialen Revolution wandte. Indessen gingen die Belehrungen Plechanows an die Adresse Lenins in Wirklichkeit an jenen Einwänden vorbei, die Lenin gegen die Formulierungen Plechanows erhoben hatte. Worin sah Lenin die Irrtümlichkeit dieser Formulierungen? Darin, daß sie die Zwiespältigkeit des sozialen Charakters des „werktätigen und ausgebeuteten" Kleinbürgertums und Kleinbauerntums ignorierten und damit die Grenze zwischen ihnen und dem Proletariat verwischten.

„Die Unzufriedenheit der werktätigen und ausgebeuteten Masse wächst — das stimmt. Doch völlig unrichtig ist es, die Unzufriedenheit des Proletariats und die Unzufriedenheit des Kleinproduzenten zu identifizieren und miteinander zu vermengen, wie dies hier (d. h. im Programmentwurf Plechanows, K. P.) geschehen ist — schrieb Lenin. — Die Unzufriedenheit des Kleinproduzenten erzeugt sehr oft das Bestreben (und muß es in ihm unvermeidlich oder in bedeutendem Grade erzeugen), seine Existenz als Kleineigentümer zu behaupten, d. h. die Grundlagen der gegenwärtigen Ordnung zu verteidigen und das Rad sogar nach rückwärts zu drehen.

. . . Es verschärft sich ihr Kampf und vor allem der Kampf ihres fortgeschrittenen Vertreters, des Proletariats. . . . Die Ver-

[1] „Lenin-Sammelbuch" („Leninskij Sbornik"), Nr. 2, Seite 95.

schärfung des Kampfes geht natürlich auch beim Kleinproduzenten vor sich. Doch sein ‚Kampf' ist sehr oft gegen das Proletariat gerichtet, denn die Lage des Kleinproduzenten selbst stellt seine Interessen in mancher Hinsicht den Interessen des Proletariats sehr scharf entgegen. Das Proletariat ist durchaus nicht ohne weiteres ‚der fortgeschrittene Vertreter' des Kleinbürgertums. Wenn dies auch vorkommt, so nur dann, wenn der Kleinproduzent die Unvermeidlichkeit seines Unterganges erkennt, wenn er ‚seinen eigenen Standpunkt' ‚verläßt', um sich auf den des Proletariats zu stellen. Der Vertreter des modernen Kleinproduzenten aber, der ‚seinen Standpunkt' noch nicht verlassen hat, ist sehr oft der Antisemit und der Agrarier, der Nationalist und der Volkstümler, der Sozialreformer und der ‚Kritiker am Marxismus'[1]."

Wir haben dieses lange Zitat angeführt, weil es schwierig ist, klarer und prägnanter den zwiespältigen Charakter des kleinen Warenproduzenten hervorzuheben, als wie es hier durch Lenin geschieht. Er faßt seine Einwände gegen Plechanow folgendermaßen zusammen:

„Der Entwurf spricht in positiver Form vom revolutionären Wesen des Kleinbürgertums (wenn es das Proletariat ‚unterstützt' — bedeutet dies denn nicht, daß es revolutionär ist?) und sagt kein Wort über seine konservative und sogar reaktionäre Seite. Das ist durchaus einseitig und unrichtig."

Dabei stützt sich Lenin auf das „Kommunistische Manifest" und — wie es scheint — auch auf die „Bauernfrage" von Engels. Wenden wir uns diesen Quellen zu.

Schon aus jenen Auszügen, die wir aus dem Abschnitt des „Kommunistischen Manifestes" über den „kleinbürgerlichen Sozialismus" wiedergegeben haben, geht mit völliger Klarheit hervor, daß für Marx und Engels das Kleinbürgertum, darunter auch die Kleinbauernschaft, eine Klasse ist, die „zwischen dem Proletariat und der Bourgeoisie schwebt". Das sind die genauen Worte des „Manifestes". Das Ausmaß der Schwankungen wird in der folgenden, allgemein bekannten Stelle des „Manifestes" bestimmt, die von Lenin in seiner Erwiderung auf den Programmentwurf Plechanows angeführt wurde.

„Die Mittelstände, der kleine Industrielle, der kleine Kaufmann, der Handwerker, der Bauer, sie alle bekämpfen die Bourgeoisie, um ihre Existenz als Mittelstände vor dem Untergang zu sichern. Sie sind also nicht revolutionär, sondern konservativ. Noch mehr, sie sind reaktionär, sie suchen das Rad der Geschichte zurückzudrehen. Sind sie revolutionär, so sind sie

[1] „Lenin-Sammelbuch" („Leninskij Sbornik"), Nr. 2, Seite 78 u. 79. (Gesperrt von Lenin.)

> es im Hinblick auf den ihnen bevorstehenden Uebergang ins Proletariat, so verteidigen sie nicht ihre gegenwärtigen, sondern ihre zukünftigen Interessen, so verlassen sie ihren eigenen Standpunkt, um sich auf den des Proletariats zu stellen."

Es ist bekannt, daß gerade diese Stelle den Opportunisten, denen marxistisches Denken abgeht, als Grundlage dazu gedient hat, um angeblich „nach Marx" die Kleinbourgeoisie, und darunter auch die Kleinbauernschaft, als die eine reaktionäre Masse zu behandeln. Plechanow weist in der von uns angeführten Replik gegen Lenin darauf hin, wie Engels sich darüber lustig gemacht hat, und merkt nicht, daß er selber Marx — und gerade das „Manifest", um das es sich bei Plechanow handelt — in eben jenem Sinne interpretiert, der von Engels verspottet wurde. Plechanow empfiehlt, nicht zu denken „wie Marx, dort und dann, wo und wann Marx selbst anders gedacht hätte". Dabei widerspricht die Charakteristik des Kleinbürgertums (einschließlich der Kleinbauernschaft), die im „Manifest" gegeben wurde, durchaus nicht dem, daß „je mehr sich der Kapitalismus in den fortgeschrittenen Ländern entwickeln wird, um so mehr ein Teil des Kleinbürgertums und der Kleinbauernschaft genötigt sein wird, auf die Seite des Proletariats überzugehen". Im Gegenteil, diese Schlußfolgerung ist schon in den Worten des „Manifestes" über die revolutionäre Seite der Kleinbourgeoisie und folglich auch der Kleinbauernschaft enthalten. „Sind sie revolutionär, so sind sie es im Hinblick auf den ihnen bevorstehenden Uebergang ins Proletariat, so verteidigen sie nicht ihre gegenwärtigen, sondern ihre zukünftigen Interessen." Damit dies ganz klar werde, genügt es, sich das zu vergegenwärtigen, was Marx im „18. Brumaire" darüber schrieb, wie die Kleinbauernschaft in Widerspruch zur bürgerlichen Gesellschaft gerät, die zu einem „Vampyr geworden ... ist, der ihr Herzblut und Hirnmark aussaugt". Vom „Kommunistischen Manifest" ist der „18. Brumaire" nur durch einige Jahre getrennt, und hier spricht, wie wir bereits am Anfang unseres Aufsatzes gesehen haben, Marx direkt vom Bündnis des Proletariats und der Kleinbauernschaft im Kampfe gegen den Kapitalismus. Der Kleinbauer als kleiner Warenproduzent möchte seine „Existenz" als Kleinunternehmer im Kapitalismus „sichern", und in diesem Sinne ist er konservativ und sogar reaktionär. Doch er wird vom Kapitalismus derart fest in die Zügel genommen, seine Lage wird so unbeständig, daß er den ihm „bevorstehenden Uebergang ins Proletariat" immer klarer zu sehen beginnt. Und ist er ein „zukünftiger Proletarier" (Ausdruck Engels' in der „Bauernfrage"), so wird er dem Kapitalismus gegenüber revolutionär. Die Geschichte des Kleinbauern im Kapitalismus verwandelt sich infolgedessen in die Geschichte des Kampfes dieser zwei Tendenzen in seinem Klassenbewußtsein, der konservativen und sogar reaktionären Tendenz — einerseits, und der revolutionären — andererseits. Mehr als vierzig Jahre nach dem Erscheinen des „18. Brumaire" spricht Engels in der „Bauernfrage" über diese zwei Tendenzen und stellt fest, daß,

obwohl von „der unvermeidlichen ökonomischen Entwicklung ... den Kleinbauern schon offene Köpfe ... für unsere Worte" gemacht werden, obwohl der Kleinbauer „ein zukünftiger Proletarier" ist und in der Eigenschaft „als solcher ... der sozialistischen Propaganda offne Ohren leihen" sollte, — ihn daran indessen „einstweilen noch sein eingefleischter Eigentumssinn" hindert[1]. Der kleine Warenproduzent und Privateigentümer triumphiert im Kleinbauern lange Zeit und sogar zulange über den „zukünftigen Proletarier", auch dann noch, wenn er mit der bürgerlichen Gesellschaft bereits in Widerspruch geraten ist und sich eigentlich in einen unversöhnlichen Feind dieses Systems verwandelt haben müßte.

Welches sind nun die Aussichten des Kampfes dieser zwei gegensätzlichen Tendenzen beim Kleinbauern im Kapitalismus?

Diese Perspektive wird bedingt durch das Geschick der kleinen Bauernwirtschaft im Kapitalismus. Eben mit diesem Geschick verbinden Marx und Engels die mögliche — oder „bedingte", wie sich Lenin in seiner Erwiderung auf den Programmentwurf Plechanows ausdrückte — revolutionäre Einstellung der Bauernschaft im Kampfe gegen den Kapitalismus.

5. Marx und Engels über das Schicksal der kleinen Bauernwirtschaft im Kapitalismus und über die Möglichkeit des Bündnisses der Kleinbauern mit dem Proletariat gegen die bürgerliche Ordnung

Engels stellt in der „Bauernfrage" die Evolution des Kleinbauern im Kapitalismus von „seinem Vorfahren, dem leibeigenen, hörigen oder sehr ausnahmsweise auch freien zins- oder fronpflichtigen Bauern" der feudalen Epoche dar.

> „...Von seinem Vorfahren ... unterscheidet er (der Kleinbauer der kapitalistischen Epoche, K. P.) sich dreifach. Erstens dadurch, daß die französische Revolution ihn von den feudalen Lasten und Diensten, die er dem Grundherrn schuldete, befreit und in der Mehrzahl der Fälle, wenigstens auf dem linken Rheinufer, ihm sein Bauerngut als freies Eigen überantwortet hat. Zweitens dadurch, daß er den Schutz und die Beteiligung an der selbstverwaltenden Markgenossenschaft und damit seinen Anteil an den Nutzungen der früheren gemeinen Mark verloren hat. Die gemeine Mark ist teils vom ehemaligen Feudalherrn, teils durch aufgeklärt-römisch-rechtlich-bureaukratische Gesetzgebung wegeskamotiert.... Drittens unterscheidet der heutige Bauer sich durch den Verlust der Hälfte seiner früheren produktiven Tätigkeit. Früher erzeugte er mit seiner Familie aus selbsterzeugtem Rohstoff den größten

[1] Engels, „Die Bauernfrage in Frankreich und Deutschland", Neue Zeit, 1894/95, Bd. I, Seite 295 und 303.

Teil der Industrieprodukte, deren er bedurfte, was sonst noch nötig, besorgten Dorfnachbarn, die Handwerk neben dem Landbau betrieben und meist in Tauschartikeln oder Gegendiensten bezahlt wurden. ... Es war fast reine Naturalwirtschaft, Geld wurde fast gar nicht benötigt. Die kapitalistische Produktion hat dem ein Ende gemacht vermittels der Geldwirtschaft und der großen Industrie. War aber die Marknutzung die eine Grundbedingung seiner Existenz, so war der industrielle Nebenbetrieb die andere. Und so sinkt der Bauer immer tiefer. Steuern, Mißwachs, Erbteilungen, Prozesse treiben einen Bauern nach dem anderen zum Wucherer, die Verschuldung wird immer allgemeiner und für jeden einzelnen immer tiefer — kurz, unser Kleinbauer ist wie jeder Ueberrest einer vergangenen Produktionsweise unrettbar dem Untergang verfallen. Er ist ein zukünftiger Proletarier[1]."

Hier zeigt Engels in gemeinverständlicher Form eine Reihe jener allgemeinen Ursachen auf, die in allen kapitalistischen Ländern die kleine Bauernwirtschaft unvermeidlich in den Abgrund stoßen.

Im dritten Bande des „Kapital" gibt Marx dieselbe Reihe von Ursachen an, kraft deren das kleine ländliche Privateigentum und mit ihm die kleine Bauernwirtschaft im Kapitalismus „untergehen wird". Zu der „Vernichtung der ländlichen Hausindustrie", zur „Usurpation, durch große Grundeigentümer, des Gemeineigentums", zu den Steuern und dem Wuchertum, die auch bei Engels figurieren, fügt Marx die „Konkurrenz der ... Großkultur" und die „Verbesserungen in der Agrikultur" hinzu, „die einerseits Sinken der Preise der Bodenprodukte herbeiführen", andererseits die Notwendigkeit von, dem Kleinbauern unmöglichen Auslagen für die Wirtschaft, die für ihn eine verhängnisvolle Verschuldung zur Folge haben, „und reichere gegenständliche Produktionsbedingungen erheischen[2]". Das Bestreben des Kleinbauern selbst, seine Produktion durch Erhöhung der Kapitalinvestierungen zu verbessern und sie durch Ankauf von Land zu erweitern, führt in Wirklichkeit nicht zu dem gewünschten Ziel, sondern zur Versklavung des Kleinbauern durch das Kapital. Geld kann er in kleinen Summen beim Dorfwucherer erhalten, in größeren Summen aber nur beim großkapitalistischen Wucherer, verkörpert durch die Hypothekenbank, und zwar mittels Verpfändung des Landes. Marx analysiert ausführlich in dem von uns zitierten Kapitel des dritten Bandes, wozu diese Landverpfändung für den Bauern führt. Das, was dem Bauern die Kapitalinvestierung in den Grund und Boden über die allernotwendigsten Existenzmittel hinaus einbringt, erweist sich als ungenügend zur

[1] Engels, „Die Bauernfrage...", Neue Zeit (1894/95), S. 294 u. 295. (Gesperrt von uns.) (Siehe auch Engels, „Der deutsche Bauernkrieg", Fußnote S. 152 u. 153).

[2] „Kapital", III. Bd., Seite 341 (O. Meißners Verlag 1921).

Deckung nicht nur der Schuld, sondern auch der Zinsen auf die Hypothekenschuld.

> „Dem relativ niedrigen Zins, den der Bauer hier aus dem im Ankauf des Bodens ausgelegten Kapital zieht, entspricht hier auf der entgegengesetzten Seite der hohe Wucherzinsfuß, den er selbst seinen Hypothekengläubigern zu zahlen hat[1]."

So wird das ländliche Privateigentum selber für den Kleinbauern aus der Quelle seiner Existenz zur Quelle seiner Ausbeutung durch das Kapital, indem es ihn zum Tributpflichtigen der Hypothekenbank macht, wie er früher der Tributpflichtige des Feudalherrn war.

> „Der selbstwirtschaftende Kleinbauer — sagt Engels aus diesem Anlaß — ist weder im sichern Besitz seines Stückchen Land, noch ist er frei. Er, wie sein Haus, sein Hof, seine paar Felder, gehören dem Wucherer; seine Existenz ist unsicherer als die des Proletariers, der wenigstens dann und wann ruhige Tage erlebt, was dem gepeinigten Schuldsklaven nie vorkommt[2]."

Wenn man alle hier von Marx und Engels aufgezählten Ursachen des Unterganges der kleinbäuerlichen Wirtschaft in ihrer Gesamtheit nimmt, und jene allgemeine Abhängigkeit der Landwirtschaft von der kapitalistischen Industrie, des Dorfes von der kapitalistischen Stadt, hinzufügt, wie sie von Marx und Engels schon im „Kommunistischen Manifest" skizziert wurde („Die Bourgeoisie — sagt das „Manifest" — hat das Land der Herrschaft der Stadt unterworfen"), wenn man weiter die Ausbeutung des Dorfes seitens des Industriekapitals über das Handelskapital, über das Wasser- und Eisenbahntransportwesen usw. usw. hinzufügt, — so erweist sich die bäuerliche Kleinwirtschaft als allseitig und vollständig vom Kapital versklavt. An Stelle der feudalen und halbfeudalen Ausbeutung der Bauernschaft tritt die kapitalistische Ausbeutung, die in ihrem Ausmaße stets zunimmt und eine immer tiefer werdende Kluft zwischen der Kleinbauernschaft und der Bourgeoisie schafft. Bei dieser Ausbeutung wird das Mehrprodukt aus dem Kleinbauer nur mit anderen Methoden und in anderen Formen herausgepreßt als aus dem Proletarier. Der Kleinbauer ist im Kapitalismus nicht nur ein „zukünftiger Proletarier". Je weiter sich der Kapitalismus entwickelt, desto mehr verwandelt sich der Unterschied zwischen dem Kleinbauern und dem Proletarier in bezug auf die Bourgeoisie nur in einen Unterschied der Formen und Methoden ihrer Ausbeutung durch die Bourgeoisie. Und dieser Unterschied wird eben dadurch geschaffen, daß die Kleinbauern gleichzeitig sowohl „unmittelbare Produzenten", die vom Kapital ausgebeutet werden, als auch warenproduzierende Kleinunternehmer sind. Die kapitalistische Ausbeutung erreicht ihn in seiner eigenen Wirtschaft. Als ausgebeuteter

[1] „Kapital", III. Bd., Seite 345 u. 346. (O. Meißners Verlag 1921.)

[2] Engels, „Die Bauernfrage...", Neue Zeit, 1894/95, Seite 297. (Gesperrt von uns.)

unmittelbarer Produzent ist er ein Sklave des Kapitals. Als Kleinunternehmer ist er ein Sklave seiner Wirtschaft, seines Stückchen Landes. „Die Macht des Bodens" — über die einer der besten russischen Belletristen aus den Reihen der Narodniki und ein guter Kenner der Bauernschaft, Gljeb Uspenski, so beredt schrieb — kettet ihn an seine eigene Wirtschaft und erhöht dadurch seine Ausbeutung durch das Kapital. Doch die gleiche Macht des Bodens trübt seinen Blick. Sie hindert ihn, zu einem entschiedenen Feind des Kapitalismus und zu einem konsequenten Anhänger des proletarischen Sozialismus zu werden. Ja, noch mehr:

> „Je schwerer ihm der Kampf wird um sein gefährdetes Fetzchen Land — schreibt Engels — mit desto gewaltsamerer Verzweiflung klammert er sich daran fest, um so mehr sieht er im Sozialdemokraten, der von Ueberweisung des Grundeigentums an die Gesamtheit spricht, einen ebenso gefährlichen Feind wie im Wucherer und Advokaten[1]."

Und nichtsdestoweniger verliert Engels nicht die Hoffnung darauf, daß sich der Kleinbauer von seinem Glauben an das Stückchen Land trennen kann. Wie wir gesehen haben, sagt er lediglich, daß das Gefühl des Privateigentums „einstweilen noch" den Kleinbauer daran hindert, die sozialistische Propaganda aufzunehmen. Und er empfiehlt nicht nur nicht, auf diese Propaganda zu verzichten, sondern macht sie der Arbeiterpartei geradezu zur Pflicht.

> „Es ist — schreibt Engels — die Pflicht unserer Partei, den Bauern immer und immer wieder die absolute Rettungslosigkeit ihrer Lage, solange der Kapitalismus herrscht, klarzumachen..."

So war für Engels in den neunziger Jahren die Möglichkeit des Ueberganges des Kleinbauern „auf den Standpunkt des Proletariats" als Folge seiner Versklavung durch das Kapital keineswegs ausgeschlossen.

Marx hat seinerseits im „18. Brumaire", als er die Möglichkeit eines sozialistischen Umsturzes in Frankreich beim kommenden Sturz Napoleons III. behandelte, gleichzeitig die Möglichkeit des Anschlusses auch der Kleinbauernschaft an diesen Umsturz gestreift. Die kapitalistische Ausbeutung der Kleinbauernschaft, die diese Bauernschaft in Widerspruch mit der bürgerlichen Gesellschaft gebracht hat, einerseits, und die Fruchtlosigkeit, ja mehr als das, das Verhängnisvolle beider Formen der politischen Herrschaft der Bourgeoisie, der republikanischen und der monarchischen, für den Kleinbauern, schaffen nach Marx die Möglichkeit des Ueberganges der Kleinbauernschaft auf die Seite der proletarischen Revolution. Im letzten Kapitel des „18. Brumaire", das wir bereits zitiert haben, zog Marx folgenden Schluß:

> „Mit der Verzweiflung an der napoleonischen Restauration scheidet der französische Bauer von dem Glauben an seine Parzelle, stürzt das ganze auf diese Parzelle aufgeführte Staatsgebäude zu-

[1] Engels, „Die Bauernfrage...", Neue Zeit 1894/95, Seite 295.

sammen und erhält die proletarische Revolution das Chor, ohne das ihr Sologesang in allen Bauernnationen zum Sterbelied wird."

Diese für jene Zeit hervorragenden Worte waren in der ersten Ausgabe des „18. Brumaire" vom Jahre 1852 enthalten. Sie wurden von Marx in der Ausgabe von 1869 weggelassen[1], doch der Grundgedanke von Marx, daß durch die Zunahme der Ausbeutung der Kleinbauernschaft durch das Kapital, durch die Bourgeoisie, in der Perspektive das Bündnis des Proletariats und der Kleinbauernschaft unter Führung des Proletariats im Kampfe gegen den Kapitalismus, beim Sturz der bürgerlichen Ordnung, möglich wird, — verblieb auch in der zweiten Ausgabe des „18. Brumaire"[2]. Und, wir wiederholen es, diese mögliche Perspektive ist bereits in jener Kennzeichnung des zwiespältigen Charakters des Kleinbürgertums enthalten, die im „Kommunistischen Manifest" gegeben wurde.

6. Ueber einige scheinbare Widersprüche bei Marx und Lenin

Im Jahre 1850 erwarteten Marx und Engels in nächster Zukunft die sozialistische Revolution in Frankreich und die Vollendung der bürgerlich-demokratischen Revolution in Deutschland. Dabei sollte die bürgerlich-demokratische Revolution in Deutschland ihren Berechnungen nach zu einer permanenten werden und — mit Hilfe der sozialistischen Revolution in Frankreich — selbst in eine sozialistische Revolution umschlagen. In der „Ansprache der Zentralbehörde an den Bund der Kommunisten" (März 1850) schrieben Marx und Engels:

> „Wenn die deutschen Arbeiter nicht zur Herrschaft und Durchführung ihrer Klasseninteressen kommen können, ohne eine längere revolutionäre Entwicklung ganz durchzumachen, so haben sie diesmal wenigstens die Gewißheit, daß der erste Akt dieses bevorstehenden revolutionären Schauspiels mit dem direkten Siege ihrer eigenen Klasse in Frankreich zusammenfällt und dadurch sehr beschleunigt wird."

Wir haben bereits an Hand des „18. Brumaire" gezeigt, wie Marx im Jahre 1852 sich die Rolle der Kleinbauernschaft in der nach seinen Erwartungen bevorstehenden sozialistischen Revolution in Frankreich dachte. Dieselbe Analyse der ökonomischen Lage der Kleinbauern Frankreichs, wie im „18. Brumaire", gibt Marx im

---

[1] Sie wurden zuerst durch den Genossen Rjazanov in der Ausgabe des „18. Brumaire" wiederhergestellt. (Marxistische Bibliothek, Band 7, Seite 123.)

[2] Wir erinnern den Leser an die bereits zitierte Stelle aus dem „18. Brumaire": „Das Interesse der Bauern befindet sich also nicht mehr, wie unter Napoleon (es handelt sich hier um Napoleon I., K. P.), im Einklang, sondern im Gegensatz mit den Interessen der Bourgeoisie, mit dem Kapital. Sie finden also ihren natürlichen Verbündeten und Führer in dem städtischen Proletariat, dessen Aufgabe der Umsturz der bürgerlichen Ordnung ist."

wesentlichen im Jahre 1850 in seinen Artikeln „Die Klassenkämpfe in Frankreich[1]". Eben dort zieht Marx aus dieser Analyse den Schluß, daß sich die Ausbeutung dieser Bauern von der Ausbeutung des Industrieproletariats nur „durch die F o r m unterscheidet", doch der „Exploiteur ist derselbe: das Kapital". Der französische Kleinbauer der Mitte des 19. Jahrhunderts war bereits nicht einfach zu einem Kleinbürger geworden, sondern zu einem Kleinbürger, der in die Presse der kapitalistischen Ausbeutung eingezwängt ist. Dieser Umstand diente als ökonomische Grundlage für die Schlußfolgerung von Marx, daß dieser Bauer zum Verbündeten des Proletariats in der von ihm und Engels erwarteten sozialistischen Revolution in Frankreich werde.

Und der Kleinbauer Deutschlands? Marx und Engels schrieben in der „Ansprache der Zentralbehörde", daß „die bürgerlichen Demokraten, ... die Kleinbürger" erst

> „eine k l e i n b ü r g e r l i c h e B a u e r n k l a s s e bilden wollen, die denselben Kreislauf der Verarmung und Verschuldung durchmacht, worin jetzt der französische Bauer noch begriffen ist"[2].

Indem sie die „bevorstehende Revolution" in Deutschland skizzieren, stellen Marx und Engels sich im Jahre 1850 die Sache so vor, daß die Bauernmasse, diese zukünftige „kleinbürgerliche Bauernklasse", in dieser Revolution im Bündnis mit der bereits entstandenen städtischen Bourgeoisie kämpfen werde, mit den bürgerlichen Demokraten, und das nicht nur bei der Vollendung der bürgerlich-demokratischen Revolution, sondern auch am Tage n a c h i h r e r V o l l e n d u n g, bei der das Proletariat nicht stehenbleiben wird. Bei der Aufzählung jener Kräfte, auf die sich die kleinbürgerlich-demokratische Partei in Deutschland stützt, bemerken Marx und Engels, daß sie neben den „fortgeschrittensten Teilen der großen Bourgeoisie", „den demokratisch-konstitutionellen" und „republikanischen Kleinbürgern", „d i e B a u e r n u n d d a s L a n d p r o l e t a r i a t" „in ihrem Gefolge" zählen, „solange dies noch nicht in dem selbständigen Proletariat der Städte eine Stütze gefunden hat". Ueber die Forderungen der kleinbürgerlichen Demokraten sprechend, unterstreichen Marx und Engels beiläufig die Bedeutung dieser Forderungen, sowohl für die „demokratischen Kleinbürger" selbst als auch für „i h r e n B u n d e s g e n o s s e n, d e n B a u e r n", wobei sie von diesen Forderungen die Schaffung von „öffentlichen Kreditinstituten", „Gesetze gegen den Wucher", „Durchführung der bürgerlichen Eigentumsverhältnisse auf dem Lande durch vollständige Beseitigung des Feudalismus" usw. erwähnen. Da das Proletariat selbst an der Vollendung der bürgerlich-demokratischen Revolution interessiert ist, empfehlen Marx und Engels der Arbeiterpartei, mit der kleinbürgerlichen Demokratie und ihrem Bundesgenossen, dem Bauer, „zusammen gegen die Fraktion, deren Sturz sie bezweckt", zu

[1] „Die Klassenkämpfe in Frankreich", Seite 89 (Buchhandlung Vorwärts 1920).

[2] „Kommunistisches Manifest". Anhang, Seite 64. (Ver. Int. Verlagsanst. Berlin 1924.)

gehen. Doch Marx und Engels weisen gleichzeitig darauf hin, daß diese Demokratie, „deren Verrat an den Arbeitern mit der ersten Stunde des Sieges anfangen wird", kaum daß sie zur Macht gelangt ist und „sich einigermaßen befestigt" hat, durch ihre „neuen Regierungen" „den Kampf gegen die Arbeiter sofort beginnen" wird. Deshalb wird die Arbeiterpartei, die die „Revolution in Permanenz" als ihre Losung aufstellen muß, gegen die kleinbürgerliche Demokratie auftreten müssen, wenn diese „den gemeinsamen Sieg allein exploitieren will". In welches Verhältnis zur Bauernschaft treten dann das Proletariat und die Arbeiterpartei einerseits, und die kleinbürgerliche Demokratie andererseits? Dann, „wie die Demokraten mit den Bauern, müssen sich die Arbeiter mit dem Landproletariat verbinden".

So wird am Tage nach der Vollendung der bürgerlich-demokratischen Revolution, wenn die Arbeiterklasse ihre „längere revolutionäre Entwicklung" von dieser Vollendung zum sozialistischen Umsturz durchzumachen beginnen wird, auf der einen Seite das städtische und das ländliche Proletariat stehen und auf der andern das städtische Kleinbürgertum und die Bauernschaft, aus der die „kleinbürgerliche Bauernklasse" erst noch hervorgehoben wird.

Was ergibt sich also? Es stellt sich — scheinbar — heraus, daß nach Marx und Engels das deutsche Proletariat (das städtische und ländliche) durch die permanente Revolution zur sozialistischen Revolution allein schreiten wird — und das in einem bäuerlichen Lande, wie es Deutschland damals war. Doch wir wissen bereits, daß Marx im Jahre 1852, d. h. schon nach zwei Jahren nach der „Ansprache der Zentralbehörde" schrieb, daß in den Bauernnationen die proletarische Revolution ohne das bäuerliche „Chor" zum „Sterbelied" des Proletariats werden muß, d. h. zum Scheitern verurteilt ist. Auf dem ersten Blick ist hier ein offensichtlicher Widerspruch vorhanden.

Und einen „Widerspruch" derselben Art finden wir in den Artikeln Lenins vom Jahre 1905, die sich auf Rußland in einer weit späteren Periode der kapitalistischen Entwicklung beziehen.

Indem er behauptete, daß in der bürgerlich-demokratischen Revolution die Bauernschaft als Ganzes, als „ständische Klasse", die dem Grundherrn gegenübersteht, ein Bündnis mit dem Proletariat als dem Hegemon der Revolution schließen wird, hat Lenin im Jahre 1905 wiederholt betont, daß diese „Einheit des Willens" des Proletariats und der Bauernschaft sogleich zerstört wird, sobald das Proletariat „von der Freiheit zum Sozialismus" übergeht.

Wie Marx im Jahre 1850 für Deutschland, so stellte Lenin 1905 für Rußland die Losung der „Revolution in Permanenz" auf.

> „Von der demokratischen Revolution — schrieb Lenin — werden wir jetzt schon, und zwar nach Maßgabe unserer Kraft, der Kraft des klassenbewußten und organisierten Proletariats,

beginnen, zur sozialistischen Revolution überzugehen. Wir sind für die permanente Revolution[1]."

Ebenso wie Marx für Deutschland im Jahre 1850, stellte sich Lenin für Rußland im Jahre 1905 diesen Weg der „Revolution in Permanenz" als „längere revolutionäre Entwicklung" vor.

„Es wird uns gelingen — schrieb er —, es so weit zu bringen, daß die russische Revolution nicht eine Bewegung von ein paar Monaten, sondern eine Bewegung von vielen Jahren wird, daß sie nicht bloß zu kleinen Zugeständnissen seitens der Machthaber, sondern zu der völligen Absetzung dieser Macht führt. Und wenn das gelingen wird, — dann ... dann wird der revolutionäre Brand Europa in Flammen setzen; der westeuropäische Arbeiter, der in der bürgerlichen Reaktion schmachtet, wird sich seinerseits erheben und wird uns zeigen, ‚wie es gemacht wird'; dann wird der revolutionäre Aufschwung Europas eine Rückwirkung auf Rußland ausüben und wird aus dem Zeitabschnitt von ein paar Revolutionsjahren das Zeitalter mehrerer Revolutionsjahrzehnte machen[2]."

Bei der Behandlung der Frage der „permanenten Revolution" schrieb Lenin gleichzeitig folgendes:

„Zunächst unterstützen wir restlos, mit allen Mitteln, bis zur Konfiskation, den Bauern schlechthin gegen den Grundherrn, später aber (und sogar nicht später, sondern gleichzeitig) unterstützen wir das Proletariat gegen den Bauern schlechthin[3]."

Lenin schrieb dies deshalb, weil „über die Grenzen des Demokratismus hinaus von der Einheit des Willens zwischen dem Proletariat und der bäuerlichen Bourgeoisie gar nicht die Rede sein kann[4]". Und er versteht hier unter der „bäuerlichen Bourgeoisie" nicht nur die Großbauernschaft, die „Kulaken". Nein, er hat hier auch die kleinbäuerliche Bourgeoisie im Auge, d. h. die Kleinbauernschaft — die russischen Mittelbauern —, die Marx und Engels als die typische Bauernschaft betrachten.

„Der Sozialdemokrat darf niemals, auch nicht eine Minute lang, den unvermeidlichen Klassenkampf des Proletariats für den Sozialismus, auch gegen die allerdemokratischste und republikanischste Bourgeoisie und Kleinbourgeoisie vergessen."

„Dies ist unzweifelhaft", erläuterte er seinen Gedanken weiter und wiederholt im gleichen Kapitel des Aufsatzes „Zwei Taktiken der Sozialdemokratie in der demokratischen Revolution":

[1] Lenin, Ges. Werke, Bd. VI, Seite 449, „Das Verhältnis der Sozialdemokratie zur Bauernbewegung" (russisch).

[2] Lenin, Sammelband (Verlag für Literatur und Politik), 1925, Seite 137, „Die Sozialdemokratie und die Provisorische Revolutionsregierung". (Von uns gesperrt.)

[3] Lenin, Gesammelte Werke (russisch) 1. Ausgabe, Band VI, Seite 550, „Das Verhältnis der Sozialdemokratie zur Bauernbewegung".

[4] Ebenda, Seite 361, „Zwei Taktiken der Sozialdemokratie in der demokratischen Revolution" — russisch.

„Es wird die Zeit kommen, wo der Kampf gegen die russische Selbstherrschaft beendigt, die Periode der demokratischen Revolution vorbei sein wird. Dann wird es lächerlich sein, über die ‚Einheit des Willens' des Proletariats und der Bauernschaft, über die demokratische Diktatur usw. auch nur zu sprechen[1]."

Daß Lenin hier unter der Bauernschaft bei weitem nicht nur den „Kulaken" allein versteht, ist aus seinem vom Ende 1905 stammenden Konzept des Artikels „Die Etappen, die Richtung und die Perspektiven der Revolution" ersichtlich, der im „Lenin-Sammelbuch" (Leninski Sbornik V, Seite 450 u. 451; russisch) abgedruckt wurde. Er skizziert dort folgendermaßen die fünfte Etappe der Revolution, die dem Siege über die Selbstherrschaft und der Errichtung der revolutionär-demokratischen Diktatur des Proletariats und der Bauernschaft folgt:

„Die liberale Bourgeoisie, die sich in der dritten Periode abwartend verhält, in der vierten passiv ist, wird direkt gegenrevolutionär und organisiert sich, um dem Proletariat die Errungenschaften der Revolution zu entreißen. Von der Bauernschaft wird ihr ganzer wohlhabender Teil und eine ansehnliche Schicht der Mittelbauernschaft ‚klüger', beruhigt sich, kehrt sich der Seite der Gegenrevolution zu, um die Macht den Händen des Proletariats und der Dorfarmut, die mit dem Proletariat sympathisiert, zu entreißen."

Das Proletariat Rußlands sollte also nach Lenin den Weg der „permanenten Revolution" beschreiten, indem es am Tage nach der Vollendung der bürgerlich-demokratischen Umwälzung im Grunde genommen, ebenso wie — nach Marx — das deutsche Proletariat, allein bleiben und nur die „Sympathie" (nur die „Sympathie"!) der Dorfarmut genießen würde.

Und gleichzeitig mit diesen Behauptungen stellte Lenin, wie bekannt, im selben Jahre 1905 in dem Artikel „Zwei Taktiken . . ." für die kommende sozialistische Revolution seine klassische Losung des Anschlusses der Masse der halbproletarischen Elemente der Bevölkerung ans Proletariat und der Neutralisierung („die Paralysierung der Unbeständigkeit") der Bauernschaft und des Kleinbürgertums auf.

Der Widerspruch ist hier scheinbar ebenso offensichtlich, wie bei Marx. Es versteht sich, daß es sowohl bei Marx als auch bei Lenin in Wirklichkeit eben nur ein scheinbarer Widerspruch ist. Und der treffliche Schlüssel zu seiner Lösung ist von Lenin wiederum in seinen Aufsätzen in der Periode der ersten russischen Revolution gegeben.

7. Zwei Widersprüche im Dorfe

Als Lenin noch in der alten „Iskra" das Verhältnis der Arbeiterpartei zur Bauernschaft in der bevorstehenden bürgerlich-demokra-

[1] Lenin, Gesammelte Werke (russisch), Band VI, Seite 361, „Zwei Taktiken".

tischen Revolution in Rußland definierte, kennzeichnete er die sozialökonomischen Verhältnisse, die auf dem Dorfe lasteten, folgendermaßen:

„Der von der Fron ‚befreite' Bauer ging aus den Händen des Reformators so geknechtet, ausgepowert, niedergehalten, an sein Landstück gekettet hervor, daß ihm nichts übrig blieb, als ‚freiwillig' in die Fron zu gehen. ... Abarbeiten und Verknechtung — das war in Wirklichkeit die ‚freie' Arbeit, für die der Bauer ‚Gottes Segen' erbeten sollte, laut dem Manifest (es handelt sich hier um das Manifest des Jahres 1861, K. P.), das von einem jesuitischen Pfaffen verfaßt worden war. Zu diesem Joch des Grundherrn, das dank der Großmut der Beamten, der Erfinder und Vollzieher der Reform, beibehalten war, kam noch das Joch des Kapitals hinzu. Die Macht des Geldes, die z. B. sogar den französischen Bauern niederdrückt, der nicht durch eine klägliche, halbe Reform, sondern durch eine mächtige Volksrevolution befreit worden ist, — diese Macht des Geldes legte sich mit ihrer ganzen Last auf unseren halbleibeigenen Bauer ... Die Macht des Geldes hat das Bauerntum nicht allein niedergedrückt, sondern auch gespalten: die überwiegende Masse verarmte und wurde proletarisiert, die Minorität sonderte wenig zahlreiche, aber um so rücksichtslosere Wucherer und wirtschaftlich starke Bauern aus, die die Bauernwirtschaften und die Bauernländereien an sich rissen und die Kaders für die entstehende Dorfbourgeoise bildeten. Die ganzen 40 Jahre nach der Reform stellen einen einzigen Prozeß dieser Enteignung der großen Masse der Bauern dar, den Prozeß eines langsamen, qualvollen Aussterbens[1]."

Das gleichzeitige Joch des Grundherrn und des Kapitals — das kennzeichnete nach Lenin die Lage des russischen Dorfes in der Periode der ersten Revolution. Doch damit haben wir noch nicht das für diese Zeit Wichtigste und Bezeichnendste wiedergegeben. Es genügt nicht, über die Gleichzeitigkeit des einen und des andern Jochs zu sprechen. Man muß ihr spezifisches Gewicht bestimmen, um das Verhältnis der Arbeiterpartei zur Bauernschaft in dieser Periode feststellen zu können. Dieses spezifische Gewicht des einen und des andern Jochs wurde von Lenin folgendermaßen definiert:

„Unser Bauer leidet, wie wir gesehen haben, nicht nur und sogar nicht so sehr unter dem Joche des Kapitals, wie unter dem Joche der Grundherren und den Ueberresten der Leibeigenschaft[2]."

[1] Lenin, Sammelband (Verlag für Literatur und Politik), Seite 24 u. 25. (Gesperrt hier und in der Folge von uns.)

[2] Ebenda.

Also war für unser Dorf in der Periode der ersten Revolution das spezifische Gewicht des grundherrlichen Jochs größer als das spezifische Gewicht des Kapitalsjochs. Dieser Umstand führt zu der Schlußfolgerung, daß aus den zwei Klassengegensätzen im Dorfe, „erstens ... zwischen dem Landarbeiter und dem Unternehmer, zweitens ... zwischen der Bauernschaft und der ganzen Grundherrenklasse ... für den heutigen russischen Sozialdemokraten namentlich der zweite Gegensatz von wesentlicherer und praktisch größerer Bedeutung" ist[1].

Warum ist dem so? Deshalb, weil „unsere Landarbeiter noch zu sehr mit dem Bauerntum verbunden sind. Auf ihnen lastet noch zu sehr die Misere der Bauernschaft", und unter diesen allgemeinen Miseren der Bauernschaft besitzt, wie wir gesehen haben, das grundherrliche Joch, die Ueberreste der Leibeigenschaft, deren Vernichtung „allgemein-nationale Bedeutung hat[2]", das größte spezifische Gewicht.

So überwiegt sogar für die Landarbeiter das Joch des Grundherrn, die Ueberreste der Leibeigenschaft, unter diesen Bedingungen das Joch des Kapitals. Dies um so mehr, als der Landarbeiter jener Periode in seiner großen Mehrheit halb Bauer und Kleinunternehmer war. Selbstverständlich war das Joch des Kapitals vor den Augen jenes damaligen Bauern, dessen wichtigste Existenzquelle nicht die Lohnarbeit, sondern die eigene Wirtschaft war, durch das Joch des Grundherrn und der Ueberreste der Leibeigenschaft noch mehr verhüllt.

> „Vom Joch des Kapitals — schreibt Lenin in demselben Artikel — kann sich die Kleinbauernschaft nur befreien, indem sie sich der Arbeiterbewegung anschließt und sie im Kampfe um den Sozialismus unterstützt."

Doch Lenin zieht daraus nicht den Schluß, daß schon in dieser Periode der ersten Revolution die Kleinbauernschaft sich tatsächlich dem Proletariat in diesem Kampfe anschließen wird. Das spezifische Gewicht des grundherrlichen Jochs verglichen mit dem Joch des Kapitals macht für diese Periode das Bündnis des Bauern mit dem Proletariat nur im Kampfe gegen den Gutsherrn und die Ueberreste der Leibeigenschaft (d. h. gegen das ganze absolutistisch-gutsherrliche System) möglich.

Das sind die Voraussetzungen, mit denen Lenin in der Periode der ersten russischen Revolution an die Frage der gegenseitigen Beziehungen zwischen Proletariat und Bauernschaft heranging. Sie kennzeichnen aufs trefflichste die dialektische Art und Weise, in der Lenin an dieses Problem, eines der allerwichtigsten sowohl der bürgerlich-demokratischen als auch der proletarischen Revolution, herantrat. Im wirklichen Leben gibt es keinen reinen Kapitalismus. Die Worte Lenins über den Arbeiterstaat in unserem Lande

[1] Lenin, Sammelband (Verlag für Literatur und Politik), Seite 24 u. 25.
[2] Ebenda, Seite 26.

paraphrasierend, kann man sagen: der reine Kapitalismus ist eine Abstraktion. In Wirklichkeit dagegen gibt es nur einen Kapitalismus, der in unterschiedlichen Graden von Ueberresten der feudal-leibeigenschaftlichen Epoche entstellt ist. Wenn man über das Verhältnis zwischen Proletariat und Bauernschaft spricht, darf man deshalb nie das spezifische Gewicht dieser Ueberreste aus dem Auge verlieren, um so mehr, als die Bauernschaft selbst einen dieser Ueberreste darstellt.

Mit diesen Voraussetzungen wird es uns nun leichter sein, an die Lösung jenes scheinbaren Widerspruchs bei Marx und Lenin heranzutreten, von dem wir früher gesprochen haben.

8. Der Kleinbauer und die Dorfarmut in der „permanenten Revolution"

Wenden wir uns wiederum Lenin zu. In seinem Artikel „Die Sozialdemokratie und die Provisorische Revolutionsregierung" (März 1905) schreibt Lenin bei der Kritik der Parvusschen These, daß „die Provisorische Revolutionsregierung in Rußland eine Regierung der Arbeiterdemokratie sein wird":

> „Das kann nicht sein, wenn nicht von zufälligen flüchtigen Episoden die Rede ist, sondern von einer revolutionären Dauerdiktatur, imstande, eine Spur in der Geschichte zu hinterlassen. Das kann nicht sein, weil einigermaßen stabil (natürlich nicht unbedingt, sondern relativ) bloß eine revolutionäre Diktatur sein kann, die sich auf die überwiegende Majorität des Volkes stützt. Das russische Proletariat bildet aber jetzt die Minorität der Bevölkerung Rußlands. Die gewaltige, überwiegende Majorität kann es bloß sein bei Vereinigung der Masse der Halbproletarier, Halbunternehmer, d. h. der Masse der kleinbürgerlichen armen Stadt- und Landbevölkerung. Eine solche Zusammensetzung der sozialen Basis einer möglichen und erwünschten revolutionär-demokratischen Diktatur würde sich natürlich auch widerspiegeln in der Zusammensetzung der revolutionären Regierung, würde die Beteiligung oder gar das Ueberwiegen der buntscheckigen Vertreter der revolutionären Demokratie unvermeidlich machen. Es wäre äußerst schädlich, sich diesbezüglich irgendwelche Illusionen zu machen[1]."

Sogar der Anschluß der Massen der „Halbproletarier, Halbunternehmer", mit denen zusammen das Proletariat die „überwiegende Majorität" ausmacht, bot in den Augen Lenins noch keine Gewähr für die Möglichkeit einer stabilen revolutionären Diktatur des Pro-

[1] Lenin, Sammelband (Verlag für Literatur und Politik), Seite 140 u. 141. (Gesperrt von uns.)

letariats in der Periode der ersten russischen Revolution. Die Diktatur des Proletariats kann nur eine sozialistische Diktatur sein. Indessen kann von einer

> „durchdachten politischen Erkenntnis, einem sozialdemokratischen Bewußtsein dieser Massen (der „Halbproletarier, Halbunternehmer", K. P.) und ihrer zahlreichen ‚naturwüchsigen' Volksführer und gar Bauernführer gar keine Rede sein. Ohne eine Reihe revolutionärer Erfahrungen gesammelt zu haben, können sie nicht zu Sozialdemokraten werden, nicht nur infolge ihrer Unwissenheit (die Revolution, wir wiederholen es, klärt mit einer märchenhaften Schnelligkeit auf), sondern auch deswegen, weil ihre Klassenlage keine proletarische ist, weil die objektive Logik der geschichtlichen Entwicklung im gegenwärtigen Augenblick keineswegs die Aufgaben der sozialistischen, sondern die der demokratischen Umwälzung vor sie stellt[1]."

Aus dem Vorhergehenden wissen wir bereits, worin diese „objektive Logik der geschichtlichen Entwicklung" in bezug auf die große Majorität der „Halbproletarier, Halbunternehmer", in bezug auf die Dorfarmut, besteht. Sie besteht darin, daß das „Joch des Gutsherrn" im Vergleich mit dem „Joch des Kapitals" schwerer auf der Dorfarmut lastete. Gerade dieser Umstand stellte im Jahre 1905 vor die Dorfarmut „keineswegs die Aufgaben der sozialistischen, sondern die der demokratischen Umwälzung". Und die nämlichen Aufgaben stellte er vor die Bauernschaft als Ganzes.

Dasselbe gilt, und zwar in noch höherem Grade, vom deutschen Dorf der Jahre 1848—1850. Die (verglichen mit dem Rußland von 1900—1905) verhältnismäßige Schwäche der kapitalistischen Entwicklung in Deutschland und die verhältnismäßige Schwäche des deutschen Proletariats jener Zeit schufen eine derartige Lage, daß nicht nur vor dem deutschen halbproletarischen und kleinbäuerlichen Dorf die „Aufgaben keineswegs der sozialistischen, sondern die der demokratischen Umwälzung" standen, sondern daß auch die kleinbürgerliche Demokratie diese ganze Masse „in ihrem Gefolge" zählen konnte[2]. Und wenn, nach Lenin, die halbproletarische Masse im Rußland der Periode 1900—1905 „eine Reihe revolutionärer Erfahrungen" braucht, um sich schließlich dem Proletariat nicht für die demokratische, sondern für die sozialistische Umwälzung anzuschließen, so war dies um so mehr für die Masse der Kleineigentümer notwendig. Das ist notwendig, damit sie — falls sie sich dem Proletariat nicht anschließen sollte — wenigstens eine neutrale Stellung in der proletarischen Revolution einnehmen. Natürlich wäre unter diesen Bedingungen im Falle der Vollendung der bürgerlich-demokratischen Umwälzung schon damals, in jener Periode der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts in Deutschland und des ersten Jahrzents

[1] Lenin, Gesammelte Werke, VI. Band, 1. Ausgabe, Seite 133 (russisch). (Gesperrt von uns.)

[2] Wir erinnern an die von uns bereits zitierten Worte von Marx und Engels.

des 20. Jahrhunderts in Rußland, ein langwieriger Prozeß der permanenten Revolution notwendig, damit neue Verhältnisse geschaffen würden, unter denen sich die revolutionäre Diktatur des Proletariats (d. h. die sozialistische Diktatur) auf die „überwiegende Majorität der Bevölkerung" stützen könnte.

Nicht nur das kleinwirtschaftliche, sondern auch das halbproletarische Dorf kann nicht umhin, wo die Ueberreste der Leibeigenschaft vor ihm das kapitalistische Joch verdecken, im Grundherrn seinen wichtigsten, hauptsächlichsten Feind zu sehen und nach dessen Sturz zu hoffen, sich im Rahmen des kapitalistischen Systems auf Grundlage einer kleinwirtschaftlichen Existenz vorteilhaft einrichten zu können. Dieses Dorf, das sich die Aufgabe der demokratischen Umwälzung stellt, wird sich deshalb am Tage nach der Vollendung dieser Umwälzung in der Hauptsache nicht auf den Kampf gegen das Joch des Kapitals, sondern für die Festigung der Kleinwirtschaft einstellen. Dabei wird die halbproletarische Schicht des Dorfes, und erst recht die proletarische, die natürlich schon vor dem Sturz des gutsbesitzerlichen Jochs das Joch des Kapitals am eigenen Leibe und in seinen für das Dorf schärfsten Formen verspürt haben, diese Illusionen schneller überwinden als die kleinbäuerliche.

Demzufolge stellt sich nach Lenin das halbproletarische Dorf in der ersten Periode nach der Vollendung der bürgerlich-demokratischen Revolution, die nach seiner Auffassung von 1905 zugleich die erste Periode der „permanenten Revolution", d. h. des Umschlagens der bürgerlich-demokratischen Revolution in die sozialistische Revolution sein sollte — dem Proletariat und seinem Kampfe gegen die gegenrevolutionäre Offensive der Bourgeoisie und der Gutsbesitzer gegenüber „sympathisierend" ein, der kleinwirtschaftliche Teil des Dorfes aber („ein ansehnlicher Teil der Mittelbauernschaft") nimmt eine dem Proletariat feindliche Stellung ein. Und erst „eine Reihe revolutionärer Erfahrungen" soll diese Einstellung ändern und die passive Sympathie des halbproletarischen Dorfes in den aktiven Kampf auf der Seite des Proletariats, die feindselige Einstellung der Kleinbauernschaft[1] in eine neutrale verwandeln.

In diesen „revolutionären Erfahrungen", im Verlaufe der „permanenten Revolution" sollen offenbar zwei Umstände eine entscheidende Rolle spielen. Erstens, die „objektive Logik der geschichtlichen Entwicklung", die zu einer Verschärfung des Jochs des Kapitals, das bereits nicht mehr verhüllt ist und in den Augen des halbproletarischen und kleinbäuerlichen Dorfes nicht mehr durch die Ueberreste der Leibeigenschaft verdeckt wird, über das Dorf führt. Zweitens, der Umstand, daß es außer dem Proletariat keine Kraft gibt, die imstande ist, diese Schichten der Bauernschaft im Kampfe gegen den Kapitalismus zu unterstützen.

Dagegen muß als Faktor, der die Aenderung der Einstellung des

[1] „Kleinbauernschaft" nach der Terminologie von Marx-Engels und Lenin für Westeuropa, „Mittelbauernschaft" nach der Terminologie Lenins für Rußland.

halbproletarischen und des kleinbäuerlichen Dorfes ununterbrochen hemmt, die Zwiespältigkeit des sozialen Charakters des einen wie des andern erscheinen. Diese Zwiespältigkeit (ein größeres Hinneigen nach der Seite des Proletariats hin bei der Dorfarmut, und umgekehrt, ein größeres Hinneigen nach der Seite des Unternehmers, des Bürgers, bei der Kleinbauernschaft) muß bei diesen beiden Schichten des Dorfes zu Schwankungen zwischen dem Proletariat und der Bourgeoisie führen, zu beträchtlicheren beim Kleinbauer, weniger bedeutenden und sich nach Maßgabe der „revolutionären Erfahrungen" immer mehr vermindernden — bei der halbproletarischen Masse des Dorfes.

In der Ueberwindung dieser Schwankungen (bis zum Anschluß an das Proletariat bei der Dorfarmut und bis zu einer wenigstens neutralen Stellungnahme bei der Kleinbauernschaft) muß nach Lenin eben die Entwicklung der Bedingungen für den Sieg des Proletariats über die Bourgeoisie in einem bäuerlichen Lande, der Prozeß des Umschlagens der bürgerlich-demokratischen Revolution in die sozialistische bestehen.

Von den Perspektiven, die vor dem Kapitalismus stehen, hängt es ab, ob sich dieser Prozeß langsamer oder schneller, mit größeren oder geringeren Störungen, vollziehen wird. Er wird langwieriger sein, die Schwankungen der Kleinunternehmer und der „Halbunternehmer" werden stärker sein, die Aufgaben des proletarischen Kampfes um diese Schichten des Dorfes werden komplizierter und schwerer zu verwirklichen sein, wenn die kapitalistische Entwicklung im gegebenen Lande und in der Weltwirtschaft im Ganzen, sich noch als fähig erweisen wird, sich auf aufsteigender Linie zu bewegen. Umgekehrt wird sich dieser Prozeß um so schneller, erfolgreicher und für das Proletariat günstiger vollziehen, je mehr die Möglichkeiten einer derartigen Entwicklung des Kapitalismus in aufsteigender Linie erschöpft sind. Bezeichnend ist in dieser Hinsicht jene Stelle aus dem Bericht Lenins über den „Vereinigungsparteitag der Russischen Sozialdemokratischen Arbeiterpartei", die unsere Trotzkisten manchmal so erfolglos für sich auszunutzen versuchen:

> „Der kleine Warenproduzent schwankt zwischen Arbeit und Kapital. Zusammen mit der Arbeiterklasse kämpft er gegen die Leibeigenschaft und die auf die Polizei gestützte Selbstherrschaft. Doch gleichzeitig ist er bemüht, seine Lage als Eigentümer in der bürgerlichen Gesellschaft zu festigen, und deshalb wendet sich der kleine Warenproduzent, wenn die Entwicklungsbedingungen dieser Gesellschaft ihm irgendwie günstig sind (z. B. bei industrieller Blüte, Erweiterung des Innenmarktes als Folge einer Agrarumwälzung und ähnliches mehr), unvermeidlich gegen den Proletarier, der für den Sozialismus kämpft[1]."

Lenin ließ die Möglichkeit einer solchen zeitweiligen Entwicklung des Kapitalismus in Rußland in aufsteigender Linie im

[1] Lenin, Gesammelte Werke (russisch), Band IX, Seite 412. (Gesperrt von Lenin.)

Ergebnis der Vollendung der bürgerlich-demokratischen Revolution zu. Deshalb erklärte er, wie wir wissen, daß „die kleinen Warenproduzenten (die Bauern inbegriffen) sich unvermeidlich gegen den Proletarier wenden werden, wenn er von der Freiheit zum Sozialismus schreiten wird[1]". Doch für Lenin war die bürgerlich-demokratische Revolution in Rußland schon damals, im Jahre 1905, nur ein Prolog der Epoche sozialer Stürme der proletarischen Revolutionen in Europa. Darüber hat er damals wiederholt gesprochen[2].

Das bedeutet aber, daß von seinem Standpunkt aus die aufsteigende kapitalistische Entwicklung bereits in jener Periode im ganzen abgeschlossen war und in den langwierigen Prozeß der Vernichtung des Kapitalismus unter den Schlägen der sich erhebenden proletarischen Revolution überging. Und gerade darum sollte die bürgerlich-demokratische Revolution in Rußland, ein Prolog zu den proletarischen Revolutionen in Europa, selber in die proletarische Revolution umschlagen.

Für Marx und Engels war in den Jahren 1849/50 die bürgerlich-demokratische Revolution in Deutschland ihrerseits nur ein Prolog zur sozialistischen Revolution in Frankreich und sollte selbst ebenfalls in die sozialistische Revolution umschlagen. Da sie damit rechneten, haben Marx und Engels, ebenso wie auch Lenin im Jahre 1905, keineswegs angenommen, daß das Proletariat eine „stabile" sozialistische Diktatur errichten könne, ohne sich auf die „überwiegende Majorität der Bevölkerung" zu stützen. Was Frankreich betrifft, wissen wir dies bereits aus jenen Zitaten aus dem „18. Brumaire", die in diesem Aufsatz angeführt wurden. Engels kennzeichnet im Jahre 1895 jene Erwartungen auf die sozialistische Revolution, zu denen er und Marx, sich stützend auf die allgemeine Lage auf dem westeuropäischen Kontinent unmittelbar nach dem Jahre 1848, gelangt waren, wie folgt:

> „War das nicht gerade die Lage, worin eine Revolution gelingen mußte, geleitet zwar von einer Minorität, aber diesmal nicht im Interesse der Minorität, sondern im eigentlichsten Interesse der Majorität? Waren in allen längeren revolutionären Perioden die großen Volksmassen so leicht durch bloße plausible Vorspiegelungen der vorwärtsdrängenden Minoritäten zu gewinnen, wie sollten sie weniger zugänglich sein für Ideen, die der eigenste Reflex ihrer ökonomischen Lage, die nichts anderes waren als der klare, verstandesgemäße Ausdruck ihrer von ihnen selbst noch unverstandenen, nur erst unbestimmt gefühlten Bedürfnisse? ... hier handelt es sich nicht um Vorspiegelungen, sondern um die Durchführung der eigentlichsten Interessen der großen Mehrheit selbst, Interessen, die zwar damals dieser großen Mehrheit keineswegs klar waren, die ihr aber bald genug klar werden mußten, im Laufe der praktischen Durchführung, durch den überzeugenden Augenschein. Und wenn nun gar, wie im dritten

[1] Ebenda.
[2] Siehe z. B. unser Zitat auf Seite 255.

Artikel von Marx (es handelt sich hier um die Marxschen Artikel „Die Klassenkämpfe in Frankreich 1848—1850", K. P.) nachgewiesen, im Frühling 1850 die Entwicklung der aus der „sozialen" Revolution von 1848 erstandenen bürgerlichen Republik die wirkliche Herrschaft in den Händen der — obendrein monarchistisch gesinnten — großen Bourgeoisie konzentriert, dagegen alle anderen Gesellschaftsklassen, Bauern wie Kleinbürger, um das Proletariat gruppiert hatte, derart, daß bei und nach dem gemeinsamen Sieg nicht sie, sondern das durch Erfahrung gewitzigte Proletariat der entscheidende Faktor werden mußte — war da nicht alle Aussicht vorhanden für den Umschlag der Revolution der Minorität in die Revolution der Majorität[1]?"

Die Geschichte hat gezeigt, daß die Bedingungen tatsächlich nicht genügten. Sie genügten nicht, denn der Kapitalismus stand auf — um mit Engels zu sprechen — „noch sehr ausdehnungsfähiger Grundlage[2]." Mit anderen Worten: in den Jahren 1849/50 waren jene Bedingungen noch nicht vorhanden, die sich bereits zu Anfang des 20. Jahrhunderts gebildet hatten und zur Zeit des imperialistischen Krieges 1914—1918 herangereift waren, der Kapitalismus war noch nicht in die letzte Phase seiner Entwicklung eingetreten. In der Unterschätzung der noch „großen Fähigkeit" des Kapitalismus in der Mitte des 19. Jahrhunderts, „sich auszubreiten", sich in aufsteigender Linie zu entwickeln, sah Engels eben seinen und Marxens Fehler bei der Einschätzung der Lage auf dem europäischen Kontinent in den Jahren 1849/50. Gerade diese Möglichkeit der Entwicklung des Kapitalismus in aufsteigender Linie hat auch von seinem Standpunkt aus die Unmöglichkeit der Verwandlung der Revolution der proletarischen Minderheit in die Revolution der „großen Mehrheit" — die in erster Linie aus der kleinen und ganz kleinen Bauernschaft bestand — verursacht und damit auch die Unmöglichkeit sowohl einer sozialistischen Revolution in Frankreich als auch des Umschlagens der bürgerlich-demokratischen Revolution in die sozialistische Revolution in Deutschland.

Doch was Engels in den von uns angeführten Zeilen über die Bedingungen des Sieges der proletarischen Revolution äußert, wie sie sich damals ihm und Marx dargestellt hat, hinterläßt nicht die geringsten Zweifel darüber, daß für sie weder eine sozialistische Umwälzung in Frankreich noch die „permanente Revolution" — die schließlich ebenfalls zur sozialistischen Revolution führt — in Deutschland denkbar war, ohne die Bedingung des Anschlusses der „großen Mehrheit" der Bevölkerung an das Proletariat.

Bei der Unentwickeltheit der kapitalistischen Verhältnisse in Deutschland und besonders im deutschen Dorfe jener Zeit bedeutete

[1] Karl Marx, „Die Klassenkämpfe in Frankreich" (Buchhandlung Vorwärts, 1920), Seite 12 u. 13.

[2] Ebenda, Seite 13.

dies das Herüberziehen nicht nur der damals zahlreichen Landarbeiter (in ihrer überwiegenden Mehrzahl Halbproletarier) auf die Seite des Proletariats, sondern auch der Hauptmasse der Kleinbauernschaft. Deshalb muß die Auffassung von Marx und Engels, die sie in der „Ansprache der Zentralbehörde an den Bund" der Kommunisten geäußert hatten, daß: „wie die Demokraten mit den Bauern, sich die Arbeiter mit dem Landproletariat verbinden" müssen — offenbar nur als die erste Etappe der Taktik des Proletariats und seiner Partei gegenüber dem Dorfe im Prozeß des Umschlagens der bürgerlich-demokratischen Revolution in die sozialistische betrachtet werden. Die letzte Etappe dieser „längeren revolutionären Entwicklung", die das Proletariat im Verlaufe der permanenten Revolution „durchzumachen" hat, muß indessen der Anschluß jenes bäuerlichen „Chors" sein, ohne den — worauf Marx in der Mitte des 19. Jahrhunderts hingewiesen hat — die proletarische Revolution in den bäuerlichen Ländern undenkbar ist. Die deutsche Kleinbauernschaft, wie auch die russische, wird nach Beseitigung des Gutsherrn hoffen, sich in der entstehenden bürgerlichen Gesellschaft einzurichten, und wird deshalb in der ersten Zeit nach der Vollendung der bürgerlich-demokratischen Revolution nicht mit der Arbeiterklasse, sondern mit der kleinbürgerlichen Demokratie gehen, die ihrem Wunsche, sich in eine „kleinbürgerliche Bauernklasse" zu verwandeln, entgegenkommt. Doch die bürgerliche Ordnung wird nicht zögern, sich diesen Kleinbauern mit ihrem kleinen Eigentum zu zeigen als ein „Vampyr . . ., der ihr Herzblut und Hirnmark aussaugt und sie in den Alchymistenkessel des Kapitals wirft". Das wird den Kleinbauer zum Bündnis mit dem Proletariat treiben. Und dazu wird auch die Taktik des Proletariats und seiner Partei gegenüber den kleinbürgerlichen Demokraten führen, die in der „Ansprache der Zentralbehörde an den Bund" der Kommunisten empfohlen wird. Diese Taktik der Entlarvung der Halbheit der kleinbürgerlichen Demokraten kann man nicht anders interpretieren denn als Taktik, die auf deren Kompromittierung in den Augen des Proletariats und der breitesten Bauernmassen gerichtet ist, als Taktik der Loslösung dieser Massen von der kleinbürgerlichen Demokratie und ihres Herüberziehens auf die Seite der Arbeiterklasse. Wie anders können auf die bäuerlichen Massen, die der kapitalistische Vampyr auszusaugen begonnen hat, jene Maßnahmen wirken, die die „Ansprache" in den folgenden zwei Punkten empfiehlt:

„Sie (die Arbeiter, K. P.) können aber:

1. Die Demokraten dazu zwingen, nach möglichst vielen Seiten hin in die bisherige Gesellschaftsordnung einzugreifen, ihren regelmäßigen Gang zu stören und sich selbst zu kompromittieren, sowie möglichst viele Produktivkräfte, Transportmittel, Fabriken, Eisenbahnen usw. in den Händen des Staates zu konzentrieren.

2. Sie müssen die Vorschläge der Demokraten, die jedenfalls nicht revolutionär, sondern bloß reformierend auftreten werden, auf die Spitze treiben und sie in direkte Angriffe auf das Privat-

eigentum verwandeln, so z. B., wenn die Kleinbürger vorschlagen, die Eisenbahnen und Fabriken anzukaufen, so müssen die Arbeiter fordern, daß diese Eisenbahnen und Fabriken als Eigentum von Reaktionären vom Staate einfach und ohne Entschädigung konfisziert werden. Wenn die Demokraten die proportionelle Steuer vorschlagen, fordern die Arbeiter progressive; wenn die Demokraten selbst eine gemäßigte progressive beantragen, bestehen die Arbeiter auf einer Steuer, deren Sätze so rasch steigen, daß das große Kapital dabei zugrunde geht; wenn die Demokraten die Regulierung der Staatsschulden verlangen, verlangen die Arbeiter den Staatsbankerott. Die Forderungen der Arbeiter werden sich also überall nach den Konzessionen und Maßregeln der Demokraten richten müssen[1]."

In dieser Taktik, die in der „Ansprache" skizziert wird, gibt es nicht einen Punkt, der bei Wahrung der Klassenselbständigkeit des Proletariats nicht gleichzeitig der Revolutionierung der Bauernmasse und ihrer Heranziehung auf die Seite der Revolution in Permanenz dienen würde, obwohl die „Ansprache" von dieser Heranziehung nicht direkt spricht. Die Vorsichtigkeit dieser Taktik, der die Erwägung zugrunde liegt, daß „die Arbeiter . . . natürlich im Anfange der Bewegung noch keine direkt kommunistischen Maßregeln vorschlagen" können, spricht dafür, daß Marx und Engels keineswegs darauf rechneten, über die Köpfe dieser Bauernschaft hinwegzuschreiten, als sie die Losung der „Revolution in Permanenz" unter Umständen aufstellten, wo in Deutschland die Kleinbauernschaft überwog. Diese Taktik bestätigt nur, daß ihnen auch in Deutschland die „längere revolutionäre Entwicklung", der Weg der Revolution in Permanenz, nicht anders vor Augen stand denn als Weg der Annäherung nicht nur des Land- und des Halbproletariers, sondern auch der kleinen Landwirte an das Proletariat.

So lösen sich die scheinbaren Widersprüche in den Aeußerungen Marx' und Lenins über die Beziehungen zwischen dem Proletariat und der Bauernschaft nach Vollendung der bürgerlich-demokratischen Revolution.

Doch aus allem, was wir bis jetzt gesagt haben, drängt sich von selbst das Problem der anderen Widersprüche auf.

Für Marx und Engels mußte sich in der Mitte des 19. Jahrhunderts die Kleinbauernschaft Frankreichs und Deutschlands, die in der ersten Zeit nach der Vollendung der bürgerlich-demokratischen Revolution gegen das Proletariat, das zum Sozialismus schreitet, auftritt, schließlich in den „Chor" der proletarischen Revolution verwandeln. Für Lenin nimmt die Kleinbauernschaft (nach seiner Terminologie — die Mittelbauernschaft) in Rußland, die anfänglich ebenfalls eine feindselige

[1] „Kommunistisches Manifest". Anhang, Seite 65 u. 66. (Ver. Int. Verlagsanst. Berlin 1924.)

Stellung gegenüber dem Proletariat einnimmt, wenn es „von der Freiheit zum Sozialismus" schreitet, letzten Endes, im Augenblick der sozialistischen Umwälzung nur eine neutrale Position ein.

Andererseits zählt Lenin selbst in seinen Thesen zur Agrarfrage auf dem 2. Weltkongreß der Komintern zu den Verbündeten des Proletariats im Augenblick der „proletarischen Umwälzung" gerade jene Kleinbauernschaft, die durchaus dem Mittelbauer des vorrevolutionären Rußlands gleichgestellt werden kann, und zwar: „die Landwirte, die als Eigentümer oder Pächter kleiner Grundstücke die Bedürfnisse ihrer Familie und ihrer Wirtschaft gerade decken, ohne fremde Arbeitskräfte zu mieten[1]."

Und wiederum muß gesagt werden, daß der Widerspruch hier ein nur scheinbarer und vom Standpunkt jener dialektischen Behandlung der Frage aus, die Marx und Lenin eignet, leicht erklärbar ist.

9. Noch einmal über die Neutralisierung der Kleinbauernschaft und ihr Bündnis mit der Arbeiterklasse in der proletarischen Revolution

Dem Leser dürfte die Erklärung Lenins aus dem Jahre 1905 bekannt sein, daß die Stadt- und Dorfarmut eine „Reihe revolutionärer Erfahrungen" durchmachen muß, um sich die Aufgabe der sozialistischen Revolution zu stellen. Dem Leser ist ferner bekannt, daß dieselbe „Reihe revolutionärer Erfahrungen" — nach der Meinung Lenins im Jahre 1905 — auch der Mittelbauer Rußlands durchmachen muß, bevor er von der den sozialistischen Bestrebungen des Proletariats feindlichen Einstellung zur Neutralität übergeht. Die vorherige Vernichtung der Ueberreste der Leibeigenschaft und folglich auch die vorherige Vollendung der bürgerlich-demokratischen Revolution war für Lenin damals die Voraussetzung für eine solche Stellungsänderung der Dorfarmut und des Mittelbauern. Diese Voraussetzung würde bedeuten, daß diese beiden Schichten der Bauernschaft von Angesicht zu Angesicht der kapitalistischen Ausbeutung gegenüberstehen, ohne jene leibeigenschaftliche Hülle, die diese Ausbeutung im Dorfe verdeckte. Der kapitalistischen Ausbeutung von Angesicht zu Angesicht gegenüberstehen, heißt aber für die werktätige Mehrheit des Dorfes, sich Schritt für Schritt in einen Feind der Bourgeoisie zu verwandeln. Der durch den Kampf des Proletariats gegen die Bourgeoisie — jene „Revolution in Permanenz", die sich unmittelbar nach dem Siege der bürgerlich-demokratischen Revolution entfaltet und letzten Endes zur proletarischen Umwälzung führt — vorwärts getriebene Verwandlungsprozeß in der sozialen und politischen Physiognomie der Bauernschaft muß bei der Dorfarmut unvergleichlich schneller vor sich gehen als bei der

[1] „Leitsätze über die Agrarfrage", „Komm. Internationale", Nr. 13 (1920), Seite 137. Der Leser sieht, daß diese Definition des Kleinbauern vollständig mit der Definition von Engels, die wir im Anfang unseres Aufsatzes angeführt haben, zusammenfällt.

Mittelbauernschaft. Doch er muß offenbar in diesen beiden Schichten der Werktätigen des Dorfes vor sich gehen. Hieraus ist nicht schwer zu folgern, daß es dann schon von der Tiefe und Schärfe der Gegensätze in der Entwicklung des Kapitalismus, von der Tiefe und Stärke des Klassenkampfes, der auf Grund dieser Gegensätze wächst, und folglich auch von der Wirkungskraft „der revolutionären Erfahrungen" auf die werktätigen Massen des Dorfes abhängen wird, bis zu welchen Grenzen dieser Prozeß der Stellungsänderung der Dorfarmut und der Mittelbauernschaft im Augenblick der entscheidenden Schlacht des Proletariats gegen die Bourgeoisie gehen wird. Schon dadurch wird klar, daß absolut kein prinzipieller Gegensatz besteht zwischen der Möglichkeit des Anschlusses der „mittleren" („kleinen" — nach der Terminologie Marx' — Engels und Lenins für Westeuropa) Bauernschaft an die Arbeiterklasse im Augenblick des Sturzes der Bourgeoisieherrschaft und der Möglichkeit ihrer „Neutralisierung". Alles hängt von den konkreten, zeitlichen und örtlichen Bedingungen ab.

Im Jahre 1917 wurde jener strategische Plan der Ueberleitung der bürgerlich-demokratischen Revolution in die sozialistische, der Lenin im Jahre 1905 vorgeschwebt hatte[1], ernsthaften Aenderungen unterzogen. Das Wesen dieser Aenderungen wurde von Lenin in seinen „Briefen über die Taktik" im Jahre 1917 formuliert, die gegen Kamenew gerichtet sind, der sich damals um keinen Preis vom Standpunkt des Jahres 1905 lossagen wollte. Wir werden hier den ganzen strategischen Plan, der in diesen Briefen entworfen wird, nicht wiedergeben. Doch wollen wir bemerken, daß erstens in diesem Plane der Prozeß des Umschlagens der bürgerlich-demokratischen Revolution in die sozialistische als unvergleichlich schnellerer Prozeß erscheint als in dem Plane von 1905 und nur auf eine Reihe von Monaten, an Stelle einer Reihe von Jahren berechnet ist, und zweitens die vorherige Vollendung der bürgerlich-demokratischen Revolution nun nicht mehr als unbedingt notwendige Entwicklungsetappe von der einen Revolution zur andern gedacht ist.

> „Es steht noch dahin — schrieb Lenin —, ob in Rußland jetzt noch eine besondere, von der bürgerlichen Regierung losgelöste revolutionär-demokratische Diktatur des Proletariats und der Bauernschaft möglich ist. Die marxistische Taktik auf etwas zu basieren, das noch dahinsteht, ist unmöglich[2]."

Was bedeuten diese Worte? Sie bedeuten, daß im Jahre 1917 der strategische Plan und die Taktik seiner Durchführung bereits nicht mehr auf das unbedingt notwendige Passieren der Etappe der besonderen revolutionär-demokratischen Diktatur des Proletariats und der Bauernschaft aufgebaut werden konnte, und

[1] Siehe bezüglich dieses Planes die Disposition seines Artikels „Die Etappen, die Richtung und die Perspektiven der Revolution" im „Lenin-Sammelbuch", V, („Leninskij Sbornik") Seite 451 u. 452.

[2] Lenin, Sämtliche Werke, deutsche Ausgabe Band XX, 1. Halbband, „Briefe über Taktik", Seite 139.

gerade das wäre eben die vorherige Vollendung der bürgerlich-demokratischen Revolution gewesen.

> „Der Fehler des Genossen Kamenew ist, daß er auch im Jahre 1917 nur die Vergangenheit der revolutionär-demokratischen Diktatur des Proletariats und der Bauernschaft sieht. In Wirklichkeit aber hat für diese Diktatur bereits die Zukunft begonnen", —

schrieb Lenin ebendort, in den „Briefen über Taktik", wobei er an seine Formel von 1905 über diese „Vergangenheit" und „Zukunft" erinnert[1]. „In Wirklichkeit aber hat für diese Diktatur bereits die Zukunft begonnen" — das hieß für Lenin, daß bereits der „Kampf gegen das Privateigentum, der Kampf des Lohnarbeiters gegen den Unternehmer, der Kampf um den Sozialismus" begonnen hat. Mit anderen Worten: ungeachtet dessen, daß an Stelle der „besonderen revolutionär-demokratischen Diktatur des Proletariats und der Bauernschaft" ihre Verflechtung mit der Diktatur der Bourgeoisie, eine „Doppelherrschaft" besteht, ungeachtet dessen, daß sich die bürgerlich-demokratische bäuerliche Revolution gegen die Grundherren noch nicht vollzogen hat, — hat trotzdem der Prozeß des Umschlagens der bürgerlich-demokratischen Revolution in die sozialistische bereits begonnen. Dieser Prozeß des Umschlagens der einen in die andere muß sich mit dem Prozeß der Vollendung der bürgerlich-demokratischen Revolution verschmelzen. Und auf diese Verschmelzung war der ganze strategische Plan Lenins aufgebaut, seine ganze Taktik, die er der Bolschewistischen Partei empfahl und für die er gegen die schwankenden Elemente in der Partei und unter ihren Führern kämpfte.

Als Lenin im Jahre 1918 in seinem Aufsatz „Die III. Internationale und ihr Platz in der Geschichte" erläuterte, weshalb es für das Proletariat in Rußland leichter war zu siegen als in Westeuropa, hob er als wesentlichen Grund gerade die Verschmelzung der „proletarischen Revolution gegen die Bourgeoisie . . . mit der Bauernrevolution gegen die Gutsbesitzer" hervor[2]. Als er den Charakter der Oktoberrevolution als einer sozialistischen Revolution definierte, schrieb er später in seinem Artikel „Zum 4. Jahrestag", daß sie gleichzeitig „im Vorübergehen" die bürgerlich-demokratische Revolution zu Ende geführt habe[3]. So war der Oktober auch in der Tat das Resultat der Verschmelzung zweier Prozesse — des Prozesses der Vollendung der bürgerlich-demokratischen Revolution mit dem Prozeß ihres Umschlagens in die sozialistische Revolution. Und dieser „zweieinige" Prozeß ging, wie Lenin das auch angenommen hatte, außerordentlich rasch vor sich.

Für die Bauernmasse bedeutete er einen ebenso raschen Prozeß der Verwandlung der Dorfarmut in einen Verbündeten des Prole-

[1] Ebenda, Seite 141.
[2] „Kommunistische Internationale", Nr. 1, 1920. Seite 36.
[3] „Russische Korrespondenz", II. Jahrgang, II. Band, Nr. 10 u. 11, Seite 850.

tariats im Kampfe gegen die Bourgeoisie, und den Prozeß der Neutralisierung des Mittelbauern in diesem Kampfe. Wie wir wissen, wäre ohne diesen Umstand der Oktober undenkbar gewesen. Das geschah ungeachtet dessen, daß der Sturz des Grundherrn, der die kapitalistische Ausbeutung im Dorfe verhüllte, erst im Moment des Sturzes der Bourgeoisie vor sich ging und nicht ihm vorausging, wie es nach dem strategischen Plan Lenins im Jahre 1905 vorgesehen war.

Wie war das möglich? Zweifellos mußte allein schon der Umstand, daß die Bourgeoisie und ihre Helfershelfer, die kleinbürgerlichen Parteien, nicht imstande waren, die Bauernfrage zu lösen, und diese erst gelöst und die bäuerliche Revolution gegen die Gutsherren erst zu Ende geführt wurde vom proletarischen Oktober, der mächtigste Stimulus sein für die Neutralisierung der Mittelbauernschaft einerseits und den Anschluß der Dorfarmut an das Proletariat andererseits. In derselben Richtung mußten auch die gesamten übrigen Lehren der revolutionären Periode vom Februar bis Oktober 1917 wirken. „Die Revolution — äußerte Lenin wiederholt — klärt mit märchenhafter Schnelligkeit auf." Doch all' dies würde für die Erklärung der schnellen Aenderung der politischen Stellung der Dorfarmut und der Mittelbauernschaft nicht ausreichen. Alles das konnte seine Wirkung erst auf Grund jener Veränderungen in der internationalen und der russischen Oekonomik ausüben, die für die Periode von 1905 bis 1917 kennzeichnend sind. Diese Veränderungen bestanden letzten Endes im Wachstum des Imperialismus in der Weltwirtschaft, in seiner Entwicklung in Rußland, das seit 1905 in der Entwicklung kapitalistischer Verhältnisse gewaltige Fortschritte gemacht hatte, und folglich auch in der bedeutenden Zunahme des spezifischen Gewichtes des kapitalistischen Jochs im Dorfe.

> „Die ungeheure Mehrzahl der Bevölkerung in jedem beliebigen kapitalistischen Lande, darunter auch in Rußland — schrieb Lenin im Jahre 1919 — und der arbeitenden Bevölkerung erst recht — hat tausendmal an sich selbst das Joch des Kapitals, die Ausraubung seitens desselben, Beschimpfungen jeder Art erfahren. Der imperialistische Krieg, d. h. die Ermordung von zehn Millionen Menschen zur Entscheidung der Frage, ob das englische oder das deutsche Kapital das Vorrecht der Plünderung der ganzen Welt erhalten soll, hat diese Erfahrungen außerordentlich verschärft, erweitert, vertieft, hat sie zum vollen Bewußtsein gebracht. Hieraus folgt die unausbleibliche Sympathie der ungeheuren Mehrzahl der Bevölkerung und besonders der werktätigen Massen dem Proletariat gegenüber, weil dieses mit heldenhafter Tapferkeit, mit revolutionärer Schonungslosigkeit das Joch des Kapitals abschüttelt, die Ausbeuter stürzt, ihren Widerstand bricht, mit Einsetzung seines Lebens den Weg zur Schaffung einer neuen Gesellschaft bahnt, in der für Ausbeuter kein Platz sein wird[1]."

[1] Lenin, „Die große Initiative", 1920.

Diese bereits vor 1917 durchgemachten „Erfahrungen" mit dem kapitalistischen Joch, verschärft durch die Entwicklung des Imperialismus in der Weltwirtschaft und durch das Ergebnis dieser Entwicklung, den imperialistischen Krieg, bereiteten den Boden dazu vor, daß die „revolutionären Erfahrungen" des Jahres 1917 die Dorfarmut zum Bündnis mit dem Proletariat und die Mittelbauernschaft zu einer wohlwollenden Neutralität führten. Der Gutsbesitzer war noch nicht gestürzt, sein halbfeudales Joch lastete noch auf dem Dorfe. Dadurch wurde das kapitalistische Joch in den Augen der Bauernmassen n o c h verhüllt. Doch diese Hülle wurde schon dünner, durchsichtiger, denn das kapitalistische Joch wurde weit fühlbarer, und seine Erkenntnis drang schon weit tiefer in die bäuerlichen, insbesondere in die halbproletarischen Massen ein. Darin liegt der Hauptgrund der Schnelligkeit, mit der es der bolschewistischen Partei im Jahre 1917 gelang, diese Massen vom politischen Einfluß nicht nur der Bourgeoisie, sondern auch der kleinbürgerlichen Sozialisten zu befreien. Doch die Kehrseite der sozialen und ökonomischen Beziehungen im Dorfe — das halbfeudale Joch des Gutsherrn — war trotzdem noch stark genug, um sowohl der Haltung der Dorfarmut als auch der Haltung der Mittelbauern in der Zeit während und nach dem Oktober seinen Stempel aufzudrücken. Der vom halbfeudalen Joch des Gutsherrn sich erst befreiende Halbproletarier des Dorfes konnte, unter dem Einfluß der gleichzeitigen Verschärfung des kapitalistischen Jochs, zum Verbündeten des Proletariats beim Sturze der Bourgeoisie und der Machtergreifung durch das Proletariat werden, doch er konnte sich noch nicht von den Illusionen des kleinbürgerlichen „Verteilungs"sozialismus lossagen. Und so trat er in die proletarische Revolution unter der Fahne der Sozialisierung von Grund und Boden ein. Der Mittelbauer dagegen fuhr fort, seinen Hauptgegner im Grundherrn zu sehen, und seine Hauptaufgabe in der Besitzergreifung seines Bodens und der Einrichtung einer eigenen selbständigen Kleinwirtschaft. Deshalb konnte er im Augenblick des Oktobers nur bis zu einer wohlwollenden Neutralität gegenüber dem Proletariat gelangen und offenbarte schon am Tage nach dem Oktober alle dem Kleinbürgertum eigenen Schwankungen. Und die Sozialisierung des Bodens nahm er im Grunde genommen nur so weit an, als sie eine revolutionäre Aufteilung der grundherrlichen Ländereien war.

Doch vergegenwärtigen wir uns eine andere Lage der Dinge. Stellen wir uns vor, daß die große Masse der Dorfarmut und der Mittelbauernschaft weit l ä n g e r e Zeit und in weit schärferen Formen als das in Rußland der Fall war, an sich die Gegensätze der Epoche des Imperialismus verspürt, und dazu unter Umständen, wo das spezifische Gewicht des kapitalistischen Jochs im Dorfe unvergleichlich größer ist als das der feudalen Ueberreste; wo diese Ueberreste vor dem Joch des Kapitals in den Hintergrund treten oder sogar gänzlich verschwinden. Welches muß die Folge einer derartigen Situation sein, in einem Augenblick, wo die entscheidende Schlacht zwischen Proletariat und Bourgeoisie beginnt? Es ist klar, daß unter

diesen Umständen die Haltung der Dorfarmut der Haltung des Proletariats weit verwandter wird, und die Haltung des Mittelbauern seinerseits sich nach l i n k s verschiebt — von der Neutralität zum Bündnis mit dem Proletariat. Eben das sieht auch Lenin in seinen Thesen zur Agrarfrage zum 2. Weltkongreß der Komintern voraus. Gerade deshalb betrachtet Lenin als Verbündeten des Proletariats in Westeuropa im Augenblick des proletarischen Umsturzes nicht nur den Dorfproletarier und den ländlichen Halbproletarier (den ganz armen Bauern), sondern auch den Kleinbauern, der, wie wir schon zeigten, von Lenin an Hand derselben sozialen und ökonomischen Merkmale definiert wird, wie der russische vorrevolutionäre Mittelbauer. Nicht nur das. Der Einfluß der Entwicklungsgegensätze des Imperialismus ist so stark, daß Lenin in seinen Thesen von der N e u t r a l i s i e r u n g jener Schicht der Bauernschaft im Augenblick der proletarischen Revolution spricht, die für das vorrevolutionäre Rußland schon als wohlhabend bezeichnet werden kann, in Westeuropa dagegen als „Mittelbauernschaft" bezeichnet wird. Das sind jene Bauern, die erstens „Eigentümer oder Pächter kleiner Grundstücke" sind, die unter dem Kapitalismus in der Regel nicht nur der Familie und der Wirtschaft Unterhalt gewähren, sondern auch noch einen kleinen Ueberschuß abgeben, der wenigstens in den günstigsten Jahren imstande ist, sich in Kapital zu verwandeln , und zweitens „häufig (schätzungsweise in jedem zweiten oder dritten Fall) in der Lage" sind, „fremde Arbeitskraft zu mieten".

> „Das revolutionäre Proletariat — sagt Lenin — kann es sich wenigstens für die nächste Zukunft und für den Beginn der Periode der Diktatur des Proletariats nicht zur Aufgabe machen, diese Schicht auf seine Seite zu ziehen. Es muß sich vielmehr auf die Aufgabe beschränken, sie zu neutralisieren, d. h. zu verhindern, daß sie im Kampfe zwischen Proletariat und Bourgeosie der letzteren aktive Hilfe leistet[1]."

Darin besteht nach den Thesen Lenins die Veränderung in der Haltung der verschiedenen Schichten der Bauernschaft der kapitalistischen Länder mit entwickelten Widersprüchen der imperialistischen Epoche.

Bei der Annahme, daß das Dorfproletariat, der ganz arme Bauer und der Kleinbauer die Verbündeten des Industrieproletariats in der sozialistischen Umwälzung sein werden, übersieht Lenin keineswegs die Eigentümlichkeiten dieser Verbündeten. Der Grad der Entschlossenheit dieser Verbündeten wird bei ihm durch die nähere oder weitere Entfernung eines jeden von ihnen vom Proletariat bestimmt, von ihrer sozialen Lage, von der Art und Weise, wie sie vom Kapitalismus ausgebeutet werden. Von diesem Gesichtspunkt aus steht an erster Stelle natürlich der Landproletarier, an zweiter der ganz arme Bauer (Halbproletarier) und an dritter der Kleinbauer. Doch mit Bezug auf alle diese drei Schichten der Dorfbevölkerung sagt Lenin, daß —

[1] „Leitsätze über die Agrarfrage", „Kommunistische Internationale" Nr. 13 (1920). Seite 139.

„die zersplitterte, niedergedrückte und verschüchterte, in allen, selbst den fortgeschrittensten Ländern, zu halbbarbarischer Lebenshaltung verurteilte Landbevölkerung der obengenannten Gruppen, die wirtschaftlich, sozial und kulturell am Siege des Sozialismus interessiert sind, erst dann das revolutionäre Proletariat entschieden unterstützen kann, nachdem die politische Macht durch das Proletariat erobert worden ist, n a c h d e m mit den Großgrundbesitzern und Kapitalisten entschieden abgerechnet worden ist und n a c h d e m jene Schichten in der P r a x i s sehen, daß sie einen organisierten Führer und Verteidiger haben, der mächtig und fest genug ist, um ihnen zu helfen und sie auf den richtigen Weg zu leiten[1]."

Was nun speziell die Kleinbauernschaft betrifft (die der russischen Mittelbauernschaft der Voroktoberzeit entspricht), so macht Lenin diesbezüglich darauf aufmerksam,

„daß in der Uebergangszeit vom Kapitalismus zum Kommunismus, d. h. während der Dauer der Diktatur des Proletariats in dieser Schicht, wenigstens zum Teil, Schwankungen nach der Seite der völligen Handelsfreiheit und des freien Verfügungsrechtes über den Privatbesitz unvermeidlich sind. Denn diese Schicht, die, wenn auch nur in geringem Maße, als Verkäufer von Lebensmitteln auftritt, ist durch Spekulations- und Eigentümergewohnheiten verdorben[2]."

„Bei fester proletarischer Politik — fährt Lenin fort —, bei entschlossener Abrechnung des siegreichen Proletariats mit den Großgrundbesitzern und Großbauern können jedoch d i e S c h w a n k u n g e n d i e s e r S c h i c h t n i c h t b e d e u t e n d e s e i n. S i e s i n d a u c h n i c h t i m s t a n d e, e t w a s a n d e r T a t s a c h e z u ä n d e r n, d a ß d i e K l e i n b a u e r n i m g r o ß e n u n d g a n z e n k e i n e G e g n e r d e r p r o l e t a r i s c h e n R e v o l u t i o n s e i n w e r d e n." (Gesperrt von uns.)

Wenn dem in bezug auf die Kleinbauernschaft so ist, so trifft es um so mehr zu auf den Landproletarier und Halbproletarier.

Aus der von uns vorgenommenen Gegenüberstellung der Positionen, die Lenin der Dorfarmut und der Kleinbauernschaft in seinem strategischen Plan von 1905, in einem gleichen Plan von 1917 und in den Thesen zum 2. Weltkongreß der Komintern zuweist, können wir die Schlußfolgerung ziehen, daß die Möglichkeit des Bündnisses des Proletariats nicht nur mit der Dorfarmut, sondern auch mit der Kleinbauernschaft im Kampfe gegen die Bourgeoisie entsteht zusammen mit dem Anwachsen der Widersprüche des Kapitalismus, mit der Erhöhung des spezifischen Gewichtes des kapitalistischen Jochs auf die werktätigen Massen des Dorfes. Da die Epoche des Imperialismus die Epoche der größtmöglichen Entwicklung dieser Wider-

[1] „Leitsätze über die Agrarfrage", „Komm. Internationale", Nr. 13 (1920). Seite 138 u. 139.

[2] Ebenda, Seite 138.

sprüche und dieses Jochs ist, entstehen in dieser Epoche auch die maximalen Möglichkeiten dieses Bündnisses.

Marx und Engels hielten Ende der vierziger und Anfang der fünfziger Jahre die Gegensätze des Kapitalismus in Westeuropa für den Beginn der Aera der proletarischen Revolutionen schon als genügend herangereift. Dementsprechend nahmen sie an, daß in einem Lande, wie Frankreich, wo die bürgerliche Revolution von 1789 bis 1793 die Ketten der Leibeigenschaft, die das Dorf gefesselt hielten, radikal zerrissen hatte, das kapitalistische Joch im Verlaufe eines halben Jahrhunderts den Boden für das Bündnis des Proletariats nicht nur mit den Landproletariern, sondern auch mit der Kleinbauernschaft genügend vorbereitet habe Und in einem Lande wie Deutschland hielten sie unter der Voraussetzung einer sozialistischen Revolution in Frankreich das Umschlagen der bürgerlich-demokratischen Revolution in die proletarische für denkbar. In dieser allgemeinen Einschätzung der Lage hatten sie sich, wie es sich bald herausstellte, geirrt. Deshalb irrten sie sich auch, wenn sie für die d a m a l i g e Z e i t ein Bündnis des Proletariats mit der Kleinbauernschaft im Kampfe gegen die Bourgeoisie für möglich hielten. Doch der Grundgedanke von Marx und Engels, daß die Zuspitzung der Widersprüche im Kapitalismus und der wachsende kapitalistische Druck auf das Dorf die proletarische Revolution und damit auch das Bündnis der Arbeiterklasse mit der Kleinbauernschaft in dieser Revolution möglich machen — dieser Grundgedanke war für Marx und Engels bis zum Ende ihres Lebens unerschütterlich. Als er die proletarischen Parteien dazu aufrief, der Kleinbauernschaft die Hoffnungslosigkeit ihrer Lage im Kapitalismus klarzumachen, schrieb Engels im Jahre 1894:

> „Tun wir das, so handeln wir im Sinne der unvermeidlichen ökonomischen Entwicklung, und diese wird den Kleinbauern schon offene Köpfe machen für unsere Worte[1]."

Diese feste Ueberzeugung, daß die Köpfe der Bauern „offen" gemacht werden für das Bündnis mit dem Proletariat, verband sich bei Marx und Engels mit der nicht minder festen und ebenfalls bis zum Ende ihres Lebens bewahrten Ueberzeugung, die von Marx im „18. Brumaire" ausgesprochen wurde, nämlich mit der Ueberzeugung, daß die proletarische Revolution in den Bauerländern ohne ein Bündnis mit den Bauernmassen unmöglich ist. 1873 schrieb Marx in seinen unlängst von Genossen Rjazanov veröffentlichten Bemerkungen zu Bakunins Buch „Staat und Anarchie" über die Notwendigkeit für das Proletariat, sich dieses Bündnis sicherzustellen, folgendes:

> „Eine radikale soziale Revolution ist an gewisse historische Bedingungen der ökonomischen Entwicklung geknüpft; letztere sind ihre Voraussetzung. Sie ist also nur möglich, wo mit der kapitalistischen Produktion das industrielle Proletariat wenig-

[1] „Die Bauernfrage in Frankreich und Deutschland", „Neue Zeit", 1894/95, Seite 303.

stens eine bedeutende Stellung in der Volksmasse einnimmt. Und damit es irgendeine Chance zum Sieg habe, muß es wenigstens fähig sein, soviel unmittelbar mutatis mutandis für die Bauern zu tun, als die französische Bourgeoisie in ihrer Revolution für die damaligen Bauern tat[1]."

Engels unterstreicht in seinem von den deutschen Opportunisten in so barbarischer Weise entstellten Vorwort zu den „Klassenkämpfen in Frankreich" von Marx in seinem Todesjahr noch einmal die Notwendigkeit für das Proletariat, sich mit den Bauernmassen zu verbünden.

„... selbst in Frankreich — schreibt er — sehen die Sozialisten mehr und mehr ein, daß für sie kein dauernder Sieg möglich ist, es sei denn, sie gewinnen vorher die große Masse des Volkes, d. h. hier die Bauern."

Wir wissen bereits, von welchen Bauern hier bei Marx und Engels die Rede ist. Es handelt sich um die Kleinbauernschaft, die der russischen Mittelbauernschaft der Voroktoberzeit entspricht.

Eben diese unerschütterliche Ueberzeugung von Marx und Engels, daß „die ökonomische Entwicklung" die Kleinbauernschaft zum Bündnis mit dem Proletariat treibt, die Ueberzeugung, daß sich das Proletariat durch eine richtige Politik dieses Bündnis im Interesse der Dauerhaftigkeit seines herannahenden Sieges sicherstellen muß — verkörperte sich in der Lehre Lenins vom Bündnis des Proletariats mit der Bauernschaft in der imperialistischen Epoche als der Epoche der größten Verschärfung der kapitalistischen Widersprüche.

10. Ueber den Charakter des Bündnisses des Proletariats und der Bauernschaft im Augenblick der proletarischen Umwälzung

Es genügt indessen noch nicht, über das Bündnis des Proletariats mit der Dorfarmut und der Kleinbauernschaft in einer so allgemeinen Form zu sprechen, wie wir es in unserem Aufsatz bis jetzt getan haben.

Aus den Erfahrungen der russischen proletarischen Revolution wissen wir sehr wohl, daß sogar der sichere Verbündete des Proletariats in dieser Revolution — die Dorfarmut — nicht auf dem Standpunkt des proletarischen Sozialismus stand, ja zum großen Teil auch heute noch nicht steht. Doch ungeachtet dessen ging dieser Verbündete Hand in Hand mit dem Proletariat, sowohl beim Sturz der Herrschaft der Bourgeoisie als auch bei der Verteidigung der

[1] „Marxistische Jahrbücher", 1926, Nr. 1 („Ljetopissi marxisma"), Seite 63 und 93. Den deutschen Originaltext der Stellen aus dem Exzeptheft von Marx über Bakunin hat uns Gen. Rjazanov zur Verfügung gestellt. Die Redaktion.

proletarischen Macht gegen die bewaffnete Konterrevolution im Bürgerkrieg. Offenbar kann auch die Kleinbauernschaft, von der Marx und Engels und auch Lenin sprachen als von den Verbündeten des Proletariats in der heranreifenden proletarischen Revolution in Westeuropa, ebenso wie die russische Dorfarmut im Oktober sich in einen Verbündeten des Proletariats verwandeln, ohne sich schon vollständig den Standpunkt des Proletariats zu eigen gemacht zu haben. Wir haben bereits gesehen, was Lenin über die Schwankungen aller jener Schichten der Landbevölkerung, die die Verbündeten des Proletariats sein werden, äußerte, Schwankungen, die so lange unvermeidlich sein werden, als jene nicht in der Praxis erkannt haben, „daß sie einen organisierten Führer und Verteidiger haben, der mächtig und fest genug ist, um ihnen zu helfen und sie auf den richtigen Weg zu leiten". Wir haben insbesondere gesehen, was Lenin über die Schwankungen der Kleinbauern nach der Seite der „Eigentümergewohnheiten" hin gesagt hat. Was will Lenin damit sagen? Er will sagen, daß jene Zwiespältigkeit, die dem Kleinbürgertum eigen ist, weder von der Kleinbauernschaft, in dem Augenblick, wo sie sich auf die Seite der proletarischen Revolution gestellt hat, noch sogar vom ländlichen Halbproletariat und Proletariat bereits überwunden sein wird.

Wenn man will, kann man diesen Gedanken noch präziser fassen und, wenn nicht in bezug auf das Landproletariat und die Dorfarmut, so doch in bezug auf die Kleinbauernschaft, folgendermaßen formulieren: die Kleinbauernschaft, die in ihrem politischen Bewußtsein bis zur Einsicht der Notwendigkeit gelangt ist, daß die Bourgeoisie gestürzt werden muß, und die sich in der Zeit dieses Sturzes dem Proletariat angeschlossen hat, tritt in die proletarische Revolution gleichzeitig mit ihrem eigenen Ziel ein — die Stärkung ihrer eigenen kleinen Wirtschaft —, ohne sich die Aufgabe der sozialistischen Umgestaltung dieser Wirtschaft zu stellen. Anders ausgedrückt: sie wird ein Verbündeter des Proletariats beim Sturze der Bourgeoisie und bei der Befestigung der proletarischen Macht, doch sie wird noch nicht sein Verbündeter im sozialistischen Aufbau sein. Zu diesem wird sie nur allmählich werden, wie heute der russische Mittelbauer zu diesem Verbündeten wird.

Das ist die eine Möglichkeit. Die andere ist die, daß die Kleinbauernschaft, wie auch die Dorfarmut, in die proletarische Revolution eintritt, nachdem sie sich im großen und ganzen bereits auf den Standpunkt des proletarischen Sozialismus gestellt hat.

Es ist klar, daß es zwischen diesen zwei Extremen verschiedene Grade geben kann, die bestimmt werden von dem, was Lenin „die Stärke der Schwankungen" des Kleinunternehmers genannt hat. Die Stärke dieser Schwankungen wird ihrerseits jedesmal vom Entwicklungsgrad der Widersprüche der imperialistischen Epoche abhängen, und davon, wie weit sie der Kleinbauernschaft bewußt werden. Wenn man zu bestimmen versucht, über welche dieser drei Möglichkeiten Lenin in den Thesen zum 2. Weltkongreß der Komintern spricht, so

wird es wohl am richtigsten sein, zu sagen, daß er in bezug auf die Kleinbauernschaft (und in weitem Maße sogar in bezug auf die Dorfarmut und das Landproletariat) gerade von der dritten Möglichkeit spricht.

Wie stellten sich Marx und Engels zu dieser Frage?

An der Stelle des „18. Brumaire", die Marx in der zweiten Auflage dieser Arbeit weggelassen hat und die wir bereits zitiert haben (siehe S. 251), setzt Marx für die Umwandlung des Kleinbauern in einen Verbündeten des Proletariats in der proletarischen Revolution den Verlust des Glaubens an „seine Parzelle" voraus. „Mit der Verzweiflung an der napoleonischen Restaurierung scheidet der französische Bauer von dem Glauben an seine Parzelle", sagt Marx. Von diesem Glauben zu scheiden bedeutet offenbar auch vom Glauben an die Kleinwirtschaft, an das kleine Eigentum zu scheiden und auf den Standpunkt des Proletariats überzugehen. Anders läßt sich diese Stelle bei Marx nicht auslegen. So haben wir sie auch aufgefaßt, als wir dieses Zitat anführten.

Haben Marx und Engels auch weiterhin an diesem Gedanken festgehalten?

Die Möglichkeit einer solchen Perspektive wurde von ihnen auch nach dem „18. Brumaire[1]" nicht verneint. Doch diese Absage „vom Glauben an seine Parzelle" wurde von ihnen bereits nicht mehr zur unbedingten Voraussetzung des Bündnisses des Proletariats und der Kleinbauernschaft gemacht.

In der Vorbemerkung zur zweiten Ausgabe von 1870 des „Deutschen Bauernkrieg" wird die Möglichkeit des Bündnisses der deutschen Kleinbauernschaft mit dem Proletariat von Engels aus den Interessen des Bauern als Kleinunternehmer abgeleitet, unabhängig davon, ob er sich auf den Standpunkt des proletarischen Sozialismus stellen wird oder nicht. Die damals in Deutschland noch bestehende Schicht der „kleinen Bauern ... Feudalbauern" wird nach Engels zu diesem Bündnis bereit sein, weil „die Bourgeoisie versäumt hat, was ihre Schuldigkeit war, die Leute von der Fronknechtschaft zu erlösen", und deshalb, fährt Engels fort, „wird es nicht schwer sein, sie zu überzeugen, daß sie nur noch von der Arbeiterklasse Erlösung zu erwarten haben". Für die zweite Gruppe der kleinen Pächter, die „ganz von der Gnade des Grundbesitzers abhängig" sind, „tut die Bourgeoisie nur dann etwas, wenn sie dazu gezwungen wird", und „von wem — fragt Engels — sollen sie Heil erwarten, außer von den Arbeitern?" Die dritte Gruppe der Bauern endlich, „welche ihren eigenen kleinen Grundbesitz eigenen Landes bewirtschaften", die „mit Hypotheken belastet" sind, „vom Wucherer ... abhängen, können am allerwenigsten von der Bourgeoisie etwas erwarten, denn sie werden ja gerade von den Bourgeois ausgesogen."

> „Aber sie hängen meist sehr an ihrem Eigentum, obwohl es in Wirklichkeit nicht ihnen gehört, sondern dem Wucherer.

[1] Der Leser erinnert sich an die Worte Engels „einstweilen noch", die wir bereits erwähnt haben (Seite 251).

Dennoch wird ihnen beizubringen sein, daß sie nur dann vom Wucherer befreit werden können, wenn eine vom Volke abhängige Regierung sämtliche Hypothekenschulden in eine Schuld an den Staat verwandelt und dadurch den Zinsfuß erniedrigt. Und dies kann nur die Arbeiterklasse durchsetzen[1]."

In seiner „Bauernfrage" (1894) gibt Engels der Hoffnung Ausdruck, daß die ökonomische Entwicklung schon beim Kapitalismus „den Kleinbauern offne Köpfe ... für unsere Worte" machen werde, gleichzeitig aber stützt er das ganze Agrarprogramm des Proletariats nach der Machteroberung auf die allmähliche Absage des Kleinbauern an seine Gewohnheiten als Privateigentümer, mit denen er in die proletarische Revolution eintritt.

„... Wir werden — schreibt er — alles nur irgend Zulässige tun, um sein Los erträglich zu machen, um ihm den Uebergang zur Genossenschaft zu erleichtern, falls er sich dazu entschließt, ja sogar um ihm, falls er diesen Entschluß noch nicht fassen kann, eine verlängerte Bedenkzeit auf seiner Parzelle zu ermöglichen. Wir tun dies nicht nur, weil wir den selbstarbeitenden Kleinbauern als virtuell zu uns gehörend betrachten, sondern auch aus direktem Parteiinteresse. Je größer die Anzahl der Bauern ist, denen wir den wirklichen Absturz ins Proletariat ersparen, die wir schon als Bauern für uns gewinnen können, desto rascher und leichter vollzieht sich die gesellschaftliche Umgestaltung[2]."

Endlich drückt auch Marx in seinen Bemerkungen über das Buch von Bakunin noch schärfer als Engels den Gedanken aus, daß dort, wo der Bauer eine mehr oder weniger bedeutende Mehrheit der Bevölkerung ausmacht, er im Augenblick der proletarischen Revolution seine Privateigentümertendenzen noch bewahren wird:

„Entweder verhindert er, macht scheitern jede Arbeiterrevolution, wie er das bisher in Frankreich getan hat; oder das Proletariat (denn der besitzende Bauer gehört nicht zum Proletariat, und da, wo er selbst seiner Lage nach dazu gehört, glaubt er nicht dazu zu gehören) muß als Regierung Maßregeln ergreifen, wodurch der Bauer seine Lage unmittelbar verbessert findet, die ihn also für die Revolution gewinnen; Maßregeln, die aber im Keim den Uebergang aus dem Privateigentum am Boden in Kollektiveigentum erleichtern, so daß der Bauer von selbst ökonomisch dazu kommt[3]."

---

[1] Engels, „Der deutsche Bauernkrieg", 1925, Seite 161 u. 162.

[2] Engels, „Die Bauernfrage...", Neue Zeit, 1894/95, I. Bd., Seite 303. Die Genossen, die seinerzeit in so unvernünftig hartnäckiger Weise versuchten, über den „Mittelbauernbolschewismus" in der Politik der KPdSU. zu spotten, sollten ihre Witzworte auch gegen Engels richten

[3] „Marxistische Jahrbücher", („Ljetopissi marxisma") 1926, Nr. 1. Den deutschen Originaltext der Stellen aus dem Exzeptheft von Marx über Bakunin hat uns Gen. Rjazanov zur Verfügung gestellt. (Die Red.)

Diese Aeußerungen von Marx und Engels führen uns zur Schlußfolgerung, daß von ihrem Standpunkte aus der Kleinbauer, der unter bestimmten Entwicklungsbedingungen der kapitalistischen Gegensätze ein Bündnis mit dem Proletariat zum Sturz der Bourgeoisie eingeht, sich an diesem Sturze gleichzeitig als kleinbäuerlicher Privateigentümer beteiligt, die Schwelle, die die Diktatur der Bourgeoisie von der Diktatur des Proletariats trennt, noch von kleinbürgerlichen Bestrebungen durchdrungen, überschreitet, und, bei richtiger, vorsichtiger Politik des Proletariats, nur Schritt für Schritt zum Bündnis mit ihm im sozialistischen Aufbau übergeht.

Das ist die erste jener zwei möglichen Positionen der Kleinbauernschaft, über die wir am Anfang dieses Kapitels gesprochen haben. Ein Unterschied zwischen diesem Standpunkt und den Thesen Lenins zum 2. Weltkongreß der Komintern ist hier zweifellos vorhanden, doch ist es kein prinzipieller Unterschied, sondern lediglich ein Unterschied in der Schattierung. Zu dieser Schattierung, die in der geringeren Stärke der Schwankungen des Kleinbauern besteht, gelangt Lenin dadurch, daß er die Verschärfung der kapitalistischen Gegensätze in der Epoche des Imperialismus in Rechnung zieht.

Indem er das Agrarprogramm des an der Macht befindlichen Proletariats auf der Berechnung aufbaut, daß der Kleinbauer allmählich „ökonomisch" von der Kleinwirtschaft zur gesellschaftlichen Wirtschaft gelangt, nimmt Engels an, daß es dem Proletariat gelingen werde, nicht nur die Kleinbauernschaft auf diesen Weg zu bringen, sondern auch einen Teil jener „mittleren" (den russischen wohlhabenden[1] Bauern der Voroktoberzeit entsprechenden) Bauern, die nach den Thesen Lenins zum 2. Weltkongreß der Komintern das Proletariat während der proletarischen Revolution neutralisieren kann, um sie alsdann, nach der Befestigung der proletarischen Diktatur, auf seine Seite herüberzuziehen. Doch auch hier ist wiederum eine gewisse Nuance in der Schattierung vorhanden, denn diese Berechnungen sind bei Engels mit bedeutend größeren Vorbehalten versehen[2] als bei Lenin.

Dagegen begegnen wir in bezug auf das landwirtschaftliche Proletariat bei Engels nicht jenen Vorbehalten hinsichtlich des Grades seiner Entschlossenheit beim Bündnis mit dem Industrieproletariat gegen die Bourgeoisie, wie wir sie in den Thesen Lenins finden, der die Möglichkeit hatte, die Erfahrung der proletarischen Bewegung einer späteren Periode zu berücksichtigen. Engels spricht in seinem Vorwort zum „Deutschen Bauernkrieg" über die deutschen Landarbeiter als über jene Verbündeten des Industrieproletariats, die in

[1] „Die Bauernfrage...", Neue Zeit, 1894/95, Seite 302—305.

[2] Ebenda. Man muß indessen bemerken, daß Engels bei allen diesen Vorbehalten immerhin auf die Einsicht nicht nur der Mittelbauern, die fremde Arbeitskraft ausbeuten, sondern auch der Großbauern hofft. Wir werden „im übrigen darauf rechnen können, — schreibt Engels — daß die ökonomische Entwicklung auch diese härteren Schädel der Vernunft zugänglich machen wird."

die proletarische Revolution als Anhänger des gesellschaftlichen Eigentums eintreten werden:

> „Die industriellen Arbeiter können sich nur befreien, wenn sie das Kapital der Bourgeois, d. h. die Rohprodukte, Maschinen und Werkzeuge und Lebensmittel, welche zur Produktion erforderlich sind, in das Eigentum der Gesellschaft, d. h. in ihr eigenes, von ihnen gemeinsam benutztes, verwandeln. Ebenso können die Landarbeiter nur aus ihrem scheußlichen Elend erlöst werden, wenn vor allem ihr Hauptarbeitsgegenstand, das Land selbst, dem Privatbesitz der großen Bauern und noch größeren Feudalherren entzogen und in gesellschaftliches Eigentum verwandelt und von Genossenschaften von Landarbeitern für ihre gemeinsame Rechnung bebaut wird."

Deshalb spricht sich Engels, wie auch Marx, für die Nationalisierung des großen privaten Grundeigentums aus. Deshalb ist die nächste und dringendste Aufgabe der deutschen Arbeiterbewegung, „diese Klasse lebendig zu machen und in die Bewegung hineinzuziehen", und Engels erklärt: „Von dem Tage an, wo die Masse der Landtagelöhner ihre eigenen Interessen verstehen gelernt hat, von dem Tage an ist eine reaktionäre, feudale, bureaukratische oder bürgerliche Regierung in Deutschland unmöglich[1]."

Und nach zwanzig Jahren, in der „Bauernfrage", beharrt Engels in bezug auf die Landarbeiter auf demselben Standpunkt.

> „Sobald unsere Partei — schreibt er — im Besitz der Staatsmacht ist, hat sie die Großgrundbesitzer einfach zu expropriieren, ganz wie die industriellen Fabrikanten ... Die so der Gesamtheit zurückgegebenen großen Güter hätten wir den sie schon jetzt bebauenden, in Genossenschaften zu organisierenden Landarbeitern zur Benutzung unter Kontrolle der Gesamtheit zu überlassen. Unter welchen Modalitäten, darüber läßt sich jetzt noch nichts feststellen ... Und das Beispiel dieser Ackerbau-Genossenschaften würde auch die letzten etwa noch widerstrebenden Parzellenbauern, und wohl auch manche Großbauern, von den Vorteilen des genossenschaftlichen Großbetriebs überzeugen[2]."

Mit dieser Gegenüberstellung des Charakters des Bündnisses der Landarbeiter und des Bündnisses der Kleinbauernschaft mit dem Industrieproletariat nach Marx-Engels und nach Lenin schließen wir unseren Aufsatz.

Im Verlauf der gesamten Darstellung der Ansichten von Marx und Engels über die Bauernschaft als Klasse und als Verbündeten des Proletariats waren wir stets bemüht, sie den Ansichten Lenins

[1] „Der deutsche Bauernkrieg", Seite 162 u. 163.

[2] „Die Bauernfrage...", Neue Zeit, 1894/95, Seite 305. Wir führen dieses Zitat an unter Weglassung jener Stelle, die sich nicht direkt auf unser Thema bezieht, speziell der Stelle über die Möglichkeit der Expropriation der Großgrundbesitzer durch Loskauf mit dem Hinweis auf die Ansicht Marx': „wir kämen am wohlfeilsten weg, wenn wir die ganze Bande auskaufen könnten."

in dieser Frage gegenüberzustellen. Und wir begnügten uns in unserem Aufsatz nicht nur mit der Gegenüberstellung. Mit Hilfe Lenins vermochten wir klarzustellen, was uns bei Marx und Engels unklar erschien.

Und diese Gegenüberstellung und Klarstellung der Ansichten von Marx und Engels mit Hilfe Lenins, führt uns zu einer allgemeinen Schlußfolgerung: in den Ansichten Lenins über die Bauernfrage ist nichts enthalten, was letzten Endes nicht auf entsprechenden Ansichten von Marx und Engels beruht hätte. Doch Marx und Engels gaben nur die allgemeinsten Grundlagen und Umrisse der modernen kommunistischen Lehre über die Wechselbeziehungen des Proletariats und der Bauernschaft. Die Lehre selbst dagegen wurde entwickelt, vollendet, erhielt die notwendige Präzision und verwandelte sich gleichzeitig in eine wirkliche „Anleitung für die praktische Arbeit" der Partei des Proletariats — erst in den Händen Lenins, erst im Leninismus.

J. PASCHUKANIS

ZUR CHARAKTERISTIK DER FASCHISTISCHEN DIKTATUR[1]

Gegenwärtig kann es wohl kaum einen Zweifel in bezug auf das Wesen der faschistischen Diktatur und ihren objektiven sozialen Inhalt geben.

In dieser Hinsicht war aber — das muß gesagt werden —, besonders in der ersten Zeit, als der Faschismus den Schauplatz der Politik eben erst betreten hatte, eine gewisse Unklarheit oder Unvollständigkeit der Begriffe zu verzeichnen.

Das Wesen des Faschismus wurde oft falsch definiert, zum Teil aus dem Grunde, weil die politischen Bedingungen, unter denen er in Italien entstanden ist, so kompliziert waren, zum Teil auch deswegen, weil manche Beobachter konfuse Auffassungen hatten. Der Faschismus wurde bald als eine von Grundeigentümern geführte terroristische Bewegung dargestellt, bald einfach als ein Vorstoß der leicht erregbaren jüngeren Offiziere, bald als ein Verzweiflungsausbruch der durch den Krieg ruinierten kleinbürgerlichen Elemente usw. Jeder Beobachter sah nur eine Seite der Bewegung und hielt sie für die wichtigste[2]. Daß, was für den Faschismus grundlegend und entscheidend ist, wird aber gerade durch das, was dem Beobachter zuerst auffällt, nämlich durch die kleinbürgerliche antiplutokratische Demagogie, ebensowenig bestimmt wie durch die Aktionen zur Verteidigung der Agrarier. Heute ist es für jeden Beobachter klar, daß die Diktatur Mussolinis keine Diktatur des Kleinbürgertums und keine Diktatur der Agrarier ist, sondern eine Diktatur des großen Industrie- und Finanzkapitals. Die gesamte Wirtschaftspolitik der faschistischen Regierung ist ein genügend klarer Beweis dafür. Der Faschismus — und das ist äußerst charakteristisch — unternimmt es nicht, die reaktionären Utopien des Kleinbürgertums, der kleinen Eigentümer, der Krämer, Handwerker usw. zu vertreten und zu verteidigen. Dieses Moment spielt in seiner Politik fast gar keine Rolle. In den reaktionären Strömungen Ende des 19. Jahrhunderts, z. B. in der österreichischen christlich-sozialen oder in der antisemitischen Bewegung war aber gerade diese Ausnützung der Illusion der kleinen Eigentümer, daß

[1] Vortrag, gehalten am 20. November 1926 in der Kommunistischen Akademie zu Moskau. Vom Verfasser nachträglich durchgesehen und ergänzt.

[2] L. W., „Der Faschismus, seine Geschichte und seine Bedeutung." Seite 25, englisch. Nach der russischen, im Verlag „Moskowskij Rabotschij" erschienenen Ausgabe zitiert.

man sie auf irgendeine Weise gegen die kapitalistische Konkurrenz schützen könnte, die Hauptsache.

Der faschistische Staat ist somit, was die Richtung seiner Politik anbetrifft, ebenso ein Staat des Großkapitals, wie Frankreich, England und die Vereinigten Staaten; Mussolini erfüllt in dieser Beziehung dieselbe Aufgabe wie Poincaré, Baldwin und Coolidge. Aber selbstverständlich ist damit, daß gesagt wird, die Diktatur des Faschismus sei eine Diktatur des Kapitals, noch zu wenig gesagt. Auch die Frage muß beantwortet werden, weshalb denn die Diktatur des Kapitals gerade diese Form annimmt. Wir dürfen den Satz Hegels, daß die Form ein wesentliches Moment des Inhalts ist, nicht außer acht lassen. Deshalb sind wir verpflichtet, festzustellen, wodurch diese besondere Form hervorgerufen worden ist, was sie an Neuem gegeben hat, welches ihre spezifischen Möglichkeiten und ihre spezifischen Widersprüche sind.

Bei der Beurteilung des Faschismus können wir, insbesondere im bürgerlichen Lager, zwei Richtungen beobachten. Die eine Richtung sieht im Faschismus vor allem und ausschließlich ein Mittel zur Rettung vor dem Bolschewismus, vor der kommunistischen Revolution. Dieses Lager umfaßt seinerseits eine ganze Skala von Schattierungen, von der schrankenlosen Begeisterung für den Faschismus bis zu einer Stellungnahme, die folgendermaßen formuliert werden kann: der Faschismus ist das geringere Uebel, der Faschismus ist immerhin besser als der Bolschewismus.

Auf der äußersten Linken — wenn man so sagen darf — stehen Skeptiker von der Art des früheren italienischen Premierministers und jetzigen politischen Emigranten Nitti, der vor kurzem ein Buch über „Bolschewismus und Faschismus" herausgegeben hat. Er ist sogar bereit, zuzugeben, daß der Bolschewismus aus dem Grunde besser sei als der Faschismus, weil er irgendeine Idee vertritt, während der Faschismus keinerlei Ideen besitzt. Aber auch Nitti sieht im Faschismus und im Bolschewismus Erscheinungen, deren Ursprung gleichartig ist. Beide sind nach Nitti durch die temporäre Ungunst der Kriegsverhältnisse hervorgerufen worden: der Krieg habe die Gewaltanwendung zur Gewohnheit gemacht und das Bestreben geweckt, sich einen leichten Lebensunterhalt zu verschaffen usw. Von diesem Standpunkt aus seien sowohl Faschismus wie Bolschewismus vorübergehende Krankheiten, die allmählich geheilt werden müßten.

Das andere Lager der bürgerlichen Theoretiker endlich will im Faschismus nicht irgendeine Uebergangserscheinung, nicht nur etwas Relatives sehen, das man im Vergleich mit dem Bolschewismus hinnehmen oder zusammen mit dem Bolschewismus ablehnen könne, sondern im Gegenteil, eine neue Staatsphilosophie, einen neuen Typus des Staates, dem eine weite und große Zukunft gesichert ist.

Unter den Schriftstellern, die über den Faschismus geschrieben haben, gehen einige in ihrem Bestreben, die Frage philosophisch zu vertiefen, so weit, daß sie den Faschismus für eine neue Aera halten, die die Aera des liberalen Staates ebenso abgelöst hat, wie dieser

seinerzeit den Absolutismus. Besonders die deutschen Reaktionäre zeichnen sich durch dieses Bestreben aus, den Faschismus zu preisen, ihn philosophisch zu vertiefen und ihm eine „epochemachende" oder jedenfalls große geschichtliche Bedeutung zuzuschreiben. Aber auch die französischen und belgischen Klerikalen und Monarchisten bleiben nicht hinter ihnen zurück, wie z. B. der Professor für Staatsrecht, Graf de Brieux, der unlängst ein Buch mit einem Vorwort von Mussolini herausgegeben hat. In diesem Buche wird der Ursprung der faschistischen Ideen bis auf Thomas von Aquino zurückgeführt und über de Maistre und andere Ideologen der Restauration, bis zu den Kritikern des Parlamentarismus, wie Duguit und Ostrogorsky, verfolgt. Diese Leute sind vor allem deshalb begeistert, weil der Faschismus die Vereinigung von Bonapartismus und Legitimismus darstellt. Die deutschen und österreichischen Monarchisten begrüßen die Erneuerung des monarchistischen Gedankens, die Mussolini herbeigeführt haben soll, selbstverständlich mit besonderer Begeisterung und sind von dem brennenden Wunsch beseelt, diese Erneuerung möge auch in Deutschland und Oesterreich erfolgen. Um ihretwillen sind sie sogar bereit, Mussolini die Demütigungen zu verzeihen, die er den Deutschen in Südtirol zugefügt hat[1]. Es ist charakteristisch, daß in deutscher Sprache eine Sammlung von Reden Mussolinis erschienen ist (Benito Mussolini, Reden. Leipzig 1925. Auswahl 1914—1924); der Herausgeber, ein gewisser M. H. Meyer, bemerkt in seinem Vorwort, es wäre gänzlich überflüssig, dem deutschen Volke eine Uebersetzung von Reden eines Poincaré, Wilson oder Lloyd George anzubieten; Mussolini aber verdiene es, obwohl er der Herold des Krieges gegen Deutschland gewesen sei, daß seine Reden ins Deutsche übersetzt würden, denn er habe die Italiener gelehrt, national zu denken, und es würde nichts schaden, wenn auch die Deutschen das lernten.

Man kann übrigens nicht behaupten, daß diese Versuche, der faschistischen Diktatur ein philosophisches Mäntelchen umzuhängen, besonders glücklich ausgefallen wären. Denn in Wirklichkeit zeichnet sich die Ideologie des Faschismus durch folgende, bei weitem nicht philosophische Eigenschaften aus: durch Primitivität, durch verschiedenartige Entlehnungen, die sie zu einem bunten Flickwerk machen, und endlich durch ihren widerspruchsvollen Charakter. Dieser widerspruchsvolle Charakter ist um so verständlicher, als der Faschismus in der Zeit von seiner Entstehung bis zur Uebernahme der Macht eine ziemlich wesentliche Entwicklung durchgemacht hat. Es muß bemerkt werden, daß Mussolini es persönlich vorgezogen hat, von Doktrinen, Grundsätzen und Programmen im Tone der höchsten Verachtung zu sprechen.

> „Programme stehen jenseits des Lebens. Jeder kann sich an einen grünen Tisch setzen und alle Probleme des menschlichen Wissens und alle Probleme des Weltalls lösen. Aber es handelt sich darum, welche von den gestellten Problemen und

[1] Siehe Mannhardt, „Der Faschismus", 1925.

welche von den vorgeschlagenen Lösungen ein praktisches Ergebnis zeitigen können oder zum mindesten die Möglichkeit einer Inangriffnahme der praktischen Verwirklichung bieten."

Die Betonung des Praktizismus und Dynamismus, die Verachtung der Doktrinen und Grundsätze zieht sich wie ein roter Faden durch alle Aeußerungen Mussolinis. Wenn aber Mussolini manchmal das Bedürfnis fühlt, irgendeine Formel allgemeinen Charakters zu geben, so zieht er es vor, dies negativ zu tun, indem er den Faschismus als „Negation der gesamten sozialistischen und demokratischen Lehre" definiert (Rede im Januar 1923). In seiner Rede nach dem Attentat der Gibson (im April 1926) erklärt Mussolini wiederum, „der Faschismus sei von einem Geist beseelt, der berufen sei, die unsterblichen Grundsätze von 1789 zu überwinden und zu beseitigen". Aber bedeutet das, daß der Faschismus irgendeine neue Konzeption gibt? Denn mit der Ueberwindung und Beseitigung der Grundsätze von 1789, das heißt der Grundsätze der großen französischen Revolution, haben sich alle Reaktionäre seit de Maistre, Haller und den sonstigen Ideologen der Restauration beschäftigt; das ideologische Gepäck des Faschismus weist in dieser Hinsicht vor allem einen außerordentlichen Mangel an Originalität auf. Die Lobpreisung einer starken Regierung und der Disziplin und Ordnung nimmt einen bedeutenden Raum in der Ideologie des Faschismus ein. Das erstreckt sich bis auf die sehr empirische „Ordnung in den Straßen". „Reinlichkeit und Ordnung in den Straßen — ist das kein Programm?!" — so ruft einer der Führer des Faschismus aus. Unter anderen hat auch der bekannte Soziologe Vilfredo Pareto Mussolini beeinflußt. Von ihm und teilweise von den Syndikalisten hat Mussolini die Idee der Aristokratie, der „auserwählten Minderheit" (der Elite), entlehnt. Der erste Unterrichtsminister des faschistischen Ministeriums, Prof. Gentile, hatte übrigens die Aufgabe der „aristokratischen Auslese" ernst genommen und in allen Schulen so erhöhte Anforderungen bei Versetzungen gestellt und so strenge Prüfungen eingeführt, daß schließlich eine ungeheuere Anzahl italienischer Schüler sitzen blieb. Das rief selbstverständlich eine große Unzufriedenheit der Eltern hervor, und Mussolini mußte die erste sich bietende Gelegenheit benutzen, um den allzu eifrigen Vorkämpfer der Idee der Auslese einer aristokratischen Minderheit loszuwerden.

Der Faschismus liebt es, den Parlamentarismus zu kritisieren, aber auch hier hat er kein einziges neues Wort gesagt. Seine Kritik zeichnet sich nur dadurch aus, daß sie ihre Argumente sowohl von rechts als auch von links, sowohl von den Reaktionären als auch von den Syndikalisten nimmt. Im Mittelpunkt der faschistischen Ideologie aber steht ganz unbestreitbar ein bis zum Aeußersten getriebener Chauvinismus. Auch in diesem Falle zeichnet sich der Faschismus durch keinerlei Originalität aus. Es ist nur zu verzeichnen, daß im Faschismus — und das unterscheidet ihn etwas von anderen reaktionären nationalistischen Strömungen — die antisemitische Tendenz eine untergeordnete Rolle spielt; obgleich gesagt

werden muß, daß in Italien, wo es überhaupt keinen Antisemitismus gab, dieser zugleich mit dem Auftreten der faschistischen Bewegung auftauchte, denn ein Teil der Faschisten beschäftigte sich u. a. auch mit der Propaganda judenfeindlicher Ideen. Die von Chauvinismus und Nationalismus durchdrungene imperialistische Kampfphilosophie war bereits lange vor der Entstehung des Faschismus ausgearbeitet worden. In Italien betrieben die Nationalisten mit Corradini und anderen an der Spitze eine Propaganda dieser Philosophie.

Wir sehen also, daß der Faschismus auf rein ideologischem Gebiet nichts Neues, Originelles und Abgeschlossenes gegeben hat. Er nützt einfach verschiedene Elemente der Lehren, die selbst ein Zersetzungsprodukt der einst geschlossenen bürgerlich-demokratischen Ideologie darstellen, für seine Zwecke aus.

Uebrigens messen die Faschisten selbst, wie gesagt, Doktrinen und Programmen keine große Bedeutung bei. Wir müssen folglich von ihrer Theorie zu ihrer Praxis übergehen. Hier stoßen wir vor allem auf eine ganz außerordentlich geschickte Ausnützung nationalistischer und chauvinistischer Stimmungen. Der Faschismus hat es verstanden, diese Stimmungen auf den Siedepunkt zu bringen, sie bis zu einer exaltierten Hysterie zu steigern. Die Aufgabe des Faschismus wurde bis zu einem gewissen Grade dadurch erleichtert, daß er aus dem Vorrat nationaler Befreiungsideen und Stimmungen schöpfen konnte, die sich in Italien mehr als in irgendeinem anderen Land erhalten hatten. Dem Faschismus war es leicht, seine Agitation mit den Namen Garibaldis und Mazzinis zu verbinden und das reaktionäre Wesen des Nationalismus in der ersten Zeit durch revolutionäre, republikanische und selbst „sozialistische" Phrasen zu verhüllen. In dieser Hinsicht ist die ideologische Entwicklung Mussolinis selbst interessant. Zu einer Zeit, als er noch ein extremer Revolutionär war und auf dem linken Flügel der italienischen Sozialistischen Partei stand, brachte er es fertig, seine revolutionäre Gesinnung mit der Schwärmerei für die Vereinigung von Triest und Trient mit Italien zu verbinden. In der Verbannung schrieb er eine Reihe von Artikeln (die später unter dem Titel „Il Trentino" als Sammelbuch erschienen); in diesen Artikeln vertrat er die Ideen des Irredentismus. Als Mussolini zu Anfang des Krieges begann, als Sozialpatriot aufzutreten — als er seinen Kurs schroff änderte und aus der Sozialistischen Partei wegen seiner Propaganda für die aktive Teilnahme Italiens am Kriege ausgeschlossen wurde — war seine Stellungnahme von dem gleichen Geiste des revolutionären Irredentismus durchdrungen. Mussolini betonte in allen seinen Reden, daß die feige italienische Bourgeoisie keinen Krieg wolle, daß die italienische Bourgeoisie, die die Eroberung von Tripolis begrüßt habe, jetzt nicht gegen die reaktionäre Monarchie der Habsburger und gegen die Monarchie der Hohenzollern kämpfen wolle. Mit einem Worte, der kriegerische Imperialismus wurde sehr geschickt durch solche regierungsfeindliche, gegen die Bourgeoisie gerichtete Erklärungen maskiert (was Mussolini natürlich nicht hinderte, seine Zeitung mit Ententemitteln zu finanzieren). Uebrigens ruft auch

der Umstand, daß Mussolini die kriegerischste Gestalt unter allen Renegaten und früheren Sozialisten ist, gleichfalls den Neid der internationalen und insbesondere der deutschen Reaktionäre hervor. Sie sind von dem Geschick begeistert, mit dem Mussolini eine offensiv-revolutionäre Phraseologie den Bedürfnissen des reaktionären Chauvinismus angepaßt hat. Es ist charakteristisch, daß Mannhardt, den ich oben erwähnt habe, bedauert, daß die deutsche Sozialdemokratie keine solche Gestalt hervorgebracht habe. Den deutschen Monarchisten genügt der Verrat nicht, den die deutsche Sozialdemokratie an der Arbeiterklasse begangen hat. Ebert und Scheidemann genügen ihnen nicht, ihr Traum ist ein deutscher Mussolini.

Der für Italien charakteristische Vertreter dieses scheinrevolutionären, und jedenfalls in den verschiedenartigsten Farben schillernden Nationalismus war der bekannte Dichter d'Annunzio, der durch seine Agitation unzweifelhaft viel für den Faschismus getan hat und bis zu einem gewissen Grad der Wegbereiter Mussolinis gewesen ist. Alle Handlungen d'Annunzios, und insbesondere sein Marsch nach Fiume und die berühmte Verfassung, die er dort gegeben hat, sind gleichzeitig vom Geiste des Revolutionarismus und des Chauvinismus durchdrungen. Es genügt in der Tat, einen Blick auf diese bemerkenswerte Verfassung der Provinz Carnaro zu werfen, die d'Annunzio verfaßt hat. Wir finden dort das Recht auf Arbeit, die volle Gleichheit, einen festgesetzten Minimallohn, die Verkündung des Prinzips, daß das Eigentum eine soziale Funktion sei, — mit einem Worte: alle letzten Errungenschaften der Demokratie und des, wenn man so sagen darf, juristischen Sozialismus.

Weiter sehen wir dort die Einführung einer Gilden- oder korporativen Ordnung. Die gesamte Bevölkerung wird nach ihrer Stellung in der Produktion in zehn Gilden geteilt. Diese Gilden genießen das Recht einer umfassenden Selbstverwaltung und stellen die Grundlage der politischen Organisation dar. Unter anderem ist bemerkenswert, daß die letzte, zehnte Gilde für Leute bestimmt ist, die keinem Beruf angehören, und die, nach der Ansicht d'Annunzios, die „mystische Kraft des Fortschritts und des Abenteuers" als die „Genies des Unbekannten" und als die „Menschen der Zukunft" (!) repräsentieren sollen.

Man muß sagen, daß Mussolini, der ein Mensch von ganz anderem Kaliber ist wie der Dichter d'Annunzio, das Abenteuer von Fiume und die Stimmung, die damals entstand, sehr gut ausgenutzt hat; selbst aber hat er daran keinen Anteil genommen, weil er den unausbleiblichen Zusammenbruch dieses Abenteuers voraussah. Er hat die Eroberung Fiumes in vollem Maße zur Entfesselung des Chauvinismus ausgenutzt, ohne sich selbst auf gewagte und romantische Unternehmungen einzulassen. Das charakterisiert ihn in genügendem Maße.

Der Nationalismus hat in Italien für seine Agitation auch die Tatsache in umfassendem Maße ausgenutzt, daß Italien als Großmacht zweiten Ranges stets gewisse Demütigungen seines Ehrgeizes

erdulden mußte, — Italien wurde auf der Friedenskonferenz in Versailles nicht voll genommen, Italien bekam Fiume nicht und wurde bei der Verteilung der Kolonien übergangen. Zu derselben Zeit wandte sich der Apostel des bürgerlichen Pazifismus, Wilson, in einer schroffen Weise gerade gegen die italienische Regierung; er beschuldigte sie der Eroberungssucht und warf ihr vor, nicht mit den Grundsätzen des Selbstbestimmungsrechts der Völker rechnen zu wollen. Das schuf einen sehr günstigen Boden für die faschistische Agitation. Die Faschisten warfen den Anhängern des demokratischen Pazifismus, wie Nitti, vor, sie seien im Grunde genommen Agenten des ausländischen Kapitals. „Die Demokratie" — erklärt ein faschistischer Journalist, der Redakteur des „Impero", ironisch — „das ist ein Luxus, den sich nur ganz reiche Länder leisten können. In Frankreich dient das Gepäck der demokratischen Ideen nur als Schmuck, in Wirklichkeit wird ein Quadratkilometer der Sahara höher bewertet als alle Heiligtümer der Demokratie" ... „Die Italiener" — so setzt er denselben Gedanken fort — „haben die Demokratie vertrieben, die den Krieg nicht gewollt, die ihn schlecht geführt und die es nicht verstanden hat, die Früchte des Sieges zu ernten" (Maurano, „Pourquoi le fascisme italien est antidemocratique", „Nouvelle revue" vom 15. Juli 1926). Unter anderem hat ebenso der deutsche Faschismus in seiner Agitation gegen die deutschen Sozialdemokraten und gegen die bürgerlichen Parteien des Zentrums und der Demokraten in vollem Maße gerade die Tatsache ausgenutzt, daß die Politik der Unterwerfung unter den Versailler Frieden, die Politik der Erfüllung des Versailler Vertrags ein Verrat an dem deutschen Volke ist.

Im Jahre 1919 waren aber in Italien die Bedingungen für eine solche nationalistische Agitation wenig günstig; die wirtschaftliche Lage war nach dem Krieg so schwer, die Erbitterung der Massen und die Kriegsmüdigkeit so groß, daß die italienische Regierung es nicht einmal wagte, ihren Sieg richtig zu feiern. Die bekannte Zeremonie der „Bestattung des unbekannten Soldaten", die, wie man sagt, zuerst in Italien vorgeschlagen worden war, wurde in London und in Paris früher durchgeführt; in Italien mußte sie aufgeschoben werden, und erst nachdem die Arbeiterbewegung niedergeschlagen war, entschloß sich die italienische Regierung, diese Zeremonie zu veranstalten. Mit einem Wort: im Jahre 1919, als Mussolini die Organisation seiner „Fasci di combattimento" in die Wege leitete, fand der Faschismus nicht nur bei den Massen, sondern auch in den engsten Kreisen noch keinerlei Widerhall. Um Mussolini scharten sich ein paar Tausend Mann, vor allem aus den Reihen der kleinbürgerlichen Jugend, und vornehmlich frühere Frontkämpfer. Aber die Arbeit, die er damals mit ihnen leistete, erlaubte ihm, einen nach militärischem Muster gutorganisierten Kerntrupp zu schaffen, um den sich dann bei einer günstigen Wendung der Ereignisse sofort Anhänger scharten. Und diese günstigen Bedingungen traten sofort ein, nachdem in der Entwicklung der revolutionären Bewegung ein Wendepunkt eingetreten war, und als die Halbheit und Unent-

schiedenheit der Sozialistischen Partei, der Mangel an einer wirklichen revolutionären Führung die Voraussetzungen für die Niederwerfung dieser Bewegung geschaffen hatten. Bevor wir aber diese Frage behandeln, müssen wir einiges über die soziale Zusammensetzung der ersten faschistischen Organisationen sagen. Sie bestanden, wie erwähnt, vornehmlich aus Vertretern kleinbürgerlicher Schichten[1]. Aber das war nicht das Kleinbürgertum der Periode der frühen kapitalistischen Entwicklung; es waren zum größten Teil Vertreter jener Schicht, die besonders im letzten Jahrzehnt der kapitalistischen Entwicklung angewachsen war — der technischen Intelligenz und der Angestellten. Das ist also nicht das Kleinbürgertum, das wir in den Revolutionen zu Ende des 18. und in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts gesehen haben, das heißt Handwerker, Krämer usw. Hier haben wir eine andere Schicht, deren soziale Stellung vom technischen Fortschritt und von der Entwicklung des Kapitalismus abhängt, und die deshalb geeigneter ist, eine dienende Rolle bei dem Großkapital zu spielen. Das ist ihr charakteristischer Zug. Die Vorhut dieser Schicht ist die akademische Jugend. Bekanntlich steht in Deutschland die ungeheure Mehrheit der Studenten unter dem Einfluß der extremsten rechten Organisationen; es ist charakteristisch, daß unter den Opfern des Hitlerputsches, denen Hitler sein Buch widmet[2], von etwa fünfzehn, die namentlich aufgeführt werden, zwei bis drei Kaufleute und Rentiers sind, zwei Arbeiter, die übrigen aber Studenten und Angestellte, darunter drei Ingenieure. Es ist auch charakteristisch, daß Mussolini bei dem Aufbau seiner Organisation von Anfang an die Notwendigkeit der Schaffung sogenannter „Kompetenzgruppen" betonte, das heißt von Gruppen, in denen Leute vereinigt wurden, die über technische Spezialkenntnisse verfügten. Ueberhaupt zieht sich diese Betonung der Verbindung zwischen dem Faschismus und der technischen Intelligenz wie ein roter Faden durch alle Ausführungen Mussolinis. In dieser Hinsicht versucht er manchmal, die Dinge so darzustellen, daß er behauptet, ihm sei es von Anfang an gelungen, einen Fehler zu vermeiden, den die Bolschewiki angeblich gemacht und später selbst zugegeben hätten. In einer seiner ersten Reden in der Kammer machte er den italienischen Sozialisten den Vorwurf, sie begriffen die Bedeutung der Spezialisten nicht, und berief sich dabei auf die russische Erfahrung (!); diese habe gezeigt, ein x-beliebiger Regimentskoch könne nicht an die Spitze einer Armee gestellt werden".

Wenn wir die Frage der Wurzeln des Faschismus unter den Intellektuellen und insbesondere unter der studierenden Jugend untersuchen, so müssen wir dabei die spezifischen Bedingungen der Nachkriegszeit im Auge behalten. Dieses Moment ist in der dem italienischen Faschismus gewidmeten Arbeit von R. Michels sehr

[1] Siehe Mannhardt, „Der Faschismus", S. 186.

[2] A. Hitler, „Mein Kampf. Eine Abrechnung," 1926.

gut klargelegt. Michels[1] hebt hervor, daß bei Kriegsende in Italien eine Lage entstanden war, wie ähnlich auch in anderen Ländern; und zwar war das Proletariat infolge seiner Organisation, Masse und der Möglichkeit, einen Druck auf die Regierung auszuüben, besser imstande, seine wirtschaftlichen Forderungen zu vertreten als die intellektuellen Mittelschichten, die Angestellten. Michels führt Zahlen an, aus denen ersichtlich ist, daß die Lohnerhöhung auf den Eisenbahnen bei den oberen Angestellten 100 Prozent, bei den unteren 900 Prozent betrug. In einer schweren Lage war die akademische Jugend. Sie kehrte von der Front zurück und erwartete, daß man sie mit offenen Armen empfangen würde; statt der Anerkennung ihrer Verdienste für das Vaterland stand sie aber vor nichtbestandenen Prüfungen in der Gegenwart und vor der Drohung der wirtschaftlichen Unsicherheit in der Zukunft; die Wohnungskrise war ungeheuer, so daß die Studenten nicht einmal in der Universitätsstadt wohnen konnten; dazu kam die volle Unmöglichkeit, Arbeit zu finden, die Konkurrenz der Frauenarbeit usw. Nicht besser war die Lage der Dozenten. Derselbe Michels führt Zahlen an, aus denen ersichtlich ist, daß jeder Dozent vor dem Krieg auf 250, jetzt aber nur auf 30 Hörer rechnen konnte, was natürlich eine entsprechende Verringerung seiner Bezüge bedeutete. Die Ueberproduktion an Intellektuellen, an der Italien überhaupt immer gelitten hatte, trat so ganz kraß in Erscheinung. In den Jahren 1919 und 1920 kam es soweit, daß der Generalrat für Auswanderung ein Rundschreiben an alle italienischen Konsuln versandte, in dem vorgeschlagen wurde, die Möglichkeit einer Auswanderung italienischer Professoren und Dozenten und ihrer Verwendung im Ausland zu untersuchen. Es war um so leichter, einen gewissen Teil der kleinbürgerlichen Intellektuellen gegen das sozialistische Proletariat aufzubringen, als zu den ideologischen Beweggründen („Patriotismus", Kampf gegen den „Vaterlandsverrat") das hinzukam, was Michels den „Klassenkampf à rebours" nennt, das heißt das Bestreben der Mittelschichten nach Zurückgewinnung ihrer früheren, mehr gesicherten Lage, ihrer Ueberlegenheit über das Proletariat. Die Erbitterung der kleinbürgerlichen und intellektuellen Mittelschichten gegen die Arbeiter war die Grundlage, auf der der Faschismus seinen ersten Kerntrupp schaffen konnte. In seiner weiteren Entwicklung mußte diese Bewegung sich unvermeidlich mit der äußersten Reaktion, mit den agrarischen und monarchistischen Gruppierungen und dem Finanzkapital verbinden und eine Einheitsfront mit ihnen bilden.

Eine weitere Besonderheit des Faschismus, und zwar diejenige, die vielleicht für ihn am charakteristischsten ist, ist die Ausnützung der Massenorganisation, und zwar einer disziplinierten, nach militärischen Vorbildern aufgebauten Organisation. Hier kam natürlich der Einfluß des Krieges zum Ausdruck; es war ganz natürlich, daß frühere Frontkämpfer, in ihrer Mehrzahl frühere Offiziere, bei ihrer

[1] R. Michels, „Der Aufstieg des Faschismus in Italien". „Archiv für Sozialwissenschaft", 1924. 52. Band, I. Teil.

Vereinigung zu gemeinsamen politischen Aktionen die Formen der militärischen Organisation, die ihnen geläufig war, anwenden mußten.

Zweitens hat Mussolini unzweifelhaft die Erfahrungen unserer Revolution und unserer bolschewistischen Partei ausgenutzt. Das ist ganz unbestreitbar. Aus den Reden Mussolinis geht hervor, daß er äußerst aufmerksam das, was bei uns vorgeht, verfolgt hat, und daß er sich bemüht hat, es für sich auszunützen.

Die faschistische Organisation ist bestrebt, nicht nur die erwachsene männliche Bevölkerung zu erfassen. Sie widmet auch den Frauen und der heranwachsenden Generation ihre Aufmerksamkeit. Nach offiziellen Mitteilungen, die das faschistische Pressebureau im Herbst 1926, am vierten Jahrestag des Marsches nach Rom, veröffentlichte, betrug die Zahl der fasci oder Vereine 9472 mit 938 000 Mitgliedern; außerdem bestanden 1185 weibliche fasci mit 53 000 Mitgliedern, 4390 fasci d'avanguardia (Jugendorganisationen) mit 211 000 Mitgliedern, und endlich 4850 Kinderorganisationen (balilla) mit 269 000 Mitgliedern.

Charakteristisch ist auch, daß die faschistische Organisation sich von Anfang an den Kampf um die Macht zum Ziele setzte, und zwar den Kampf mit allen Mitteln, auch solchen, die die bestehende Legalität direkt verletzen. Diese direkte Zielsetzung unterscheidet die faschistische Bewegung ganz scharf von den politischen Organisationen von parlamentarischem Typus.

Auch hier hat Mussolini die Erfahrungen des Bolschewismus übernommen. Uebrigens macht er in einem seiner wenigen theoretischen Aufsätze selbst einen Vergleich zwischen „dem bolschewistischen und dem faschistischen Experiment", die beide gezeigt hätten, daß man „den Staat ohne die liberale Doktrin, außerhalb dieser Doktrin und sogar gegen sie beherrschen könne". Mit einem Worte, die Art, wie die Frage der Rolle der Partei, ihrer Aufgaben, des Verhältnisses von Partei und Staat gestellt wird, erinnert in formaler Hinsicht sehr an die Fragestellung des Bolschewismus. Wir werden später noch auf diese Parallele zurückkommen. Einstweilen genügt uns die Feststellung, daß das faschistische Regime ein Regime der Parteidiktatur ist, und daß es sich in dieser Hinsicht von der reinen, bonapartistischen Militärdiktatur unterscheidet, die sich auf die Armee stützt. Die Ausnützung der politischen Massenorganisation ist eine Quelle der Kraft und Schwäche für Mussolini. Eine Quelle der Kraft aus dem Grunde, weil Mussolini hier einen Stützpunkt hat, weil ihm eine politische Kraft zur Verfügung steht, auf die er sich stützen kann, wenn er gegen andere Kräfte kämpfen muß. In Italien besteht eine Monarchie, dort gibt es eine katholische Kirche und eine Armee, ein Großkapital, das zwar gegenwärtig mit dem Faschismus zusammengeht, ihm aber mit einem gewissen Mißtrauen gegenübersteht. Mussolini kann aber hier manövrieren, da er eine politische Massenorganisation zur Verfügung hat, die kleinbürgerliche und sogar proletarische Schichten umfaßt. Aber andererseits muß er ihr gewisse demagogische Konzessionen machen, um

sie zu seiner Verfügung zu haben. Im Grunde genommen muß er die Möglichkeit der Herstellung einer festen bürgerlichen Ordnung untergraben, er muß den Kampf zwischen den faschistischen und den antifaschistischen Elementen der Bourgeoisie fortsetzen und vertiefen. Er ist gezwungen, diesen Kampf zu entfachen. Er gerät in die Lage eines Menschen, der mit den Geistern nicht fertig wird, die er selbst gerufen hat. Diesen Vergleich hat übrigens Mussolini selbst in seiner Senatsrede nach der Ermordung Matteottis angewandt.

II.

Um das konkrete geschichtliche Ereignis zu erklären, um zu erklären, weshalb die Faschisten gerade in Italien und gerade im Jahre 1922 die Macht übernommen haben, ist es notwendig, auf die Geschichte der Nachkriegsjahre und insbesondere auf die Geschichte jener Epoche des Umschwungs einzugehen, deren Einfluß entscheidend gewesen ist, das heißt auf die Geschichte des Jahres 1920. Weshalb wurde der Faschismus, der im Jahre 1919 ein ganz bedeutungsloses Häuflein war, im Jahre 1921 bereits zu einer ernsthaften politischen Kraft? Das kann nur erklärt werden, wenn man die Entwicklung und die Mißerfolge der revolutionären Arbeiterbewegung Italiens in dieser Periode analysiert.

Italien war im Jahre 1920 seinem Oktober viel näher, als man annehmen könnte. Ein eingehendes Studium der Ereignisse, die sich in Italien im Jahre 1920 abspielten, liefert uns ein Bild, das sehr an unsere Kerenskizeit erinnert. Es ist allgemein bekannt, daß im September 1920 ein gewaltiger Streik der Metallarbeiter in Norditalien begann, der zur Besetzung der Fabriken durch die Arbeiter und in seinem weiteren Verlauf zu Ereignissen führte, die zweifellos als das Vorspiel des Bürgerkrieges bezeichnet werden müssen; denn die Arbeiter hatten nicht nur die Betriebe besetzt, sie bewaffneten sich, sie hatten organisierte bewaffnete Abteilungen, sie verwandelten die Fabriken in wahre Festungen und hatten zum mindesten in bestimmten Gebieten die tatsächliche Macht an sich gerissen. Aber nicht nur diese Bewegung kennzeichnet die Anspannung des Kampfes in Italien; hierzu kommt noch das, was in den Landgemeinden vor sich ging, die revolutionäre Bewegung, die die Landarbeiter, die Kleinpächter und die Bauern ergriffen hatte. Endlich kommt noch die Tatsache hinzu, daß eine ganze Reihe italienischer Stadtverwaltungen damals von den Sozialisten in Besitz genommen war: Bologna, Florenz, Mantua, Mailand, Ferrara — diese größten Städte Norditaliens befanden sich damals in den Händen der Sozialisten. Dieser Umstand — der an sich nichts Neues darstellte, denn sozialistische Stadtverwaltungen hatten wir auch vorher — hatte in diesem Augenblick eine ganz besondere Bedeutung. Diese Stadtverwaltungen verwirklichten nämlich eine tatsächliche Diktatur über die betreffende Stadt oder das betreffende Gebiet, oder

sie versuchten zum mindesten das zu tun; sie verfügten über bewaffnete Abteilungen, führten Requisitionen durch, verteilten Lebensmittel, kontrollierten den Automobil- und Eisenbahnverkehr usw. An einigen Stellen erinnerte die Lage sehr an die Verhältnisse, die bei uns 1917 in solchen Städten herrschten, wo die Räte noch zu Kerenskis Zeiten eine fast unbeschränkte Macht ausübten, wie z. B. in Zarizyn oder in Kronstadt.

Ein italienischer Historiker, Villari, beschreibt in seinem Buch „Das Erwachen Italiens" sehr eingehend alle diese „Schrecken der sozialistischen und kommunistischen Diktatur", die sich in der Requisition von Vorräten und Verkehrsmitteln, in der Festsetzung von Höchstpreisen, in einer Rationierung nach dem Klassengesichtspunkt, in der Schaffung von bewaffneten Abteilungen usw. äußerten. Genua, das einer der wichtigsten Häfen Italiens ist, befand sich z. B. in den Händen des Verbandes der Seeleute und Hafenarbeiter; und die gesamte Arbeit im Hafen und folglich der gesamte Seehandel Italiens befand sich unter der Kontrolle von Arbeiterorganisationen — kein einziger Dampfer konnte den Hafen ohne ihr Wissen und ohne ihre Genehmigung verlassen. Der Verband der Seeleute hielt insbesondere Dampfer fest, die mit Waffen beladen waren, die gegen Sowjetrußland verwandt werden sollten. Die allgemeine Lage wird sehr bezeichnend durch einen Ausspruch charakterisiert, der damals in Italien sehr populär war. Anläßlich des Kampfes, den die italienische Regierung führte, um von den Alliierten Fiume zu erlangen, wurde nicht ohne Witz behauptet: „Italien wird vielleicht Fiume erhalten, aber Bologna hat es schon verloren." Selbstverständlich war die industrielle Bourgeoisie in einer solchen Lage bereit, sich mit jedermann zu verbünden, wenn nur die „Ordnung" wiederhergestellt wurde. Die Regierung hatte absolut keine Macht, das zu tun: sie war nicht in der Lage, über ihre militärische Macht zu verfügen, sie war nicht imstande, diese militärische Macht auf den Eisenbahnen zu transportieren, denn jede solche Truppenbewegung führte stets zu sofortigen Streiks. Als die italienischen Truppen in Valona sich infolge eines Aufstandes der Albanesen in einer schwierigen Lage befanden, antwortete die Regierung auf ihre Bitte um Unterstützung, sie könne das nicht tun, weil der Versuch einer Entsendung von Truppen den Generalstreik zur Folge haben würde. Die Eisenbahner terrorisierten die Regierung dermaßen, daß der Ministerpräsident Nitti es bei seiner Reise zur Konferenz in San Remo nicht wagte, die Eisenbahn zu benutzen, sondern insgeheim in einem Torpedoboot fuhr. Derselbe Nitti erließ einen Befehl, in dem den Offizieren empfohlen wurde, sich auf den Straßen in Zivil zu zeigen. Die Verzweiflung des bürgerlichen Teils der Gesellschaft und seine Sehnsucht nach einer festen Staatsmacht kam in einem Artikel des bekannten Historikers Ferrero plastisch zum Ausdruck:

> „Wir haben einen König, ein Parlament, einen Verwaltungsapparat, Generale, Admirale, Beamte, Präfekten, Richter, Schreiber, Schutzleute; wir haben eine Armee, eine Gendarme-

rie und eine Garde; wir haben Gesetzbücher, die so schwere Strafen für Gesetzesverletzungen vorsehen, daß in einer anderen Zeit jedermann dadurch eingeschüchtert worden wäre; wir haben einen Staatsschatz, der Milliarden zählt — und wir, die wir über alle diese Hilfsquellen verfügen, werden wir denn nicht im Augenblick der größten Gefahr die paar Leute finden, die imstande sind, eine Regierung zu bilden, die die Kraft hat, für die folgenden zwei Gebote Gehorsam zu erzwingen: du sollst nicht töten, du sollst nicht stehlen![1]"

Die Bourgeoisie war, mit Einschluß ihres allerliberalsten Teils, bereit, sich mit jedermann, mit jedem x-beliebigen Landsknecht zu verbünden, wenn er nur ihr geheiligtes Eigentum rettete. Der Faschismus trat in der Rolle eines solchen Retters auf den Plan. Es muß bemerkt werden, daß die Faschisten während der Besetzung der Betriebe durch die Arbeiter noch nicht aktiv gegen die Arbeiter aufgetreten waren; Mussolini hatte im Gegenteil damals so etwas wie Sympathie gegenüber dieser Bewegung geäußert[2].

In diese Zeit fallen seine Reden darüber, daß die Hebung der Produktion das Wichtigste sei, und daß er, Mussolini, nicht verfehlen würde, den Gewerkschaften das Recht zuzuerkennen, an die Stelle der Unternehmer zu treten, wenn sie, die Gewerkschaften, diese Hebung der Produktion sicherten. Praktisch verhielten sich die Faschisten neutral. Aber die kleinbürgerlichen Massen des Faschismus waren natürlich gegen die Arbeiter gestimmt und bereit, den Kampf gegen sie aufzunehmen. Der Schauplatz des Kampfes waren in erster Linie die sozialistischen Stadtverwaltungen. Die Faschisten richteten ihre Schläge sowohl gegen die sozialistischen Stadtverwaltungen als auch gegen die Arbeiterorganisationen, von denen diese unterstützt wurden. Das führte sofort dazu, daß den Kassen der faschistischen Organisationen in verstärktem Maße Geldmittel zuflossen. Die Bourgeoisie sah in den Faschisten nicht nur die Retter vor dem kommenden Umsturz, sondern auch Leute, auf die man sich in dem rein lokalen Kampfe gegen die sozialistischen Stadtverwaltungen, die an dem geheiligten Recht des Eigentums rüttelten, stützen konnte. Denn die Sozialisten führten dort, wo sie die Mehrheit erhielten, eine starke Belastung des Kapitals ein, sie organisierten öffentliche Arbeiten, erhöhten die Arbeitslosenunterstützungen usw. Charakteristisch waren die Ereignisse, die sich in Mailand abspielten: im Mittelpunkt des Kampfes stand hier die städtische Bank, über die nunmehr die sozialistische Mehrheit der Stadtverwaltung verfügen sollte. Die Bourgeoisie befürchtete, daß die Mittel der Bank zur Unterstützung sozialistischer Genossenschaften und anderer Arbeiterorganisationen ausgenützt werden würden, sie schlug Lärm und wandte sich an die Faschisten um Hilfe. Diese besetzten den Palazzo Marino (das Rathaus). Das Eingreifen der Faschisten lieferte der Regierung den Vorwand, um die Stadtverwaltung aufzulösen, und auf diese Weise wurde die

[1] G. Ferrero, „Four Years of Fascism", 1924. S. 60.
[2] Odon Por, „Fascism", S. 41.

Bank „gerettet". Mit Hilfe richtiger militärischer Operationen gelang es den Faschisten im Frühjahr 1921, die roten Stadtverwaltungen zu zertrümmern. Die Faschisten besetzten die Städte und bauten ihre Erfolge aus; das hatten sie ihrer Organisation und dem Umstand zu verdanken, daß die Gegenseite nicht genügend organisiert war und ihnen keinen ebenso entschlossenen militärischen Widerstand entgegensetzen konnte. Die Faschisten dehnten ihre Strafexpeditionen nunmehr auch auf ländliche Gegenden aus, wo sie als Verteidiger der Agrarier auftraten. Mussolini nützte hierbei die Gegensätze aus, die zwischen den Landarbeitern einerseits und den Kleinpächtern und Bauern andererseits bestanden. Diese Taktik wurde dadurch erleichtert, daß die Sozialistische Partei Italiens die Rolle der Eigentümerinstinkte bei den Bauern, die sich auch bei einem gewissen Teil der Landarbeiter äußerten, unterschätzte. Die Faschisten nützten diese Stimmungen aus und waren dadurch in der Lage, einen Keil zwischen den klassenbewußten sozialistischen Teil der Landarbeiter und die übrige Masse zu treiben; mit Hilfe von Gutsbesitzerssöhnen und Großbauern bildeten sie Abteilungen, die an die Zertrümmerung der roten Gewerkschaften gingen. So wurde ein festes Band zwischen den Faschisten einerseits und dem Großkapital und den Agrariern andererseits geknüpft[1]. Den Faschisten beginnen Geldmittel zuzufließen, sie werden mit Waffen und Transportmitteln (Lastwagen) versorgt. Der Faschismus wird mit einem Schlage zu einer bedeutenden Macht. Wenn im Mai 1920, nach den eigenen Berechnungen der Faschisten, 100 Gruppen mit 30 000 Mitgliedern bestanden, so gab es im Dezember desselben Jahres bereits 8000 fasci (Ortsgruppen) mit 50 000 Mitgliedern. Gleichzeitig gehen die Faschisten nicht nur daran, die sozialistischen Genossenschaften zu zertrümmern und sie in eigene faschistische Genossenschaften zu verwandeln, nicht nur daran, die Arbeiterorganisationen zu zertrümmern. Sie beginnen auch, eigene nationale faschistische Gewerkschaften zu schaffen. Es ist interessant, daß die Idee, die dieser Bewegung zugrunde gelegt wurde, letzten Endes aus der Schatzkammer des Reformismus stammte. Mussolini zitiert mit großem Beifall den französischen Reformisten Merrheim; dieser hatte den Gedanken ausgesprochen, daß die Arbeiter in der Periode der Nachkriegskrise nicht an die Verteilung denken dürften, sondern nur für eine Steigerung der Produktion sorgen müßten. Daraus wurde der

[1] Zur Frage der sozialen Grundlage des Faschismus in ländlichen Gebieten siehe den Artikel von Genari in „Kommunistische Internationale", 9, Jahrg. 1925. Uebrigens haben die Faschisten, die an die Eigentumsinstinkte der Bauernschaft appellierten, nichts getan, um die Bauern wirklich mit Land zu versorgen. Der deutsche Schriftsteller Mannhardt kommt zu dem Ergebnis, daß die Bauern sich bisher mit Versprechungen begnügt hätten, denn Mussolini habe nicht einmal den Gedanken einer Agrarreform erwogen (Mannhardt, „Der Faschismus", S. 188). Der faschistische Theoretiker Gorgolini, der sehr viel Worte über die Schädlichkeit der Latifundien und die Vorzüge des kleinen Eigentums macht, kommt schließlich zu dem Ergebnis, daß das innerliche Bestreben des Arbeiters, seine Ersparnisse zu verdoppeln, um sich so den rechtmäßigen Grundbesitz zu sichern, ausreiche, um die Entwicklung dieses kleinen Eigentums zu gewährleisten. (Gorgolini, Fascismo, französische Uebersetzung. S. 70.)

weitere Schluß gezogen, daß der Klassenkampf gegen die Kapitalisten unsinnig und daß es möglich sei, die Interessen der Unternehmer und der Arbeiter auf dem Boden der gemeinsamen nationalen Aufgaben miteinander zu versöhnen.

Im Jahre 1921 streift der Faschismus bereits seine antiplutokratische und revolutionäre Hülle ab. Er bekennt sich offen zu dem Programm einer starken Staatsmacht bei gleichzeitiger Bewegungsfreiheit für das Kapital. Das faschistische Programm von 1921 hebt die Forderung der Abschaffung der Staatsmonopole und der Herstellung günstigerer Bedingungen für die kapitalistische Akkumulation hervor; der Staat müsse auf seine wesentlichen Funktionen beschränkt werden, die Aktivität der Bürger in ihrer Rolle als Produzenten müsse zur Kompetenz der technischen Beiräte gehören. In seiner ersten Parlamentsrede (am 21. Juni 1921) verkündet Mussolini folgende Apologie des Kapitalismus:

> „Wir erklären auch auf Grund der neuesten sozialistischen Literatur, die Sie nicht von sich weisen sollten, daß die wirkliche Geschichte vom Kapitalismus erst jetzt beginnt, denn Kapitalismus ist nicht nur ein System der Unterdrückung, sondern er stellt viel mehr eine Auswahl vom Wertvollsten dar, eine Gleichstellung der Tüchtigsten, einen stärker entwickelten Sinn für individuelle Verantwortlichkeit[1]".

Es ist interessant, damit das Programm der Faschisten zu vergleichen, das im März 1919 angenommen wurde: es enthielt in seinem wirtschaftlichen Teil den achtstündigen Arbeitstag, den gesetzlichen Minimallohn, Sozialversicherung, Teilnahme der Arbeiter an der Leitung der Produktion, starke Erhöhung der direkten Steuern, Konfiskation des kirchlichen Eigentums, Konfiskation von 85 Prozent der Kriegsgewinne und eine hohe Kapitalsteuer.

Unmittelbar vor der Uebernahme der Macht sagt sich Mussolini von seinen republikanischen und antiklerikalen Auffassungen los. Er macht einen Schritt zur Versöhnung mit Thron und Altar. Es muß hier bemerkt werden, daß schon im Jahre 1921 seine Erklärung, der Faschismus sei eine ihrem Wesen nach republikanische Strömung, bei den Faschisten selbst auf keine Sympathie gestoßen war. In seiner Rede in Udine, am 20. September 1922, spricht Mussolini bereits eine andere Sprache:

> „Sie müssen den Mut haben, Monarchisten zu sein. Warum sind wir denn Republikaner? Eigentlich, weil wir einen Monarchen haben, der nicht genügend monarchistisch ist. Die Monarchie würde die historische Stetigkeit der Nation versinnbildlichen, eine glänzende Aufgabe von unberechenbarer Wichtigkeit."

Vor dem Marsch auf Rom geben die Mitglieder des faschistischen Viererausschusses, dem die Leitung des Marsches übertragen war, die Versicherung ab, daß sie der katholischen Kirche mit voller Achtung gegenüberstehen.

[1] Benito Mussolini, „Reden". Herausgegeben von M. H. Meyer, 1925, S. 96.

Bereits ziemlich lange vor dem Umsturz beginnt der Faschismus als ein Staat im Staate aufzutreten. Die faschistische Organisation diktiert der Regierung ihren Willen oder tritt einfach an Stelle der staatlichen Organe. Die Arbeiterbewegung, die durch den Verrat der Reformisten und die Halbheit der zentristischen Führer desorganisiert war, ging zurück. Der Wendepunkt war der Herbst 1920, als infolge des Eingreifens der reformistischen Führer der Generalföderation der Arbeit die Bewegung der Betriebsbesetzung abgewürgt wurde. Es ist sehr wichtig, hier zu betonen, daß die Kommunistische Partei sich erst im Jahre 1921, d. h. nachdem der Umschwung in der Arbeiterbewegung bereits erfolgt war, als selbständige Organisation konstituiert hat. Die Versuche, Streiks zur Verteidigung gegen den wachsenden Einfluß des Faschismus zu führen, hatten keinen Erfolg. Die Generalstreiks brachen zusammen. Besonders unglücklich verlief der Generalstreik im August 1922. Damals gelang es den faschistischen Organisationen mit Hilfe von Terror und Streikbrechern, den Streik binnen kürzester Frist niederzuschlagen. Während dieses Streiks erklärten die Faschisten, daß sie der Regierung eine 48stündige Frist geben und daß sie genötigt sein würden, selbständig aufzutreten und das Ende des Streiks mit eigenen Mitteln herbeizuführen, wenn die Regierung nicht binnen dieser Frist mit dem Streik fertig werden würde. Nach derselben Weise verfuhren die Faschisten bei der Zertrümmerung der Selbstverwaltungsorgane in Südtirol. Diese Aktion ging dem Marsch auf Rom unmittelbar voraus und stellte gewissermaßen die Generalprobe dafür dar. Wenn wir jetzt die Uebernahme der Macht durch die Faschisten behandeln, so müssen wir vor allem feststellen, daß der Augenblick des höchsten Aufschwungs der revolutionären Welle bereits vorbei war und daß die unmittelbar revolutionäre Situation, die im Jahre 1920 vorhanden war, im Jahre 1922 nicht mehr bestand. Es fragt sich nun: wenn der bürgerlichen Gesellschaft keine direkte Gefahr drohte, was hat dann die Errichtung der faschistischen Diktatur veranlaßt?

Die bürgerlichen Gegner des Faschismus bemühen sich mit aller Kraft um den Nachweis, daß es nicht möglich sei, die Uebernahme der Macht durch die Faschisten im Herbst 1922 mit der „Rettung Italiens vor dem Bolschewismus" zu rechtfertigen. Vielleicht haben sie hierin auch recht; aber es ist auch ganz unzweifelhaft, daß das bürgerliche Italien ohne Diktatur, lediglich mit den Methoden des Parlamentarismus nicht auskommen konnte. Die Diktatur war deshalb notwendig, weil die parlamentarische Regierung völlig unfähig war, die Maßregeln durchzuführen, die notwendig waren, um das Gleichgewicht des Staatshaushalts wiederherzustellen, das Defizit zu beseitigen, die Sparsamkeitsmaßregeln durchzuführen, den geschwächten Staatsapparat zu festigen, mit einem Worte, um alle die außerordentlichen Finanz- und Verwaltungsmaßregeln in die Wege zu leiten, die die Vorbedingung der kapitalistischen Stabilisierung darstellen, und zu deren Durchführung die Regierung, wie wir das in vielen anderen Ländern (Deutschland, Frankreich und Polen) gesehen haben, außerordentliche Vollmachten erhält. Die Kammer,

in der keine ausgeprägte Mehrheit vorhanden war, in der eine sehr große sozialistische Fraktion saß, und daneben eine nicht minder zahlreiche Fraktion der kleinbürgerlichen katholischen Partei der „Popolari" sowie zersplitterte liberale Gruppen, — diese Kammer konnte keine Kombination hervorbringen, auf die man sich bei der Durchführung aller dieser Maßregeln hätte stützen können. Die parlamentarischen Kabinette waren diskreditiert, da sie gezeigt hatten, daß sie vollkommen hilflos und unfähig waren, irgendein Programm durchzuführen. Deshalb brauchte die Bourgeoisie einen Diktator: in bestimmten Kreisen wurde von der Diktatur gesprochen; ein englischer Schriftsteller deutet direkt an, daß Mussolini eigentlich gar nicht die für diesen Posten bestimmte Person gewesen war, und daß andere Kandidaten genannt wurden, wie z. B. d'Annunzio und später der General Peppino Garibaldi. Diese Kandidaturen wurden gegenstandslos, weil die genannten Personen diese Ehre ablehnten; der Faschismus aber war da, der Diktator war da und schritt entschlossen zur Macht. Deshalb mußte man sich, wie der erwähnte englische Schriftsteller erzählt, damit zufrieden geben, daß „der letzte Akt des Stückes sich nicht ganz so abspielte, wie es im Textbuch vorgesehen war"[1]. Der Marsch auf Rom selbst war ein einziges Possenspiel. Die Faschisten schrieben zwar in ihrem Aufruf aus Anlaß dieses Ereignisses, daß man „nach römischem Muster alle geistigen und körperlichen Kräfte aufbieten" müsse; in Wirklichkeit war aber gar kein Anlaß zum Aufgebot dieser Kräfte vorhanden, weil gar kein ernsthafter Widerstand erwartet wurde; die Sozialistische Partei konnte keinen Widerstand leisten, auch die Kommunistische Partei war zu schwach, um die Arbeiterklasse zu aktivem Widerstand zu sammeln. Was die Armee anbelangt, so beabsichtigte man gar nicht, gegen sie zu kämpfen. Die Organisation des Marsches auf Rom war mit den Führern der Partei der Nationalisten (die die Großindustrie und die Banken repräsentierten), mit dem König und mit den obersten militärischen Stellen vereinbart worden. Alles war somit im voraus abgemacht. Was das Parlament anbetrifft, so war es natürlich auch nicht imstande, Widerstand zu leisten. Die Liberalen versöhnten sich rasch mit dem Staatsstreich und trösteten sich mit der Hoffnung, daß Mussolini, der freilich auf eine etwas ungewöhnliche Weise zur Macht gekommen sei, mit der Zeit Vernunft annehmen und schließlich allmählich zu konstitutionellen Methoden zurückkehren würde. In der Tat beschloß Mussolini, das Parlament in der ersten Zeit nicht anzutasten, „dem Volk dieses Spielzeug zu lassen", wie er in einer seiner Reden sagte. Freilich betonte er gleich bei seinem ersten Auftreten die Verachtung, die er dem Parlament entgegenbrachte, aber es fiel ihm nicht ein, das Parlament auseinanderzujagen, — so wenig Schwierigkeiten machte es ihm. Ohne Widerspruch gab das Parlament Mussolini die außerordentlichen Vollmachten, die er verlangte, und wurde dann auf längere Zeit vertagt[2]. Uebrigens hat

[1] Siehe James Murphy, „The parabole of fascism", „Fortnightly Review".
[2] Im Jahre 1924 veranstaltete Mussolini Wahlen auf Grund eines neuen Ge-

Mussolini bei der Bildung des ersten faschistischen Ministeriums Vertreter aller bürgerlichen Parteien herangezogen; mehr noch: er versicherte, daß die liberale Verfassung nicht aufgehoben werden würde, und gab eine besondere Erklärung über die Pressefreiheit ab. In dieser Periode betonte er wiederholt, daß gegenwärtig, wo der Faschismus zum Staat geworden sei, alle ungesetzlichen Aktionen faschistischer Organisationen aufhören müßten, und daß diejenigen, die sich derartiges zu Schulden kommen lassen, verfolgt werden würden. In einer Frage erfüllte Mussolini freilich die Hoffnungen derjenigen, die erwarteten, daß die Uebernahme der Macht ihn veranlassen würde, zu den gewöhnlichen, d. h. mehr oder weniger verhüllten Formen der Klassenherrschaft zurückzukehren, nicht ganz: die faschistische Miliz wurde von ihm weder aufgehoben noch aufgelöst. Das erregte bei allen Anstoß, selbst bei dem rechten Flügel der Liberalen; es ist aber klar, daß Mussolini Selbstmord begangen hätte, wenn er diese bewaffnete Macht aufgelöst hätte. Deshalb suchte er nach einem Kompromiß, das darauf hinauslief, die Parteimiliz, wenigstens äußerlich, in ein Staatsorgan zu verwandeln, dabei aber ihren Charakter als eine Macht, die ausschließlich dem Faschismus zur Verfügung stand, zu wahren. Das Dekret vom 23. Januar 1921 verwandelte die Miliz in eine staatliche Institution, sie wurde verpflichtet, dem König den Treueid zu leisten, sie wurde aber dem Chef der Regierung, d. h. Mussolini unterstellt; sie wurde ausschließlich mit Faschisten aufgefüllt.

Nachdem Mussolini eine uneingeschränkte Macht in seiner Hand konzentriert und sich von den schwatzenden Parlamentariern befreit hatte, führte er alles das, was die Bourgeoisie von ihm auf dem Gebiete der Wirtschafts- und Finanzpolitik erwarten konnte, sehr rasch durch. Er führte einen radikalen Abbau des staatlichen Apparates durch. Schon im ersten Jahr wurden bis zu 30 000 Beamte entlassen. Mussolini hob das Arbeitsministerium auf, vereinigte Finanzministerium und Schatzamt und hob eine Reihe von Unterstaatssekretärposten auf. Er löste die Königliche Garde auf, eine militärische Macht, die speziell zu polizeilichen Zwecken geschaffen worden war; die Faschisten standen ihr mit dem größten Mißtrauen gegenüber, denn sie war von ihrem Feinde Nitti geschaffen worden. Mussolini baute das stark angewachsene Personal der Eisenbahnen ab, beseitigte das Defizit der Eisenbahnen und brachte das Verkehrswesen in Ordnung[1]; er stellte das Gleichgewicht

setzes, das den Faschisten von vornherein eine Zweidrittelmehrheit sicherte. Im November 1926 wurden alle nichtfaschistischen Gruppen aus der Kammer ausgeschlossen, und die Kammer selbst auf unbestimmte Zeit vertagt.

[1] Die Zerrüttung des Eisenbahnwesens wird außer durch andere Angaben auch durch die Zahlen über gestohlenes und verlorengegangenes Frachtgut ziemlich gut charakterisiert. Im Jahre 1913/14 betrug die Gesamtsumme der aus diesem Grunde an die italienischen Eisenbahnen gestellten Schadenersatzansprüche 1,5 Millionen Lire; im Jahre 1919/20 stieg diese Summe bis auf 26,4 Millionen Lire; im Jahre 1921/22 endlich betrug sie 93,8 Millionen Lire (davon 50 Millionen Lire für gestohlenes Frachtgut). Auch wenn wir den Kursrückgang der Lire berücksichtigen, erhalten wir ein ganz ausgeprägtes Bild. Mussolini hat auf den Eisenbahnen eine besondere faschistische Schutzgarde eingeführt, die den Kampf

des Staatshaushalts her und stärkte im ganzen Staatsapparat die Disziplin, die stark gelitten hatte. Das Defizit im Staatshaushalt, das im Jahre 1922/23 3,29 Milliarden Lire betrug, wurde im Jahre 1923/24 bis auf 418 Millionen Lire verringert. Im Jahre 1925 wurde der Staatshaushalt mit 417 Millionen Ueberschuß abgeschlossen.

Mussolini führte zu gleicher Zeit eine Reihe von Entnationalisierungen durch: im Telephonwesen, Funkwesen und der Postpaketfahrt; er hob das Zündholzmonopol auf, er schaffte die Erbschaftssteuer ab und führte dagegen eine Besteuerung der Löhne, der kleinen Grundbesitzer und Farmer ein. Er hob den Mieterschutz, die Altersversicherung auf, er gestattete eine Ueberschreitung des achtstündigen Arbeitstages und führte dann eine allgemeine Verlängerung des Arbeitstages um eine Stunde durch. Die Zertrümmerung der Gewerkschaftsbewegung ermöglichte eine Senkung der Löhne der italienischen Arbeiter, die so erheblich war, daß sie nunmehr zu den tiefsten in Europa gehören. Das alles begünstigte natürlich eine Zunahme der kapitalistischen Produktion und des Handels Italiens in den Jahren 1924 und 1925.

Eine gewisse Vorstellung von diesem wirtschaftlichen Wachstum geben folgende Zahlen[1]:

Jahr	Erzeugung von Roheisen (in Tausend Tonnen)	Erzeugung von Stahl (in Tausend Tonnen)
1922	157	600
1923	236	1 100
1924	303	1 337
1925	475	1 600

Einen besonderen Aufschwung nahm in Italien die Erzeugung von Kunstseide. Im März 1925 betrugen die in dieser Industrie angelegten Kapitalien 1,3 Milliarden Lire, im November desselben Jahres bereits 1,604 Milliarden Lire. In dieser Industrie nimmt Italien die zweite Stelle in der Welt ein. Das Entwicklungstempo kann auf Grund von folgenden Zahlen beurteilt werden: Im Jahre 1924 betrug die gesamte Erzeugung 9 Millionen Kilo, im Jahre 1925 18 Millionen Kilo. Im Jahre 1926 sollte die Firma „Suia viscosa" allein 18 Millionen Kilo erzeugen. In der chemischen Industrie Italiens sind ungefähr eine Milliarde Lire investiert. Die Erzeugung von elektrischer Energie in den zentralen Elektrizitätswerken betrug vor dem Kriege 1,360 Millionen PS, im Jahre 1924 — 2,86 Millionen PS, Mitte 1926 — 3,2 Millionen PS (davon werden nur 8,5 Prozent zu Beleuchtungszwecken verwandt). Das in der Elektrizitätsindustrie angelegte Kapital ist von 507 Millionen Lire (1914) auf 6470 Millionen Lire im Jahre 1926 gestiegen (siehe „Information" vom 19. August 1926).

Die bedeutende Ausdehnung der Produktion führte zu einer Verminderung der Arbeitslosigkeit; zu Beginn des Jahres 1926 war

gegen die Diebstähle mit terroristischen Methoden führte und sogar zu standrechtlichen Erschießungen schritt (siehe Villari, „The awakening of Italy", S. 216 ff).

[1] (Nach „Corriere mercantile" vom 16. Januar 1926.)

die Arbeitslosenziffer ganz unbedeutend[1]. Diese wirtschaftlichen Erfolge führten dazu, daß die Führer des Faschismus mit ganz prahlerischen Erklärungen auftraten und von so kompetenten Personen, wie z. B. dem Vertreter des Bankhauses Morgan, dem bekannten Lamont, in ganz überschwenglicher Weise gelobt wurden Ein Handelsattaché der englischen Botschaft erklärte sogar, daß „Italien seiner Meinung nach nie blühender und glücklicher" gewesen sei. In der bürgerlichen Presse, wie z. B. in den amerikanischen Zeitungen, kann man zahlreiche Korrespondenzen finden, in denen die Wiedergeburt Italiens durch den Faschismus geradezu gepriesen wird. Wenn man diesen Korrespondenzen Glauben schenken soll, so haben sich die Italiener ganz verändert. Sie sind fleißig, pünktlich, gehorsam, diszipliniert geworden, sie haben sich mit einem Worte alle preußischen (Verzeihung! altrömischen) Tugenden zu eigen gemacht. Bei einer Erörterung der Angaben über den wirtschaftlichen Aufschwung Italiens erklärt die „Information" (vom 29. August 1926):

> „Beim ersten Blick kommt einem der Gedanke, daß die Diktatur ihre guten Seiten hat, daß sie gegenwärtig, wenn auch nicht die einzige, so doch diejenige Form der Regierung ist, die am meisten geeignet ist, die Schwierigkeiten zu überwinden, die der Krieg mit sich gebracht hat, und Europa einen Teil jenes Wohlstandes zurückzugeben, dessen es sich vor 1914 erfreute."

Die französische bürgerliche Zeitung lehnt es in ihren weiteren Darlegungen ab, eine solche Folgerung zu ziehen, da es zweifelhaft sei, „ob die Ordnung in den Straßen, auf den Feldern und in den Fabriken das Ergebnis eines besseren sozialen Gleichgewichts und einer freiwillig befolgten Disziplin darstellte, oder aber auf Gewalt und Drohungen beruhte. Das ist wirklich der Kern der Frage. Mit der zweiten Hälfte des Jahres 1926 trat eine starke Verschlechterung der Konjunktur ein. Die Ausdehnung des Außenhandels und die Zunahme der Produktion waren auf die Schranke gestoßen, die ihnen der Mangel an Märkten und Kapitalien entgegensetzt. In Italien begann eine äußerst scharfe Deflationskrise; die Stabilisierung der Lire bedeutete Einschränkung der Produktion und Zunahme der Arbeitslosigkeit. Bei einer Darstellung der Lage der italienischen Wirtschaft im Sommer 1926 betonte die „Information":

> „Die italienische Industrie leidet seit einigen Monaten an einem Kapitalmangel, der durch die übermäßige Zunahme der Kapitalinvestierungen und der Produktion hervorgerufen ist, eine Zunahme, die nicht nur das übertrifft, was die nationalen Ersparnisse leisten können, sondern auch die Aufnahmefähigkeit der Konsumenten."

Die zitierte Zeitung wies ferner auf die wachsenden Schwierigkeiten hin, auf die Anzeichen einer herannahenden Depression, auf die Zunahme der Staatsausgaben in einer Zeit, wo der Druck der

[1] Ende April 1926 wurden in ganz Italien nur 98 000 Arbeitslose gezählt („Neue Züricher Zeitung" vom 1. Juli 1926).

Steuerpresse seinen höchsten Grad erreicht hat. Die Statistik des Außenhandels im ersten Halbjahr 1926 zeigte, daß der Aufschwung der letzten Jahre nicht nur einem Stillstand, sondern einem wenn auch einstweilen unbedeutenden Rückschritt Platz gemacht hatte („Neue Züricher Zeitung" vom 26. VIII. 1926). Nach den prahlerischen Erklärungen der Vertreter des Faschismus im Jahre 1925 und zu Beginn des Jahres 1926 waren sie jetzt gezwungen, äußerst pessimistische Reden über die großen Entbehrungen und Schwierigkeiten, die in der nächsten Zukunft zu erwarten seien, zu halten. Um Italien von der Notwendigkeit zu befreien, große Mengen von Getreide einzuführen, eröffnete Mussolini eine Kampagne für die Ausdehnung der Saatfläche. Damit die Italiener weniger Valuta ausgeben, wurden allerlei Einschränkungen für Auslandsreisende eingeführt. Die faschistischen Zeitungen redeten sogar den italienischen Modistinnen zu, sie sollten auf die traditionellen Reisen nach Paris verzichten und eine eigene nationale italienische Mode schaffen . . .

Diese Schwierigkeiten sind für das faschistische Regime gewiß nicht unüberwindlich und tödlich, jedenfalls aber birgt das Wachstum der Unzufriedenheit, das mit der Wirtschaftskrise verbunden ist, nicht geringe Gefahren für die faschistische Diktatur in sich.

III.

Nicht minder vollständig hat Mussolini die Hoffnungen des Großkapitals auf dem Gebiet der imperialistischen Außenpolitik erfüllt. In dieser Hinsicht hatte Italien nie besonderes Glück. Sein einziges ernsthaftes Kolonialunternehmen im 19. Jahrhundert — der Versuch, sich in den Besitz Abessiniens zu setzen, endete bekanntlich äußerst kläglich. Im europäischen Mächtekonzert spielte Italien keinerlei aktive Rolle. Der italienische Ministerpräsident Depretis erklärte einmal: „Wenn ich die Wolke der Außenpolitik am europäischen Horizont bemerke, spanne ich den Schirm auf und warte, bis sie vorübergezogen ist". Italien schien dazu verurteilt zu sein, für immer eine Macht zweiten Ranges zu bleiben, die nur auf die Rivalität der anderen Mächte, keineswegs aber auf ihre eigene Kraft rechnen konnte. Der italienische Imperialismus hatte eine sehr schwache wirtschaftliche Grundlage (Schwerindustrie) und verfügte über eine sehr ungenügende militärische Macht. Der Tripoliskrieg war nicht erfolgreich, im Weltkrieg tat sich Italien in keiner Weise hervor. Bei Abschluß des Versailler Friedens wurden die Aspirationen des italienischen Imperialismus von den Alliierten rundweg abgelehnt: Italien erhielt Fiume nicht, es wurde verpflichtet, Valona zu räumen, es wurde bei der Mandatsverteilung übergangen.

Der Faschismus, dessen Agitation zu 90 Prozent auf der Entfesselung der nationalistischen und chauvinistischen Gefühle beruhte, hat diese „Erniedrigungen", die das „große Italien", die Nach-

folgerin des großen Roms", erdulden mußte, in vollem Maße für sich ausgenützt. Bei seinem ersten parlamentarischen Auftreten, am 21. Juni 1921, entwickelte Mussolini das Programm eines zügellosen Imperialismus, in dem nicht nur von Fiume die Rede war, sondern auch davon, daß Italien den Schweizer Kanton Tessin besitzen müsse. Andererseits schrieb Mussolini (noch einen Monat vor der Eroberung der Macht) im „Popolo d'Italia", daß Italien gegen den britischen Imperialismus kämpfen und seine Vernichtung begünstigen müßte[1]. Auf solche „unverantwortlichen" Erklärungen mußte er natürlich nach der Uebernahme der Macht verzichten. Mussolini machte insbesondere ziemliche Anstrengungen, um die Beunruhigung zu beseitigen, die seine Erklärung über das Tessin in der Schweiz hervorgerufen hatte. Es gelang ihm auch, den Streit mit Jugoslawien wegen Fiume friedlich beizulegen. Aber gleichzeitig erhält die italienische Außenpolitik einen ungeahnten imperialistischen Schwung. Die Regierung Mussolinis entfaltet ihre Aktivität nach den verschiedensten Richtungen, sie richtet ihre Blicke nach Kleinasien, nach Afrika, nach dem Balkan. Das unverhüllte Zurschautragen der kolonialen Gelüste und die gesteigerte diplomatische und militärische Vorbereitung ihrer Befriedigung sind ein charakteristisches Merkmal des faschistischen Italiens; und Mussolini macht sich natürlich die wenigsten Sorgen deswegen, daß er beabsichtigt, die koloniale Expansion Italiens nicht im Kampfe gegen den britischen Imperialismus, sondern im Gegenteil mit seiner aktiven Hilfe zu verwirklichen.

Die aktive imperialistische Außenpolitik ging Hand in Hand mit einer Vergrößerung der militärischen Macht des Landes. Italien, das für ein Land der Künstler und Sänger gehalten wurde, begann sich zur größten Unzufriedenheit seiner nächsten Konkurrenten, wie des französischen Imperialismus, in eine militärische und eine Seemacht zu verwandeln, mit der man ernsthaft rechnen muß.

Die Fragen der Außenpolitik waren die Brücke, auf der sich Faschisten und Nationalisten fanden. Diese letzte Partei war schon im Jahre 1910 entstanden. Sie vereinigte sich aber erst im Jahre 1923 mit dem Faschismus, d. h. bereits nach der Uebernahme der Macht; sie unterscheidet sich von dem kleinbürgerlichen Hauptkern des Faschismus sowohl in bezug auf ihre klassenmäßige Zusammensetzung als auch in bezug auf ihre politische Vergangenheit. Die Nationalisten waren stets eine Partei, die eng an die Interessen der Banken und der Großindustrie, insbesondere der Rüstungsindustrie, gebunden war. Andererseits standen sie den höfischen Kreisen und den oberen militärischen Stellen nahe. Endlich waren sie stets bestrebt, freundschaftliche Beziehungen zum Vatikan aufrechtzuerhalten, da sie es für vorteilhaft hielten, den internationalen Einfluß der katholischen Kirche im Interesse des italienischen Imperialismus auszunützen.

Somit stellt diese Partei klassenmäßig eine ziemlich solide Kraft dar, die von erfahrenen Politikern geführt wird, deren Mitwirkung

[1] Zitiert bei Mannhardt, „Faschismus", S. 209.

Mussolini schwerlich hätte entbehren können. Das sozialpolitische Ideal dieser Kreise ist eine Monarchie mit starker zentraler Macht und einer starken Armee; ein Staat, der die Arbeiterklasse zügelt und eine aktive Politik der imperialistischen Expansion betreibt. Andererseits haben wir die Hauptkaders des Faschismus, die in ihrer Mehrheit aus kleinbürgerlichen Elementen bestehen. Ihr typischer Vertreter ist z. B. ein solcher homo novus, wie Farinacci, ein früherer Eisenbahner aus Cremona, der bis vor kurzem Generalsekretär der faschistischen Partei gewesen ist. Diese Leute haben bei der Organisation von Strafexpeditionen, Pogromen und Streikbrecheraktionen Karriere gemacht. Sie sind bestrebt, den unversöhnlichen „Kampfgeist" des Faschismus in seiner ganzen Reinheit zu bewahren. Sie sind gegen jegliche Kompromisse und gegen jeglichen „Opportunismus". Damit geben sie teilweise die Unzufriedenheit des Kleinbürgertums wieder, dem die Wirtschaftspolitik des Faschismus eigentlich nichts gegeben hat, da sie den Interessen des Großkapitals diente. Es genügt z. B., auf die Tatsache hinzuweisen, daß das Dekret, das eine Erhöhung der Mieten untersagte, aufgehoben worden ist; diese Maßregel hat die kleinbürgerlichen Schichten äußerst schwer getroffen. Diese Stimmungen der Unzufriedenheit, die durch die extremen Faschisten zum Ausdruck gebracht werden, treten in Protesten gegen den „Stillstand" der faschistischen Revolution und in Versuchen, sie „weiterzutreiben", zutage. Diese kleinbürgerlichen, demagogischen Elemente des Faschismus sind besonders in der Provinz stark, wo sich die Organe der Stadtverwaltung in ihren Händen befanden. Diese lokalen Führer, die die Bevölkerung terrorisieren und an amerikanische „Bosses" erinnern, haben es nicht immer für nötig gehalten, auch mit der Zentralregierung zu rechnen. Einmal zur Macht gelangt, lassen diese Politikanten und Demagogen vom Typus eines Farinacci keine Gelegenheit vorbeigehen, um ihren Einfluß und ihre Nähe zur Staatskasse zum Zwecke persönlicher Bereicherung auszunützen. Die Verschwörung, der der sozialistische Abgeordnete Mateotti zum Opfer gefallen ist, wurde durch eine solche Bande, zu der der frühere Innenminister Finzi, der Advokat Filippelli und andere gehörten, organisiert; sie vollbrachten die Gewalttat aus dem Grunde, weil sie fürchteten, daß Mateotti Dokumente veröffentlichen könnte, die ihre äußerst schmutzigen Geschäfte und Erpressungen gegenüber einigen Banken ans Tageslicht gebracht hätten. Die Ermordung Mateottis rief bekanntlich eine äußerst scharfe Krise des Faschismus hervor. Einerseits brachte sie die Zersetzung an den Tag, die in der faschistischen Führung erfolgt war, andererseits zeigte sich zu gleicher Zeit, daß die faschistische Politik den breiten Massen der Bevölkerung im Grunde genommen nichts gegeben hatte. Wie gefährlich damals die Lage war, geht am deutlichsten aus der Tatsache hervor, daß die Mobilisierung der Miliz, die im Zusammenhang mit der Ermordung Mateottis proklamiert wurde, fast scheiterte: nicht mehr als 20 Prozent der Angehörigen der faschistischen Miliz folgten dem Rufe, und auch das vornehmlich in ländlichen Bezirken, so daß sie alle sofort nach Rom gebracht werden mußten. Es genügt, die Reden nachzulesen, die Mussolini damals gehalten hat,

um zu begreifen, daß die Lage des Faschismus wirklich stark erschüttert war; wenn der Faschismus dennoch standgehalten und die Krise überwunden hat, so deshalb, weil einerseits die Arbeiterklasse nicht genügend stark war, um sich an die Spitze der Bewegung gegen den Faschismus zu stellen und die entscheidende Lösung herbeizuführen, und weil andererseits die bürgerlich-sozialistische Opposition sich als ganz schwächlich erwies, — ihr Bestreben ging nicht so sehr dahin, den Faschismus zu stürzen, als vielmehr revolutionäre Aktionen der Arbeiterklasse zu verhindern. Letzten Endes hat Mussolini die Krise benutzt, um manche seiner Anhänger, die sich allzusehr kompromittiert hatten, loszuwerden. Der Zusammenbruch der sogenannten Opposition des „Aventin" ermöglichte es ihm später, mit der Abgeordnetenkammer endgültig Schluß zu machen. Als er sich überzeugt hatte, daß er die Opposition nicht zu fürchten brauchte, erklärte Mussolini, daß von einer sogenannten Normalisierung, d. h. von einer Rückkehr in konstitutionelle Bahnen keine Rede sein könne, daß das faschistische Regime im Gegenteil auch zukünftig verschärft werden würde. Aeußerlich triumphierte scheinbar die faschistische Unversöhnlichkeit (Intransigenz). In Wirklichkeit aber lief die Sache auf die Fortsetzung derselben Politik des Manövrierens zwischen den Nationalisten, die gerade in dieser Periode eine Reihe der wichtigsten Posten übernommen hatten, und den Squadristen hinaus. Zum Innenminister wurde Federzoni, der frühere Führer der Partei der Nationalisten, ernannt; bei seiner Rede im Senat erwähnte Mussolini diese Ernennung als eine Garantie dafür, daß von nun an keine Gewalttaten erfolgen würden[1]. Der Posten des Justizministers wurde gleichfalls durch einen früheren Nationalisten, Rocca, besetzt. Dieser Rocca und Federzoni sind die Urheber der sogenannten superfaschistischen Gesetze, die die faschistische Revolution vertiefen sollten.

Andererseits wurde der Posten des Generalsekretärs der faschistischen Organisation dem Führer der extremen Squadristen, Farinacci, überlassen. Der erbitterte Kampf der beiden Gruppierungen ging weiter. Im Frühjahr 1926 unterlag Farinacci in diesem Kampfe; die Begleitumstände dieser Niederlage sind charakteristisch.

Einerseits trat Farinacci allzu schroff gegen den Vatikan auf, und zwar zu einer Zeit, als Mussolini und der nationalistische Flügel der Faschisten ein äußerst fein eingefädeltes Spiel mit dem Vatikan spielten und hofften, nach dem italienischen König auch den römischen Papst zum Faschisten zu machen. Aber hier erwies sich die Sache als schwieriger, und der Vatikan war gar nicht geneigt, sich für eine Reihe von Konzessionen, die er für wesentlich und grundsätzlich hielt, der faschistischen Regierung zur Verfügung zu stellen; die grundsätzliche Forderung des päpstlichen Stuhles besteht bekanntlich in der Wiederherstellung der weltlichen Macht des Papstes. Das Auftreten Farinaccis gegen den Vatikan war nun, wie mitgeteilt

[1] Federzoni demissionierte im November 1926, nach dem vierten Attentat auf Mussolini; sein Posten wurde durch Mussolini persönlich übernommen.

wird, eine der Ursachen seines Sturzes, die andere Ursache war wiederum die Drohung mit der Enthüllung von dunklen Machenschaften mit irgendwelchen Banken; und diese Drohung ging, wie allgemein bekannt war, von keinem anderen als vom Innenminister Federzoni aus.

Dieser Kampf spiegelte die wachsenden Gegensätze innerhalb der faschistischen Organisation wieder. Die Entfernung Farinaccis führte zu einer Reihe von Aktionen seiner Anhänger, wobei es bis zu ziemlich ernsthaften Zusammenstößen in den Straßen kam. Eine solche Lage bildete eine Gefahr für die Existenz der faschistischen Diktatur und machte die strengste Zentralisation im Staatsapparat und in der faschistischen Partei selbst erforderlich. Es handelt sich hier darum, im Lande jede Möglichkeit einer Opposition und eines organisierten Widerstandes gegen den Faschismus zu vernichten, innerhalb der faschistischen Partei aber die einfachen Mitglieder und die lokalen Organisationen jeder Möglichkeit zu berauben, einen Druck auf die Parteiführung auszuüben, und in den Händen Mussolinis das Höchstmaß an Macht und Einfluß zu konzentrieren. Das erste Ziel sollte durch die sogenannten superfaschistischen Gesetze, das zweite durch die Annahme des neuen Parteistatuts erreicht werden.

IV.

Die sogenannten superfaschistischen Gesetze enthalten außer dem Gesetz über die Gewerkschaften nichts „Konstruktives". Es sind vielmehr rein polizeiliche Verbote und Vorbeugungsmaßregeln. Das Regime, das durch sie herbeigeführt wird, ist nichts Originelles und eine französische Zeitung hat sehr richtig die Frage gestellt, was hier die „faschistische Idee" soll, wo doch diese Zustände haargenau an die erinnern, die in Frankreich nach dem Staatsstreich von 1851 eingeführt worden sind. Worauf laufen diese gesetzgeberischen Errungenschaften hinaus? Erstens ist der Parlamentarismus ganz formell abgeschafft worden. Der Ministerpräsident ist ausschließlich dem König verantwortlich, der ihn ernennt und absetzt (Gesetz vom 24. Dezember 1925). Weiter wird in allen Gemeinden mit einer Bevölkerung von weniger als 5000 Personen die lokale Selbstverwaltung aufgehoben, wobei das Gesetz vorsieht, daß notwendigenfalls auch in den Gemeinden, deren Bevölkerung die Zahl von 5000 übersteigt, die Selbstverwaltung aufgehoben werden kann. An Stelle der Selbstverwaltungsorgane treten von der Regierung ernannte Beamte, die Podestas. Unter anderem soll diese Reform die Willkür der lokalen faschistischen Führer zügeln, der sogenannten „Ras", die sich der Regierung oft nicht unterordnen wollten. Ferner wurde ein Gesetz über das Verbot geheimer Gesellschaften, insbesondere der Freimaurer, erlassen; diese letzte Maßregel erfolgte speziell, um dem Vatikan einen Gefallen zu tun, denn der Faschismus als solcher stand dem Freimaurertum keineswegs feindlich gegenüber. Weiter wurde ein rein polizeiliches Gesetz über die Emigranten erlassen, das diesen

die Bürgerrechte raubt und die Konfiskation ihres Eigentums vorschreibt. Dieses Gesetz kann sogar auf diejenigen Emigranten ausgedehnt werden, die keine gesetzwidrigen Handlungen begangen haben. Das Gesetz über die Beamten erlaubt, alle diejenigen ohne Umschweife zu entlassen, deren Verhalten sowohl im Dienst als auch im Privatleben den Ansichten der Regierung nicht entspricht. Das Pressegesetz gibt die Möglichkeit, Presseorgane nach einer Verwarnung zu verbieten, und führt die materielle Verantwortung der Verleger und Drucker ein. Mit einem Worte: es ist das Regime des zweiten Kaiserreichs in vollem Umfang. Der Unterschied ist nur der, daß neben den gesetzlich festgelegten Repressalien auch die willkürlichen fortdauern. Das geht aus einer Tabelle hervor, die die „Humanité" anführt[1]. Wir haben hier eine Statistik der Verfolgungen vom September 1925 bis zum September 1926. In dieser Zeit wurden 7058 Personen verhaftet, — 76 aber ermordet, offenkundig nicht im offiziellen Wege; 12 252 Haussuchungen wurden vorgenommen, — aber 131 Räumlichkeiten zerstört, was wiederum augenscheinlich auf Grund der „öffentlichen Initiative" erfolgt ist; 1668 Personen wurden verurteilt, — aber 349 verwundet usw. Diese Tabelle zeigt die Straftätigkeit der offiziellen Organe des faschistischen Staates und die parallele Aktion der faschistischen Banden. Hier muß noch bemerkt werden, daß die Gewaltakte und Mißhandlungen, die während der letzten Welle des faschistischen Terrors, im November 1926, nach dem vierten Attentat auf Mussolini stattgefunden haben, nicht mit eingerechnet sind. In gewisser Hinsicht nimmt das Gewerkschaftsgesetz eine besondere Stelle ein, denn hier versucht der Faschismus wenigstens formal einen gewissermaßen „konstruktiven" Gedanken zu vertreten. Dieses Gesetz entsprang dem Wunsche, den Einfluß der Generalkonföderation der Arbeit und der katholischen Verbände endgültig abzutöten. Ein bedrohliches Anzeichen für den Faschismus war der Metallarbeiterstreik im Jahre 1925 und die Niederlage, die die Faschisten bei den Betriebsrätewahlen erlitten. Das Wesen des neuen Gesetzes vom 3. April 1926, das durch Dekret vom 1. Juli desselben Jahres ergänzt wurde, besteht darin, daß in jedem Wirtschaftskonflikt nur ein Verband gesetzlich anerkannt wird. Dafür muß dieser Verband hinsichtlich der Zusammensetzung seiner leitenden Organe der Regierung volle Sicherheit in bezug auf nationale Gesinnung gewährleisten, d. h. kurz und bündig gesagt, faschistisch sein. Die Vorsitzenden und die Sekretäre der Gewerkschaften werden von der Regierung bestätigt. Für die Gründung eines Verbandes genügt es, daß ihm 10 Prozent der im betreffenden Wirtschaftszweig Beschäftigten angehören; aber alle anderen Arbeiter sind verpflichtet, Beiträge zu zahlen, auch wenn sie nicht Mitglieder dieses von der Regierung anerkannten Verbandes sind. 10 Prozent dieser Beiträge werden direkt an den Staat abgeführt und dienen zur Unterhaltung der Einrichtung des Mutter- und Säuglingsschutzes, die übrigen Summen werden nach den Anweisungen der Präfekten verwandt. Die Verbände haben somit eigentlich kein Recht, über ihr Vermögen zu

[1] „Humanité" vom 7. Oktober 1926.

verfügen. Die gewerkschaftliche Organisation von Militärpersonen, Post- und Telegraphenbeamten und Arbeitern, Eisenbahnern, Lehrern usw. ist überhaupt verboten. Was die nicht anerkannten Verbände anbetrifft, so dürfen sie nur als eine rein faktische Organisation existieren[1]; sie haben kein Recht, Tarifverträge abzuschließen oder im Namen ihrer Mitglieder irgendwelche Verhandlungen mit den Unternehmern zu führen; im Gegenteil: die Tarifverträge, die von den offiziellen Verbänden abgeschlossen werden, gelten für alle Personen des betreffenden Berufes. Das Gesetz sieht ein Zwangsschlichtungsverfahren durch die Regierung vor und verbietet Streiks und Aussperrungen. Mit besonders schweren Strafen werden Teilnehmer politischer Streiks bedroht. Alle Konflikte zwischen Unternehmern und Arbeitern werden durch amtliche Berufungsgerichte entschieden. Das Gesetz verbietet die Schaffung gemischter Gewerkschaftsorganisationen, denen Arbeitgeber und Arbeiter angehören. Dieser ursprüngliche Gedanke der Faschisten ist an dem Widerstande der Industriellen gescheitert, die in diesem Beginnen eine Gefahr sahen. Aber die Leitungen der Gewerkschaftsorganisationen und der Unternehmerverbände werden trotzdem in sogenannten Korporationen zusammengeschlossen. An der Spitze des Nationalrats der Korporation steht der Minister der Korporationen, ein Posten, der natürlich nur von Mussolini selbst ausgefüllt werden konnte. Aufgabe des Ministeriums der Korporationen ist die Durchführung der Gewerkschaftsgesetze. Eine Fortsetzung und Vertiefung der Politik, die durch die Dekrete über die Verstaatlichung der Gewerkschaften eingeleitet worden ist, stellt die berüchtigte „Charte der Arbeit" dar, die am 21. April 1927 verkündet worden ist. In diesem Dokument, das von schmeichlerischen Kommentatoren unverzüglich als „die zweite Verfassung Italiens" ausgegeben worden ist, bricht der Faschismus vollständig mit der Lehre von der Nichteinmischung des Staates in das Wirtschaftsleben.

> „Die gesamte Produktion — so heißt es in der Deklaration — stellt vom nationalen Standpunkt aus ein Ganzes dar. Die ganze Produktion hat in ihrer Gesamtheit den Zweck, den Wohlstand der Produzenten und die Entfaltung der nationalen Macht zu sichern."

Die kapitalistische Ausbeutung erhält somit eine neue ideologische Hülle. Die Charte erklärt „die Arbeit in allen ihren Formen" zur gesellschaftlichen Pflicht. Zugleich wird die private Initiative auf dem Gebiet der Produktion „als das wesentlichste und nützlichste Werkzeug der Nation" bezeichnet. Das Privateigentum und das Kapital werden zu Einrichtungen erklärt, die ein nationales Interesse darstellen, aus welchem Grunde der Organisator einer Gesellschaft oder eines Unternehmens dem Staate gegenüber die Verantwortung für die Produktion trägt. Andererseits wird den Gewerk-

[1] Die Generalkonföderation der Arbeit, die von Reformisten geführt wurde, versuchte anfangs, sich an die neuen Existenzbedingungen als eine rein „faktische" Organisation anzupassen, dann aber begingen ihre Führer einen Akt des Selbstmords und verkündeten die Selbstauflösung der Konföderation.

schaften die Pflicht auferlegt, unter den Arbeitern eine Auslese vorzunehmen, um ihre technischen Fähigkeiten und ihren moralischen Wert dauernd zu steigern.

Außer diesen Phrasen enthält die Charte eine Reihe von ziemlich unbestimmt formulierten Versprechungen über zukünftige Gesetze auf dem Gebiet der Sozialversicherung und des Arbeiterschutzes.

Es ist interessant, festzustellen, daß die Industriellen sehr ungern auf die durch das Gesetz über die Gewerkschaften vorgesehene Zwangsschlichtung eingegangen sind. Sie haben sich ihr lange widersetzt. Benni, der Vorsitzende der Föderation der Industriellen, erklärte, daß „die Anwendung der Zwangsschlichtung den Anfang vom Ende der italienischen Industrie" bedeuten würde. Nur unter dem Druck, den Mussolini persönlich ausübte, und erst nachdem den Industriellen zugesichert worden war, daß die Zwangsschlichtung nicht gegen ihre Interessen angewandt werden würde, gingen sie darauf ein. Im allgemeinen ist die Politik der Industriellen in dieser Frage ganz klar. Die faschistischen Experimente einer Einbeziehung der Gewerkschaften in die staatliche Organisation rufen bei den Unternehmern die berechtigte Befürchtung hervor, ihre Interessen könnten in einem gewissen Augenblick infolge der demagogischen Politik der faschistischen Führung zu kurz kommen. Eine Garantie kann hier nur gegeben werden durch einen solchen Aufbau der faschistischen Organisation, bei dem ihre Leitung, die unmittelbar an die großkapitalistischen Interessen gebunden ist, von jedem Druck der Peripherie frei wäre. Das sehen wir im neuen Parteistatut, das im Jahre 1926 angenommen worden ist[1]. Deshalb muß es eingehend behandelt werden. Das Statut beginnt mit einer Art von Deklaration, die die Bedeutung des Faschismus in äußerst feierlichen Ausdrücken darlegt.

> „Der Faschismus — so heißt es dort — ist eine Miliz im Dienst der Nation. Ihr Ziel ist die Verwirklichung der Größe des italienischen Volkes. Seit seiner Entstehung, die aufs innigste mit der Wiedergeburt des italienischen Nationalbewußtseins und Siegeswillens verknüpft ist, hat der Faschismus sich stets als im Kriegszustand befindlich betrachtet."

Weiter wird betont, daß der Faschismus nicht nur eine Vereinigung von Italienern um ein Programm, das zu verwirklichen ist, darstellte, sondern auch ein „Glaube sei, der seine Bekenner habe". Ein wesentlicher Teil dieses Glaubensbekenntnisses sei die Partei, deren Statut „die Regeln und die Hierarchie" enthalte, denn ohne sie könne es „keine disziplinierte Kraft und keine Erziehung des Volkes geben"; dieses müsse „Licht und Normen von oben erhalten" und in ihm müsse „volles Verständnis für alle Besonderheiten, alle Aufgaben, alle Funktionen und aller Verdienste herrschen". Der Aufbau dieser „Hierarchie" ist sehr einfach, alles geht natürlich von Mussolini in persona aus, dem Führer, „den das Volk nach seinem Willen, nach

[1] Der Text des Statuts ist im „Popolo d'Italia" vom 12. Oktober 1926 veröffentlicht worden.

seiner Kraft und nach seinen Taten anerkannt hat". Der „Führer" wird nicht gewählt und ist unabsetzbar. Das oberste Organ der Partei ist der Oberste Rat. An der Spitze des Obersten Rates steht der „Führer"; der Rat besteht aus den Würdenträgern des Faschismus, die ihm von Amtswegen angehören; speziell sind das die Minister, die Unterstaatssekretäre für Inneres und Auswärtiges, die faschistischen Senatoren, der Oberbefehlshaber und der Generalstabschef der faschistischen Miliz, der Vorsitzende der faschistischen Gewerkschaften, der Vorsitzende der Unternehmerorganisationen, die Mitglieder des Nationaldirektoriums und andere Personen, die persönlich vom Führer des Faschismus ernannt werden. Diese Organisation, deren Zusammensetzung ganz von Mussolini abhängt, ernennt den Generalsekretär und die Mitglieder des Nationaldirektoriums. Die Tätigkeit des Nationaldirektoriums wird durch den Generalsekretär bestimmt. Ihm steht ein Sekretariat zur Seite, das aus neun Abteilungen besteht[1]: besonders wichtig ist die politische Abteilung, die die gesamte politische Tätigkeit der Partei kontrolliert und die unmittelbare Leitung der faschistischen Assoziationen der Lehrer, der Eisenbahner und der Postbeamten ausübt. Das dritte Zentralorgan der Partei endlich ist der Nationalrat, der aus den Sekretären der Föderationen besteht. Alle Wahlen in den Organisationen werden abgeschafft. Der Generalsekretär ernennt die Provinzsekretäre, jeder Provinzsekretär wählt sich ein Kollegium aus sieben Mann und ernennt die Sekretäre der Ortsverbände. Diese Sekretäre wählen sich ihrerseits ein Kollegium aus. Der Grundsatz der Ernennung wird konsequent von oben bis unten durchgeführt, ohne Ausnahmen und Vorbehalte.

Auch der Schwur, den jeder neu eintretende Faschist leisten muß, ist charakteristisch (§ 27 des Statuts):

> „Ich schwöre, alle Befehle des Führers ohne Widerrede auszuführen und der Sache der faschistischen Revolution mit allen meinen Kräften und, wenn nötig, mit meinem Blute zu dienen."

Im allgemeinen ist das Statut von Anfang bis zu Ende von der Idee durchdrungen, die eine faschistische Zeitung unlängst anläßlich des letzten Attentats auf Mussolini sehr deutlich ausgesprochen hat. Die offiziöse faschistische Zeitung „Impero" schrieb am 5. November 1926 in einem Artikel, der ihre Zufriedenheit über das Verbot aller antifaschistischen Zeitungen zum Ausdruck brachte:

> „Von diesem Abend an muß der dummen Utopie ein Ende gemacht werden, als ob jeder ein Recht habe, mit seinem eigenen Kopfe zu denken. Italien hat einen einzigen Kopf und der Faschismus ein einziges Hirn, das ist der Kopf und das Hirn des ‚Führers'. Alle Köpfe der Verräter müssen unerbittlich heruntergeschlagen werden."

Das Statut sieht folgende disziplinarische Maßregeln gegen unwürdige Faschisten vor: Rüge, zeitweiliger Ausschluß und fristloser

[1] Es sind dies folgende Abteilungen: 1. die politische; 2. die administrative; 3. die der autonomen Korporationen; 4. Presse; 5. Propaganda; 6. Jugendorganisation; 7. Frauenorganisation; 8. Abt. für die assoziierten Familien gefallener Faschisten; 9. Assoziation der faschistischen Studenten.

Ausschluß. Jeder aus der Partei Ausgeschlossene wird als Verräter angesehen und muß, wie es im Statut heißt, außerhalb des politischen Lebens gestellt werden. Der Ausschluß aus der politischen Partei zieht den Ausschluß aus allen wirtschaftlichen Organisationen nach sich. Für eine gewisse Kategorie von Personen, wie z. B. Advokaten und Journalisten, hat das eine ungeheuere Bedeutung, weil derjenige, der nicht Mitglied der offiziellen Korporation der Advokaten oder Journalisten ist, nicht praktizieren bzw. nicht an Zeitungen und Zeitschriften mitarbeiten darf.

V.

Betrachten wir jetzt die formale Aehnlichkeit zwischen Faschismus und Bolschewismus, die das Lieblingsthema vieler Schriftsteller ist.

Ich habe schon Nitti erwähnt, der ja seinem Buch den Titel „Faschismus und Bolschewismus" gegeben hat. Einer der bekanntesten Juristen des Westens, Kelsen, will nachweisen, daß dem Faschismus und dem Bolschewismus ein und dasselbe Prinzip zugrunde liege, das Prinzip der auserwählten Minderheit, die allen übrigen ihren Willen diktiert. R. Michels meint gleichfalls, daß Bolschewismus und Faschismus derselben Wurzel entsprungen seien und „wie die römische Wölfin das Zwillingspaar Romulus und Remus, so war es diese vielgestaltige Unzufriedenheit (nach Ablauf des Krieges), welche das Zwillingspaar Bolschewismus und Faschismus säugte".

Endlich spricht Mussolini selbst von den „beiden großen Experimenten der Nachkriegszeit", die bewiesen hätten, daß man „ohne die liberale Ideologie und gegen sie regieren könne".

Mussolini geht sogar weiter und versucht, in der Frage der Demokratie einen Standpunkt einzunehmen, der etwas an unsere Kritik der formalen Demokratie erinnert. In seiner neuerlichen Rede in Perugia (am 6. Oktober 1926) protestiert er dagegen, daß man den Faschismus als Tyrannei bezeichne und behauptet, er schlösse die Demokratie aus. Was ist denn das — ruft er aus — für eine Tyrannei, wenn eine Million Menschen in einer Partei vereinigt sind, wenn 3 Millionen in Organisationen vereinigt sind, die mit dieser Partei verbunden sind, und wenn 20 Millionen anerkennen, daß der Staat ihnen Sicherheit und Schutz verleiht. Das ist ein Gedankengang, der, wie man sieht, etwas an die Leninsche Lehre von den ineinandergreifenden Triebrädern des politischen Mechanismus erinnert. Es ist ganz verständlich, wenn bürgerliche Gelehrte, besonders die der liberalen Richtung, großen Gefallen an der Analogie zwischen Bolschewismus und Faschismus finden. Daraus folgt aber keineswegs, daß auch wir daran Gefallen finden müssen. Diese Analogie bleibt oberflächlich, obwohl oder vielleicht weil sie so verbreitet ist. Hier muß wiederholt werden, daß die Form ein wesentliches Moment des Inhalts ist, und daß schon daraus hervorgeht, daß die Diktatur einer Klasse, die berufen ist, eine neue höhere

Ordnung der Produktionsverhältnisse zu errichten, nicht der Diktatur einer Klasse ähneln kann, die zum Absterben verurteilt ist und vergeblich versucht, diesen unvermeidlichen Prozeß aufzuhalten. Wie geschickt der Faschismus auch die Methoden der bolschewistischen Diktatur nachahmen mag, diese Nachahmung garantiert keineswegs die Identität der Resultate. Man kann alles mögliche übernehmen, man kann alle möglichen Methoden nachahmen, es ist aber unmöglich, die Klassengrundlage nachzumachen, die das Wesentliche darstellt. Uebrigens hat ein amerikanischer Schriftsteller, R. Dell, diese Seite der Frage rein empirisch erfaßt. Er hat in einer Zeitschrift („Current History") einen Artikel unter der Ueberschrift „Der italienische umgekehrte Bolschewismus" veröffentlicht. Aber bei der Parallele zwischen Faschismus und Bolschewismus betont der Verfasser nicht die Momente der Aehnlichkeit, sondern die Momente der Verschiedenheit. Er identifiziert natürlich Diktatur und Gewaltanwendung. Aber es stellt sich heraus, daß man nicht ableugnen könne, daß

> „in Rußland die Gewaltanwendung als Handlung des Staates erfolgt und legale Formen annimmt, während sie in Italien durch eine unverantwortliche Organisation erfolgt, die keinen Anspruch auf Legalität ihrer Methoden hat. Die Bolschewiki richten ihre Feinde unter Wahrung gesetzlicher Formen . . . Die Faschisten verlieren keine Zeit für solche Formalitäten. Wenn irgend jemand einen Kampf gegen die Regierung führt, so zertrümmern die Faschisten sein Haus unter Duldung oder aktiver Unterstützung der Polizei . . . Der Mord ist in Italien zu einer Regierungsmethode geworden."

Nach dieser Gegenüberstellung schließt der Verfasser:

> „Die Bolschewiki sind geschickter als die Faschisten und deshalb ist ihre Herrschaft auch gesicherter."

Diesen Gedanken entwickelt der Verfasser in verschiedenen Richtungen weiter.

> „Die Russen haben nicht den Fehler begangen, den die Faschisten gemacht haben. Sie haben keine besondere Miliz neben der Armee, und infolgedessen besteht dort auch die Konkurrenz nicht, die in Italien zwischen der faschistischen Miliz und dem Offizierskorps der italienischen Armee vorhanden ist."

Weiter findet Dell auch darin einen Unterschied, daß die Kommunisten es keinem erlauben, nach seinem Gutdünken zu handeln. Was die Anhänger Mussolinis anbeträfe, so seien sie für ihn selbst zu stark. Daraus schließt der Verfasser, daß Mussolini „auf Sand, die Bolschewiki aber auf Felsen bauen"[1]. Alle diese Erörterungen sind natürlich ziemlich oberflächlich. Es erscheint, als ob alles auf eine besondere staatliche Technik ankomme, die bei uns höher sei. Es ist klar, daß es sich hier nicht um die Technik handelt; der Schlüssel zu dem Geheimnis ist anderswo zu suchen. Weshalb wird die proletarische Diktatur, ohne ihre Kraft und ihren prinzipiellen

[1] R. Dell, „Italy's inverted Bolshevism", „Current History", Januar 1926, S. 519.

Klasseninhalt einzubüßen, mit jedem Jahre organisierter und stabiler? Weshalb kann sie von rauhen und schroffen Formen zu immer milderen übergehen? Aus dem Grunde, weil dieser Prozeß unseren Erfolgen auf dem Wege des sozialistischen Aufbaues, unseren Erfolgen in der politischen Führung der Zwischenschichten entspricht. Die weiterleitenden Teile unseres staatlichen Mechanismus werden von Jahr zu Jahr besser, ihre Wechselwirkung wird immer vollkommener; das unzerreißbare Band, das die Partei mit den Gewerkschaften und der gesamten Arbeiterklasse, dann mit der in Genossenschaften organisierten Bauernschaft und schließlich mit den übrigen Massen der Bauern verbindet, wird immer fester geknüpft. Der Faschismus hat keine Perspektive einer solchen Entwicklung vor sich, denn es fehlt ihm an der entsprechenden geschichtlichen Klassengrundlage. Der Faschismus hat die Formen des bürgerlich-parlamentarischen Staates zerstört; aber hat er etwas gegeben, das den Perspektiven gleichwertig wäre, die die bürgerliche Demokratie einst für die Entwicklung des Kapitalismus eröffnete? Mir scheint, daß der Faschismus in Italien zwar die Aufgabe der Aufrechterhaltung der Macht der Bourgeoisie erfolgreicher gelöst hat, als dies ein Staat hätte tun können, der das parlamentarische Decorum wahrte, daß das faschistische Regime aber keine neuen Ausblicke eröffnet hat. Der Faschismus ist eine Ausgeburt des imperialistischen Stadiums der Entwicklung des Kapitalismus, eines Stadiums, in dem dieser die Züge der Zersetzung, des Parasitentums und des Verfalls trägt. Daraus folgt, daß er nicht imstande ist, Formen hervorzubringen, denen eine längere Entwicklung beschieden wäre.

Es unterliegt keinem Zweifel, daß die Lehren des Faschismus und seine Praxis bereits vor dem Kriege durch die Zersetzung und den Niedergang der bürgerlichen Demokratie vorbereitet worden ist. Solche Tatsachen des politischen Lebens, wie die schrankenlose Macht des Ministerkabinetts in England, wie die Herrschaft der „Parteibosses" in den Vereinigten Staaten, wie die allgemeine Zersetzung der Volksvertretungen, die bereits lange vor dem Kriege deutlich zu sehen war, haben den Boden für den Faschismus vorbereitet. Im imperialistischen Staat haben die bürgerlich-demokratischen Formen sich offenkundig überlebt. Der Krieg hat diesen Prozeß beschleunigt, indem er zu einer ungeahnten Verschärfung der Klassengegensätze führte, die sich in der Form eines direkten Bürgerkrieges Luft machte. Die alten politischen Parteien der Bourgeoisie, die den Bedürfnissen des parlamentarischen Kampfes, der Durchführung von Wahlkampagnen usw. angepaßt waren, erwiesen sich nunmehr als unfähig. An ihre Stelle mußten Kampforganisationen treten, die zur direkten Aktion fähig waren und die imstande waren, an die Stelle des staatlichen Unterdrückungsapparates, an die Stelle der Armee und der Polizei zu treten, wenn diese sich als unzuverlässig erweisen sollten.

Unter gewissen Bedingungen wird das Großkapital gezwungen, auf die Methoden der demokratischen Massenverdummung und auf

die Hilfe der Sozialdemokraten zu verzichten. Aber dann tritt als Mittel der Einwirkung auf die Massen an die Stelle des sozialreformistischen Opiums die faschistische Demagogie. Ohne diese Demagogie und ohne die durch sie hervorgerufenen periodischen Zuckungen kann das Regime nicht existieren. Eines von beiden: entweder ist das Kapital gezwungen, mit den Methoden des demokratischen Betrugs zu regieren, oder aber es ist genötigt, die Spesen des Faschismus auf sein Konto zu übernehmen und das Bestehen einer politischen Organisation zuzulassen, die ihre Aktivität und innnere Geschlossenheit nicht anders bewahren kann als durch den schärfsten und unversöhnlichsten Kampf gegen alle antifaschistischen Elemente. Die faschistische Demagogie und die ideologische Spaltung in den eigenen Reihen der Bourgeoisie, das sind unvermeidliche Produktionskosten der bürgerlichen Gegenrevolution. Um eine Masse, die in klassenmäßiger Hinsicht weitaus nicht einheitlich ist, zu einem Ganzen zusammenzuschließen, müssen die Führer des Faschismus notwendigerweise künstliche Mittel anwenden. Die umfassende Anwendung der Methoden polizeilicher Provokationen ist keine Zufallserscheinung. Es ist bekannt, daß einige Attentate auf den „Führer" gleichfalls das Ergebnis polizeilicher Provokation gewesen sind. Einerseits ruft der faschistische Terror die entsprechende Gegenreaktion hervor, andererseits stößt die Angst vor Attentaten, das Bestreben, dem Feinde zuvorzukommen und seinen Schlag abzuwenden, die Regierung auf die Bahn der Provokation. Schließlich wird die Provokation nebenbei benutzt, um die faschistischen Leidenschaften noch mehr zu entfachen. Das Ergebnis ist eine Lage, wo einerseits die Antifaschisten sich als Agenten und Lockspitzel erweisen, andererseits die Geheimpolizisten Attentate vorbereiten. Wenn alles dies unter wirtschaftlichen Schwierigkeiten erfolgt, wie sie oben geschildert wurden, so beginnt die Gefahr das gesamte Regime zu bedrohen. Nach dem vierten Attentat begann Mussolini selbst davon zu sprechen, daß der Faschismus bedroht sei. Bis dahin hat er umgekehrt betont, daß die Sache des Faschismus unerschütterlich dastehe.

Die letzten Maßregeln der faschistischen Regierung (ich meine hier das Gesetz vom 9. November über die Verteidigung des Staates) sind nicht an und für sich wichtig. Es ist nicht wichtig, daß ein Gesetz über die Einführung der Todesstrafe angenommen worden ist, daß die vollständige Vernichtung aller oppositionellen Organisationen und der gesamten oppositionellen Presse durchgeführt ist, wichtig ist, daß alles dies begleitet war von einer Welle von Gewaltakten und willkürlichen Verfolgungsmaßregeln, die keineswegs verurteilt, sondern im Gegenteil begünstigt worden sind. Wir haben Erklärungen verantwortlicher Führer, wie des jetzigen Generalsekretärs der faschistischen Partei, Turatti, daß „die Lynchjustiz ebenso gesetzlich sei wie das gewöhnliche Gerichtsverfahren". Wir haben Erklärungen der faschistischen Presse, wie, daß „die Lynchjustiz einen Imperativ der öffentlichen Wohlfahrt" darstelle.

Wir haben eine Zunahme der Angst und des Mißtrauens in den Reihen der faschistischen Partei selbst, man spricht von ihrer Säu-

berung, man spricht davon, daß die wahren Faschisten jetzt die verdächtigen Mitglieder der Organisation mit doppelter Aufmerksamkeit beobachten müßten. Es liegen solche Tatsachen vor, wie die Aufstellung von Proskriptionslisten usw. Alles das zeigt, daß der Faschismus einer Verschärfung des Kampfes entgegengeht, die die Möglichkeit jeder Normalisierung ausschließt.

Im allgemeinen kann das faschistische Regime definiert werden als eine Diktatur der Großbourgeoisie, die nicht mit Hilfe der feinen Mittel der Wahlmechanik, der Verdummung der Wähler, nicht durch den Wechsel verschiedener Parteien, Programme und politischer Cliquen verwirklicht wird, sondern durch die direkte, offene Herrschaft einer politischen Partei, die sich auf eine eigene bewaffnete Macht stützt.

Eine solche Staatsform sichert der Bourgeoisie eine unerhörte Konzentration der Macht und die Möglichkeit zu einem energischen Kampf gegen die Gefahr der proletarischen Revolution und gegen ihre imperialistischen Konkurrenten. Der Verzicht auf das parlamentarische Manövrieren und auf die Taktik der Verdummung der Massen durch politische Freiheiten hat aber seine gefährlichen Seiten, er schafft eine gespannte und unsichere Lage, er ruft eine ideologische Spaltung in den Reihen der Bourgeoisie selbst hervor und macht eine ungezügelte Demagogie und alle möglichen Exzesse zur Notwendigkeit. Für das italienische Kapital, das von seinen mächtigeren Konkurrenten bedrängt war, dem die proletarische Revolution unmittelbar drohte, und dem es nicht gelungen war, unter den Reformisten Leute von der Art eines Noske zu finden, die die bewaffnete Niederschlagung der revolutionären Arbeiter übernommen hätten, für das italienische Kapital war das Regime Mussolinis der Rettungsanker.

Die faschistische Diktatur hat die Aufgabe der Aufrechterhaltung der Macht der Kapitalisten erfolgreicher gelöst, als das der italienische Parlamentarismus hätte tun können. Sie hat aber keine politischen Formen geschaffen, die einen dauernden Erfolg versprechen. Die faschistische Diktatur trägt ebenso wie das imperialistische Stadium des Kapitalismus, das sie hervorgebracht hat, die Züge der Zersetzung und des Niedergangs. Die faschistische Diktatur zeigt offenkundig, daß die kapitalistische Gesellschaft nicht zu einem friedlichen demokratischen Fortschritt fähig ist und daß kein anderer Weg zum Sozialismus führt, als die Diktatur des Proletariats.

A. THALHEIMER

DER NEUE STAND DER KOLONIALFRAGE IN DEUTSCHLAND

I.

Die Zeitschrift „Europäische Gespräche", Hamburger Monatshefte für auswärtige Politik, hat an eine Reihe Politiker, Wirtschaftler, Gelehrte usw. eine Umfrage gerichtet über die Frage „Soll Deutschland Kolonialpolitik treiben?" Die Frage war folgendermaßen gestellt worden:

„1. Soll das Deutsche Reich den Erwerb von Kolonien anstreben? Aus welchen Gründen ja, aus welchen Gründen nein?

2. Soll eine koloniale Betätigung des Deutschen Reiches unter der Form der Kolonialmandate angestrebt werden? Aus welchen Gründen ja, aus welchen Gründen nein?

3. Soll das Deutsche Reich sich darauf beschränken, für seine Angehörigen und für seinen Rohstoffbezug in fremden Kolonien wie in den Mandatgebieten volle Gleichberechtigung mit den anderen Nationen zu fordern?"

Die Umfrage wurde an zweihundert „Persönlichkeiten der deutschen Oeffentlichkeit" gerichtet, fünfzig der eingelaufenen Antworten werden in der Zeitschrift in ihrer Dezembernummer 1927 veröffentlicht. Unter den Antworten stammt nur eine von einem kommunistischen Schriftsteller (Holitscher), die anderen stammen aus den verschiedenen bürgerlichen Lagern bis herab zu Sozialdemokraten.

Die Antworten auf die Umfrage geben zunächst natürlich einen Querschnitt durch die bürgerliche öffentliche Meinung Deutschlands über die Kolonialfrage vom deutschen Gesichtspunkt aus, das heißt über die gegenwärtige Zielsetzung und Methoden des neuen deutschen Imperialismus auf einem seiner wichtigsten Gebiete. Das wäre schon interessant genug. Aber darüber hinaus spiegelt sich in dieser Stellungnahme in sehr charakteristischer Weise der neue Stand der Kolonialfrage wider, wie er sich gestaltet hat durch den riesigen Aufschwung des nationalen Befreiungskampfes der Kolonial- und Halbkolonialvölker im Gefolge des Weltkrieges und der russischen Revolution. Einer Reihe von Sprechern der deutschen Bourgeoisie hat sich angesichts der mächtig aufsteigenden Welle des kolonialen Befreiungskampfes die Ueberzeugung aufgedrängt, daß der kapitalistischen Kolonialpolitik überhaupt die Todesstunde ge-

schlagen hat, daß sie unausweichlich ihrem Ende zugeht. Und von diesem Gesichtspunkt aus lehnen sie eine neue deutsche Kolonialpolitik als eine hoffnungs- und aussichtslose Sache ab. Aber auch diejenigen der Beantworter der Umfrage, die eine neue deutsche Kolonialpolitik prinzipiell bejahen, sind genötigt, sich in der einen oder der anderen Weise mit der Tatsache der neuen Stufe des nationalen Befreiungskampfes der Kolonialvölker auseinanderzusetzen. Die deutsche Bourgeoisie, zwischen dem Zusammenbruch ihrer alten und dem Aufbau einer neuen imperialistischen Politik, spiegelt in besonders interessanter Weise den allgemeinen Stand der Kolonialfrage in der bürgerlichen Welt wider. Geschlagene Feldherren lernen gut. Die in ihrem ersten imperialistischen Anlauf niedergeschlagene deutsche Bourgeoisie hat infolge der erhaltenen Schläge einen weit offeneren Kopf, weit tieferen Blick und weit vorsichtigeres Auftreten als wohl die Bourgeoisie irgend einer der Siegernationen. Auch bei fast keinem der prinzipiellen Anhänger einer neuen deutschen Kolonialpolitik findet man ein blindes Draufgängertum, sondern größte Vorsicht und Geschmeidigkeit.

Wir behandeln zunächst diese allgemeine Seite der Frage, sodann die spezifischen Ziele und Methoden neuer deutscher Kolonialpolitik.

II.

Hören wir zunächst die Gegner einer neuen deutschen Kolonialpolitik ab. Dr. Bang, vom „Bund für Nationalwirtschaft und Werksgemeinschaft“ (offenbar eine völkisch-gelbe Organisation), beginnt zwar damit, daß er erklärt:

> „Das Verlangen der Herausgabe unserer geraubten Kolonien ist für mich ein selbstverständliches Gebot nationaler Ehre.“

Er fährt aber fort:

> „Im übrigen aber bin ich der Ueberzeugung, daß das Zeitalter der überseeischen Kolonisation im allgemeinen abgeschlossen ist, daß wir jede Gegenwirkung gegen den erwachenden Befreiungsgedanken der farbigen Völker vermeiden sollen und daß wir keinen Anlaß haben, uns in die wachsenden Schwierigkeiten der Kolonialpolitik als Ausbeuterpolitik treibenden Nationen verwickeln zu lassen. Ich bin der Meinung, daß unsere Zukunft nicht in Uebersee, sondern im Osten liegt.“

Professor M. I. Bonn-Berlin, der bekannte Nationalökonom, sagt rund heraus:

> „Die Grundlagen der gesamten europäischen Kolonialpolitik sind erschüttert. Das Prestige der Europäer ist überall gemindert. Sicherung und Verwaltung von Kolonien sind daher militärisch schwieriger und finanziell kostspieliger als früher“ ...

Er schließt daraus:

> „Deutschlands Aufgabe ist nicht, mit unzureichenden Mitteln ein absterbendes System zu unterstützen; es muß vielmehr

als Vertrauensmann der von der Kolonisation bedrohten Völker und als Führer der Staaten ohne Kolonien sein möglichstes tun, das Zeitalter der Kolonisation in das Zeitalter der Gegenkolonisation reibungslos überzuleiten."

Der Ausdruck „Gegenkolonisation", offenbar nach dem der „Gegenreformation" neu und nicht glücklich gebildet, soll offenbar nicht die Kolonisierung Europas durch die Völker Afrikas und Asiens, sondern die Aufhebung kapitalistischer Kolonisation bedeuten. Es ist sicherlich durchaus illusionär, wenn die Kolonialvölker hierbei eine Unterstützung von seiten der bürgerlichen Staaten ohne Kolonialbesitz erwarten wollten, so vorteilhaft es für sie ist, die Gegensätze zwischen kapitalistischen Kolonial- und Nichtkolonialmächten für ihren Befreiungskampf auszunützen. Wirkliche Bundesgenossen in ihrem Befreiungskampf finden die Kolonialvölker nur noch im revolutionären Proletariat. Eine prinzipielle Ablehnung imperialistischer Kolonialpolitik findet sich nur bei dem kommunistischen Schriftsteller Holitscher. Bei allen anderen Gegnern der Kolonialpolitik, auch bei M. J. Bonn, ist diese Gegnerschaft nicht prinzipiell, sondern wird aus der konkreten Lage heraus begründet. Aendert sich diese, so werden von den jetzigen bürgerlichen Gegnern der Kolonialpolitik nicht mehr viele übrig bleiben. Und man darf nicht übersehen, daß die bürgerliche Gegnerschaft gegen kapitalistische Kolonialpolitik, so sehr sie subjektiv ehrlich bei ihren Vertretern gemeint sein mag, objektiv für einen gewissen Zeitabschnitt gerade ein wirksames Kampfmittel im imperialistischen Konkurrenzkampf werden kann. Um dies zu verstehen, genügt es, z. B., sich die Rolle der deutschen Kaufleute in China zu vergegenwärtigen. Die antiimperialistische oder nichtimperialistische deutsche Maske ist hier unverkennbar ein ausgezeichnetes imperialistisches Kampfmittel.

Ausführlicher entwickelt findet man die Prognose des Endes des „Kolonialsystems" bei G. Cleinow, dem früheren freikonservativen Herausgeber des „Grenzboten". Cleinow kennt sowohl das zarische wie Sowjetrußland aus eigener Anschauung.

Er sagt zu der allgemeinen Seite der Kolonialfrage:

„Die theoretische Frage lautet: hat das Kolonialsystem, wie es von England und von Frankreich aufrecht gehalten wird, noch Aussicht auf lange Lebensdauer? Ein Blick in die Entwicklung des kolonialen Englands spricht dagegen. Die bolschewistische Gegenpropaganda findet in Asien und Afrika Anklang. Soll Deutschland sich mit Frankreich und Belgien in eine Kolonialfront stellen, die der voraussichtlichen Entwicklung widerspräche? In China hat Deutschland, durch den Versailler Vertrag gezwungen, den Kolonialgedanken aufgeben müssen. Ob in China die alte Politik wieder aufgenommen werden könnte, ist eine Frage, die der genauesten Erforschung bedarf. Einstweilen glaube ich nicht daran. Daß die russische Fremdvölkerpropaganda äußerst stark wirkt und eine tiefe Veränderung in der öffentlichen Meinung der Bewohner Afrikas

hervorbringt und schon gebracht hat, steht für mich fest, weil sie ein hohes menschliches Recht zum Ausgang nimmt." ...

Hier ist natürlich über der „bolschewistischen Gegenpropaganda" die Hauptkraft, nämlich die eigene Bewegung der unterdrückten Kolonialvölker, „vergessen", aber der Stand der Aussichten des imperialistischen Kolonialsystems ist schon richtig gesehen. Wie wenig wir es bei Cleinow mit einem prinzipiellen Gegner imperialistischer Kolonialpolitik zu tun haben, beweisen folgende Sätze seiner Antwort:

„Sollte irgendwo in der Welt ein Volk sein, das unter diesen allgemeinen Verhältnissen wünscht, von den Deutschen bewirtschaftet und kultiviert zu werden, so sollte diesem Wunsch entgegengekommen werden. Nicht aber sollte gegen den Willen eines solchen Volkes Deutschland sich vom Völkerbunde ein Mandat zu dessen Bewirtschaftung geben lassen."

Diese Vorstellung ist entweder sehr naiv oder, im Gegenteil, sehr raffiniert. Man erinnert sich, wie die deutschen Kolonialerwerbungen in Afrika durchweg den „Wunsch" dieses oder jenes Stammeshäuptlings nach deutscher Schutzherrschaft zum Ausgangspunkt nahmen, „Wünsche", die leicht zu erzielen waren, sei es durch militärischen Druck, sei es durch Bestechung, sei es durch Ausnützung von Stammesfehden oder einfach der Unkenntnis dieses oder jenes Häuptlings, der Abmachungen, zu denen ihn der deutsche Kolonialagent beschwatzte. Eine nur scheinbar, aber auch eine anfänglich wirklich freiwillige Herbeirufung einer „imperialistischen Schutzherrschaft" durch Eingeborenenvölker muß der Natur der Sache nach sich alsbald in ein Verhältnis gewaltsamer imperialistischer Herrschaft verwandeln. Entweder täuscht sich Herr Cleinow darüber oder — der Fuchs kann das Naschen nicht lassen.

Besonders interessant sind die Aeußerungen des bekannten Generals von Deimling, der sich selbst als „alten Afrikakämpfer" bezeichnet.

Er lehnt offen eine Propaganda für die Wiedergewinnung von Kolonien ab und sagt in der Begründung folgendes zur allgemeinen Kolonialfrage:

„Und noch eines kommt hinzu: die mächtige Bewegung, die die Völker Asiens und Afrikas ergriffen hat zur Wiedererlangung ihrer Selbständigkeit. Auf dem Kongreß der farbigen Völker, der im Februar 1927 in Brüssel tagte, hat der Afrikaneger Samgor[1] in leidenschaftlicher Rede die Parole verkündet: ‚Afrika den Afrikanern!'

Diese elementare Bewegung der unterdrückten Völker wird — wie bereits in China und Indien, — so auch in Afrika in nicht zu ferner Zeit zu Zusammenstößen mit den weißen Eindringlingen führen. Wollen wir wieder Kolonialkriege — diesmal an der Seite von Frankreich und England — führen zur

[1] Im Protokoll des Kongresses gegen koloniale Unterdrückung und Imperialismus (Berlin, Neuer Deutscher Verlag, 1927) heißt der Delegierte Senghor. Die Redaktion „U. d. B. d. M.".

Unterdrückung der Neger, wo wir doch selbst um unsere eigene Selbständigkeit aufs schwerste noch auf Jahre hinaus zu ringen haben werden?

Wir haben das Recht der Selbstbestimmung der Völker auf unseren Schild erhoben. Dieses Recht müssen wir auch den farbigen Völkern gegenüber respektieren. Man darf sich bei Betrachtung des Kolonialproblems nicht von Stimmungen und falscher Prestigesucht leiten lassen, sondern nur von praktischen und realen Gesichtspunkten. Das Kolonialzeitalter hat sich überlebt. Auch auf diesem Gebiet ist eine neue Zeit angebrochen. Ihre Zeichen müssen erkannt werden, wenn wir nicht unabsehbaren Schaden erleiden wollen."

Diese Aeußerungen sind von besonderem Gewicht, wenn man sich vergegenwärtigt, daß dieser General von Deimling derselbe ist, der den Hottentotten-Aufstand und 1907 den Herero-Aufstand auf die bekannte grausame Art niederkämpfte: indem er ein ganzes Volk in die wasserlose Wüste trieb und elend verdursten ließ. Ein solcher Mann muß besonders gut imstande sein, die Tiefe des Hasses zu verstehen, die die afrikanischen Eingeborenen ihren weißen Unterdrückern entgegenbringen, und des verzweifelten Mutes, dessen sie fähig sind. Er muß verstehen, daß ihr Sieg unvermeidlich ist, wenn sie die überlegene Militärtechnik der Weißen sich aneignen — diese selbst waren und sind ja genötigt, sie ihnen beizubringen —, wenn sie die trennenden Schranken der Stammesgegensätze zu überwinden verstehen und wenn sie ihren Kampf verbinden mit dem sozialen Befreiungskampf des Proletariats der imperialistischen Herrscherländer. Alles dies aber ist im Gange.

Ein anderer Militär — der Major a. D. Endres, früher Militärsachverständiger des Zentrums, solange dieses noch gegen den Militarismus Opposition machte, kommt zu demselben Schluß:

„Die Kolonialpolitik — sagt er — ist angesichts der in den fremden Kontinenten erwachten Ideologien eine Politik ohne Zukunft... Da die Kolonialpolitik auf dem Höhepunkt schon lange steht und beginnt abgebaut zu werden, so wird nach Jahren, wenn die Frage für Deutschland wirklich akut werden sollte, bei keinem Einsichtigen mehr Neigung bestehen, in eine zukunftslose Sache Geld, Kraft und außenpolitisches Risiko zu stecken."

Endres lehnt daher ebenso den Erwerb von Kolonien wie den von Kolonialmandaten ab. Ueber die letzteren sagt er:

„Ueberdies ist das Kolonialmandat nur in der Form verschieden von der Kolonie und wird ebenso wie diese dem Abbau verfallen nach Maßgabe der Konsolidierung Asiens und Afrikas."

Otto Flake, ein demokratischer politischer Schriftsteller, sagt:

„Ich denke, wir in Deutschland sind uns doch ziemlich einig in der Auffassung, daß der Verlust der Kolonien zwar schmerzlich und ungerecht war, aber schließlich, nachdem er Tatsache

geworden ist, immerhin das Gute hat, uns von den Liquidationsproblemen zu befreien, denen alle Kolonialmächte mit Unbehagen entgegensehen."

Dr. F. Friedensburg, Regierungspräsident von Kassel (wenn ich nicht irre, Demokrat?), kommt am Schluß seiner Ablehnung neuen Kolonialerwerbs auf die allgemeine Frage der Kolonialpolitik zu sprechen und urteilt darüber:

„Die klassische Zeit der europäischen Kolonialpolitik, in die sich unsere Kolonialpolitiker zurücksehnen, neigt unverkennbar ihrem Ende zu. Die nichteuropäischen Völker lassen sich nicht mehr mit denselben Mitteln beherrschen und ausnützen, wie es in den vergangenen Jahrhunderten möglich gewesen ist. Für das deutsche Volk in seiner jetzigen Lage kann es nur ein Vorteil sein, wenn es den zu erwartenden Auseinandersetzungen fernbleibt und für sich die Mission erkennt, die geistige Vormacht der unterdrückten Völker zu werden. Eine solche Entwicklung würde sich auch wirtschaftlich belohnen."

Die deutsche Bourgeoisie als „geistige Vormacht der unterdrückten Völker" ist gewiß eine hohle Phantasie, die aber doch nur auf Grund reichlich empfangener Prügel möglich war. Das Schlußsätzchen des Verfassers zeigt den Pferdefuß. Die Maske der Nichtbeteiligung an der imperialistischen Gewaltpolitik dient faktisch als Waffe im imperialistischen Konkurrenzkampf, der seinerseits nicht subjektiven Wünschen, sondern objektiven Tatsachen entspringt: der gesteigerten kapitalistischen Monopolisierung, der Neuakkumulation von Geldkapital usw. Daß die deutsche Bourgeoisie bereits wieder auf imperialistischen Pfaden wandelt, braucht hier nicht bewiesen zu werden; es ist sehr wohl möglich und wahrscheinlich, daß sie nicht mehr dazukommt, sich an den gedeckten Tisch zu setzen, mit dessen Abfällen sie sich jetzt begnügen muß, aber solange die deutsche Bourgeoisie noch an der Macht ist, wird sie kraft der objektiven Umstände wie ein hungriger Wolf um diesen Tisch herumschleichen müssen und werden die Theorien von der Entsagung von der Kolonialpolitik — auch wenn sie von ihren Verkündern ehrlich gemeint sind, objektiv nur ein Mittel imperialistischer Politik sein —, solange die Betreffenden am bürgerlichen Klassenstandpunkt festhalten und nicht praktisch am Befreiungskampf der Kolonialvölker und des heimischen Proletariats teilnehmen.

Auf die Ausführungen Holitschers, die vom revolutionären kommunistischen Boden ausgehen, brauche ich hier nicht einzugehen.

Der demokratische Publizist Emil Ludwig gebraucht folgendes drastische Bild für die Lage:

„Die Frage wäre: kauft man um zehn Uhr abends ein Billet, um eben noch zum fünften Akt zurechtzukommen? Denn seit der Neger in Kapstadt wählt, in Neuyork als Boxer die Meisterschaft hält und als Student an fast allen Hochschulen Europas

zugelassen wird; seitdem er am Kampf zwischen Weißen teilgenommen und dabei den Rest von Respekt vor ihnen eingebüßt hat; seit Wilson sein Programm in die Welt hinausrief, geht die Zeit der Kolonialmächte ihrem Ende entgegen... Da wir Deutschen jetzt als die Einzigen mit keinem Farbigen um Recht und Pflicht streiten, so sollten wir auch aus dieser Not eine Tugend machen (!) und lieber das Wohlwollen der farbigen Welt anstreben, die heute erwacht ist und morgen frei sein wird, als ihren Haß durch Wiedereintritt in die Liga der Sklavenhalter erwecken."

Herr Ludwig merkt dazu noch an: „die meisten Deutschen, die seit acht Jahren in fremden Kolonien arbeiten, melden gute Erfolge."

Die Antwort Thomas Manns lohnt sich, im vollen Wortlaut anzuführen. Sie drückt den keineswegs freiwilligen oder gar begeisterten Verzicht auf „imperialistische Kolonialausbreitung" mit kostbarer Selbstironie aus:

„Soweit ich sehe — sagt Thomas Mann — sind die Zeiten imperialistischer Kolonialausbreitung endgültig vorüber. Die Idee der Freiheit und Selbstbestimmung ist überall erwacht und wird sich nicht wieder zur Ruhe legen. Ich glaube, daß die Ereignisse viele Deutsche gelehrt haben, unsere Freiheit von kolonialem Gepäck als einen Vorteil zu empfinden. Der ruhmlose und innerlich behinderte Verlauf jüngster Kolonialkriege war nicht neiderregend, das englische Weltherrntum atmet schwer, und die Sympathien der Geister sind auf seiten Gandhis. Im ganzen hat man den Eindruck, daß Europa, dessen aristokratische Naivität gebrochen ist, die Rolle des Heilbringers, der sich bereichert, nicht mehr mit natürlichem Anstande zu spielen vermag. Angesichts der Unsicherheit aller Dinge scheint es mir das geringste Wagnis, die dritte Frage zu bejahen und dafür zu stimmen, daß Deutschland ‚für seine Angehörigen und für seinen Rohstoffbezug in fremden Kolonien wie in den Mandatsgebieten volle Gleichberechtigung mit den anderen Nationen fordere'."

Der Sozialdemokrat Herrmann Müller beginnt damit, daß er prinzipiell das „Recht auf koloniale Betätigung" Deutschlands anerkennt und behauptet, daß „die koloniale Schuldlüge (?) in der früheren kolonialen Betätigung Deutschlands keine Stütze findet": er beginnt also damit, daß er den revolutionären Standpunkt gegenüber der imperialistischen Kolonialpolitik preisgibt. Aber er begründet den Verzicht auf neuen Kolonial- oder Mandaterwerb unter anderem mit folgenden Opportunitätsgründen:

„Zur Zeit haben die Deutschen bei den erwachenden, nach nationaler Selbständigkeit drängenden Kolonialvölkern das größte Ansehen, weil Deutschland an der kolonialen Ausbeutung fremder Völker nicht mehr beteiligt ist. Das muß sich auch handelspolitisch günstig für Deutschland auswirken."

Als „reiner Republikaner" äußerst Alfons Paquet unter anderem folgende Gedanken:

„Die Aufgabe des republikanischen Deutschen Reiches ist aber vor allem die Mitarbeit an einer Regeneration Europas auf dem Boden einer grundlegenden sozialen Erneuerung. Für diese Republik wäre der Eintritt in die Reihen der kolonialbesitzenden Völker, vorausgesetzt, daß es ihr überhaupt gelänge, hochwertige Kolonien ohne Gegenleistung zu gewinnen, die sie an die Politik anderer Staaten binden, gleichbedeutend mit der Blockierung des ihr durch ihr Wesensgesetz vorgeschriebenen Weges. Sie kann im Hinblick auf die zahlreichen um das Recht der Selbstbestimmung ringenden europäischen Minderheiten nicht eine Gegnerin der Freiheit und Selbstbestimmung der sogenannten kolonialen oder halbkolonialen Völker sein."

Das „Wesensgesetz" schreibt zwar einer kapitalistisch-monopolistischen Republik gerade umgekehrt den imperialistischen Weg vor, aber es gibt zuweilen massive Hindernisse, die dem Sichauswirken dieses „Wesensgesetzes" im Wege stehen. Diese sind es, die Paquets Aeußerungen in methaphysisch unbestimmter und überstiegener Weise ausdrücken.

Der Generalmajor a. D. Freiherr von Schönaich macht zunächst eine Reverenz vor der „kulturfördernden" Bedeutung kapitalistischer Kolonialpolitik in der Vergangenheit, d. h. vor dem Weltkrieg. Der Weltkrieg aber habe einen radikalen Wandel gebracht,

„d. h. er hat zum Abschluß und Ausbruch gebracht, was sich wenig sichtbar schon jahrzehntelang angebahnt hatte: die Kolonialvölker haben uns unsere Erzeugungsmethoden abgelauscht und unsere Schwächen und ihre eigene Stärke erkannt. Sie werden sich reine Ausbeutungsmethoden, und darin bestand die alte Kolonisation, nicht mehr länger gefallen lassen. Gewiß sind in diesem Kampf der Kolonialvölker gegen ihre derzeitigen Herren die Herren physisch heute noch stärker. Wenn sie den Kampf aufnehmen, werden sie durch ihre besseren Waffen und Kriegstechnik vielleicht siegen. Der Sieg wird aber erkauft werden durch Ausrottung ganzer Völkerschaften. Die siegenden Herren werden Land, aber keine Menschen mehr haben. Auf diese aber sind sie angewiesen, da sie selbst in jenen tropischen Ländern auf die Dauer nicht arbeiten können. Die Kolonisation wird also ganz neue Wege gehen müssen. Sie wird dieser Entwicklung Rechnung tragen müssen und anstreben, jene Völker allmählich zu selbständigen bewußten Trägern der Weltwirtschaft zu machen ... Wenn wir heute noch Kolonien hätten, würde ich dem Versuch, neue Kolonialmethoden zu ersinnen und praktisch durchzuführen, durchaus das Wort sprechen. Eine andere Frage ist aber, ob wir diese Schwierigkeiten heute aufnehmen sollen, wo wir es gar nicht nötig haben ..."

Von Schönaich verkennt hier, daß eine kapitalistische Kolonialpolitik, die nicht ausbeutend wäre, dem Wesen der Sache nach nicht möglich ist. Möglich ist nur ein Wechsel der Formen der Ausbeutung. Und die Richtung, in der ein solcher Formwechsel geschieht, und nur geschehen kann, zeigt die englische

Kolonialpolitik in Indien klar an. Es ist die Mitbeteiligung der inzwischen herangewachsenen kolonialen Bourgeoisie an der Ausbeutung der kolonialen Arbeiter und Bauern durch die Bourgeoisie des imperialistischen „Mutterlandes", die zugleich eine gewisse Mitbeteiligung an der Regierung und Verwaltung des Koloniallandes einschließt. Andere interessante neue Methoden entwickeln die Vereinigten Staaten von Nordamerika in Mittel- und Südamerika, den Philippinen usw. Alle diese Methoden ändern nicht das geringste an der Tatsache kolonialer Ausbeutung. Sie können den kolonialen Befreiungskampf zeitweilig hemmen, aber nur um ihn auf die Länge zu verbreitern und zu vertiefen, ihn zu einem revolutionären Kampf der werktätigen Massen zu machen, bei dem der soziale und der nationale Kampf zu einer Einheit verschmelzen, in der das soziale Moment dominiert.

Professor R. Wilhelm, der bekannte Sinologe, kommt uns zunächst ethisch: „Die Ethik gebietet, daß wir uns von dem Unrecht der Vergangenheit losmachen." Er findet dazu, daß es auch nicht „klug" wäre.

> „Durch den Krieg ist uns eine schwere Verantwortung abgenommen worden und wir haben angesichts der bevorstehenden Auseinandersetzung der sogenannten Kolonialvölker mit ihren Herren keine Veranlassung, diese Verantwortung der imperialistischen Staaten freiwillig wieder auf uns zu nehmen."

Wilhelm träumt gleichzeitig von der Möglichkeit eines freiwillig von einer kleinen nationalen Nation angetragenen Kolonialmandats:

> „Es kann heute der Fall vorkommen — so philosophiert er —, daß eine kleine Nation, etwa in Afrika, der Hilfe einer größeren bedarf, um den Apparat einer modernen Verwaltung einzurichten und beim Völkerbund vertreten zu werden. In solchen Fällen sehe ich keine Bedenken darin, wenn sich Deutschland zum Sachwalter einer sogenannten Kolonie macht. Aber das Mandat muß von der Nation selbst ausgehen, der Völkerbund kann es höchstens bestätigen. Und man müßte in dauernder Fühlung mit den Vertretern des betreffenden Volkes bleiben, um sicher zu sein, daß man wirklich dessen Interessen mit vertritt. Als Vorbild wäre etwa an die konsularische Vertretung einer befreundeten Macht zu denken, wie wohl die Zusammenarbeit hier weitergeht."

Es besteht kein Grund, dem Professor Wilhelm hier die Gutgläubigkeit abzusprechen. Aber objektiv bietet diese philosophische Träumerei des Professors den imperialistischen Kreisen Deutschlands gerade die Handhaben, die sie brauchen, um wieder in das Kolonialgeschäft zu kommen.

Der frühere Staatssekretär des Auswärtigen, Zimmermann, bemerkt zur Begründung der Ablehnung von neuem Kolonialerwerb oder eines Kolonialmandats:

> „Es kommt hinzu, daß der Weltkrieg den Eingeborenen kolonialer Gebiete die Augen geöffnet hat. Das Selbstbestim-

mungsrecht der Völker wird auch von den unterdrückten Schwarzen verlangt. Der Ruf „Afrika den Afrikanern" hallt durch den schwarzen Erdteil und treibt seine Bewohner zu engem Zusammenschluß. Es ist meines Erachtens nur eine Frage der Zeit, daß die Schwarzen sich von der Herrschaft des weißen Mannes befreien werden. In wenigen Jahrzehnten werden die Kolonialpolitik treibenden Völker durch die Macht der Verhältnisse gezwungen sein, die Eingeborenen der Kolonien als gleichberechtigt zu behandeln und ihnen die Verwaltung ihrer Gebiete zu überlassen. Dieser natürlichen Entwicklung entgegenzuarbeiten und uns durch erneute koloniale Betätigung auch noch Abneigung und Haß der Schwarzen zuzuziehen, muß meines Erachtens das Deutsche Reich vermeiden."

III.

Wir wenden uns jetzt denjenigen zu, die Kolonial- oder Mandatserwerb befürworten und sich dabei mit dem kolonialen Befreiungskampf auseinandersetzen.

Der frühere Reichskolonialminister Bell (dem Zentrum angehörig) tritt für erneute Beteiligung Deutschlands an der Kolonialpolitik ein, wobei er die Frage der Form, volle Kolonialfreiheit oder Mandatsrecht, noch offen läßt und für eine Frage der Zweckmäßigkeit erklärt.

Zur Frage des kolonialen Befreiungskampfes bemerkt er:

> Dem vierten Einwand, daß der gesamten Kolonialgebarung angesichts der immer stärker in Erscheinung tretenden Bestrebungen der Eingeborenen nach Selbständigmachung der Untergang drohe, begegnen zwei Tatsachen: einmal, daß kein einziger Kolonialstaat seine Politik auf solche Erwägungen einstellt, und weiter, daß für derartige Befürchtungen in letzter Linie der für Deutschlands Kolonialinteressen wohl ausschließlich verwertbare Erdteil Afrika, dessen gesamte Kolonialfrage noch immer ungelöst ist, in Betracht kommen würde."

Es kommt hierin sehr gut zum Ausdruck, wie der Kapitalismus, solange er noch auf den Beinen steht, sich durch historische Perspektiven des Untergangs nicht davon abhalten läßt, das zu tun, was sein „Wesensgesetz" ihm vorschreibt, d. h. auf imperialistische Beute auszugehen. Die Perspektive ist ungewiß, das kapitalistische Bedürfnis ist gewiß und gegenwärtig und sucht sich auf alle Fälle zu befriedigen.

Walter Dauch - Hamburg, bisheriger Reichstagsabgeordneter, rät Deutschland, Kolonialerwerb nur in Afrika anzustreben,

> „da die meisten Völker und Staaten der anderen Kontinente zu einem stärkeren eigenen Leben erwacht sind, mit guten Gründen das Selbstbestimmungsrecht für sich reklamieren und zielbewußt danach streben, sich einen unabhängigen Staat und eine

eigene Kultur aufzubauen. Wir sollten uns, nach meiner Ansicht, hüten, in Amerika den Erwerb von Kolonien anzustreben, ebenso auf dem asiatischen Festland, da wir sonst politisch und auch wirtschaftlich uns sehr ernsten Schwierigkeiten aller Art aussetzen würden."

Der demokratische Abgeordnete Erkelenz sagt:

„Eine Frage, die noch der Erörterung bedarf, ist die, inwieweit die Eingeborenen-Bevölkerung in den etwaigen Kolonialgebieten in absehbarer Zeit zu ihrer Befreiung von der europäischen Vormundschaft reif ist. Die Urteile darüber sind verschieden. Soweit ich urteilen kann, würde ich glauben, daß dieser Reifezustand, der zur Abschüttelung der europäischen Vormundschaft führt, mit Sicherheit einmal kommt, aber noch nicht nahe bevorsteht."

Inzwischen soll man nach einer Kolonie nur greifen, wenn man eine „wirklich gute Kolonie" bekommen kann. Wenn nicht, so beschränke man sich auf die Forderung der vollen Gleichberechtigung deutscher „Volksgenossen" in den Kolonien und Mandatsgebieten mit den anderen Nationen und des freien Bezugs von Rohstoffen aus diesen Gebieten. Und dann — trete man in der Rolle des Apostels der Freiheit der Kolonialvölker auf. In keiner der Antworten ist so offenherzig der imperialistische Sinn und Zweck der eventuellen deutschen Kolonialbefreiungssympathien ausgesprochen, wie bei Erkelenz. Wir führen deshalb die entscheidende Stelle wörtlich an. Sie lautet:

„Diese Politik (der Forderung nach Gleichberechtigung, falls man nicht eine „wirklich gute Kolonie" bekommen kann), ist besonders dann richtig, wenn man mit einer baldigen Befreiungsbewegung unter den kolonialen Völkern zu rechnen hat. Dann würde die kolonialpolitische Betätigung Deutschlands am besten darin bestehen, diese Völker in ihren Freiheitsbestrebungen zu unterstützen und zu fördern."

Diese zynisch-kühle Abschätzung, ob und wann es vorteilhafter ist, die Rolle des Teilhabers an der kolonialen Unterdrückung oder umgekehrt die des Helfers der kolonialen Befreiung zu spielen, ist wahrhaft erfrischend. Es erinnert das an die beste jesuitische Schule.

Gildemeister-Bremen, der für neue „koloniale Betätigung" Deutschlands eintritt, warnt jedoch davor, z. B. in China

„sich in eine Politik hineinziehen zu lassen, die der nationalen Selbstbestimmung Chinas entgegentritt. Dasselbe gilt für eine Reihe anderer Völker, die auf dem Wege der Erringung nationaler Selbständigkeit sich befinden. Hier ist es für Deutschland geboten, sich als Freund solcher Entwicklungen zu bekennen, nicht aber um eines vorgegebenen materiellen Vorteils willen einer Kolonialpolitik Hilfe zu leisten, die auf Unterdrückung dieser Bewegung hinzielt. Daß allerdings — fährt er bedeutsam fort — die Entwicklung der Welt nicht so schnell geht, wie es vielfach geglaubt wird, möchte ich hier nur in Erinnerung brin-

gen und besonders darauf verweisen, daß die Formen kolonialer Beherrschung gewechselt haben und diese auch da bestehen kann, wo ein scheinbar selbständiges politisches Leben eines Landes vorliegt. Dafür dürften insbesondere in Mittelamerika Beispiele zu finden sein."

Es ist sehr bezeichnend, wie hier von deutscher Seite versucht wird, von den Methoden des amerikanischen Dollar-Imperialismus zu profitieren. Es ist das bezeichnend dafür, wie die deutsche Bourgeoisie, nachdem ihr erster imperialistischer Anlauf zusammengebrochen ist, mit großer Elastizität und, sagen wir, Unbefangenheit, nach neuen Wegen, Methoden und Zielen imperialistischer Art sucht. Die erhaltenen Prügel, von außen wie von innen, haben den deutschen Imperialismus ganz anders geschmeidig gemacht, als er das bis 1914 war: wo die Borniertheit, Starrheit und dabei Ziellosigkeit, die ihm das junkerlich-militärisch-bureaukratische Element aufprägten, die wesentlichen Ursachen für sein Fiasko waren.

Der ehemalige Reichsminister Georg Gothein, ein Demokrat, zieht ebenfalls die Emanzipationstendenzen der Kolonialvölker in Betracht, der Prozeß ihrer Durchsetzung werde aber

„bei den nicht von der weißen oder gelben Rasse bewohnten Gebieten doch noch sehr lange dauern. Die Negerbevölkerung Afrikas ebenso wie die Eingeborenen Australiens und des Sundaarchipels werden in absehbarer Zeit lebensfähige Kulturstaaten nicht aus eigener Kraft zu bilden vermögen. Sie bedürfen hierzu der Erziehung durch Kulturvölker."

Nach Herrn Gothein scheint die Kulturbringerschaft überhaupt das wesentliche an der Kolonialpolitik zu sein. Er schiebt in den Vordergrund die Tätigkeit der deutschen Aerzte bei Erforschung und Bekämpfung der Tropenkrankheiten.

„Die weitere Mitarbeit der deutschen Wissenschaft und Praxis muß im Interesse der unter diesen Krankheiten leidenden Völker als ein Gebot der Humanität bezeichnet werden."

Die Bemäntelung des Wunsches nach neuer Beteiligung an kolonialer Unterdrückung und Ausbeutung durch vorgeschobene Humanitätsbestrebungen muß im Interesse der Wahrheit als eine besonders starke Dosis Heuchelei bezeichnet werden. Selbstverständlich soll damit nicht das geringste gesagt sein über die gewiß nützliche Tätigkeit deutscher Aerzte auf dem Gebiete der Tropenkrankheiten, sondern nur dagegen, daß sie von kapitalistischer Seite als Vorwand für imperialistische Ziele vorgeschoben wird. Man muß keine Kolonien erobern oder sie erschachern, um Tropenkrankheiten studieren und bekämpfen zu können. Es ist kein Zweifel, daß die nationale und soziale Befreiung der Kolonialvölker ein ganz anders ausgedehntes Feld der Tropenmedizin eröffnen wird, als dies unter den Verhältnissen kolonialer Unterdrückung und Ausbeutung möglich ist; an der physischen und sozialen Degradierung der Eingeborenen durch die kapitalistische Fronarbeit und die Zerrüttung des wirtschaftlichen und sozialen Systems der Eingeborenen durch die kapitali-

stische Konkurrenz muß die Tätigkeit der Tropenärzte fast ohnmächtig abprallen.

Dr. Grabowski-Berlin, auch ein prinzipieller Anhänger einer neuen deutschen Kolonialpolitik, sagt:

> „Für Asien ist das kolonialpolitische Zeitalter ohne Zweifel vorbei, in Afrika aber ist es noch nicht auf seinem Scheitelpunkt angelangt."

Der ehemalige demokratische Reichsminister Koch warnt davor, in China sich der nationalen Befreiungsbewegung entgegenzustellen.

Von Kries, der Vizepräsident des preußischen Landtages, tröstet sich damit, daß auch in Indien und China das Ende der Freiheitsbewegung unabsehbar sei. Was Afrika anlange, so werde das Schlagwort: Afrika den Afrikanern erst „in einer sehr fernen Zeit" Bedeutung haben.

Auch Gustav Noske findet, daß die „Negerparole", Afrika für die Schwarzen, zurzeit nicht unmittelbar aktuell sei, aber die kolonialen Mächte müßten doch den Emanzipationsbestrebungen der Eingeborenen „mit gespannter Aufmerksamkeit zusehen". Noske erklärt sich übrigens „zur Zeit" gegen neuen Kolonialerwerb.

Der frühere Gouverneur Schnee sagt geradezu:

> „Ich halte die Anschauung, daß die Zeiten der Kolonisation unter den Eingeborenenvölkern Afrikas und der Südsee vorbei wären, für einen auf Unkenntnis der Verhältnisse beruhenden Irrtum. Auf Zeiten hinaus, die über die Voraussicht der lebenden Generation hinausgehen, wird europäische Kolonisation weiter stattfinden müssen."

„Der Gouverneur von Samoa z. D.", Dr. E. Schultz-Ewerth, der für neuen Kolonialerwerb eintritt, meint,

> „daß es nicht ausgeschlossen ist, daß wir von der Unruhe, die durch den Weltkrieg im allgemeinen und die These vom Selbstbestimmungsrecht der Völker im besonderen in die eingeborenen Rassen getragen worden ist, unser Teil abbekommen würden. Ich zweifle aber nicht, daß wir mit den neuen Problemen der Eingeborenenpolitik ebensogut fertig werden würden, wie die anderen Kolonialvölker."

Der bekannte Professor v. Schulze-Gävernitz, einst eine der professoralen Leuchten der deutschen imperialistischen Propaganda, lehnt zwar auch jetzt nicht Kolonien oder Kolonialmandate prinzipiell ab, meint aber, daß „im besten Falle" doch nur eine „Kolonie minderer Wichtigkeit und beschränkter Ausdehnung für uns zu haben wäre."

Die Tugend, sagt Wilhelm Busch, ist das Genügen an den Dingen, die wir nicht kriegen.

> „Um so wichtiger und von primärer Bedeutung scheint es uns, daß wir in der großen Befreiungsbewegung Asiens, welche sich im 20. Jahrhundert mit Notwendigkeit abspielt, die Sympathie der aufsteigenden Nationen behaupten, indem wir zu

den Nichtunterdrückervölkern gehören. In dem sich verselbständigenden China und Indien liegen für uns Märkte und Anlagegebiete gewaltigster Ausdehnung, welche jede mögliche Kolonialerwerbung an Wichtigkeit unendlich übertreffen."

Professor Veit-Valentin-Potsdam sagt:

„Zentralafrika liegt noch im Schlummer; das nächste Menschenalter hindurch wird es dort mindestens nicht ohne die schöpferische Hilfe des Europäers gehen" usw.

Um zu summieren: Während eine Kategorie aus der aufsteigenden Welle der Emanzipationsbewegung der Kolonialvölker den Schluß zieht, auf neue Kolonialpolitik zu verzichten, zieht eine zweite Kategorie den Schluß, daß jedenfalls Asien und Amerika dafür nicht mehr in Betracht kommen, sondern nur noch Afrika, wo die Emanzipation der Neger noch in mehr oder weniger weiter Ferne liege, wo aber neue kolonialpolitische Methoden an die Stelle der alten treten müßten. Eine dritte Kategorie sagt: da die anderen europäischen Mächte sich durch die Perspektiven der Emanzipation der Kolonialvölker nicht davon abhalten lassen, am Kolonialbesitz und an Kolonialpolitik festzuhalten, so tun wir dasselbe und wie sie werden wir auch mit der Eingeborenenbewegung fertig werden.

Schließlich soll noch eine kurze Uebersicht gegeben werden über die Methoden und die Ziele, die für die neue deutsche Kolonialpolitik vorgeschlagen werden.

IV.

Eine Klassifikation der Antworten ergibt folgendes interessante Bild:

1. Prinzipielle Ablehnung der Kolonialpolitik, verbunden mit der Beteiligung am revolutionären Kampf der Kolonialvölker, findet sich nur in einem Fall. Es handelt sich in diesem Fall um einen kommunistischen Schriftsteller.
2. Eine Ablehnung von Kolonialerwerb oder Mandatsübertragung aus Opportunitätsgründen, verbunden mit der Forderung der Gleichberechtigung deutscher Kapitalisten und Siedler in fremden Kolonien und Mandaten findet sich in sechzehn Fällen. Diese Fälle umfassen eine Anzahl Sozialdemokraten, Demokraten, bürgerlich-radikale Schriftsteller, einen alten afrikanischen General, einen Zentrumsgeneral. In fünf Fällen ist damit die Forderung verbunden, die Freiheitsbewegung der Kolonialvölker zu unterstützen oder wenigstens sich ihr nicht entgegenzustellen.
3. In drei Fällen wird die Beschränkung auf Uebertragung von Kolonialmandaten durch den Völkerbund gefordert.
4. In zwanzig Fällen wird direkt neuer Kolonialerwerb als das Endziel gefordert, wobei Kolonialmandate und koloniale Gleichberechtigung als Etappenziele zugelassen werden.

5. In einem Fall wird gemeinsame Mandatsverwaltung von Afrika durch die europäischen Mächte verlangt.
6. In drei Fällen wird auf eine Expansion Deutschlands „nach Osten" hingewiesen — im Gegensatz zu überseeischem Kolonialerwerb.
7. In vier Fällen wird bei prinzipieller Zustimmung zu neuer Kolonialpolitik gefordert, daß man vorläufig sich alle Möglichkeiten offen halten und noch nicht viel über die verschiedenen Wege und Möglichkeiten rede.
8. In zwei Fällen wird der Schachtsche Gedanke der Kolonisation durch Chartered Companies vorgeschlagen.
9. In zwei Fällen verbindet sich der Gedanke neuer Kolonialpolitik zugleich mit dem der Ausnützung der kolonialen Emanzipationsbestrebungen.
10. In einem Fall wird der Kolonialpolitik die innere Kolonisation gegenübergestellt.

Der vorherrschende Fall ist also Nr. 4, und es scheint mir das kein Zufallsresultat zu sein. Es ist kennzeichnend für den neuen deutschen Imperialismus. Der nächsthöhere Fall ist Nr. 2. Er steht nicht in prinzipiellem Gegensatz zu Nr. 4. Diese Haltung kann objektiv eine Stütze des Hauptfalles sein. Interessant ist, daß in beiden Fällen das Operieren mit der kolonialen Befreiungsbewegung sich findet.

Allgemein ist zu bemerken, daß fast allgemein nur noch Afrika als Gegenstand einer möglichen neuen deutschen Kolonialpolitik in Betracht gezogen wird. Der Sozialdemokrat Max Cohen-Reuß bezeichnet Afrika geradezu als das „natürliche Kolonialgebiet Europas" (S. 621). Der wahre Sinn dieser „Natürlichkeit" wird von einer Reihe Autoren klar aufgedeckt, die auf die geringere Entwicklung des nationalen Befreiungskampfes in Afrika im Vergleich zu Asien hinweisen.

Das Bild ist ziemlich bunt und beweglich. Es drückt sich darin einerseits die große Geschmeidigkeit des neuen deutschen Imperialismus aus, andererseits die Wirkung des gewaltigen Aufschwungs der revolutionären Bewegung der Kolonialvölker.

A. I. OPÀRIN

DIE ENTSTEHUNG DES LEBENS VOM CHEMISCHEN STANDPUNKT[1]

Schon eine flüchtige Betrachtung der niederen, gegenwärtig unseren Erdball bevölkernden Tier- und Pflanzenformen erweckt in uns unwillkürlich die Vorstellung, die zu selbständiger Ernährung durch anorganische Stoffe befähigten grünen Formen möchten sich aus farblosen Organismen entwickelt haben. Tieferes Eindringen in dieses Problem bestätigt diese Vermutung.

Hervorragende Systematiker, beispielsweise F. Oltmans und I. P. Lotsy, leiten die gesamte Pflanzenwelt von den einfachsten farblosen Organismen, gewissen Geißeltierchen, ab (den Rhizomastigina und Protomastigina). Allein, dieser sich auf rein systematische Erwägungen stützenden Ansicht widersprach lange Zeit jene weitverbreitete Vorstellung, wonach der gesamte Kohlenstoff der Erde vor dem Erscheinen der Organismen in der Form von Kohlensäure gegeben gewesen sei. Die ersten Organismen hätten somit über die Fähigkeit autotropher Ernährung verfügen müssen.

Letztere Auffassung entbehrt jedoch nicht nur jeder tatsächlichen Grundlage, sondern ist auch in sich selbst einigermaßen widerspruchsvoll. Sofern überhaupt von Urwesen, als Urahnen alles Lebendigen, die Rede ist, müssen wir logischerweise die Entstehung derartiger Organismen aus noch primitiveren Formen der Materie annehmen. Die Assimilation der Kohlensäure erfordert zu ihrem Zustandekommen eine äußerst komplizierte und vollkommene physikalisch-chemische Organisation.

Die Entstehung organisierter Materie, einer Materie von bestimmter Struktur und Zusammensetzung aus organischen Verbindungen, ist nur mit Hilfe solcher Verbindungen denkbar. Man kann unmöglich annehmen, daß ein so komplizierter Körper, wie das Protoplasma, unmittelbar aus Kohlensäure und Wasser entstanden sein solle. Mithin mußte der Entstehung der Organismen notwendigerweise die Bildung organischen Stoffes auf der Erdoberfläche vorausgegangen sein. Damit verwandelt sich die Frage nach der Entstehung des Lebens in die Vorfrage nach der ersten Entstehung organischer Verbindungen auf unserem Planeten.

[1] Vortrag, gehalten im Frühjahr 1927 in der Gesellschaft materialistischer Biologen der Kommunistischen Akademie in Moskau. Der Verfasser ist Dozent der Biochemie an der I. Staatsuniversität und wissenschaftlicher Mitarbeiter am Biochemischen Institut (Leiter: Prof. A. Bach) in Moskau. Die Red.

Da ergeben sich nun zwei Möglichkeiten. Entweder ist die organische Materie durch Reduktion der Kohlensäure der Luft entstanden oder aber primär durch Bindung freien Kohlenstoffes.

Erste Möglichkeit, obwohl denkbar, entbehrt jedoch realer tatsächlicher Unterlagen. Ueberdies läßt sich diese Hypothese auch theoretisch äußerst schwer begründen. Die Kohlensäure stellt eine dermaßen inaktive Verbindung dar und enthält eine derart geringe Menge chemischer Energie, daß deren Reduktion große Schwierigkeiten darbietet.

Viel wahrscheinlicher dünkt uns die zweite Möglichkeit, die Hypothese einer primären Bildung organischer Substanz durch Bindung freien Kohlenstoffs. Wir wollen uns daher eingehender mit ihr beschäftigen.

Schon im Jahre 1886 gelangte D. I. Mendelejew im Verlaufe seiner Studien über kaukasisches und pennsylvanisches Erdöl zu dem Schlusse, daß eine primäre Entstehung von Erdöl aus anorganischen Stoffen möglich sei. Er nahm an, daß in einem gegebenen Zeitpunkt, als unser Planet noch einen glühenden Gasball oder eine von Metalldämpfen umgebene, glühende Masse darstellte, eine bestimmte Verteilung und Schichtung dieser Dämpfe gemäß ihrer Dichte erfolgte. Die Dämpfe der schweren Metalle und des Kohlenstoffes seien dabei in die untersten atmosphärischen Schichten geraten und im Verlaufe der Erkaltung als Bestandteile in die feurigflüssige Masse des Erdkernes eingegangen. Anfänglich befanden sich diese Elemente in freiem Zustande, da bei den damaligen Temperaturen von chemischen Verbindungen welcher Art auch immer keine Rede sein konnte. Bei fortschreitender Erkaltung des Planeten entstand jedoch allmählich eine solche Möglichkeit, so daß sich nach und nach Kohlenstoffverbindungen in Gestalt von Metallkarbiden, vorzüglich Eisenkarbiden (Roheisen), zu bilden begannen. Diese Karbide überdeckte eine glühende Schlackenmasse, die den Kohlenstoff vor Verbrennung schützte. Nachdem die Erde soweit erkaltet war, daß sich tropfbar-flüssiges Wasser niederschlagen konnte, begann letzteres durch die zahllosen Spalten der Erdrinde bis zu den glühenden Karbiden durchzusickern. Durch Zusammentreffen des Wassers mit den Karbiden entstanden Kohlenwasserstoffe, die später zum Ausgangspunkt der Bildung des Erdöls wurden.

Mendelejews Hypothese trug einen ausgesprochenen deduktiven Charakter. Sie stützte sich lediglich auf gewisse geologische Beobachtungen an erdölführenden Sanden Pennsylvaniens und des Kaukasus. Zur Zeit wird diese Theorie der Entstehung des Erdöls von verschiedenen Seiten angegriffen. Auf einen besonders lebhaften Widerspruch stößt sie bei den Geologen, die die Möglichkeit des Vordringens tropfbar-flüssigen Wassers bis zum glühenden Erdinnern leugnen. Allein, werden auch zahlreiche Einwände gegen diese Hypothese vorgebracht, so berühren sie doch in keiner Weise Mendelejews grundlegende Deduktionen. Im Gegenteil, selbst so hervorragende Chemiker, wie H. Moissan und C. Engler, halten eine

primäre Entstehung der Karbide und des Kohlenwasserstoffs nicht nur für durchaus möglich, sondern sogar für wahrscheinlich.

Prüfen wir nun diejenigen Tatsachen und Argumente, die eine Stellungnahme zu der eben erwähnten Hypothese gestatten.

Denken wir uns einen glühenden Gasball mit einer so hohen Temperatur, daß alle seine Elemente noch keine Verbindungen eingehen können, sondern noch freie Atome darstellen. Laut Mendelejew müsse nun selbst in diesem frühen Entwicklungsstadium unseres Planeten schon eine bestimmte Ordnung herrschen. Gestützt auf die Gesetze von Mariotte, Gay-Lussac und Dalton, gelangt Mendelejew zu dem Schlusse, daß die Gase eines solchen Urnebels sich entsprechend ihrer Dichte lagern müßten, derart, daß sich die schweren Gase um den Mittelpunkt des Gasballs, die leichteren an dessen Peripherie anordneten. Zur ersten Gruppe gehören die Dämpfe der schweren Metalle von hohem Atomgewicht und hoher Dampfdichte, zu denen auch der Kohlenstoff zählt, dessen Dämpfe bei maximaler künstlich erzeugter Temperatur eine außerordentlich hohe Dichte aufweisen.

Daß eine solche Schichtung der Gase nach ihrer Dichte tatsächlich erfolgt sein muß, läßt sich an Hand der gegenwärtig in der Erd- und Sonnenatmosphäre zu beobachtenden Verhältnisse verdeutlichen. Die von A. Wegener durchgeführten Untersuchungen des Polarlichtspektrums und des Spektrums der auf die Erde niedergestürzten Meteoriten führten zu dem Ergebnis, daß in einer Höhe von 70 km sich die Zusammensetzung der Erdatmosphäre ändert. Jenseits dieser Grenze verschwinden die Gase unserer Atmosphäre, der Sauerstoff und der Stickstoff, deren Stelle ein leichteres Gas, der Wasserstoff, einnimmt. Mithin besteht in unserer Atmosphäre in der Tat eine Schichtung entsprechend der Dichte der Gase.

Interessanter noch sind die Ergebnisse der spektroskopischen Untersuchung der Sonnenatmosphäre. Die weißglühende Sonnenmasse, die Photosphäre, ist von Hüllen umgeben, die unter gewöhnlichen Verhältnissen unsichtbar sind; sie lassen sich nur bei Sonnenfinsternis beobachten. Die auf die Photosphäre peripherwärts folgende Schicht ist die Chromosphäre, die äußerste die Korona. Den Hauptteil des Sonnenlichtes liefern die glänzenden weißen Wolken der äußeren Schicht der Photosphäre. Die spektroskopische Untersuchung dieser Schicht zeigt das Vorhandensein einer ganzen Reihe schwerer Metalle, darunter Eisen, Nickel, Kobalt, Titan, Barium und Mangan. Rowland fand ferner auch Kohlenstoff und Silicium.

Für die Uebergangszone zwischen Photosphäre und Chromosphäre zeigt das Spektroskop die Anwesenheit glühender Dämpfe einer Reihe weiterer Metalle, darunter der Alkali- und Erdalkalimetalle. Darauf folgt eine Heliumzone, über der sich bis zu den äußersten Schichten der Chromosphäre eine Wasserstoffzone erhebt. Die glühenden Metalldämpfe, aus denen sich die Sonnenatmosphäre zusammensetzt, ordnen sich also im allgemeinen zu Schichten entsprechend der Dichte der Dämpfe.

Das Spektrum der Photosphäre bestätigt auch die schon erwähnte, weitere Hypothese Mendelejews, wonach Eisen- und Kohlenstoff zusammengehören und miteinander vermischt sein müssen. Zum gleichen Schlusse gelangen wir auch noch auf einem anderen Wege. Die chemische Analyse der aus dem Weltenraum zur Erde niederfallenden Meteoriten lehrt, daß auch die Zusammensetzung der Meteorsteine zu der Annahme berechtigt, daß in bestimmten Entwicklungsstadien der Planeten der Kohlenstoff, das Eisen, zum Teil auch andere schwere Metalle unmittelbar nebeneinander bestanden haben müssen.

In der Tat bestehen, wie bekannt, die meisten Meteoriten aus gediegenem Eisen mit merklichem Nickelgehalt. Sehr häufig enthält jedoch solches Eisen auch noch gelösten Kohlenstoff, bisweilen in so erheblichen Mengen, daß es einigen Forschern gelang, aus Meteoriten sogar Diamantstaub zu gewinnen. (Meteorit aus dem Diablo-Cañon in Arizona.)

Mendelejews Annahme, der Kohlenstoff sei in einem bestimmten Entwicklungsstadium des Planeten mit Eisen und anderen Metallen vermischt gewesen, wird somit durch eine Reihe von Tatsachen bestätigt.

Es entsteht nun die Frage, was denn mit diesem Gemisch, nachdem unser Planet erkaltete und aus dem Stadium des gelben Sterns, etwa dem gegenwärtigen Stadium der Sonne, ins Stadium des roten Sterns überzugehen begann, weiter geschehen sei. Auch darüber gewährt uns die Spektralanalyse einen gewissen Aufschluß. Bei einer Temperatur, wie sie gegenwärtig auf der Sonne herrscht, können chemische Verbindungen unmöglich entstehen. Die Atome der Elemente sind hierbei frei, d. h. nicht zu Molekülen verbunden. Mit fortschreitender Erkaltung des Planeten oder Sterns entsteht indessen die Möglichkeit einer solchen Molekülebildung. In der Tat lassen sich im Spektrum der roten Sterne für gewöhnlich scharf hervortretende breite Ausschnitte (Streifen) erkennen. Diese Ausschnitte sind ein untrügliches Zeichen der Entstehung mehr oder minder komplizierter chemischer Verbindungen.

Welches waren nun die ersten Kohlenstoffverbindungen? Unsere bisherigen Ausführungen lassen vermuten, daß es Metallkarbide, Verbindungen von Kohlenstoff mit Metallen, waren. Das ergibt sich nicht allein aus dem Umstande, daß Kohlenstoff mit Metallen vermischt war, sondern folgt auch aus der Tatsache, daß unter den Kohlenstoffverbindungen just die Karbide die größte Widerstandsfähigkeit gegenüber hohen Temperaturen aufweisen. Alle anderen Verbindungen, insbesondere auch die Kohlensäure, können bei solchen Temperaturen nicht bestehen.

Damit erhält Mendelejews Annahme einer primären Bildung der Karbide durch eine ganze Reihe von Tatsachen und Argumenten eine feste Grundlage.

Der Potsdamer Astrophysiker H. Vogel fand bei der Untersuchung der Spektren von dem Erlöschen nahen roten Sternen (so-

genannter Typus IIIb) Spektralstreifen, die analogen Streifen von Kohlenwasserstoffverbindungen äußerst ähnlich sind. Er nahm daher das Vorhandensein solcher Verbindungen an der Oberfläche der roten Sterne an. Beobachtungen an anderen Himmelskörpern, den Kometen, führten zu gleichen Ergebnissen. Die Astrophysiker stellten fest, daß auch der Kometenkopf (dessen Kern) ebenfalls Kohlenwasserstoffe enthalte. Auch an Meteoriten wurden interessante Ergebnisse erzielt. H. Vogel stellte bei der Erhitzung von Meteoriten in einer Geißlerschen Röhre, die durch einen elektrischen Funken zum Leuchten gebracht wurde, deutlich Kohlenwasserstofflinien fest. Bereits früher war es F. Wöhler gelungen, aus einem Steinmeteoriten, der in Ungarn in der Nähe des Ortes Kaba niedergestürzt war, Reste einer organischen Substanz zu isolieren, die dem Ozokerit (Erdwachs) nahestand. Die chemische Analyse des Stoffes zeigte, daß es sich um eine hochmolekulare Kohlenwasserstoffverbindung handelt. Das Vorhandensein einer ähnlichen Substanz wurde später auch in Kapland in einem in den Bokkeveld-Bergen niedergefallenen Meteoriten festgestellt. Dieser Meteorit enthielt bis zu 0,25 Prozent Kohlenwasserstoffe.

Wir sehen also, daß Kohlenwasserstoffe nahezu auf allen unserer Analyse zugänglichen Himmelskörpern von relativ niedriger Temperatur vorkommen. Das bestärkt uns in der Annahme der Entstehung von Substanzen gleicher Zusammensetzung auch auf der Oberfläche unseres Planeten.

Wie haben wir uns nun diesen Vorgang vorzustellen? Wie mochten wohl aus dem Kohlenstoff der Karbide die einfachsten organischen Verbindungen, die Kohlenwasserstoffe, entstanden sein? Nach der Auffassung Mendelejews drang das tropfbar-flüssige Wasser zu den Karbiden durch die Spalten der Gesteine, die die glühenden Karbide überlagerten, vor. Die Wirkung des Wassers habe dann zur Bildung der Karbide geführt.

Allein dieser Weg dürfte kaum möglich gewesen sein. Tropfbarflüssiges Wasser vermochte die glühenden Karbide gar nicht zu erreichen, da es unterwegs verdampfen und sich in der Atmosphäre verflüchtigen mußte. Ueberdies lehren Beobachtungen an roten Sternen und Kometen, daß die Bildung von Kohlenwasserstoffen schon zu einer Zeit einsetzt, bevor noch die Temperatur des Planeten jenes Niveau erreicht, das eine Entstehung tropfbar-flüssigen Wassers ermöglicht.

Es erscheint daher wahrscheinlicher, daß der Vorgang sich umgekehrt vollzogen, d. h. daß nicht das Wasser zu den Karbiden vorgedrungen, sondern die Karbide auf eruptivem Wege an die Erdoberfläche gelangt waren und hier mit überhitzten Wasserdämpfen, mit denen damals die Erdatmosphäre gesättigt war, in Kontakt gerieten. Die die Karbide überdeckende Gesteinshülle konnte noch nicht jene Härte besessen haben, die zur Verhinderung derartiger Eruptionen erforderlich gewesen wäre. Nicht im Erdinnern, sondern an der Erdoberfläche wurden die Karbide der Einwirkung des Wasserdampfes ausgesetzt.

Zahlreiche Untersuchungen, insbesondere die Arbeiten P. Sabatiers, Senderens', K. Charitschkows und W. Philipps haben gezeigt, daß bei der Bearbeitung von Roheisen und anderen Karbiden mit überhitztem Wasserdampf verschiedene, in der Hauptsache ungesättigte Kohlenwasserstoffe entstehen. Analoge Verbindungen mußten auch auf der Erdoberfläche entstanden sein.

Die Entstehung der Kohlenwasserstoffe an der Erdoberfläche muß, wie erwähnt, unter freiem Luftzutritt bei relativ hoher Temperatur stattgefunden haben. Da läge nun die Frage nahe, ob denn die Kohlenwasserstoffe bei der hohen Temperatur nicht sofort zu Kohlensäure und Wasser verbrannt seien. Demgegenüber sei auf die neuen Erfahrungen verwiesen, aus denen hervorgeht, daß die Möglichkeit solcher plötzlichen Entflammungen sehr gering ist. Allein, selbst im Falle einer solchen Verbrennung brauchten keineswegs alle Kohlenwasserstoffe restlos zu verbrennen. Beobachtungen an Petroleumbränden lehren, daß selbst unter der Verbrennung der Kohlenwasserstoffe besonders günstigen Umständen ein Teil der Kohlenwasserstoffe sich in unveränderter Form in die Atmosphäre verflüchtigt. Somit dürfen wir annehmen, daß ein beträchtlicher Teil der an der Erdoberfläche entstandenen Kohlenwasserstoffe einer sofortigen und vollständigen Oxydation entging und der Kohlenstoff, zum mindesten ein erheblicher Teil desselben, ursprünglich nicht in Gestalt inaktiver Kohlensäure, sondern in Gestalt von Kohlenwasserstoffen, deren Moleküle eine ungeheure Menge latenter chemischer Energie in sich bergen, in Erscheinung trat.

Was geschah nun mit diesen primären organischen Verbindungen weiter? In der mit Wasserdampf durchsättigten Atmosphäre unterlagen sie natürlich einer teilweisen Oxydation. Besonders leicht verläuft dieser Vorgang bei den ungesättigten Kohlenwasserstoffen. Doch auch die Grenzkohlenwasserstoffe können einer Oxydation verfallen. Die moderne Chemie kennt eine ganze Reihe von Beispielen einer solchen Oxydation. Besonderes Interesse bieten diesbezüglich die Arbeiten Klebers über die Oxydation verschiedener Kohlenwasserstoffe durch Sauerstoffgas. Kleber gelang es, selbst die stabilsten Kohlenwasserstoffe durch den Sauerstoff der Luft bei Temperaturen von 150—160° C zu oxydieren. Er erhielt Ketone, Aldehyde, Alkohole und die verschiedensten organischen Säuren. Gleichzeitig bewies er, daß mit der Oxydation der Kohlenwasserstoffe eine Polymerisation derselben, zu der sie überhaupt neigen, verbunden ist.

Bevor wir uns der Verfolgung der weiteren Verwandlungen der Kohlenwasserstoffe zuwenden, wollen wir noch die Geschicke des vierten uns interessierenden Elements, des Stickstoffs, kurz schildern. Der Stickstoff geht bei hohen Temperaturen Verbindungen mit dem Sauerstoff ein. (Darauf beruht die technische Gewinnung der Salpetersäure.) Diese Verbindungen sind aber sehr labil. Bei einer Temperatur von zirka 1000° zerfallen sie und der Stickstoff wird frei. Weit stabiler dagegen sind die Verbindungen des Stickstoffes mit Metallen, die technisch bei Erhitzung bis zur Weißglut dargestellt werden. Derartige Verbindungen konnten sich im anfänglichen Gas-

nebelball, und zwar in dessen mehr peripher gelegenen, glühende Alkali- und Erdalkalimetalldämpfe enthaltenden Schichten, sehr wohl gebildet haben.

Die Metall-Stickstoff-Verbindungen ergeben mit Wasser Ammoniak. Ammoniak konnte primär auch in den oberen Schichten des glühenden Gasballes beim Zusammentreffen des Wasserstoffes mit dem Stickstoff entstehen. (Auf diesem Wege wird gegenwärtig Ammoniak technisch gewonnen.) Das einmal entstandene Ammoniak mußte in freiem Zustande in die Atmosphäre übergehen, da bei hohen Temperaturen dessen Salze leicht dissoziieren, während es bei niederen Temperaturen durch stärkere Basen hätte verdrängt werden müssen.

Doch ist die Möglichkeit auch einer anderweitigen Entstehung gebundenen Stickstoffs nicht ausgeschlossen. Das ständige Vorkommen von Cyan im Schweif der Kometen spricht zugunsten des bereits von E. Pflüger geäußerten Gedankens von der Möglichkeit primärer Bildung dieser einfachsten Kohlenstoff-Stickstoff-Verbindung.

In der feuchten irdischen Atmosphäre traf gebundener Stickstoff mit Hydroxylderivaten der Kohlenwasserstoffe (Alkoholen, Aldehyden, Säuren usw.) zusammen. Neueste Forschungen zeigen, daß Ammoniak wie Cyan selbst bei relativ mäßigen Temperaturen mit diesen Stoffen leicht die verschiedensten Verbindungen eingehen (Salze, Amide, Amine usw.).

Wir sehen also, daß zur Zeit, da die irdische Temperatur so tief gesunken war, daß tropfbar-flüssiges Wasser entstehen konnte, in der Erdatmosphäre bereits fertige organische Stoffe, und zwar einfachste Hydroxyl- und Stickstoffderivate, enthalten waren. Sie wurden von niedergehenden Regen zur Erdkruste herabgeführt. Die weitere Metamorphose dieser organischen Substanzen vollzog sich nun bereits in den Urmeeren und Urozeanen, in den Wasserbecken der am weitesten zurückliegenden geologischen Vergangenheit.

Worin bestanden nun diese weiteren Verwandlungen und wie mochten wohl aus den strukturlosen Lösungen organischer Stoffe die ersten Organismen hervorgegangen sein?

Die Mehrzahl der Forscher huldigt der Ansicht, daß das irdische Leben in jenen fernen Zeiten durch Urzeugung entstanden sei. Dabei verweisen sie zumeist auf die Eigentümlichkeiten der damals vorhandenen Existenzbedingungen, die ganz andere gewesen seien, als wir sie heute beobachten, und die eine Urzeugung von Organismen ermöglicht hätten. Heute fehlten diese Bedingungen, weswegen eine Urzeugung im gegenwärtigen Entwicklungsstadium unseres Planeten nicht mehr möglich sei. Die Hauptsache blieb jedoch bei alledem ungeklärt, nämlich der Charakter dieser geheimnisvollen Urbedingungen und die Herkunft ihrer lebenspendenden Kraft.

Es unterliegt keinem Zweifel, daß in jenen entfernten Zeiten, da das Wasser zum erstenmal tropfbar-flüssige Gestalt angenommen und sich als Regen auf die bereits erstarrte Erdoberfläche ergossen hatte

und darauf warme Wasserbecken, Seen und Meere entstanden waren, die physikalischen Lebensbedingungen auf der Oberfläche unseres Planeten ganz andere waren als heute. Es herrschte damals eine weit höhere Temperatur, eine wesentlich andere Zusammensetzung der Atmosphäre, andere Belichtungsverhältnisse usw. Darüber sind wir bereits mehr oder weniger genau unterrichtet. Wir vermögen uns diese Verhältnisse nicht nur leicht vorzustellen, sondern sie in einem gewissen Grade in unseren Laboratorien auch künstlich nachzumachen. Dennoch geben sie uns keinen Aufschluß über den eigentlichen Vorgang der Urzeugung.

Die zahlreichen Versuche, das Problem im Wege eines Studiums allein der äußeren physikalischen Bedingungen seiner Lösung näher zu bringen, blieben bisher erfolglos. Das beweist aber, daß die Behandlung der Frage der Entstehung des Lebens sich nicht mit der bloßen Kenntnis der äußeren Umweltbedingungen begnügen darf. Von ungleich größerer Bedeutung ist die Kenntnis der inneren, chemischen Eigenschaften jener Stoffe, aus denen die Lebewesen hervorgegangen. Als solche Stoffe erschienen uns, wie wir gesehen haben, die primären organischen Verbindungen.

Wir kennen zur Zeit eine unübersehbare Menge der verschiedenartigsten organischen Verbindungen. Sehr viele derselben kommen in der freien Natur, unter natürlichen Bedingungen, überhaupt nicht vor, sondern werden künstlich in unseren chemischen Laboratorien hergestellt. Die moderne organische Chemie verfügt über ein ganzes Arsenal mannigfachster Methoden, mit deren Hilfe sie die Atome des Wasserstoffs, Kohlenstoffs, Stickstoffs und Sauerstoffs auf verschiedenste Weise zu kombinieren vermag. In den weitaus meisten Fällen unterscheiden sich diese Methoden sehr erheblich von den Wegen, die in der freien Natur eingeschlagen werden. Der moderne Chemiker verwendet häufig Halogene, Mineralsäuren, starke alkalische Lösungen und andere energisch wirkende Stoffe und ist daher in der Lage, verhältnismäßig leicht und schnell eine ganze Reihe verschiedenartigster Synthesen zu vollziehen.

Anders liegen die Dinge in der freien Natur. Betrachten wir die chemischen Veränderungen, die sich im lebenden Organismus[1] abspielen, so stellen wir fest, daß die ganze Mannigfaltigkeit dieser Verwandlungen auf drei Haupttypen chemischer Reaktionen zurückgeführt werden kann: 1. die Hydrolyse und deren Umkehrungen, 2. die Oxydations- und Reduktionsreaktionen und 3. die Polymerisation, die Verlängerung der Kohlenstoffkette, und deren Umkehrung, die Trennung zweier Kohlenstoffatome.

Die schier unübersehbare Fülle der in den lebenden Organismen vorkommenden Stoffe stellt das Ergebnis verschiedenster Kombinationen der drei oben erwähnten Kategorien von Reaktionen dar. Ausschlaggebend ist allein die Reihenfolge, in der eine Reaktion die andere ablöst. Ungezählte Untersuchungen über den Chemismus der

[1] Nur in ihm vollzieht sich gegenwärtig unter natürlichen Bedingungen und in umfassendem Maße eine Synthese organischer Stoffe.

Atmung, der Gärung, der Assimilation, der Synthese und des Zerfalls bestätigen diesen Satz.

So beginnt beispielsweise die Gärung mit der Trennung zweier Kohlenstoffatome, die die Mitte eines Traubenzuckermoleküls bilden. Das dabei entstehende Zwischenprodukt (Glyzerinaldehyd) wird einer Oxydation und Reduktion unterworfen (sogenannte intramolekulare Reaktion von Cannizaro). Darauf folgt eine weitere Oxydation, in deren Verlauf Pyro-Traubensäure entsteht und erneut eine Trennung verbundener Kohlenstoffatome erfolgt. Diese Reaktion ergibt Kohlensäure und Azetaldehyd, aus dem man durch Reduktion Weingeist erhält.

Der Vorgang der Atmung ist gleichfalls eine Aufeinanderfolge von Oxydations- und Reduktionsreaktionen. Die Assimilation der Kohlensäure und die Synthese der Kohlenhydrate ist nichts anderes als eine Kombination von Reduktions-, Oxydations- und Polymerisationsprozessen usw.

Alle diese Reaktionen besitzen einen gemeinsamen Charakterzug Sie erfolgen unter direkter Mitwirkung des Wassers. Entweder verbinden sich die Elemente des Wassers mit den Kohlenstoffatomen des Moleküls der organischen Verbindung oder umgekehrt, sie trennen sich von diesen, bewirken eine Spaltung. Beim Zustandekommen dieser Reaktionen spielt das Wasser (richtiger gesagt, die Hydroxyl- und Wasserstoff-Ionen) eine aktive Rolle. Diese Reaktionen erfolgen im Wege einer Wechselwirkung zwischen Wasser und organischen Verbindungen, wodurch die zahllosen Stoffverwandlungen, die sich gegenwärtig unter natürlichen Verhältnissen in den Organismen abspielen, zustandekommen. Charakteristisch für diese Vorgänge ist die große Geschwindigkeit, mit der sie sich dank der Anwesenheit von Katalysatoren (Fermenten), die das Tempo der Reaktion beschleunigen, vollziehen[1].

Wir stellen somit fest, daß das Vorhandensein von einfachen organischen Verbindungen und Wasser völlig ausreicht, um uns theoretisch und prinzipiell in die Lage zu versetzen, die kompliziertesten und verschiedensten Verbindungen aufzubauen, die ihrerseits die Grundlage der „lebendigen Substanz" bilden. In der Tat kennt die moderne Chemie zahlreiche, einer Wechselwirkung zwischen Wasser und mehr oder minder einfachen organischen Verbindungen ihren Ursprung verdankende Synthesen. So gelang z. B. Curtius auf eine sehr einfache Weise folgende interessante Synthese. Curtius ließ ein Glas mit einer wässerigen Aethylätherlösung des Glykokolls am Fenster stehen und bemerkte nach einiger Zeit, daß die Lösung Schleimfäden enthielt. Diese Fäden wiesen nun eine ganze Reihe von Eigenschaften auf, die einfachste Eiweißstoffe kennzeichnen, darunter die sogenannten Biuretreaktion. Später stellte sich heraus, daß es Curtius hierbei mit ziemlich komplizierten Verbindungen, den sogenannten Polypeptiden zu tun hatte. Emil Fischer, der sich

[1] Die Reaktion zwischen Wasser und organischer Verbindung erfolgt auch in Abwesenheit von Katalysatoren, nur langsamer.

eingehend mit der Struktur dieser Stoffe beschäftigte, erhielt sie auf synthetischem Wege mittels Halogenderivaten, d. h. durch ein künstliches, in der freien Natur nicht vorkommendes Verfahren. Im Curtiusschen Experiment vollzog sich diese Synthese im Wege einer einfachen Wechselwirkung zwischen organischen Stoffen und Wasser.

Ein weiteres Beispiel. A. Bach[1] hat eine Mischung wässeriger Lösungen von Formaldehyd und Zyankali stehen lassen. Nach einer gewissen Zeitspanne konnte aus dieser Mischung ein Stoff ausgeschieden werden, der alle Eigenschaften der Peptone besaß. So bildete sich auch hier durch eine einfache Wechselwirkung zwischen Wasser, Formaldehyd und CN-Ion ein jenen Verbindungen, aus denen die gegenwärtigen Lebewesen bestehen, analoger Stoff.

Ich verfütterte nun dieses „Pepton" an gewöhnliche Fäulnisbakterien und stellte fest, daß sich diese Bakterien, sofern der Ueberschuß an Zyankali zuvor sorgfältig entfernt worden war, auf diesem Substrat, das als einzige Nahrung eben dieses „Pepton" enthielt, ausgezeichnet entwickelten.

Wir haben diese beiden Beispiele gewählt, weil sie die Möglichkeit einer Synthese, einer Entstehung äußerst komplizierter, hochmolekularer Verbindungen unter einfachsten Bedingungen ausgezeichnet veranschaulichen. Allein die Erkenntnis der bloßen Möglichkeit solcher Synthesen vermag uns nicht zu befriedigen. Wir wollen auch noch jene Ursachen wissen, die die Richtung bestimmter Reaktionen, das Ergebnis dieser Wechselwirkungen zwischen Wasser und organischen Verbindungen bestimmen.

Die allermeisten organischen Stoffe (insbesondere die hochmolekularen) verfügen über große chemische Potenzen, die jedoch äußerst langsam und träge realisiert werden. Reaktionen organischer Verbindungen untereinander vollziehen sich zumeist äußerst langsam. In mehr oder minder komplizierten Mischungen wässeriger Lösungen organischer Stoffe vollziehen sich die zahlreichsten und mannigfaltigsten Verwandlungen. Hierzu gehören die Vorgänge der Hydrolyse, Oxydation, Reduktion, Polymerisation u. dgl. mehr. Die meisten dieser Reaktionen kennzeichnet eine sehr geringe Geschwindigkeit. Wollen wir jedoch feststellen, was nach Ablauf einer bestimmten Frist in solchen Mischungen entsteht, so müssen wir vor allem die Geschwindigkeit der einzelnen Reaktionen berücksichtigen. Das Verhältnis dieser Geschwindigkeiten bestimmt den allgemeinen Verlauf des sich in der Mischung vollziehenden Gesamtprozesses und dessen Endergebnis.

Angenommen, wir hätten eine Mischung aus verschiedenen Körpern A, B, C, D usw. vor uns. A möge mit den anderen Körpern die Reaktionsprodukte AB, AC, AD usw. ergeben. Offenbar wird hierbei das Endergebnis vom Verhältnis der Geschwindigkeiten der einzelnen Reaktionen abhängen. Reagiert beispielsweise A mit B

[1] Ein Bericht über diese Versuche A. Bachs ist noch nicht veröffentlicht worden.

erheblich rascher als mit C, D usw., so bildet sich in der Hauptsache die Verbindung AB, während die Verbindungen AC, AD usw. nur in geringfügigen, zuweilen ganz minimalen Mengen auftreten. Aendert sich dagegen das Verhältnis der Geschwindigkeiten, so verschwindet die Vorherrschaft der Verbindung AB. Deren Stelle nehmen andere Reaktionsprodukte ein. Die bloße Beeinflussung der Geschwindigkeit einer bestimmten Einzelreaktion vermag mithin eine durchgreifende Aenderung der ganzen Richtung des Gesamtprozesses herbeizuführen, in deren Gefolge auch andere Endprodukte erscheinen.

Bekanntlich kann die Geschwindigkeit chemischer Reaktionen relativ leicht verändert werden, indem man dem Gemisch bestimmte Katalysatoren zusetzt. Dieses Verfahren wird gegenwärtig in den Laboratorien wie in der Technik in weitestgehendem Maße verwertet. Dasselbe Gemisch organischer Stoffe ergibt unter Einwirkung verschiedener Katalysatoren ganz verschiedene Reaktionsprodukte. Die allgemeine Richtung chemischer Prozesse in den in Frage stehenden Gemischen wird also nicht nur durch die Struktur und die chemischen Möglichkeiten der reagierenden Stoffe bestimmt, sondern auch durch die Anwesenheit gewisser Beimengungen, der Katalysatoren, die die Geschwindigkeit der einzelnen Reaktionen beeinflussen.

Allein, nicht bloß Katalysatoren vermögen die allgemeine Richtung eines Gesamtprozesses zu beeinflussen. In gewissen Fällen hängt die Reaktionsgeschwindigkeit in hohem Maße auch von anderen Faktoren ab. Organische Stoffe, insbesondere hochmolekulare Verbindungen, ergeben mit Wasser häufig kolloidale Lösungen. Es ist hier nicht der Ort, ausführlich auf die Eigenschaften dieser äußerst interessanten Systeme einzugehen. Wir wollen nur ganz kurz einige derselben hervorheben.

Die kolloidale Lösung (Sol) ist ein flüssiges Dispersionsmittel, in unserem Fall Wasser, in dem winzige Teilchen (ihr Durchmesser schwankt zwischen 0,01 und 0,2 μ) eines anderen Stoffes suspendiert sind. Diese Teilchen stellen entweder einzelne Riesenmoleküle oder aber — dies häufiger — Molekülkomplexe dar. Sie sind im Lösungsmittel relativ gleichmäßig verteilt. Unter bestimmten Bedingungen wird jedoch diese Gleichmäßigkeit gestört, die Teilchen beginnen sich zu noch schwereren Verbänden zu vereinigen, so daß der Stoff, der zuvor die Kolloidlösung darstellte, ausgeschieden und in Gestalt eines gallertartigen Niederschlags (Gel) ausgeflockt wird. Hier sehen wir schon keine gleichmäßige räumliche Verteilung der Teilchen mehr. Die Gele besitzen eine ganz bestimmte Struktur, die einerseits von den Eigenschaften der sie bildenden Stoffe, andererseits von den äußeren Bedingungen, unter denen sie entsteht, abhängt. Hinsichtlich der Einzelheiten in der Struktur der organischen, sogenannten hydrophilen Gele bestehen zur Zeit noch große Meinungsverschiedenheiten. Eine allgemein akzeptierte Auffassung steht noch aus, doch steht fest, daß solche Gele Kombinationen von drei oder mehr Phasen darstellen. Die eine Phase, die feste, die in der Hauptsache aus organischem Stoff besteht, bildet gleichsam das Gerippe der gesamten Gelmasse; die zweite Phase, die flüssige, eine

relativ schwache wässerige Lösung, durchtränkt gewissermaßen die erste Phase, wie etwa Wasser einen Schwamm durchtränkt. Die Phasen sind voneinander durch Oberflächen geschieden, an denen besondere Kräfte, sogenannte Oberflächenkräfte ihre Wirksamkeit entfalten. Dank diesen Kräften vermögen Gele aus der sie umgebenden Lösung Moleküle verschiedenartigster Stoffe an sich zu binden, zu adsorbieren, zuweilen nahezu den ganzen in der ihn umgebenden Lösung enthaltenen Stoff aufzunehmen. Allein die Adsorbtion verschiedener Verbindungen durch die Gele ist in den weitaus meisten Fällen keine rein mechanische Anlagerung von Molekülen. Der Vorgang wird häufig durch chemische Reaktionen an den erwähnten Oberflächen kompliziert. An diesen Grenzschichten verlaufen zuweilen mit großer Geschwindigkeit Reaktionen, die in einer homogenen Lösung entweder überhaupt nicht oder aber sehr langsam eintreten.

Wir wollen das an Hand eines höchst einfachen, der anorganischen Chemie entnommenen Beispiels veranschaulichen. Ein Gemisch von Sauerstoff und gasförmigem Wasserstoff ist bei gewöhnlicher Temperatur relativ stabil, d. h. Wasserstoff und Sauerstoff gehen unter solchen Verhältnissen entweder überhaupt keine Reaktionen ein oder aber sie reagieren miteinander mit einer nicht feststellbaren, minimalen Geschwindigkeit. Führt man jedoch in dieses Gemisch irgendeinen porösen Körper mit großer Oberfläche ein, z. B. Blutkohle, so nimmt die Reaktion einen stürmischen Verlauf. Das hängt mit der Fähigkeit der Kohle, an ihrer Oberfläche Sauerstoff und Wasserstoff zu adsorbieren, zusammen. An diesen Grenzflächen sammeln sich die Gase an und gehen miteinander Verbindungen ein. Hier erfolgen lebhafte Reaktionen, die in homogenen Gemischen überhaupt nicht von statten gehen.

Dasselbe sehen wir bei den Gelen. Auch sie adsorbieren an den Oberflächen verschiedene Stoffe, die an diesen Stellen die Fähigkeit zu rascherer Reaktion sowohl miteinander als auch mit den die Gele bildenden Stoffen erlangen. Das Gel adsorbiert nicht nur bestimmte, in der Lösung enthaltene Verbindungen, sondern trägt auch zur Beschleunigung der Reaktionen dieser Verbindungen miteinander bei.

Betrachten wir ferner eine weitere Eigenschaft solcher heterogener Systeme, wie es die Gele sind. In solchen Systemen sehen wir häufig verschiedene chemische Körper, verschiedene Verbindungen räumlich voneinander geschieden. Dieser Umstand kann bei chemischen Vorgängen, die sich in einem solchen inhomogenen Medium abspielen, eine ausschlaggebende Bedeutung erlangen. Nehmen wir beispielsweise eine Säure wässeriger Lösung und eine ebensolche Alkalilösung. Vermischen wir beide, so werden Säure und Alkali miteinander mit einer rapiden Geschwindigkeit reagieren.

Denken wir uns nun diese Lösungen räumlich, etwa durch eine undurchlässige Scheidewand, geschieden, Selbstverständlich wird dann die Reaktion ausbleiben, d. h. die Reaktionsgeschwindigkeit wird null. Läßt dagegen unsere Scheidewand die Lösungen, und sei es auch nur langsam, passieren, so geraten diese Lösungen mitein-

ander in Berührung und beginnen miteinander zu reagieren. Nichtsdestoweniger wird die Reaktionsgeschwindigkeit in diesem Falle nicht von den Eigenschaften der Säure und des Alkalis abhängen, sondern ausschließlich von den Eigenschaften der Scheidewand, von deren Durchlässigkeit. Je schneller die Lösungen sie passieren, diffundieren, desto schneller der Verlauf der Reaktion. Mithin wird die Geschwindigkeit der chemischen Umwandlungen in heterogenen Systemen in beträchtlichem Maße durch die Struktur dieser Systeme bestimmt. Die Struktur des Gels bestimmt Geschwindigkeit und Richtung des im Gel verlaufenden chemischen Gesamtprozesses. Das beweisen vor allem Beobachtungen an der Gelatine. Somit hängt die Richtung der chemischen Prozesse im organischen Gel, die Resultante dieser Vorgänge, nicht nur von den Eigenschaften der miteinander reagierenden Stoffe ab, sondern in erheblichem Maße auch von der Anwesenheit gewisser Katalysatoren und der physikalischen Beschaffenheit des Mediums, in dem die Reaktion erfolgt.

Allein, diese den Verlauf des Gesamtprozesses bestimmende physikalische und chemische Beschaffenheit des Systems ist keine Konstante, nichts Ein-für-allemal-Gegebenes, sondern im Gegenteil, äußerst variabel. Diese Variabilität beruht in den weitaus meisten Fällen auf jenen chemischen Reaktionen, die mit den in diesen Systemen verlaufenden Stoffumwandlungen verbunden sind.

Untersuchungen der letzten Jahre beweisen, daß bei bestimmten chemischen Prozessen Stoffe (Fermente) entstehen, die die Eigenschaft von Katalysatoren besitzen, während dieselben Stoffe bei anderen Prozessen der Zerstörung verfallen, zum mindesten ihre spezifische Wirkung einbüßen. Das kann eine grundlegende Veränderung in der gesamten Katalysatorengarnitur, der ganzen chemischen Organisation des Systems nach sich ziehen.

Ebenso hängt die physikalische Struktur der Gele in hohem Maße von deren Zusammensetzung ab. Aendert sich letztere im Gefolge einer bestimmten Reaktion, so kann das die gesamte Struktur des Gels, dessen Adsorptionseigenschaften, Permeabilität usw. vollkommen verändern.

Das zeigt, ein wie enger Zusammenhang zwischen der chemischen und der physikalischen Beschaffenheit des Gels einerseits und der in ihm verlaufenden Reaktionen andererseits besteht. Erstere hängt vollauf von der letzteren ab und umgekehrt. Dieser innige Zusammenhang erklärt die außerordentliche Labilität des ganzen Systems. Die geringste Veränderung der Struktur vermag dem chemischen Prozeß eine andere Richtung zu verleihen, was weiterhin eine tiefgehende Aenderung der ganzen Organisation zur Folge haben muß usw. Der gesamte „Lebensprozeß" eines Gels erhält plötzlich eine andere Richtung, die andere Stoffe und Beschaffenheiten ergibt.

Wenden wir uns nunmehr erneut jenen organischen Stoffen zu, die, wie wir eingangs ausführten, auf der Erdoberfläche primär entstanden waren, also den Derivaten der Kohlenwasserstoffe, die, wie die Hydroxyle, die Amine und die Amide, in den noch warmen damaligen Meeren und Ozeanen gelöst waren.

Aus unseren bisherigen Betrachtungen folgt, daß die erwähnten organischen Verbindungen miteinander reagieren mußten. Nichts hindert uns, anzunehmen, daß diese Reaktionen im wesentlichen dieselben waren, wie die, die wir heute in unseren Laboratorien künstlich erhalten.. Wir dürfen also annehmen, daß in dieser fernen Urzeit in jedem Wasserbecken, jeder Lagune, jeder austrocknenden Pfütze die gleichen hochmolekularen Verbindungen entstehen konnten, wie in der Lösung von Curtius, in dem Gemisch von Bach und in anderen Synthesen ähnlicher Art.

Die Entstehung solcher Verbindungen mußte ihrerseits zur Entstehung von Kolloidallösungen und Niederschlägen, also Solen und Gelen führen. Wir kennen natürlich weder die Stoffe, aus denen diese primären Gele bestanden, noch die Art der Struktur der letzteren. Eines läßt sich jedoch von ihnen mit Bestimmtheit behaupten: Systeme von der Art der organischen Gele konnten nicht in einem Gleichgewichtszustand verharren. Sie waren einer fortgesetzten chemischen und physikalischen Veränderung unterworfen. Diese Veränderungen konnten in den verschiedensten Richtungen verlaufen.

Wir denken uns nun zwei extreme Fälle. Nehmen wir zunächst einmal an, die innerhalb gewisser Gele sich abspielenden Vorgänge hätten sich so abgewickelt, daß die Zersetzung komplizierter organischer Körper rascher erfolgt sei als deren Aufbau. Das Ergebnis mußte der Zerfall, die Zerstörung, das Verschwinden dieses Gels sein, unter Umständen bis zu völliger Verbrennung zu Kohlensäure und Wasser.

Wir können uns aber auch den umgekehrten Fall denken: die Gele begannen an Masse und Volumen zuzunehmen; befanden sie sich doch nicht in einem einfachen Wasser, sondern in einer Lösung der verschiedensten organischen Verbindungen, die sie nicht nur adsorbieren, sondern auch verändern, chemisch verwandeln, gewissermaßen assimilieren konnten. War die physikalisch-chemische Beschaffenheit des Gels von der Art, daß diese Assimilationsprozesse rascher vor sich gingen als die Zersetzungs- und Zerfallsprozesse, so nahm das Gel an Masse und Volumen zu, es wuchs. Nur ein so beschaffenes Gel konnte sich auf der Erde längere Zeit hindurch erhalten, ohne einem inneren Zerfallsprozeß anheimzufallen. Natürlich vermochten von allen damals entstandenen verschiedenartigen Gelen jene am raschesten zu wachsen, die über die hierfür geeignetste, entsprechend vollkommenste physikalisch-chemische Beschaffenheit verfügten. Ob diese Gele nun als Ganzes in ihrer Gesamtmasse wuchsen oder aber, was wahrscheinlicher ist, als einzelne Stücke, ist irrelevant. Unwesentlich ist ferner, ob diese Zerstückelung der Gele eine Folge lediglich äußerer physikalischer Faktoren (Flut, Wellenschlag usw.) oder das Ergebnis der Wirkung innerer Kräfte (Oberflächenspannung) war. Wesentlich und ausschlaggebend ist, daß die Menge organischer Materie mit mehr oder minder vollkommener und spezifischer chemischer und physikalischer Struktur dauernd zunahm. Dieser Bau und diese Organisation waren indessen nichts Starres, Beharrendes, vielmehr vollzogen sich in den Gelen unauf-

hörlich zahlreiche chemische Prozesse und Reaktionen zwischen den die Gele bildenden Stoffen und den den Gelen von außen her zuströmenden Verbindungen. Im Gefolge dieses inneren Stoffumsatzes und der Einwirkung äußerer Faktoren wurde der Bau der Gele ununterbrochen verändert. Es entstanden immer wieder neue Strukturen organisierter Materie, die von großer Mannigfaltigkeit gewesen sein mußten, da die Kompliziertheit der inneren Bedingungen, unter denen diese Stoffverwandlungen verliefen, Aenderungen ihres Verlaufes in verschiedenster Richtung zuließen.

Natürlich konnten dabei auch Zerrgebilde entstehen, Gele, in denen die einzelnen Reaktionen der erforderlichen Koordination entbehrten, in denen die Zerfallsprozesse über die Synthesen die Oberhand gewannen. Allein, wir dürfen annehmen, daß Schritte in der Richtung solcher regressiven Prozesse rasch liquidiert wurden. Das weitere Wachstum derartiger Gebilde mußte entweder zum Stillstand kommen oder gänzlicher Zerstörung solcher Gebilde weichen. Eine Existenzberechtigung erhielten allein jene Gebilde, die im Verlaufe ihres Wachstums immer neue Struktureigenschaften erwarben. Dies mußten Eigenschaften sein, die es den Gelen ermöglichten, die organischen Stoffe ihrer Umwelt leichter zu adsorbieren und daraufhin rascher zu assimilieren.

So nahm nach und nach die Quantität organisierter Materie immer mehr zu. Aber auch die Qualität der Struktur vervollkommnete sich unausgesetzt. Es entstanden neue Verbindungen, neue Kombinationen von Fermenten, neue Struktur- und Systemarten, Mechanismen, die den Gelen einen immer komplizierter werdenden Stoff- und Energieumsatz sicherten. Es entstanden sukzessive immer neue Eigenschaften: die Fähigkeit zum Stoffwechsel, zur Gärung, zur Atmung und zur Assimilation der Kohlensäure. So erklomm die organisierte Materie nach und nach im Verlaufe von Millionen und Abermillionen Jahren jene Stufe der Organisation, die uns im Organismus entgegentritt und die wir „Leben“ nennen.

A. CZOBEL

DIE MARX-ENGELS-AUSSTELLUNG IN MOSKAU

Moskau, die Sowjetunion, ist vor einigen Wochen mit einem neuen Museum, einer neuen und einzigartigen Kulturanstalt reicher geworden: dem ersten Marx-Engels-Museum der Welt.

Nur die Fülle von Material, die durch systematische, in internationalem Maßstab betriebene Sammelarbeit erreicht wurde, ermöglichte es, eine der Bedeutung unserer großen Meister würdige, großzügige, nach wissenschaftlichen Gesichtspunkten geordnete, reiche Auswahl von historischen und biographischen Dokumenten zusammenzubringen: eine wissenschaftliche Sammlung, die ein anschauliches, wirkungsvolles, instruktives Bild über Leben und Lebenswerk von Marx und Engels, über Genesis, Entwicklung und Verbreitung des Marxismus bietet.

Das Marx-Engels-Museum ist nun in neun, zum Teil großen Sälen mit etwa 4000 Exponaten — Büchern, Zeitungen, Porträts, Manuskripten, Photokopien von Manuskripten, Zeichnungen, Stichen, Lithographien — geschaffen. Das erste Marx-Engels-Museum in der Welt, ein Kulturwerk von außerordentlicher internationaler Bedeutung. Es nennt sich vorläufig mit Rücksicht auf die noch bevorstehenden und ausstehenden Verbesserungen und Ergänzungen Marx-Engels-Ausstellung, es i s t aber ein Marx-Engels-Museum, das gewiß verbessert, erweitert und wenn möglich mit neuem, besserem, wichtigerem Material ergänzt und aufgefrischt werden soll, aber nicht abgeschafft werden darf.

Beim Aufbau des Museums schwebte ein ganz bestimmtes Ziel vor Augen. Es galt, einerseits dem Fortschritt der Marx-Kunde, des Marx-Studiums, des Marxismus im allgemeinen, anderseits dem marxistischen Kulturbedürfnis und der marxistischen Kulturverbreitung zu dienen. Die Aufgabe war, dem schaffenden Marx-Forscher, vor allem dem Historiker, aber auch dem Philosophen, dem Oekonomen, dem Soziologen durch eine reiche, nach historischen Gesichtspunkten geordnete Auswahl von p r i m ä r e n Q u e l l e n in anschaulicher Uebersicht, mit Hervorhebung der wichtigsten historischen Zusammenhänge, die immer zugleich auch theoretische Zusammenhänge andeuten, Anregungen zu geben. Die Aufgabe war ferner, in einem weiteren Kreise von Bildungsbedürftigen, von Lernenden und Lehrenden k u l t u r e l l e P r o p a g a n d a zu treiben, speziell wie es der sozialistische Aufbau erfordert: Propaganda für

marxistische Kultur, die ohne intensives, andauerndes Studium der Genesis, Entwicklung und Verbreitung des Marxismus undenkbar ist.

Genesis, Entwicklung und Verbreitung des Marxismus, Leben und Lebenswerk von Marx und Engels — das ist das Thema der Ausstellung. Marx und Engels aber waren Theoretiker, die die gesamte Kultur der bürgerlichen Gesellschaft in sich aufgenommen haben, um sie zu überwinden, das gesamte Wissen ihrer Zeit beherrscht haben, um es in einer neuen Weltanschauung umzuschmelzen. Sie waren beide keine Stubengelehrten, sondern Praktiker, Politiker, Organisatoren, die den täglich vor sich gehenden gesellschaftlichen und politischen Umwälzungsprozeß auf sich einwirken ließen, um in diesen Prozeß im Sinne der von ihnen erkannten und begründeten Entwicklungsgesetze und Grundprinzipien des Kommunismus aktiv einzugreifen. So wenig wie eine marxistische Biographie von Marx und Engels, ebensowenig darf sich auch eine marxistische Marx-Engels-Ausstellung auf die Darstellung des im engsten Sinne des Wortes genommenen rein persönlichen Lebens von Marx und Engels beschränken, sondern muß das Leben und Wirken der beiden großen Denker und Kämpfer im breiten historischen Rahmen vor Augen führen. In diesem Rahmen dürfen weder die ideengeschichtlichen Zusammenhänge fehlen, noch die Beziehungen zu den allgemeinen sozialen und politischen Ereignissen, insbesondere zu den revolutionären und proletarischen Bewegungen. Marx und Engels haben den Verlauf und die Erfahrungen dieser Bewegungen, sofern diese ihrem Auftreten vorangegangen sind, in der gründlichsten Weise studiert und analysiert, während sie zu denjenigen ihrer Zeit schon in einer unmittelbaren aktiven Wechselbeziehung standen. Eine wissenschaftliche Marx-Engels-Ausstellung muß daher eine h i s t o r i s c h e Ausstellung sein, die einen komplizierten, vielseitigen und vielfältigen historischen P r o z e ß darstellt.

Dieser Prozeß setzt sich zusammen aus den Umwälzungserscheinungen der ökonomischen Basis und der sozialen Struktur, aus ideengeschichtlichen Momenten, aus Ereignissen der allgemeinen politischen Geschichte, aus revolutionären und proletarischen Bewegungen, endlich aus den Ereignissen des persönlichen Lebens von Marx und Engels.

All diese Momente, genauer gesprochen, die diese Momente repräsentierenden, verkörpernden, darstellenden oder andeutenden Denkmäler und Dokumente bilden die Materialien des Museums, die derart gruppiert und komponiert sind, daß der innere Zusammenhang der Entwicklungselemente in jeder Phase der Entwicklung und zugleich der Zusammenhang mit Vergangenheit und Zukunft, d. h. die historischen Linien klar und anschaulich hervortreten.

Die einzelnen Exponate des Museums, wie wertvoll, wie selten, wie interessant sie auch an und für sich seien, führen hier kein Eigenleben. Als Exponate figurieren hier viel eher einzelne Längs- und Querschnitte, einzelne Kompositionen aus dem Leben und Wirken von Marx und Engels, aus der durch sie erlebten, mitgemachten, beeinflußten Zeitgeschichte.

Wie erwähnt, ist das Museum in neun Sälen untergebracht. Jeder Saal stellt eine Phase in der Geschichte des Marxismus dar. Wir wollen nun die einzelnen Säle kurz charakterisieren, vorher aber geben wir hier eine schematische Uebersicht über den Gesamtplan, über das Thema der einzelnen Säle (Abteilungen), um über die auch durch die Trennung der Räume umrissene Gliederung des Gesamtstoffes eine allgemeine Vorstellung zu geben.

Abteilung I—III

Vorläufer des wissenschaftlichen Sozialismus (Marxismus): von Morus bis Weitling

Saal I: Kommunismus und proletarische Bewegungen im 16. bis 18. Jahrhundert. — Die Ideologen der aufstrebenden Bourgeoisie: von Machiavelli bis Hegel und Ricardo.

Korridor: Die Maschinenstürmer: erste Auflehnung der Arbeiter gegen das Industriekapital.

Saal II: Die großen Utopisten. Saint-Simon und die Saint-Simonisten. Fourier. Owen und die antikapitalistischen Oekonomen Englands.

Saal III: Sozialismus und Arbeiterbewegung in Europa von 1830 bis 1844: Vorabend des Marxismus.

Abteilung IV—VI

Marx und Engels bis zum Scheitern der Revolution 1848—1849

Saal IV: Die Jugendjahre von Marx und Engels (1818—1844): Hinwendung zum Kommunismus.

Saal V: Die Zeit der „Selbstverständigung": vom Pariser „Vorwärts" bis zur „Deutschen Ideologie" (1844—1846). Ausarbeitung des historischen Materialismus

Saal VI: Der Kommunistenbund. Das Kommunistische Manifest. Die Revolution 1848—1849.

Abteilung VII—IX

Marx und Engels und der Marxismus bis zum Tode von Engels (1895)

Saal VII: Von dem Ausgang des Kommunistenbundes bis zur Gründung der I. Internationale: Reaktion, Krimkrieg, Krise, italienischer Krieg. Das Wiedererwachen der Arbeiterbewegung in Deutschland: Lassalle.

Saal VIII: Die Epoche der I. Internationale. „Das Kapital". Marxistische Parteibildungen in Deutschland, Frankreich und England. „Anti-Dühring". Marxens Tod und dessen Widerhall. (1864—1883.)

Saal IX: Verbreitung des Marxismus in den einzelnen Ländern und Gründung der II. Internationale. Engels als oberster Lehrer, Berater und Lenker der Arbeiterbewegung. (1883 bis 1895.)

In den ersten drei Sälen begegnen wir weder Marx noch Engels, keinem einzigen Buch, keiner einzigen Zeile, keinem Bild von ihnen. Diese Säle sind der Vorgeschichte des Marxismus gewidmet, den Vorläufern des wissenschaftlichen Sozialismus sowohl auf dem Gebiete der Theorie wie auf dem Gebiete der Praxis. Als Ausgangspunkt wird das „Zeitalter der Erfindungen und Entdeckungen", der erste Ansturm des Kapitalismus, genommen. Diese Periode schuf die erste große, utopisch-kommunistische Kritik des Kapitalismus, die „Utopia" von Thomas Morus.

Von diesem Ausgangspunkt werden die Entwicklungslinien der klassischen bürgerlichen Ideologien, der neuzeitlichen Revolutionen mit den sie begleitenden proletarischen Bewegungen, der auf die Ueberwindung des Kapitalismus und des Klassenkampfes gerichteten utopistischen Systeme und Bestrebungen in den ersten drei Sälen bis zu dem Zeitpunkte geführt, wo Marx und Engels sich dem Sozialismus zuwandten.

Der erste Saal zeigt im besonderen die klassischen Ideologen der aufstrebenden, gegen den Feudalismus kämpfenden Bourgeoisie von Machiavelli bis Rousseau, von Bacon bis Lamettrie, von Descartes bis Hegel, mit besonderer Hervorhebung der Vorbereiter der großen französischen Revolution, der französischen Materialisten, deren Bedeutung in der Entwicklungsgeschichte der kommunistischen Ideen Marx in der „Heiligen Familie" so stark betonte. Parallel mit der ideengeschichtlichen Linie werden in einer Reihe von Revolutionsvitrinen — Reformation und Bauernkrieg, die „große Rebellion" in England, die große französische Revolution — die über die Ziele der bürgerlichen Bewegungen hinausgehenden radikalen Bewegungen und die selbständigen Regungen derjenigen Klasse, die die mehr oder weniger entwickelte Vorgängerin des modernen Proletariats war, vor Augen geführt: Thomas Münzer und die Wiedertäufer, die Leveller und Digger, die Agitation des „Cercle social", der Besessenen, der Londoner „Corresponding society", die Verschwörung der Gleichen, Babeuf, der u. a. durch eine Reihe von höchst interessanten Originalhandschriften, die sich auf seine konspirative Tätigkeit beziehen, vertreten ist.

Nach dem Siege der industriellen Revolution in England, dem „Siege der Vernunft" in Frankreich, unter dem Eindruck der durch die fortschreitende kapitalistische Produktion erregten Gegensätze, unter dem Eindruck der elementaren Gewaltausbrüche der pauperi-

sierten Massen — Ludditenbewegung — entstanden die Systeme und Versuche der großen Utopisten: Saint-Simon, Fourier, Owen. Diesen ist der zweite Saal gewidmet. Die reiche Auswahl von Büchern, Broschüren, Flugblättern und Zeitungen gibt eine lebhafte Vorstellung darüber, wie starke Wellen die Propaganda des „neuen Christentums" in den Kreisen der Intelligenz schlug, zeitgenössische tabellarische Darstellungen des Saint-Simonistischen und des Fourieristischen Gedankensystems, in alle Einzelheiten ausgearbeitete Phalansterbilder deuten in anschaulicher Weise die Phantastereien an, in die diese unreifen sozialen Systeme verliefen. In der Owen-Vitrine wird die enge Verbindung des Owenschen Kommunismus mit der Praxis des Arbeiterlebens hervorgehoben. Manche Teile dieses Saales, wie z. B. der Bankrott der Saint-Simonistischen Religion in den Festlichkeiten von Menilmontant, ferner manche Stücke aus der Sammlung der utopistisch-kommunistischen Presse und in der Vitrine der antikapitalistischen Oekonomen aus der Schule Ricardos und Owens führen schon in die nächste Periode hinüber, die den Inhalt des dritten Saales bildet.

Es ist dies die Periode, die durch die Julirevolution in Paris eingeleitet wird und in welcher im Gefolge von großen Vorstößen und Siegen der Bourgeoisie vor allem in Frankreich und England einerseits eine bunte Mannigfaltigkeit von utopistischen, reformistischen, philanthropischen, kleinbürgerlichen, feudalen, sozialistischen Systemen, Schulen, Sekten und Strömungen hervorquoll, anderseits die Lyoner und Pariser Arbeiteraufstände, die chartistischen Massenbewegungen den Kampf des Proletariats gegen die Bourgeoisie in europäischem Maßstabe proklamierten.

Den natürlichen Abschluß dieser Periode bildet das Revolutionsjahr 1848. Dennoch schließt dieser Saal, der die Entwicklung des Sozialismus und der Arbeiterbewegung in jenem Stadium zeigen soll, in welchem ihr Marx und Engels mit offenem, reifem, kritischem Geist begegneten, ungefähr mit dem Jahre 1843. Die republikanischen Geheimbünde in Frankreich, die französischen Arbeiteraufstände der dreißiger Jahre, die auf Fouriers Lehre sich stützende Ecole sociétaire, der wiedererstandene Babeuvismus, die revolutionären Kommunisten-Materialisten, die utopistische aber politische Agitation Cabets, allerhand christliche, philanthropische, kleinbürgerliche, konservative, eklektische Schulen und Systeme des Sozialismus, Leroux, Proudhon, Louis Blanc, die Arbeiterbewegungen und Aufstände in England, die chartistische Agitation mit ihrem Gipfelpunkt, der Massenpetition vom Jahre 1842, weiter der Widerhall und die Kritik der englischen und französischen sozialistischen Theorien und Bewegungen in Deutschland und in der Schweiz, Weitling und die Weitlingsche Bewegung, alle diese Theorien und Bewegungen werden nur bis etwa 1843 geführt: mit ihrer weiteren Entwicklung standen Marx und Engels schon in unmittelbarem Konflikt oder Kontakt, diese wird daher in den nächsten Sälen schon mit dem Leben und Wirken von Marx und Engels verflochten dargestellt.

Mehr als drei Jahrhunderte überblickten wir in den ersten drei Sälen. Das Tempo unseres Ganges verlangsamte sich allmählich: der dritte Saal umfaßte schon einen Zeitraum von nur etwa ein Dutzend Jahren. Nunmehr, vom vierten Saale an, wo den Hauptstrom in dem an unseren Augen vorbeiziehenden historischen Prozeß das Leben, das Erleben und Wirken von Marx und Engels selbst bildet, wird unser Gang noch langsamer. Die folgenden sechs Säle, von denen die meisten viel größer sind als die ersten drei, umfassen nur einen Zeitraum, dessen äußerste Grenzen die Geburt Marxens und der Tod Engels' abstecken: also von siebenundsiebzig Jahren.

Mit dem vierten Saale springt noch eine Aenderung ins Auge. In den drei ersten Abteilungen bestand das Material überwiegend aus Büchern. Ihr Glanzstück: die editio princeps der Utopie von Morus. Nunmehr wird das Material viel mannigfaltiger, differenzierter: die Elemente der durch die Wände, Vitrinen und Vitrinenteile umrahmten Kompositionen bilden nunmehr außer Büchern einzelne Seiten, ja einzelne besonders kenntlich gemachte Stellen aus Büchern, Zeitungsartikel, Briefe, Manuskripte, Plakate, Manifeste, zahlreiche Porträts, — je nach Wichtigkeit kleine, große, verkleinerte, vergrößerte — Illustrationen, Karrikaturen, Ortsbilder, Häuseraufnahmen usw. Um nur aus dem vierten Saale, der den Jugendjahren von Marx und Engels gewidmet ist, Beispiele anzuführen: wir sehen hier Städtebilder, Stadtteile, Häuser von Trier, Bonn, Barmen, Elberfeld, Berlin, Bremen, Kreuznach, photokopierte Dokumente, wie die Geburtsurkunde von Marx, die Sterbeurkunde seines Vaters, sein Reifezeugnis, Doktordiplom, seinen Ehevertrag, den Konfirmationsschein von Engels; Porträts aus der Ahnengalerie der Patrizierfamilie von Engels, von Lehrern und Professoren, von Schriftstellern und Gelehrten wechseln mit Porträts von Staatsmännern und Politikern: Freunde, Feinde, Weggefährten und Führer, Kampfgenossen und Gegner von Marx und Engels. Die am meisten hervorgehobenen: Friedrich Wilhelm IV. mit seinen Ministern und Hofgelehrten, Feuerbach und der Junghegelianer Strauss, Ruge, Bruno Bauer. Gegenüber dem Eingang des Saales der Student Engels, der buschige Studentenkopf von Marx — aus einem Gruppenbilde von Bonner Studenten vergrößert. Von Karrikaturen darf nicht unerwähnt bleiben das Original der Karrikatur von Engels über die Konfliktszene der Berliner „Freien" mit ihrem früheren Meister Ruge. Eine überreiche Auswahl von Briefen — darunter Originalbriefe von Marx an Ruge — Artikeln, Büchern — darunter das Heldengedicht von Engels über Bruno Bauers Maßregelung und die zwei Antischelling-Broschüren von Engels — beleuchten die geistige Entwicklung der Dioskuren, die Entwicklungsumstände ihrer ersten literarisch-publizistischen Versuche, die Kämpfe der Junghegelianer gegen Religion und Staat, die Geschichte der Rheinischen Zeitung, der Deutsch-französischen Jahrbücher. Der Saal wird abgeschlossen durch den Artikel des eklektischen Kommunisten Engels in dem owenistischen „New Moral World" und durch das Manifest, womit der sich nach Frankreich verbannende Marx zur Emanzipation der

Menschheit durch ein Bündnis des Proletariats mit der Philosophie aufruft.

Den Studien, die Marx und Engels in Paris, Manchester und Brüssel betrieben, den großen kritischen Abrechnungen, in denen sie ihre „Selbstverständigung" erreichten, — einer fast ausschließlich mit historischen und theoretischen Arbeiten gefüllten Periode ist der folgende kleine Saal, der f ü n f t e, gewidmet. Die wichtigsten Pariser Bekanntschaften — die Sozialisten und Radikalen Leroux, Proudhon, Pyat, Schölcher, aus der deutschen Kolonie Heine, Herwegh, Börnstein, von den russischen Emigranten Bakunin, Botkin — sind durch Porträts und Briefe vertreten. Ein bisher unbekannter Brief Ruges, worin er erzählt, daß die deutschen, russischen und französischen Radikalen in Paris mit ihm und Marx eine internationale Konferenz zur Ausarbeitung einer gemeinsamen geistigen Plattform und eines Aktionsprogramms abhielten, liegt unter dem Artikel Marxens im Pariser „Vorwärts", worin der Kommunist gewordene Marx sich öffentlich von seinem gewesenen Mitredakteur Ruge lossagte. Aus dem „endlosen Büchermeer", in das sich Marx in Paris stürzte, sind Werke über die französische Revolution, Klassiker der politischen Oekonomie, die Historiker der französischen Restaurationszeit ausgestellt. In derselben Vitrine das Originalmanuskript Marxens mit einer Studie über „der Kampf der Montagnards und Girondins" und mit Exzerpten aus Adam Smith, den er damals noch nur in französischer Uebersetzung lesen konnte. An der Wand die Nummer der „New Moral World", worin Engels über seinen kurzen Besuch in Paris berichtet, während dessen er seinen unvergleichlichen Bund mit Marx schloß. Unter den Materialien zur „Heiligen Familie" fällt das Porträt eines alten Generals auf: das Altersbild jenes unter dem Pseudonym Szeliga steckenden Leutnants, der in Sues Mystères de Paris das Ideal der massenverachtenden kritischen Kritik erblickte, und den Marx in der „Heiligen Familie" einer ausführlichen Zergliederung gewürdigt hatte. Die „Lage der arbeitenden Klasse in England" ist von einer reichen Auswahl der Quellen, die Engels zu diesem Werke benützte, umrahmt. In der anderen Hälfte des Saales Materialien zur „Deutschen Ideologie", diesem zweibändigen, seinerzeit ungedruckten Werke, das außer der kritischen Abrechnung mit den Propheten des „wahren" Sozialismus und mit der nachhegelschen deutschen Philosophie, vor allem mit Stirner, die erste und ausführlichste Darlegung der materialistischen Geschichtsauffassung enthält. Inmitten der interessantesten Bücher und Manuskripte, deren fast jedes auf ein bestimmtes Moment in der Genesis des Marxismus ein Schlaglicht wirft, nimmt eine dominierende Stellung das Originalmanuskript der berühmten Thesen über Feuerbach, das „unschätzbare Dokument, worin der geniale Keim der neuen Weltanschauung niedergelegt ist," ein.

„Die Philosophen haben die Welt nur verschieden interpretiert, es kommt aber darauf an, sie zu verändern." So lautet die letzte These über Feuerbach. Und in der Tat, nach der theoretischen Klärung der Grundlagen, Ziele und Wege des proletarischen Klassen-

kampfes wenden sich Marx und Engels mit angespannten Kräften der Praxis, der Agitation, der Organisation zu. Der nächste Saal, der sechste, mit seinen hohen, von schreienden Plakaten, bunten Bildern, lebhaften Wänden kündigt auf den ersten Blick eine Periode der Aktion, der stürmischen Bewegungen an. Kommunistenbund und Revolution! In den ersten Vitrinen sehen wir Marx und Engels in fieberhafter Tätigkeit beim Ausbau der ersten internationalen Arbeiterorganisation. Reinigung im eigenen Lager: Manifest gegen den Gefühlssozialisten Kriege, Briefe über den Bruch mit dem Utopisten Weitling, die vernichtende Kritik an dem „Kodex des kleinbürgerlichen Sozialismus", der „Philosophie de la misère" Proudhons. Bildung von kommunistischen Komitees, Zellen in Brüssel, Paris, London, Köln, Briefe von Engels über seine Agitation in den Pariser deutschen Handwerkervereinen. Verbindung mit den „Verbrüderten Demokraten" in London, Gründung einer internationalen „Demokratischen Association" in Brüssel, Verbindung mit den belgischen, polnischen, französischen Demokraten. Oeffentliche Publizistik in der „Deutschen Brüsseler Zeitung". Polemik gegen den phrasenhaften, tyrannenmörderischen Republikanismus Heinzens, gegen die Verlockungen eines reaktionären Regierungssozialismus. Briefe und Adressen über Vorbereitung der zwei Kommunistenkongresse in London. Die September 1847 herausgegebene „Kommunistische Zeitschrift" mit der Losung „Proletarier aller Länder vereinigt euch!". Vorarbeiten, Entwürfe zum Kommunistischen Manifest. Ueber den Dokumenten und Denkmälern dieser legalen und illegalen, öffentlichen und geheimen agitatorischen Tätigkeit hängen die pomphaften Bilder der gegen das Gespenst des Kommunismus alliierten „Mächte des alten Europa: der Papst und der Zar, Metternich und Guizot", der Kaiser Ferdinand, der preußische König Friedrich Wilhelm IV., deren Herrschaft der „Völkerfrühling" des Jahres 1848 erschütterte. Die nächste Wand zeigt die Revolutionsstürme in Paris, Brüssel, München, Köln, Wien, Berlin, den Sieg der Revolution, aber zugleich die sofort eintretende Spaltung der Sieger in verschiedene Lager. Aus der Fülle des Materials heben wir hervor das Original des Abdankungsschreibens von Metternich und die von Ferdinand und von allen Mitgliedern des Ficquelmont-Ministeriums unterschriebene österreichische Verfassungsurkunde vom 25. April 1848, ferner das Flugblatt, das die nach Paris übersiedelte Zentralbehörde des Kommunistenbundes herausgab mit 17 „Forderungen der Kommunistischen Partei in Deutschland": Uebergangsforderungen, deren Prinzipien und Programm im „Kommunistischen Manifest" niedergelegt worden sind. Mehr als hundert Ausgaben des Manifestes sind in einer Vitrine und in hoch hinaufragenden Rahmen ausgestellt — eine einzigartige Sammlung, eine Illustration der Feststellung Engels', daß die Geschichte des Kommunistischen Manifestes die Geschichte der modernen Arbeiterbewegung seit 1848 widerspiegelt. Neben den beiden Londoner Erstausgaben ist hier u. a. die schon im Jahre 1848 erschienene schwedische Uebersetzung zu sehen, verfertigt von dem religiösen Sozia-

listen Götrek, der den Schlachtruf „Proletarier aller Länder, vereinigt euch!“ in das Sprichwort „Volkes Stimme ist Gottes Stimme“ umwandelte.

Folgen die weiteren Abschnitte der Revolutionsannalen von 1848 und 1849: die Pariser Junischlacht, die erste Pariser Revolution, worin das Proletariat mit eigenen Ansprüchen hervortrat, deren gefallenes Banner Marx in dem berühmten Leitartikel der „Neuen Rheinischen Zeitung“ mit flammenden Worten aus dem Staube hob. Neben diesem „Organ der Demokratie“, dessen Redaktionsstab mit Marx an der Spitze sich zum Ziele setzte, die bürgerliche Revolution mit Peitschenhieben vorwärtszutreiben, sehen wir das Organ der Kölner Ultralinken — die „Zeitung des Arbeiter-Vereins zu Cöln“ — die das Blatt Marxens als ein Werkzeug von „eingefleischten Geldaristokraten“ geißelten.

Die weiteren Vitrinen und Wandflächen: Frankfurter Nationalversammlung und Septemberaufstand, die Berliner Nationalversammlung und die Septemberkrise in Preußen, die slavischen Bewegungen und der Prager Slavenkongreß, die Wiener Oktoberrevolution und der Fall Wiens, der Ausgang der konstituierenden Versammlung in Berlin, die Niederwerfung der Revolution in Ungarn, der Kampf um die Reichsverfassung, sind lauter Illustrationen zu den entsprechenden Kapiteln der Engelsschen Analyse der „Revolution und Konterrevolution in Deutschland“, mit dem Unterschied, daß die Ereignisse in Köln, dem Sitz der „Neuen Rheinischen Zeitung“, die Arbeiterbewegungen, ferner die persönliche Tätigkeit von Marx und Engels stärker hervorgehoben werden. So zum Beispiel Marxens Tätigkeit im Kölner Arbeiterverein, Marxens Besuch in Wien, Engels' Teilnahme im Elberfelder und im Badisch-Pfälzischen Aufstand. Eine Sammlung von Materialien über Marxens Verbannung nach Morbichan und eine Vitrine über den Niedergang des Chartismus in England, wohin Marx und Engels sich flüchteten, führen hinüber in den nächsten Saal, der die Periode von Herbst 1849 bis Herbst 1864, vom Beginn des Londoner Exils Marxens bis zum Tode Lassalles umfaßt.

Der Raum erlaubt uns nicht, diesen und die weiteren Säle wenn auch nur mit derselben kargen „Ausführlichkeit“ zu charakterisieren, wie die bisherigen. Es ist aber auch nicht unsere Aufgabe, hier einen „Wegweiser“ zu dem Museum zu schreiben. Wir wollten nur illustrieren, daß das Marx-Engels-Museum nicht nur eine Schatzkammer von Raritäten und Kuriositäten ist, sondern eine nach wissenschaftlichen Gesichtspunkten, nach einem strengen Plan aufgebaute historische Quellensammlung, eine Studienstätte, die die marxistische Marx-Forschung fördern soll und sicherlich auch fördern wird. Aus den übrigen Abteilungen wollen wir also nur einige „Kompositionen“ hervorheben, in denen besonders viel interessantes und zum Teil der Forschung bisher unbekanntes Material konzentriert ist. Aus dem siebenten Saal die Vitrinen über den Kommunistenbund nach der Revolution, über die militärischen Arbeiten von Marx und Engels um 1860, über die Mitarbeit an der „New York Tribune“.

über die Entstehungsgeschichte des „Herr Vogt", über die Beziehungen zwischen Marx und Lassalle. Von der „Zur Kritik der politischen Oekonomie" sehen wir hier das Handexemplar Lassalles mit dessen zahlreichen Anmerkungen. In dem achten, dem größten Saal, dessen eine Hälfte dem theoretischen Lebenswerk Marxens, dem „Kapital", die andere Hälfte seiner größten organisatorischen Leistung, der ersten Internationale, gewidmet ist, sind die instruktivsten Zusammenstellungen: die Quellen des „Kapital" über Fabrikwesen und Lage der Arbeiter in England und Frankreich (u. a. auch die berühmten Berichte des Inspektors Leonhard Horner), der erste Widerhall des „Kapital" in Deutschland (u. a. als Kuriosum ein Akt der preußischen Polizei aus dem Jahre 1872 über „die Broschüre ‚Kapital'"), die Beeinflussung der russischen Wissenschaft durch den ersten Band des „Kapital"; — der Baseler Kongreß 1869 und die Stellung der Internationale zum Deutsch-Französischen Krieg, die „Alliance" Bakunins vor der Kommune, die Internationale und die Kommune (hier u. a. der Entwurf des „Bürgerkrieg in Frankreich" im Original, ferner Marxens zahlreiche Korrekturen in dessen französischer Uebersetzung), der Haager Kongreß, die russische und slavische Sektion der Internationale in Genf und Zürich, Marx und Engels und die russische revolutionäre Bewegung bis 1883. Den Abschluß des Saales bilden einerseits die Sammlung über Marxens und Engels' Teilnahme an der deutschen und französischen Arbeiterbewegung bis 1883 (Gothaer Programm!), anderseits die Vitrine über Entstehung und Quellen des „Anti-Dühring" und des „Ursprungs der Familie...", endlich die „Marx-Ecke" — denn, obwohl das ganze Museum ein Marx-Engels-Museum ist, wurde doch eine Ecke der Persönlichkeit Marxens gewidmet, mit der vollständigsten Marx-Ikonographie, mit Materialien über die Familie, über das häusliche Leben Marxens.

Der letzte, neunte Saal umfaßt die Periode von 1883 bis 1895, in welcher in allen mehr oder minder fortgeschrittenen kapitalistischen Ländern große proletarische Massenorganisationen, sozialistische Arbeiterparteien entstanden sind. Das Material ist hier nach Ländern gegliedert: Deutschland, Rußland, Polen, England, Amerika, Frankreich, Belgien, Holland, die Schweiz, Italien, Spanien, Skandinavien, Oesterreich-Ungarn, Balkan. Die Bewegung überall stark — nicht überall gleich stark — vom Marxismus beeinflußt, in vielen Ländern unter dem Banner des Marxismus. Engels der direkte Berater, Lehrer einer ganzen Reihe von Parteiführern in den meisten Ländern. Die in dieser Periode erschienenen Ausgaben oder Uebersetzungen der Schriften von Marx und Engels, die Beiträge Engels' für die verschiedenen Parteiorgane, Briefe aus der Korrespondenz, die er mit den Führern der einzelnen Parteien führte, die wichtigsten Produkte der marxistischen Literatur dieser Zeit veranschaulichen die Verbreitung des Marxismus, seine Konflikte und Kämpfe mit Anarchismus, mit Opportunismus. Beim aufmerksamen Studium der Materialien heben sich klar hervor die vielen inneren Widersprüche der sozialistischen Bewegungen dieser Epoche, die

1889 in der II. Internationale einen internationalen Mittelpunkt fanden. Die vorletzte Vitrine konzentriert Dokumente über die ersten Kongresse der neuen Internationale, über die Rolle Engels' bei deren Begründung, über seine Teilnahme an dem Züricher Kongreß (1893).

Der Schlachtruf des Kommunistenbundes „Proletarier aller Länder, vereinigt euch!", der hier als die Losung der II. Internationale über den Porträts ihrer Vertreter und über den Maifestbildern ihrer verschiedenen Parteien wiederkehrt, klingt an dieser Stelle wie eine Appellation an die revolutionären Kräfte des Proletariats, die einige Jahrzehnte später die III. Internationale, die wahre Erbin des revolutionären marxistischen Geistes, hervorgebracht haben.

BIBLIOGRAPHIE

KURT ZIMMERMANN: „Das Krisenproblem in der neueren nationalökonomischen Theorie." (1927, Halberstadt, H. Meyers Buchdruckerei.)

Das Buch umfaßt bei weitem nicht das ganze vom Verfasser gestellte Problem. Einige der modernen Nationalökonomen (Hilferding, Pigou, Mombert, Roepke, Mitchel, die amerikanische Schule der Konjunkturforschung) werden überhaupt nicht berührt, andere wieder zu flüchtig und ungenügend behandelt. Das Krisenproblem ist schwierig und vielfältig, und das Buch K. Zimmermanns geht an vielen grundlegenden Seiten dieses Problems vorüber. Unter anderem fehlt eine Beleuchtung der Krisen vom Standpunkt der Reproduktion des fixen Kapitals (Marx, Hilferding). Nichtsdestoweniger ist das Zimmermannsche Buch in Anbetracht der Wichtigkeit des Themas von gewissem Interesse. Weiter unten geben wir einen Extrakt seines wesentlichen Inhalts, wobei wir nur die Darlegung der Theorie Tugan-Baranowskys weglassen.

Zunächst möchten wir auf eine Strömung hinweisen, die eine theoretische Erklärung des Krisenproblems als Ganzes überhaupt für unmöglich hält und nur eine „individuelle" Behandlung jeder einzelnen Krise für sich zuläßt. So sprach sich z. B. Lotz auf dem ersten allgemeinen deutschen Bankiertag in Frankfurt 1902 dahin aus, daß jede Krise ein Spezialstudium erfordere und nur so erklärt werden könne. Friedrich Naumann (auf dem 13. Evangelisch-Sozialen Kongreß im Jahre 1902) äußerte sich gleichfalls nach einem Referat Pohles über das Krisenproblem wie folgt: Nicht mit der Frage, was Krise überhaupt sei, habe man einzusetzen, sondern mit der Frage: wie erklärt sich der kranke Zustand, in dem man sich jeweils befindet.

Selbst in der allerletzten Zeit schreibt ein so bedeutender bürgerlicher Theoretiker wie Diehl („Theoretische Nationalökonomie", 1924): „Die in der neueren Theorie hervortretente Neigung, die Krisentheorie durch eine Konjunkturentheorie zu ersetzen, scheint mir kein Fortschritt gegenüber der älteren Theorie zu sein."

Auch Diehl ist der Meinung, daß jede Krise eine besondere historische Erscheinung sei, die getrennt für sich untersucht werden müsse, während es sich bei den Konjunkturen um den gleichmäßigen Wechsel von Hausse und Baisse handele, die mit den Krisen an sich nichts zu tun habe. Diese Auffassung Diehls ist insofern charakteristisch, als derselbe Diehl der Krisentheorie die Aufgabe stellte, „die allgemeinen kausalen Zusammenhänge zwischen den Krisen und der Struktur des Wirtschaftslebens aufzuzeichnen." Insofern aber jede einzelne Krise als eine „besondere historische Erscheinung" bezeichnet wird, erweist sich diese allgemeine theoretische Aufgabe der Erklärung der Krisen von vornherein als unlösbar, sie scheitert. Die neueste bürgerliche Nationalökonomie selbst kapituliert vor den Schwierigkeiten des Problems und stellt sich ihr eigenes testimonium paupertatis (Armutszeugnis) aus.

Lotz, Diehl und Fr. Naumann sind im Grunde zum Eklektizismus der historischen Schule zurückgekehrt, die das Krisenproblem als eine „vielköpfige Hydra" erscheinen ließ, wobei Roscher einen ganzen Katalog von möglichen Ursachen der Krisen zusammenstellte, und einer der letzten Ausläufer dieser Schule (Ruhkopf, „Rodbertus' Theorie von den Handelskrisen", 1892) kategorisch erklärte, „daß sich das Krisenproblem nicht in das enge Prokrustesbett einer Theorie zwingen läßt, die auf Unwandelbarkeit Anspruch erheben kann."

Oben zitierten wir die Worte Fr. Naumanns über die Krisen als einen krankhaften Zustand der Wirtschaft. Die Frage nach dem „normalen" Zustand der

Wirtschaft bereitet den bürgerlichen Oekonomien ebenfalls nicht geringes Kopfzerbrechen. Dabei bestehen große methodologische Meinungsverschiedenheiten über den Begriff des Normalen selbst. Marshall suchte nachzuweisen, daß aus dem Begriff des Normalen, das teleologische, zielsetzende Moment ausgeschaltet und durch das Merkmal der Gesetzmäßigkeit ersetzt werden müsse. Nun blieb aber folgendes Problem: soll als das Normale der Zustand der Stagnation oder der des Aufschwunges gelten? Bezeichnend ist, daß eine ganze Reihe moderner bürgerlichen Theoretiker, darunter auch Sombart, als das „Normale" für den Kapitalismus den Zustand der Stagnation, genauer, der Depression ansehen. In diesem Sinne sprach sich noch Juglar (Clément Juglar, „Des crises commerciales et de leur retour périodique", 1889) aus. Er suchte nachzuweisen, daß die Wurzel der Krise in der Hausse (dem Stadium der Preissteigerung, des Aufschwunges) liege, und unterstreicht die Fehlerhaftigkeit der üblichen Auffassung dieses Stadiums, als des normalen, gesunden Zustandes (état normal, état de la santé). Aehnlich urteilt Liefmann (Schriften des Vereins für Sozialpolitik, Bd. 113): „Mir scheint, daß die sogenannte Zeit der Stagnation eigentlich der normale Zustand der Volkswirtschaft und nationalökonomisch nicht so ungünstig zu beurteilen ist. Es ist die Zeit, in der zwar keine besonders hohen Gewinne erzielt werden, aber auch keine erheblichen Verluste, bei der das Wirtschaftsleben in größerem Umfange sich im Gleichgewicht befindet."

May erklärt noch bestimmter (in demselben Buche): „Es gibt nicht eine einzige bedeutende Hausse, der nicht eine Krisis gefolgt ist. Der Störenfried des wirtschaftlichen Gleichgewichts ist also nicht die Baisse, sondern die Hausse, das Naturgemäße ist die Baisse."

Endlich äußert sich Sombart zum Krisenproblem im gleichen Bande der „Forschungen der Gesellschaft für Sozialpolitik" im selben Sinne: Der natürliche Zustand der Wirtschaft, soweit man von einem solchen sprechen kann, ist der Zustand der Depression[1]. Im Zusammenhang damit unterscheidet Sombart zwischen einer Theorie der Depression und einer Theorie der Krisen; Depressionen nennt er primäre Kapitalkrisen[2], diese entspringen unmittelbar der kapitalistischen Organisation der Produktion; was aber die sogenannten sekundären „Kapitalkrisen" anbetrifft, so sind sie nur eine Folge der vorhergegangenen Perioden des Aufschwunges, die, nach Sombart, nicht aus der Struktur der kapitalistischen Wirtschaft schlechthin entspringen. „Die periodischen Krisen, die Marx allein im Auge hatte, sind überhaupt keine der kapitalistischen Wirtschaft immanente Erscheinungen, sondern zufällige Komplikationen, die ebenso zufälligen Hausseperioden ihr Dasein verdanken. Aus der Natur der kapitalistischen Wirtschaft folgen vielmehr chronische Depressionszustände, wie wir sie bis jetzt nur von Mitte der 1870er bis Ende der 1880er Jahre gehabt haben und wie sie in dem Augenblick sich wieder einstellen würden, in dem die Edelmetallproduktion in ein ruhigeres Tempo einmündete." (Sozialismus und soziale Bewegung.)

Also ist die „Natur des Kapitalismus" die chronische Depression. Uebrigens faßt das Sombart durchaus nicht revolutionär auf. „Die akuten ‚Krankheitssymptome' — fährt er fort — würden sich alsdann nicht bemerkbar machen, es würde also auch die kapitalistische Wirtschaft nicht ihr Grab, sondern nur ihr Siechbett sich bereiten, auf dem sie aber unabsehbare Zeit weiterzuleben vermöchte."

Verweilen wir noch ein wenig bei der Sombartschen Krisentheorie. Er rechnet es den Merkantilisten als ein großes Verdienst an, daß sie im Gegensatz zur „statischen Denkweise der Physiokraten" begriffen haben, daß das Rad der Produktion nur durch Geld in Bewegung gesetzt werden kann (Moderner Kapitalis-

[1] Im Jahre 1904, in seinem „Versuch einer Systematik der Theorie der Wirtschaftskrisen" stellt Sombart, nach einem etwas exotischen Vergleich mit dem Morphinismus und dem Geschlechtsakt, die „rethorische" Frage, ob die gesteigerte Nerventätigkeit, oder die darauffolgende Abschwächung als „normal" anzusehen sei. Zur Oekonomik übergehend, unterstreicht er, daß es auch hier schwer sei, mit Bestimmtheit zu behaupten, was das Normale sei, der Zustand des Aufschwunges oder der Depression.

[2] Sombart unterscheidet „einfache Absatzkrisen" und „Kapitalkrisen", wobei nur die letzteren „auf der Seite des Angebots wurzeln", d. h. dem Gebiete der Produktion entspringen.

mus, Bd. II, 2, S. 939); Sombart ist der Meinung, daß die Merkantilisten das Geld nicht als Selbstzweck, sondern vielmehr nur zum Zwecke der Stimulierung der Produktion schätzten.

Als den grundlegendsten, primären Faktor der Ausdehnung des Frühkapitalismus betrachtet Sombart die Vermehrung der Edelmetallbestände. Die verstärkte Goldgewinnung im 19. Jahrhundert spielte eine ähnliche Rolle. Der Anstoß zur Aufwärtsbewegung geht lediglich von einer vermehrten Goldproduktion, von der Preissteigerung aus; „auf dem Umwege über die vermehrte Geldflüssigkeit erzeugt die kapitalistische Wirtschaft den großen Markt aus sich heraus." Es tritt eine Hausse ein, aber letzten Endes reicht das vorhandene Gold, die sogenannte Golddecke, die Goldgrenze — im Vergleich zur Steigerung der Produktions- und Umsatzmenge nicht aus, es beginnt eine Krise.

Aber warum und wieso überholt unvermeidlich die Produktion, die zunächst nur durch das Gold stimuliert wird, dieses in der Periode des Aufschwunges? Diese Frage hat Sombart eigentlich seit 1903 bis auf den heutigen Tag nicht beantwortet. Statt dessen konstruiert er, ebenso wie Tugan-Baranowsky, die Krisen aus der Disproportionalität der Produktion der Produktionsmittel und der Produktion der Konsumtionsmittel. Diese Einteilung ist von Marx entlehnt, obwohl Sombart, wie wir gesehen haben, die Marxschen periodischen Krisen, „als keine der kapitalistischen Wirtschaft immanente Erscheinungen" bezeichnet. Die Entlehnung von Marx ist bei Sombart durch eine besondere Terminologie maskiert: beide oben bezeichneten Unterabteilungen der Produktion figurieren bei ihm als „anorganische" und „organische Industrie".

Im übrigen „ergänzt" Sombart auf seine Art dieses Marxsche Schema, indem er es in einen widernatürlichen Zusammenhang mit seiner Lehre von der Priorität der Geldseite, der Goldproduktion bringt. Dabei bleibt es unerfindlich, wie die Periodizität der Krisen durch die Kurve der Goldausbeute erklärt werden soll. Die Periode von 1810 bis 1850 umfaßt in England die Krisen von 1815, 1819, 1825, 1836 und 1847, denen jedesmal ein entsprechender Aufschwung vorausging, während doch diese ganze Periode durch eine unzulängliche Goldausbeute gekennzeichnet ist, die fast bis zur Entdeckung der kalifornischen Goldfelder anhielt[1].

Er erklärt weiter: „Soviel ich sehe, gibt es nur ein einziges Mittel in unserer Wirtschaftsordnung, eine dauernde Preishausse herbeizuführen, das ist die starke und anhaltende Vermehrung der Goldproduktion bzw. desjenigen Metalls, das die Stelle des Geldes vertritt". (Schriften des Vereins für Sozialforschung, Bd. 113, S. 122.)

Wir gehen nun zu den anderen zeitgenössischen Autoren über. In der neuesten deutschen bürgerlichen Nationalökonomie wird besonders Schumpeter auf das Schild gehoben und für ihn Reklame gemacht. Indessen ist sein Werk „Das Wesen und der Hauptinhalt der theoretischen Nationalökonomie" eine vollständig unannehmbare und inhaltlose, vulgäre Psychologisierung der Oekonomie. Schumpeter beseitigt aus seiner Darstellung vor allem den Begriff des Wertes; dadurch soll, seiner Meinung nach, die Nationalökonomie erst eine „exakte Wissenschaft" werden. Aber was kommt bei ihm in Wirklichkeit heraus? Schumpeter unterscheidet eine „Statik" und eine „Dynamik" des Wirtschaftslebens, dabei führt er auch eine Scheidung der wirtschaftenden Subjekte in „passive" und „energische" Typen durch; die ersten „passen sich" der Statik an (übrigens versteht Schumpeter unter Statik auch viele Veränderungen der Wirtschaft), die zweiten schaffen neue Kombinationen, sie werden von der Freude an der Macht getrieben, sie sind „ganze Kerle", sie haben die moderne Industrie geschaffen (!), während das passive Element „hedonisch" nur sich anpaßt!

Diese Nietzscheanische Abgeschmacktheit setzt Schumpeter auf 100 Seiten auseinander. Darauf baut er seine Erklärung der Wellenbewegung der kapi-

[1] K. Biermer („Die neuzeitliche Goldproduktion und ihr Einfluß auf das Wirtschaftsleben") machte gegen Sombart folgenden Einwand: nach einer ganz exorbitanten Vermehrung der Goldproduktion in den Jahren 1895—1899 erfolgte ein stürmischer Aufschwung mit daran anschließender Krise in Deutschland und teilweise in Belgien, während England und Frankreich zwar einen gewissen Aufschwung, keineswegs aber eine ausgesprochene Hausse, geschweige denn eine Krise aufzuweisen hatten.

talistischen Wirtschaft auf: der „energische" Typus schafft den Aufschwung, die Dynamik, der „hedonische" Typus paßt sich erneut der Statik an. Es ergibt sich, daß die Krisen einer theoretischen Erklärung gar nicht bedürfen, weil sie „auf Fehlerquellen in der Unternehmerkalkulation, also auf nicht ökonomischen Tatsachen" beruhen! „Es entstehen jene Wirbel im Wirtschaftsmeer, die im einzelnen jeder Erklärung spotten." Man sieht, Schumpeter begann mit einem Toast und endete mit einem Grabgebet. Auch er hat das Meer nicht ausgeschöpft. Auch er dokumentiert seine Ohnmacht, die Krisen zu erklären, also auch hier wiederum ein testimonium paupertatis (Armutszeugnis).

A m o n n (Professor an der deutschen Universität in Prag) bemüht sich, einen konkreten ökonomischen Inhalt in dieses Schumpetersche idealistische Schema zu legen. In seinem Buche „Grundlagen der Volkswohlstandlehre" (1926) „erklärt" er den Umschlag vom Aufschwung zur Liquidation oder Krise durch das Aufhören der Unternehmertätigkeit (!), worauf die „Statisierungskräfte" zu einem neuen Gleichgewichtszustand führen. Auch bei ihm herrscht der Atomismus der „Kombinationen", obwohl er sich bemüht, ein ökonomisches Substrat in diese hineinzulegen, indem er sie als Einführung eines neuen Werkzeuges, Gründung eines neuen Unternehmens usw. konkretisiert.

I r v i n g F i s h e r (The purchasing power of money, 1911; deutsch: die Kaufkraft des Geldes, 1916), führt ein neues Moment ein: das Zurückbleiben des Zinsfußes. Der Zins paßt sich nicht sofort der vermehrten Geldmenge und der verringerten Kaufkraft der Geldeinheit an. Das treibt zur verstärkten Inanspruchnahme von Krediten. Auf diese Weise erklärt sich die Phase des Aufschwunges in der Wellenbewegung der Konjunktur. Fisher steht auf dem Boden der Quantitätstheorie des Geldes.

S t u c k e n („Theorie der Konjunkturschwankungen", Jena 1926) schafft eine Kombination aus den Theorien Sombarts, Fishers und Aftalions (über den letzteren siehe weiter unten). Er betont, daß das Wachstum der Produktion einen gewissen Abstand, eine Verspätung im Vergleich mit der vermehrten Ausbeute der Edelmetalle aufweisen muß, diese Verspätung ist dadurch bedingt, daß eine gewisse Zeit für die Erweiterung der Produktionsanlagen benötigt wird.

S p i e t h o f f arbeitet seit 1902 ausschließlich an dem Krisen- und Konjunkturproblem und hat eine Reihe von Arbeiten in Schmollers Jahrbuch und dann das Buch: „Beiträge zur Analyse und Theorie der allgemeinen Wirtschaftskrise" (1905) veröffentlicht. Er ist auch der Verfasser des Aufsatzes über die Krisen in der vierten Auflage des Handwörterbuchs der Staatswissenschaften, aber sein angekündigtes Hauptwerk ist noch immer nicht erschienen. Im Grunde hält er sich an die Disproportionalitätstheorie Tugan-Baranowskys, er ändert nur etwas die zahlenmäßigen Berechnungen Tugans, indem er den Produktionszyklus auf acht Jahre festsetzt und eine eigene Terminologie einführt. Seine „Ertragsgüter" sind dieselben Produktionsmittel, ergänzt durch die „Genußgüter mit langer Nutzungsdauer, wie Wohnhäuser usw.". Letzten Endes ist es auch hier nur die Terminologie, die dieses Schema von der Sombartschen Einteilung in anorganische und organische Produktion unterscheidet. Spiethoff wirft die Frage auf: Ueberproduktion in der „anorganischen" Abteilung, o d e r Unterproduktion in der „organischen" Abteilung. Tugan legt die Betonung auf die erste, Sombart auf die zweite. Spiethoff weiß mit dieser Alternative, die von Marx dialektisch gelöst wurde, nichts anzufangen. Das Geldkapital — sagt Spiethoff — verdunkelt, verschleiert die Unterproduktion in der organischen Abteilung (d. h. in der Produktion der Konsumtionsmittel). Nach Marx erklärt sich diese Verschleierung bekanntlich dadurch, daß der Mangel an Geldkapital nur die Kehrseite der Ueberproduktion an Waren (in der Produktion der Produktionsmittel) ist. Anderseits erklärt Spiethoff die „krankhaften wirtschaftlichen Zustände" durch die Ueberspannung des Kredits und die „plötzlichen heftigen Erscheinungen" in der Wirtschaft durch den Zusammenbruch des Kredits. Es sei nur noch bemerkt, daß nach Spiethoff auf die Depression oder die Stockung nicht unbedingt eine Phase des Aufschwunges zu folgen braucht. Auch bei diesem Schriftsteller finden wir also im Grunde genommen den Verzicht auf die theoretische Erklärung des eigentlichen Problems der periodischen Krisen und des wellenartigen Ablaufs der Konjunktur! Wiederum ein Eingeständnis der eigenen theoretischen Ohnmacht! Ganz und gar hoffnungslos und unwissenschaftlich ist der Hinweis Spiethoffs auf die Psychologie: die Motive der Kapitalisten und Unternehmer (beide Kategorien werden im Sinne

Schumpeters unterschieden: der Kapitalist erhält nur den Zins, der Unternehmer dagegen repräsentiert den „energischen Typus") unterliegen einer Periodizität des Trieblebens. Also, es war die ganze Lebensarbeit dieses bürgerlichen Nationalökonomen notwendig, um zu diesem banalen Gemeinplatz zu kommen und die Krisen sowohl wie die Konjunktur durch die Periodizität des Trieblebens zu erklären. Beinahe eine — sit venia verbo[1] — Art Brunstzeit...

Pohle („Bevölkerungsbewegung, Kapitalbildung und periodische Wirtschaftskrisen", 1902; „Die periodischen Wirtschaftskrisen und die Unterkonsumtionstheorie", 1903; „Die gegenwärtige Krisis in der deutschen Volkswirtschaftslehre", 1921; „Konjunkturschwankungen", 1910) rückt in den Vordergrund die Bevölkerungsvermehrung.

Dieser Faktor kann noch weniger zur Erklärung der periodischen Krisen dienen als der von Heinrich Dietzel 1910 vertretene „Erntezyklus", der im wesentlichen die Theorie der Physiokraten von dem „reinen Produkt" (produit net) der Landwirtschaft wiederholt. (Wie wir sehen, hat hier Sombart mit seinem Lob der Merkantilisten in Dietzel seinen Antipoden gefunden.) Pohle fand ebenfalls nachfolgende neue Disproportionalität: das zeitliche Auseinanderfallen zwischen der Bildung von freien Leihkapitalien und ihrer produktiven Anlage. Es entsteht eine Krise, wenn „die angesammelten freien Leihkapitalien aufgebraucht werden und die Summe der im laufenden Jahre ersparten Kapitalien nicht mehr ausreicht, um die in der gleichen Periode hergestellten Kapitalgüter zu bezahlen". Aber warum reichen sie nicht aus[2]? Und in welcher Weise gleicht die Vermehrung der Bevölkerung diesen Mangel bei jedem Wellenumschlag wieder aus? Trotz der vielen Schriften Pohles und seiner ganzen Gelahrtheit dreht er sich in Wirklichkeit um die allerelementarsten Probleme herum, ohne sie zu beantworten. Uebrigens läßt sich das von allen bürgerlichen Theoretikern sagen: sie schleichen um das Krisenproblem herum, wie die Katze um den heißen Brei. Noch ein Punkt sei bei diesem Autor hervorgehoben: die Leihkapitalien verringern sich nach ihm zum Teil auch durch das Wachstum des Einkommens der unteren Klassen! Abgesehen von der Unwahrscheinlichkeit dieser Konstruktion, sollte man doch meinen, daß im Gegenteil das „Wachstum des Einkommens der unteren Klassen" den Krisen entgegenwirken müßte, insbesondere soweit diese Krisen aus der Unterkonsumtion entspringen!

Cassel („Theoretische Sozialökonomie", 1918) baut seine ökonomische Theorie bekanntlich ebenso wie Schumpeter ohne den Wertbegriff auf, mit dem Ergebnis, daß dabei eine ungeheure Konfusion und eine Reihe Kuriositäten entstehen. Cassel legt die Hauptbetonung auf die Preise, wobei diese nicht nur durch die Knappheit bestimmt werden, sondern auch durch solche Faktoren, wie die Veränderung der Zusammensetzung der Bevölkerung nach Alter und Geschlecht! Diese „äußeren Faktoren" rufen nach Cassel, indem sie auf die Preisrelationen einwirken, die wellenartigen Bewegungen der Konjunktur und die Krisen hervor! Uebrigens gibt Cassel an einer Stelle (S. 470) zu, daß „der Wechsel zwischen Auf- und Niedergangsperioden seiner innersten Natur nach eine Variation in der Produktion von festem Kapital ist, aber in keinem unmittelbaren Zusammenhang mit der übrigen Produktion steht." Amonn ebenso wie Zimmermann kritisieren diese Stelle bei Cassel, finden sie dunkel und anfechtbar. Amonn findet es unklar, ob Cassel die Betonung auf die Veränderung der absoluten Produktionsziffer des festen Kapitals legt, oder auf ihr Verhältnis zur übrigen Produktion[3].

Professor E. Lederer („Konjunktur und Krisen, Grundriß der Sozialökonomik, IV. 1925), steht auf dem Boden der Arbeitswerttheorie, betrachtet aber die Disproportion auf dem Gebiete der Produktion nicht als Ursache, sondern als begleitendes Symptom der Wellenbewegung der Wirtschaft. Er unterstreicht, daß die Planlosigkeit der Produktion an sich unmöglich den rhythmischen Wechsel der Konjunkturphasen erklären könne. Außerdem verweist er auf die Elastizität der Volkswirtschaft, auf ihre schnelle Umorientierung in der Kriegszeit, auf die Möglichkeit, dieselben Rohstoffe für die verschiedensten Zwecke zu gebrauchen.

[1] mit Verlaub zu sagen.

[2] Letzen Endes setzt das Leihkapital in seiner Grundlage doch ebenfalls reale Warenwerte voraus.

[3] Bei Cassel findet sich ein flüchtiger Versuch, die Krisen durch Stöße in der Reproduktion des festen Kapitals zu erklären.

Größere Bedeutung mißt Lederer nicht der Disproportionalität der Produktion bei, sondern der ungenügenden Konsumtion als der Grundursache der Krise; er trennt die Momente, die bei Marx zusammenhängen. Das Moment der Unterkonsumtion dehnt er nicht nur auf die Konsumtionsmittel, sondern auch auf die Produktionsmittel aus, wobei er für beide eine neue Terminologie erfindet. Für die ersten die Bezeichnung „unelastische Preisgruppen", hierher gehören nicht nur die Warenpreise, sondern auch die Arbeitslöhne, feste Gehälter usw.; für die zweiten — „elastische Preisgruppen". Und da die Aufwärtsbewegung der Preise sich am schärfsten in der elastischen Gruppe äußert (Maschinen usw.), so sieht Lederer keinen Grund, die Unterkonsumtionstheorie für unbedingt pessimistisch zu halten.

Mentor Bouniatian („Studien zur Theorie und Geschichte der Handelskrisen in England, München 1908; Les crises économiques, 1922) führt folgende Gliederung durch: 1. Allgemeine Wirtschaftskrisen. 2. Spezielle Wirtschaftskrisen; a) Krisen der Verkehrsmittel (Geld- und Kreditkrisen); b) Handelskrisen (Waren- und Börsenkrisen); c) Produktionskrisen (Industrie- und Agrarkrisen). Das ist eine rein beschreibende Klassifikation. Sie erklärt nicht das Krisenproblem überhaupt. Das Werk Bouniatians gibt eine Chronik der englischen Krisen von 1640 (!) bis 1840; es ist ebenso mit Einzelheiten überladen, wie das bereits zitierte Buch Juglars, das eigentlich nur eine Geschichte der Bankbilanzen, vorwiegend der Emissionsbanken gibt. Als Theoretiker ist Bouniatian ein begeisterter Anhänger der österreichischen Schule der Grenznutzentheorie. In letzter Zeit trat er mit einem mißglückten Versuch ihrer „Vertiefung" hervor („Das Gesetz der Veränderung der Gestehungspreise und die allgemeinen Preisbewegungen", 1927, französisch). Seine Erklärung der Krisen, soweit hier überhaupt von einer Erklärung die Rede sein kann, ist äußerst unzulänglich und verschwommen. Die Krisen entstehen auf der Grundlage von „Wertrevolutionen" und um sie von den Krisen der Produktion zu unterscheiden, spricht Bouniatian von Krisen der „Verteilung". Krisen der Reproduktion hält er für äußerst seltene Erscheinungen. „Reine Absatzkrisen" sind exogene Verteilungskrisen, d. h. Krisen auf dem Boden der Wertverschiebungen, hervorgerufen durch äußere Ursachen; „Kapitalkrisen" entstehen ebenfalls auf dem Boden der Wertverschiebungen, aber diese Verschiebung wird diesmal durch innere Ursachen hervorgerufen, das sind endogene Krisen. Die letzteren nähern sich der Auslegung Sombarts. Bouniatian operiert mit den Begriffen „Dekapitalisation" und „Ueberkapitalisation", deren Sinn nicht leicht zu ergründen ist. Die Dekapitalisation sei ein Korrektiv der Krise, indem sie durch die Preissenkung „einen Teil des gesellschaftlichen Kapitals in die Konsumtion" überleitet. Die Ueberkapitalisation ist offensichtlich dasselbe wie Ueberproduktion oder Unterkonsumtion.

Aftalion (Les Crises périodiques de surproduction", 1913) lehnt die These, daß die Krisen infolge der Disproportionalität der Produktion entstehen, ab; er argumentiert wie folgt: Ueberproduktion auf der einen Seite ist gleichbedeutend mit Unterkonsumtion auf der anderen; mit anderen Worten: im Augenblick der Gleichgewichtsstörung muß die Industrie mit Unterproduktion eine Hausse haben, also eine Phase der Preissteigerung, und die Industrie mit Ueberproduktion eine Baisse und eine Krise; folglich heben sich die beiden Tendenzen gegenseitig auf. Aftalion wendet sich gegen die in der Theorie herrschende Priorität der Industrien, die Produktionsmittel produzieren, und unterstreicht, daß die Konsumtionsmittel produzierenden Industrien ebenfalls ihren „dynamischen Rhythmus", ihre Wellenbewegung haben.

„KONZERNE, Interessengemeinschaften und ähnliche Zusammenschlüsse im Deutschen Reich Ende 1926." Nach Mitteilungen der Handelspresse mit Unterstützung der Firmen zusammengestellt im Statistischen Reichsamt. (Berlin 1927, Verlag von Reimar Hobbing, 282 Seiten.)

Den Anlaß zur Herausgabe dieses Buches gab ein Reichstagsbeschluß vom März 1925, durch den das Statistische Reichsamt beauftragt wurde, ausführliche Daten über die Konzerne. Interessengemeinschaften und ihnen entsprechende Zusammenschlüsse beizubringen. Die Zusammenstellung des Materials erforderte zwei Jahre.

Zu diesem Zweck wurden alle Angaben der Industrie- und Handelspresse systematisch durchgearbeitet, die Jahresberichte der Unternehmungen, die Adreßbücher, die Monographien sowohl einzelner Konzerne als auch ganzer Industriegruppen. In der Einleitung zum Sammelwerk wird darauf hingewiesen, daß nicht alle diese Quellen glaubwürdig sind. Mitunter wurden falsche Angaben gemacht. Insbesondere in jenen zahlreichen Fällen, wo die Firmen den Umfang ihrer Beteiligung an anderen Unternehmungen verdecken wollten. Zur Nachprüfung wurden daher verschiedene Quellen miteinander verglichen, Rückfragen bei den abhängigen Firmen vorgenommen und die tatsächliche Beteiligung des führenden Unternehmens ermittelt.

Die Aufmerksamkeit des ganzen Buches ist den Konzernen gewidmet. Dabei werden hier unter dem Begriff K o n z e r n alle wesentlichen Zusammenschlüsse juristisch selbständiger Unternehmungen verstanden, soweit sie auf Kapitalbeteiligung, Interessengemeinschaft, Pachtverträgen und ähnlichen Verbindungen beruhen, ohne Rücksicht auf den Zweck des Zusammenschlusses. Im Sammelwerk sind alle jene Fälle angeführt, von denen bekannt ist, daß bedeutende Unternehmungen mit größerem Kapital an anderen Betrieben beteiligt sind. Trustähnliche Vereinigungen und vollkommene Verschmelzungen werden nicht angeführt.

Die Uebersicht der Konzentrationsbewegung umfaßt nur die kurze Nachstabilisierungsperiode seit Mitte 1925. Dieser Zeitpunkt wurde darum als Ausgangspunkt gewählt, weil in diesem Augenblick die Konzentrationsbewegung, die in der Inflationsperiode eine stürmische Entwicklung durchgemacht hatte, zu stocken begann. Seit Mitte 1925, nach Abschluß der Krise, die den Zerfall vieler der bedeutendsten Konzerne verursacht hatte, begann die zweite Welle der Konzentrationsbewegung unter dem Zeichen der Rationalisierung.

Eine gewisse Reihenfolge ist in die Aufzählung der Konzerne insofern gebracht, als sie nach den verschiedenen Industriezweigen getrennt katalogisiert werden, wobei in einigen Industriezweigen ganze Gruppen von Konzernen unterschieden werden mußten.

Die Forderungen der politischen und gewerkschaftlichen Organisationen des Proletariats nach einer Kontrolle und Beschränkung der Macht der Monopole wurden bisher von der deutschen bürgerlichen Presse immer mit der Begründung abgetan, daß die Bedeutung der Monopole nicht so groß und die diesbezüglichen Angaben übertrieben seien. Aber die Tatsachen — die Zahlen — sprechen für sich! Nach den Angaben der vorliegenden Tabellen haben wir gegenwärtig in Deutschland 12 392 Aktiengesellschaften mit einem Aktienkapital von 20 354 Millionen Mark. Davon werden 65 Prozent oder 13 242 Millionen Mark von den Konzernen beherrscht und ihr Anteil wächst sprunghaft weiter. Die Konzerne beherrschen mehr als 90 Prozent des Aktienkapitals im Bergbau und in der Farbenindustrie, mehr als 75 Prozent in der Roheisen-, der Metall- und der elektrotechnischen Industrie, sowie der technischen Industrie als Ganzes und mehr als 50 Prozent des Handels, der Banken und einiger anderer Wirtschaftszweige.

Als einzigen Maßstab für die Macht der Konzerne geben die Tabellen die Höhe des n o m i n e l l e n Kapitals an. Es is offensichtlich, daß auf diese Weise keine genaue Vorstellung von der Produktionsfähigkeit des fungierenden Kapitals gewonnen werden kann. Alle diese Konzerne, die in Form von Aktiengesellschaften organisiert sind, verbergen den tatsächlichen Unterschied zwischen dem fungierenden produktiven und dem nominellen Aktienkapital. In der Wirt-

schaftspresse und darum auch in den Tabellen des Statistischen Reichsamts, gibt es nur Angaben über das nominelle Kapital, die für die Konzerne so vorteilhaft sind. Der bürgerliche Staat hat keine Machtmittel, um den wirklichen Umfang der Konzerne zu ermitteln. Im vorliegenden Falle wird die Sache noch dadurch kompliziert, daß das nominelle Kapital infolge der Verwässerung derartig hoch zu sein pflegt, daß sein Kurs (d. h. der Marktpreis) unter den Nominalwert fällt. All das muß bei der Betrachtung der Tabellen berücksichtigt werden. Außerdem sind die Angaben des nominellen Kapitals der verschiedenen Konzerne untereinander auch darum nicht vergleichbar, weil es in jedem Unternehmen stille Reserven gibt, die oft in den Bilanzen nicht erscheinen.

Noch ein weiterer Mangel ist vorhanden. In der Einführung zu den Tabellen wird mit Recht darauf hingewiesen, daß viele Posten des nominellen Kapitals doppelt gezählt werden — als Eigenkapital und als Beteiligung an anderen Unternehmungen. Zum Beispiel ist unter dem nominellen Kapital des Konzerns „Vereinigte Stahlwerke" das Kapital des Konzerns selbst und das seiner Begründer aufgeführt. Aber das kann nicht immer festgestellt werden.

Alle diese Mängel verringern daher die Bedeutung selbst dieses einzigen Kriteriums, des nominellen Kapitals. Aber das Buch gibt überhaupt keine Bewertung, weder der wirtschaftspolitischen Situation der einzelnen Konzerne noch dieses ganzen Wirtschaftskomplexes. Es fehlen alle Angaben über die Produktion, die Ausnutzung der Produktionsanlagen und die Reorganisation der Konzerne, sowie über die Bestrebungen zur Organisierung von Kartellen. Alles das ist bewußt übergangen. Ebenso sind den Tabellen keinerlei Erläuterungen beigegeben.

Wenn dieses Material nichtsdestoweniger für den Reichstag von Bedeutung war, so darum, weil hier die vollständigste und zuverlässigste Aufzählung aller Konzerne enthalten ist, und eine derartig allumfassende Statistik in der deutschen Literatur bisher nicht vorhanden war. Es ist aber offensichtlich, daß die vorliegenden Tabellen in keiner Weise die wachsende Macht der Konzerne voll beleuchten. Und diese Macht gibt ihnen die Möglichkeit, auch die Rechtslage zu ihren Gunsten zu beeinflussen. So wurde z. B. die frühere Kartellrechtsordnung, die ihre Entwicklung hemmte, jetzt beseitigt.

In Deutschland gibt es heute eine breite Antikonzernbewegung. Sie hat ihren Ausgangspunkt in den verschiedensten Schichten der Bevölkerung, und vor allem in den Arbeitermassen — als Konsumenten und Leidtragenden der von den Konzernen durchgeführten Politik der Rationalisierung und der Betriebseinschränkungen.

Zum Schluß bringt das Buch eine Zusammenstellung der wichtigsten periodischen und nichtperiodischen Literatur über die Konzentrationsbewegung der neuesten Zeit in Deutschland.

HEINRICH CUNOW: „Zur Geschichte der Klassenkampftheorie." „Jahrbuch für Soziologie." Eine internationale Sammlung. Herausgeben von Dr. G. Salomon, Frankfurt a. M. (Karlsruhe, Braun, 1926, Bd. II, S. 332—351.)

Heinrich Cunow, ein ziemlich bekannter Reformist und gegenwärtig eine der akademischen Größen der deutschen Sozialdemokratie, polemisiert in seinem Aufsatz (S. 332—334) mit allen jenen, die den Klassenkampf in der Theorie und Praxis „widerlegen" und „verneinen", ihn für eine absurde „Erfindung" von Karl Marx halten, und ebenso mit jenen, die nach den Worten von Cunow infolge bestimmter Fehler zu einer „höchst einseitigen und oberflächlichen Beurteilung des Klassenkampfes und seiner Rolle im geschichtlichen Entwicklungsgang verleitet" werden (S. 334). Es ist zu bemerken, daß nach den höflichen und in jedem Falle durchaus marxistischen Ueberzeugungen Cunows einer dieser Fehler darin besteht, daß diese Leute „die Frage nach der historischen Entwicklung des Klassenbegriffs oder der Klassenkampfauffassungen ganz außer Betracht lassen" (S. 334). „Schon bei einer ganz oberflächlichen derartigen Untersuchung — fährt Cunow fort — würde sich zeigen, daß von einer Marxschen Erfindung gar nicht die Rede sein kann, er vielmehr auf dem Gebiet der Klassentheoretik eine Reihe

Vorläufer gehabt und von diesen manche Gedanken übernommen hat" (S. 334). Damit ist das Thema des vorliegenden Aufsatzes definiert. Zweifellos wird der Leser nach dieser Einleitung von Cunow eine nicht allzu oberflächliche Untersuchung erwarten.

Formell tritt also, wie wir sehen, der „Marxist" Cunow in der Rolle eines Apologeten des Marxismus gegen die Antimarxisten auf. Was den Inhalt anbetrifft, appelliert er an die Geschichte, aber nicht an die lebendige, brutale Geschichte, wie sie in der Wirklichkeit gegeben ist, sondern eher an die elegante und ausgesuchte Geschichte der Vorstellungen und Ideen. An sich ist dagegen nichts einzuwenden. Es kommt nur darauf an, wie das geschieht und was für Ergebnisse gezeitigt werden. Und hier müssen die Resultate, zu denen Cunow gelangt, den Leser sowohl formal als auch ihrem Inhalt nach überraschen. Seine Erwartungen in bezug auf eine Vertiefung der Forschung werden nicht gerechtfertigt, aber er wird durch eine in jeder Beziehung unerwartete, durchaus eigentümliche und sehr aktuelle geschichtliche Schlußfolgerung getröstet werden.

Nachdem der Verfasser, außer einer ganzen Reihe von Bemerkungen über den Klassenbegriff im Altertum, im Mittelalter (S. 334—338) und im 18. Jahrhundert, auch noch Zitate aus den Sozialphilosophen des 18. Jahrhunderts, aus Linguet, Marat und Prudhomme gebracht hat und nach einigen Worten über Mignet, Guizot, Thierry u. a. geht er zu Marx über. Vor allem konstatiert er, daß Karl Marx die Geschichte der französischen Revolution von Grund aus studiert hat, namentlich die Werke von Thierry, Guizot, Leroux, Sismondi, Bouchez, das saint-simonistische und fourieristische Sektantentum, ferner Marats „Volksfreund" und Prudhommes „Pariser Revolutionen". Dann heißt es über die Theorie des Klassenkampfes: „Er (Karl Marx) hat zunächst lediglich die verschiedenen Elemente dieser Theorie, die er in den genannten Werken vorfand, miteinander verknüpft und aus ihnen bestimmte Folgerungen bezüglich der weiteren sozialen Kampfgestaltung gezogen" (S. 345). „Bestimmte Folgerungen" ist richtig gesagt. Aber welcher Art waren diese bestimmten Folgerungen? Wohin führen sie? Was für eine Theorie entwickelte Marx über die zukünftigen Formen des sozialen Kampfes? Auf all das gibt Cunow keine Antwort. Dabei gab Marx darauf mehr als einmal bestimmte, scharf formulierte Antworten in Form von eindeutigen Thesen. Cunow „vergißt", verschweigt die Antwort, und darin sehen wir mehr als eine Vergeßlichkeit. Wir begnügen uns damit, nur einen Hinweis auf eine bekannte Stelle zu bringen, aus der hervorgeht, wie Marx selbst die geschichtliche Bedeutung seiner Klassenkampftheorie im Vergleich zu den bürgerlichen Theorien bewertete:

> „Was mich nun betrifft, so gebührt mir nicht das Verdienst, weder die Existenz der Klassen in der modernen Gesellschaft noch ihren Kampf untereinander entdeckt zu haben. Bürgerliche Geschichtsschreiber hatten längst vor mir die historische Entwicklung dieses Kampfes der Klassen, und bürgerliche Oekonomen die ökonomische Anatomie der Klassen dargestellt. Was ich neu tat, war, nachzuweisen: 1. daß die Existenz der Klassen bloß an bestimmte, historische Entwicklungskämpfe der Produktion gebunden sei; 2. daß der Klassenkampf notwendig zur Diktatur des Proletariats führe; 3. daß diese Diktatur selbst nur den Uebergang zur Aufhebung aller Klassen und zu einer klassenlosen Gesellschaft bilde" (Brief an Weydemeyer, „Neue Zeit" XXV/2, S. 164).

Darum mündet die Klassenkampftheorie bei Marx in die Theorie der proletarischen Revolution. Wer diese revolutionären „Folgerungen" der Marxschen Lehre verschweigt, sie für ungültig erklärt, verneint, der vernichtet in der Konsequenz den ganzen Gesamtzusammenhang, die Grundlage, die Dialektik, mit einem Wort, entstellt die ganze Lehre.

Wir verstehen die eigentümliche und vorsichtige Formulierung Cunows: „Bestimmte Folgerungen bezüglich der weiteren sozialen Kampfgestaltungen." Das ist das betretene Geflüster jener, die sich bemühen, möglichst unauffällig an der „wunden Stelle" vorüberzugehen.

In Wirklichkeit hat Cunow die Gesetzmäßigkeit in der Entwicklung der kapitalistischen Gesellschaft stillschweigend auf die Entwicklung der Gesellschaft und der Klasse im Rahmen der kapitalistischen Gesellschaft „reduziert". Er gibt faktisch eine endlose Rekonstruktion der vorhandenen Klassenantagonismen auf der

Grundlage einer nicht weniger endlosen Rekonstruktion der grundlegenden kapitalistischen Beziehungen, d. h. der endlosen Abhängigkeit des Arbeiters vom Ausbeuter. Das tritt, ungeachtet aller vorsichtigen und verschwommenen Phrasen, mit genügender Klarheit in seiner „Erläuterung" der „Marxschen" Theorie des Klassenkampfes hervor. Das sind die „bestimmten Folgerungen" des „Marxisten" Cunow, die er nicht wagt offen auszusprechen.

Nimmt man diese Folgerungen an, so heißt es im besten Falle, sich auf den Standpunkt der klassischen bürgerlichen politischen Oekonomie[1] stellen, die ihre bürgerlichen Voraussetzungen als von Ewigkeit her bestehend annahm. Es muß festgestellt werden, daß Ricardo die geschichtliche Dämmerung des Kapitalismus, d. h. den Untergang der kapitalistischen Gesellschaft als Resultat ihrer Widersprüche, vorausgeahnt hat.

Die pseudomarxistische Theorie Cunows ist eine Theorie des klassischen Trade-Unionismus, der bürgerlichen Arbeiterbewegung. Sie ist zweifellos für die „modernen" mehr oder weniger aufgeklärten, mehr oder weniger „positiv-realistischen" Vorstellungen der bürgerlichen Intellektuellen annehmbar. Was sagt Cunow selbst?

> „Selbstverständlich hat die Marxsche Klassenkampftheorie in den Kreisen der modernen Nationalökonomen und Soziologen eine sehr verschiedenartige Beurteilung gefunden; im ganzen aber hat Othmar Spann unzweifelhaft recht, wenn er ... sagt, daß mit vereinzelten Ausnahmen ‚die gesamte moderne Soziologie und Volkswirtschaftslehre von dem individualistischen Klassenbegriff, und zwar durchaus im marxistischen Geist befangen' sei. Noch vor wenigen Jahrzehnten schroff zurückgewiesen, hat die Marxsche Klassenkampftheorie sich schnell in der modernen Gesellschaftslehre Bahn gebrochen — ein Erfolg, den sie meines Erachtens nicht nur ihrer inneren logischen Geschlossenheit, sondern noch mehr der Tatsache verdankt, daß in allen kapitalistischen Staaten heute der Klassenkampf die größte Rolle spielt. Keine bloße Theorie oder Hypothese mehr, sondern eine einfache Tatsache, läßt er sich nicht mehr, wie einst, in Abrede stellen oder gar als haltlose Marxsche Erfindung abfertigen" (S. 350 u. 351).

Mit diesen Worten schließt der Aufsatz Cunows, und gerade auf sie möchten wir die Aufmerksamkeit des Lesers lenken. Sie sind sowohl vom Standpunkt der Logik als auch dem der Geschichte von großem Interesse. Vor allem sind sie der Ausdruck einer bestimmten Entwicklung innerhalb der reformistischen Theorie auf der einen und der bürgerlichen Vulgärtheorie auf der anderen Seite. Wer diese Schlußbemerkung Cunows vorwegnimmt, könnte einen Augenblick der Meinung sein, daß die Erde stillsteht und die Sonne sich um die Erde dreht. Aber das ist die tatsächliche Bewegung der Anhänger Cunows, und was besonders in die Augen springt, ihre Bewegung um die bürgerliche Achse. Man braucht bloß die These Cunows umzukehren, um ihr Rätsel zu lösen.

DR. KARL MUHS: „Anti-Marx." Betrachtungen über den inneren Aufbau der Marxschen Oekonomik. Bd. I, Jena 1927, Fischer.

Unter dem prahlerischen und schreienden Titel „Anti-Marx" ließ kürzlich Professor Karl Muhs, Verfasser einiger kleinerer Arbeiten (über die materielle und psychische Wirtschaftsauffassung, die Funktion des Kapitals u. a.), unlängst ein umfangreiches Buch von reichlich 500 Seiten erscheinen, daß der Kritik des ersten Bandes von Marx' „Kapital" gewidmet ist. Im zweiten Bande seines Werkes will Muhs eine Kritik der weiteren Bände des „Kapital" geben. Die Gliederung im ersten Band des Muhsschen Werkes gleicht ungefähr der des ersten Bandes des „Kapital" von Marx. Wir finden hier Kapitel über Wert, Geld, Kapital, absoluten und relativen Mehrwert, Akkumulation des Kapitals. Muhs folgt Marx sozusagen auf den Fersen, und läßt keinen Grundsatz von ihm unwidersprochen.

[1] Cunow vermeidet es, von ihr im Zusammenhang mit der Marxschen Entwicklung der Klassenkampftheorie zu sprechen, aus Gründen, die wir hier nicht näher untersuchen wollen.

Muhs begreift, daß der mehr oder weniger aufmerksame Leser sich unwillkürlich fragen wird: wie ist die seltsame Tatsache zu erklären, daß man 1927 sich veranlaßt fühlt, einen umfangreichen Anti-Marx zu schreiben und einen Kreuzzug gegen die Marxsche Theorie zu eröffnen, die doch schon seit langem als endgültig widerlegt erklärt worden ist. Um diesem Einwand zu begegnen, hält Muhs es für notwendig, die Eigentümlichkeit seines kritischen Feldzuges hervorzuheben. Er erklärt, daß er, im Unterschied zu den früheren Marx-Kritikern, eine rein „imanente" Kritik der ökonomischen Theorie von Marx geben, d. h ihre inneren Widersprüche aufzeigen und Marx durch Marx selbst schlagen wolle. Muhs gibt sich in der Tat Mühe, dieses von ihm entworfene Programm durchzuführen, indem er auf Hunderten von Seiten unermüdlich die zahlreichen, angeblichen Widersprüche bei Marx ausfindig macht und dem Leser triumphierend auftischt. Wenn man Muhs glauben soll, so gibt es bei Marx nicht eine Seite, deren Schluß nicht in schreiendem Widerspruch zu ihrem Anfang stände. Muhs geht jedoch in seinem kritischen Eifer etwas zu weit. Die Fülle der Widersprüche bei Marx beginnt den Leser stutzig zu machen, der nicht umhin kann, sich zu fragen: wie kommt es, daß z. B. ein so strenger Marx-Kritiker, wie Böhm-Bawerk, behauptete, daß aus den Voraussetzungen der Marxschen Werttheorie sich alle übrigen Teile der Marxschen Lehre zwangsläufig ergeben? Nach der Meinung Böhm-Bawerks bilden die mittleren Teile des Marxschen Systems, die eine Zwischenstellung zwischen den Voraussetzungen seiner Werttheorie und der Lehre von den Produktionspreisen einnehmen, ein Muster logischer Folgerichtigkeit und Geschlossenheit. Muhs dagegen behauptet, daß Marx sich auch in diesen Teilen seines Werkes auf Schritt und Tritt widerspreche.

Dem Leser, dem das Uebermaß an Widersprüchen bei Marx verdächtig erscheint, bleibt nichts anderes übrig, als die Arbeitsmethode von Muhs selbst einer kritischen Analyse zu unterziehen und durch eine eingehende Prüfung der einzelnen Beispiele zu untersuchen, woher Muhs in Wirklichkeit jene einander widersprechenden Thesen schöpft, die er bei Marx gefunden haben will. Wenn der Leser sich dieser zwar unangenehmen aber notwendigen Arbeit unterzieht, wird er ohne Schwierigkeit die primitive Mechanik der Antinomien bei Muhs feststellen, die er Marx zuschreibt. Am häufigsten wird der Leser finden, daß Muhs die vermeintlichen Widersprüche mit Hilfe einer der beiden folgenden Kniffe konstruiert.

Der erste Kniff besteht darin, daß Marx eine These zugeschrieben wird, die entweder bei ihm gar nicht vorhanden ist, oder aber einen ganz anderen Sinn hat, als ihr von Muhs beigelegt wird. Indem er diese erfundene These einer anderen, von Marx wirklich aufgestellten gegenüberstellt, ist es ihm natürlich leicht, zwischen ihnen „Widersprüche" festzustellen.

Wir wollen an einem Beispiel zeigen, wie Muhs den von uns beschriebenen Kniff anwendet. Muhs kritisiert den Begriff des ökonomischen Gesetzes bei Marx (S. 22—24): Erstens identifiziere Marx, nach der Meinung von Muhs, die ökonomischen Gesetze vollständig mit den „Naturgesetzen", was in seinem bekannten Satz über die ökonomischen Gesetze, die ähnlich den Naturgesetzen wirken, daß sich im Zusammensturz des Hauses über unseren Köpfen äußert, zum Ausdruck kommen soll. Aber die Naturgesetze unterscheiden sich nach der Auffassung von Muhs durch ihren „absoluten" Charakter: ihre Wirkung ist nicht durch eine besondere historische Epoche begrenzt und kann nicht durch die Wirksamkeit entgegengesetzter Kräfte paralysiert werden. Marx dagegen erkenne die Wirksamkeit ökonomischer Gesetze nur für die gegebene geschichtliche Epoche an, und untersuche sie außerdem als Tendenzen, deren Wirkung nur bei dem Nichtvorhandensein von Kräften entgegengesetzten Charakters durchbricht. Schließlich gebe Marx auch an anderer Stelle zu, daß einige ökonomische Gesetze, darunter z. B. das Gesetz des Arbeitswertes in seiner reinen Form in der kapitalistischen Wirtschaft nicht wirksam sind. So verstände Marx unter dem ökonomischen Gesetz: 1. ein absolutes Naturgesetz, 2. eine Tendenz, 3. ein geschichtlich bedingtes Gesetz, das nur in der kapitalistischen Wirtschaft wirksam ist, 4. ein auf die kapitalistische Wirtschaft nicht anwendbares Gesetz.

Es ist leicht nachzuweisen, daß die angeführten „Antinomien" von Muhs selbst erfunden sind. Wir werden natürlich bei Marx keine Identifizierung der ökonomischen Gesetze mit den Naturgesetzen finden (der obenerwähnte Marx-

sche Ausspruch vom Hause, das über dem Kopfe zusammenstürzt, hat lediglich den Zweck, den elementaren Charakter der kapitalistischen Wirtschaft zu unterstreichen). Davon abgesehen, ist es auch unsinnig, den Naturgesetzen einen „absoluten", sie angeblich von den „Tendenzen" unterscheidenden Charakter zuzuschreiben; das ist eine Abgeschmacktheit. Muhs unterschiebt Marx ferner den ihm vollständig fremden Gedanken, daß das Wertgesetz in der kapitalistischen Wirtschaft wirkungslos sei. Daraus, daß das Wertgesetz auch für die einfache Warenwirtschaft Geltung hat, folgt noch nicht, daß es in der kapitalistischen Wirtschaft wirkungslos ist. Wie wir sehen, sind die oben unter 1 und 4 bezeichneten Formulierungen von Muhs selbst erfunden, und von ihm in verleumderischer Absicht Marx zugeschrieben worden. Es bleiben nur die vollständig richtigen Formulierungen 2 und 3 übrig, die sich gegenseitig nicht widersprechen.

Der zweite Kniff von Muhs besteht in folgendem. Die entgegengesetzten Seiten der Erscheinungen, die von Marx in ihrer dialektischen Bewegung und in ihrem Zusammenhang untersucht werden, verwandelt Muhs in abstrakte, aus ihrem Zusammenhang gerissene Gegensätze. In der Werttheorie untersuche Marx den Wert getrennt vom Gebrauchswert — verkündet Muhs. Aber in seiner Tauschlehre und in den nachfolgenden Teilen seiner Theorie ziehe Marx auch den Gebrauchswert in Betracht. Folglich widerspricht Marx sich selbst — verkündet Muhs triumphierend. Anstatt die wirklichen Beziehungen zwischen dem Wert und dem Gebrauchswert in der Marxschen Theorie zu erforschen, begnügt sich Muhs mit der leichten Aufgabe, eingebildete Widersprüche von Marx zu konstatieren, der nach seinen Worten bald den Gebrauchswert ignoriert, bald ihn unter der Voraussetzung und in der Form seiner Werterscheinung anerkennt.

Die angeführten Beispiele zeigen, daß Muhs überall an der Oberfläche der Erscheinungen haften bleibt, indem er ihrer tieferen Analyse aus dem Wege geht und sich mit der Aneinanderreihung von eingebildeten Widersprüchen bei Marx begnügt. Eine detaillierte Analyse der Argumentation von Muhs — die, wie man hoffen kann, in der marxistischen Literatur nicht lange auf sich warten lassen wird — wird deren ganze Unaufrichtigkeit aufzeigen, die durch die äußere Solidität des Buches und seinen literarischen Schliff verdeckt wird.

FRANZ OPPENHEIMER: „Kritik des Marxismus." (Eine Aufsatzreihe der „Neuen Freien Presse", Januar—April 1927.)

Die Wiener „Neue Freie Presse" brachte vom Januar bis zum April 1927 unter der Ueberschrift „Kritik des Marxismus" eine Reihe von Aufsätzen des bekannten Nationalökonomen Franz Oppenheimer. Sowohl die Redaktion als auch der Verfasser legen dieser Aufsatzreihe eine besonders große Bedeutung bei. Die Redaktion hebt in einer besonderen Vorbemerkung ihre „aktuelle und praktische Bedeutung" hervor. Oppenheimer ist Anwärter auf die Rolle eines sozialen Reformators, der sich auf der Suche nach „einem Weg aus der tödlichen Verwirrung unserer schweren Zeit" befindet. Oppenheimer beschuldigt die Marxisten, daß sie einer Auseinandersetzung mit ihm, zu der er sie schon seit langem auffordert, aus dem Wege gehen. „Unter diesen Umständen — schreibt er — bin ich gezwungen, trotzdem ich ein dezidierter Sozialist bin, mich an ein bürgerliches Blatt zu wenden, um noch einmal den Versuch einer ernsthaften Debatte mit meinen sozialistischen Gegnern zu machen."

Nach der Auffassung Oppenheimers hatte sich Marx, in seinem Bestreben, den utopischen Sozialismus in einen wissenschaftlichen umzuwandeln, die Lösung der beiden folgenden großen Probleme zum Ziele gesetzt: er mußte erstens eine „Analyse der die kapitalistische Gesellschaft beherrschenden Erscheinung, des ‚Mehrwerts'", geben, und zweitens „nachweisen, daß die kapitalistische Gesellschaft naturnotwendigerweise kraft der ihr eigenen ‚Tendenz' in die sozialistische übergehen müsse." Die erste Aufgabe bemühte sich Marx, in seiner Wert- und Mehrwerttheorie zu lösen, die zweite — in seiner Theorie der Akkumulation des Kapitals und der Konzentration der Produktion. Gegen diese beiden Teile des Marxschen Systems richtet sich denn auch die Kritik Oppenheimers.

Die neuen Aufsätze Oppenheimers enthalten im wesentlichen wenig neues, im Vergleich zu seinen früheren Arbeiten. Schon in seinen Büchern: „Die soziale Frage und der Sozialismus" und „Wert- und Kapitalprofit" zeigte sich Oppenheimer bemüht, eine Kritik der Wert- und Mehrwerttheorie zu geben, und seine frühere Arbeit „Das Grundgesetz der Marxschen Gesellschaftslehre" widmete er der Kritik der Lehre Marx' von der Akkumulation des Kapitals. In seinen neuen Aufsätzen wiederholt Oppenheimer in einer mehr abgerundeten und populäreren Darstellung, die auf ein breiteres Publikum berechnet ist, seine früheren Argumente. Den großen Fehler der Marxschen Werttheorie sieht er in ihrer „unvollständigen Induktion". Marx ging fehlerhafterweise nur bis zur Untersuchung von Produkten, die unter den Bedingungen der freien Konkurrenz produziert waren. Er ignorierte die Monopolprodukte und insbesondere die vom Kapitalisten zum Monopolpreis gekauften „Dienste" (die Arbeit) des Arbeiters, deren Preis niedriger ist als der „Arbeitswert" des Arbeiters. Er behauptet, daß der Preis des „Dienstes" des Arbeiters als „Monopolpreis" und nicht als „Konkurrenzpreis" anzusehen ist, und unternimmt nicht einmal einen Versuch, den tiefgehenden Unterschied zwischen der Entstehung des Wertes der Arbeitskraft und dem Preisregulierungsprozeß der wirklich monopolistischen Produkte (z. B. der von den Trusts produzierten Waren) zu erklären. Den von der Kapitalistenklasse erpreßten Mehrwert verwechselt Oppenheimer mit den Monopolprofiten, die für die Neuverteilung des gesamten Mehrwerts unter die monopolistischen und die nichtmonopolistischen Kapitalisten charakteristisch sind.

Interessant sind einige Verschiedenheiten in seiner früheren und seiner jetzigen Argumentation: Oppenheimer muß die marxistische Lehre, daß der Arbeiter dem Kapitalisten seine „Arbeitskraft" und nicht seine „Arbeit" verkauft, verwerfen. Früher in seinem Buche „Wert- und Kapitalprofit" (1916, S. 182) erhob Oppenheimer gegen Marx folgenden Einwand: wenn der Arbeiter dem Kapitalisten seine ganze Arbeitskraft verkaufen würde, so würde das bedeuten, daß seine Arbeitsfähigkeit nach Beendigung des Arbeitsprozesses „bis zur äußersten Grenze seiner Kraft abgerackert wird, daß ihm keine Kraft für irgendwelche eigenen Zwecke mehr bleibt". Das ist aber in Wirklichkeit nicht der Fall: der Arbeiter findet noch Kraft genug, um abends in seinem Laubenlande zu gärtnern, oder sogar Ueberstunden zu leisten. Folglich hat er dem Kapitalisten nicht seine ganze Arbeitskraft verkauft. Das ist die von Oppenheimer in seinen früheren Arbeiten angewandte Argumentation. In seinen neuen Aufsätzen, in denen er sich an einen breiteren Leserkreis wendet und für sich die Bezeichnung eines entschiedenen und gläubigen Sozialisten in Anspruch nimmt, hielt er es für notwendig, gleichzeitig mit dem angeführten Argument auch ein anderes, diesem geradezu entgegengesetztes anzuführen. Es stellt sich heraus, daß die Kapitalisten sich nicht nur mit der normalen Ausnutzung der Arbeitskraft des Arbeiters zufrieden geben, sondern, darüber hinaus, Raubbau mit ihr treiben. Als Beweis dafür dient ihm die Tatsache der geringeren durchschnittlichen Lebensdauer der Arbeiter im Vergleich zur Lebensdauer der Angehörigen anderer Gesellschaftsklassen. Und selbst dieses Argument benutzt er zur doppelten Verunglimpfung von Marx, der lehrte, daß der Kapitalist dem Arbeiter seine Arbeitskraft abkauft!

Zur Widerlegung des zweiten Teiles der Marxschen Theorie, seiner Lehre von der Akkumulation des Kapitals und der Konzentration der Produktion, nimmt Oppenheimer zu dem üblichen Hinweis auf das Fehlen der Konzentration der Produktion in der Landwirtschaft usw. Bezug. Nach der Auffassung Oppenheimers wäre die Marxsche Lehre von der unausweichlichen Umwandlung der kapitalistischen in die sozialistische Wirtschaft nur bei dem Vorhandensein einer absoluten Verelendung der Arbeiter möglich gewesen. „Marx muß also beweisen, daß der Lohnfond nicht nur relativ zum Gesamtkapital, sondern auch zur Zahl des Proletariats sinken muß." Die angeführten Zitate zeigen mit großer Klarheit das wissenschaftliche Niveau der Aufsätze Oppenheimers. Oppenheimer, der für sich die Rolle eines aufrichtigen Schülers von Marx in Anspruch nehmen wollte, der die Fehler des Meisters korrigiert und seine Lehre weiterentwickelt, verdreht in Wirklichkeit in den entscheidenden Punkten die Gedanken von Marx in derselben Weise, wie es seine böswilligsten Kritiker tun.

„KARL MARX — FRIEDRICH ENGELS." Historisch-kritische Gesamtausgabe. Werke / Schriften / Briefe. Im Auftrage des Marx-Engels-Instituts, Moskau, herausgegeben von D. Rjazanov. Erste Abteilung. Band 1. Erster Halbband. Marx-Engels-Archiv Verlagsgesellschaft m. b. H., Frankfurt a. M. 1927. LXXXIV und 626 Seiten.

Im Verlage des Marx-Engels-Instituts ist der erste Halbband des ersten Bandes der internationalen Gesamtausgabe der Werke von Karl Marx und Friedrich Engels erschienen. Das internationale revolutionäre Proletariat wird dieses Ereignis mit lebhafter Freude begrüßen.

Der proletarische Klassenkampf an der ideologischen Front setzt die Propaganda und das Studium des Marxismus voraus. Die Tatsache, „daß eine vollständige Ausgabe der Werke der beiden Begründer des wissenschaftlichen Sozialismus, der Verkünder und Wegweiser des proletarischen Emanzipationskampfes, bis auf den heutigen Tag noch aussteht, wird immer fühlbarer bei allen wissenschaftlichen Untersuchungen, die auf das Verständnis ihrer Weltanschauung, auf die Erfassung ihrer Lehren gerichtet sind. Ein allseitiges wissenschaftliches Studium ihrer theoretischen und praktischen Lebensarbeit wird erst möglich sein, wenn ihre gesamte geistige Hinterlassenschaft in einer kritischen Gesamtausgabe reproduziert und zusammengefaßt vorliegen wird." (Seite IX, Vorwort Rjazanovs.)

Nur im Lande der Diktatur des Proletariats, in dem der Marxismus zur Staatstheorie geworden ist, konnte diese internationale Ausgabe der Werke von Karl Marx und Friedrich Engels verwirklicht werden.

Im Vorwort des Herausgebers D. Rjazanov findet der Leser eine ausführliche Schilderung aller bisherigen Versuche, die Werke von Marx und Engels herauszugeben. Das Vorwort gibt auch Aufschluß über den Plan der vorliegenden Ausgabe.

Der vorliegende Band ist vom wissenschaftlich-kritischen Standpunkt aus einwandfrei. Die Bedeutung der Rjazanovschen Ausgabe wird noch klarer, wenn wir erwähnen, daß sie sich die Veröffentlichung auch jenes Teiles des literarischen Nachlasses von Marx und Engels zum Ziel gesetzt hat, der bisher noch völlig unbekannt und der wissenschaftlichen Forschung unzugänglich ist. Es genügt, darauf hinzuweisen, daß von 39 Druckbogen des ersten Halbbandes 15 Druckbogen zum erstenmal nach dem Manuskript veröffentlicht worden sind und 6 Druckbogen den ersten Neudruck jener Arbeiten von Marx darstellen, die zwar schon einmal gedruckt waren, aber von allen bisherigen Herausgebern seiner Werke übersehen worden sind.

Der erste Halbband des ersten Bandes der Werke von Karl Marx und Friedrich Engels enthält folgende Arbeiten: die Doktordissertation über „Die Differenz der demokritischen und epikureischen Naturphilosophie", Fragmente aus den Vorarbeiten zur Geschichte der epikureischen, stoischen und skeptischen Philosophie, Gedichte aus dem „Athenäum", Berlin 1841, Aufsätze aus dem Sammelwerk „Anekdota zur neuesten deutschen Philosophie und Publizistik", 1843, Aufsätze aus der „Rheinischen Zeitung", schließlich eine große, zum ersten Male veröffentlichte Arbeit, „Aus der Kritik der Hegelschen Rechtsphilosophie" und Aufsätze aus den „Deutsch-Französischen Jahrbüchern", Paris 1844.

Die angeführten Arbeiten zeigen Marx' geistige Entwicklung vom linken Hegelianertum zur Kritik der Hegelschen Rechtsphilosophie und des Feuerbachianertums.

*

Marx' Vorarbeiten zur Geschichte der epikurischen, stoischen und skeptischen Philosophie fügen dem Bilde des Dissertationsverfassers zahlreiche neue Züge hinzu. Es wäre eine wichtige und interessante Aufgabe, die wichtigsten Schlußfolgerungen von Marx zu verfolgen und sie mit den neuesten Forschungen über die antike Atomistik zu vergleichen, eine Aufgabe, auf die wir hier jedoch verzichten müssen. Wir erlauben uns nur, die neuen Momente in Marx' geistiger Entwicklung flüchtig zu streifen.

Für Marx war die Kritik der Polemik Plutarchs gegen Epikurs Theologie letzten Endes der mehr allgemeinen Aufgabe untergeordnet — d e r K r i t i k

der Religion, soweit die Kritik der Religion damals die Voraussetzung jeder anderen Kritik bildete. „Was ein bestimmtes Land für bestimmte Götter aus der Fremde, das ist das Land der Vernunft für Gott überhaupt, eine Gegend, in der seine Existenz aufhört." „Oder die Beweise für das Dasein Gottes — fährt Marx fort — sind nichts als Beweise für das Dasein des wesentlichen menschlichen Selbstbewußtseins, logische Explikationen desselben" (S. 81). Was Marx an der epikureischen Philosophie anzieht, ist gerade die „Stimme des Selbstbewußtseins", das Streben, „das Wunderhafte abzustreifen", die „Entleerung der Welt" und die „Zertrümmerung des sichtbaren Himmels" in einen ganz untätigen, otiosen Gott. Der Mensch schafft die Religion. Aber der Mensch ist kein abstraktes, außerhalb der Welt stehendes Wesen. Der Mensch, das ist die Welt des Menschen, die Gesellschaft, der Staat. „Die Kritik des Himmels verwandelt sich damit in die Kritik der Erde, die Kritik der Religion in die Kritik des Rechts, die Kritik der Theologie in die Kritik der Politik" (S. 608).

Charakteristisch ist, daß Marx immer noch vom „Geiste" des Volkes, als der Quelle und der Einheit seines Selbstbewußtseins spricht, — er verteidigt in einer Reihe von Aufsätzen den Gedanken, „daß der Staat nicht aus der Religion, sondern aus der Vernunft der Freiheit zu konstituieren ist" (S. 248), auf der Grundlage der rechtlichen, sittlichen und politischen Freiheit. Aber indem Marx sich gegen die Hegelsche Stellung zum Staate wendet, die nicht alles Bestehende als „vernünftig" anerkannte, sondern das Nachspüren des „Vernünftigen" in der Wirklichkeit forderte, geht er an das Studium jener selben preußischen sozialen „Wirklichkeit", die er einer systematischen Kritik vom Standpunkt der „Vernunft" aus unterwirft.

Schon in seinem ersten großen Aufsatz für die „Rheinische Zeitung" im April 1842 untersucht Marx die Debatten des sechsten Rheinischen Landtages über die Pressefreiheit als die Meinungsäußerung nicht von einzelnen Individuen, sondern von Ständen. Die logische Entwicklung desselben Gedankens finden wir in dem Aufsatz, der den „Debatten über das Holzdiebstahlgesetz" gewidmet ist. „Die ganze Staatsgliederung," sagt hier Marx, „die Bestimmung der einzelnen administrativen Behörden, alles muß außer Rand und Band treten, damit alles zum Mittel des Waldeigentümers herabsinke, und sein Interesse als die bestimmende Seele des ganzen Mechanismus erscheine. Alle Organe des Staates werden Ohren, Augen, Arme, Beine, womit das Interesse des Waldeigentümers hört, späht, schätzt, schützt, greift und läuft" (S. 287).

Die geschichtliche Auffassung der ideologischen Formen tritt — allerdings in noch unklaren Andeutungen — bereits zutage in Marx' Betrachtung über die Abhängigkeit der Religion und der Philosophie von den sozialpolitischen Bedingungen der Wirklichkeit:

„Nicht der Untergang der alten Religionen stürzte die alten Staaten, sondern der Untergang der alten Staaten stürzte die alten Religionen" (S. 237).

„Allein die Philosophen wachsen nicht wie Pilze aus der Erde, sie sind die Früchte ihrer Zeit, ihres Volkes, dessen subtilste, kostbarste und unsichtbarste Säfte in den philosophischen Ideen roulieren. Derselbe Geist baut die philosophischen Systeme in dem Hirn der Philosophen, der die Eisenbahnen mit den Händen der Gewerke baut" (S. 242).

Wir möchten noch auf einige Andeutungen über die dialektische Auffassung der Natur hinweisen, die zweifellos für die künftige Erforschung der geistigen Entwicklung Marx' und der Vorgeschichte des dialektischen Materialismus von Bedeutung sind. Diese Andeutungen sehen wir im Aufsatz „Ueber die ständischen Ausschüsse in Preußen". „So wenig es jemandem einfallen werde, den Unterschied der Naturelemente zu vernichten und zur chaotischen Einheit zurückzuführen, so wenig wolle man den Unterschied der Stände vertilgen", sagt Marx. Und er fährt fort:

„Aber man müßte zugleich den Verfasser auffordern, der Natur ein angestrengteres Studium zu widmen und sich von der ersten sinnlichen Wahrnehmung der verschiedenen Elemente zur vernünftigen Wahrnehmung des organischen Naturlebens zu erheben. Statt des Gespenstes einer chaotischen Einheit würde ihm der Geist einer lebendigen Einheit erscheinen. Selbst die Elemente verharren nicht in ruhiger Trennung. Sie verwandeln sich beständig ineinander und dieser Wandel allein bildet die erste Stufe des physischen Erdenlebens, den meteorologischen Prozeß. Im lebendigen Organismus nun gar ist jede Spur der verschie-

denen Elemente als solcher verschwunden. Der Unterschied existiert nicht mehr im getrennten Dasein der verschiedenen Elemente, sondern in der lebendigen Bewegung unterschiedener Funktionen, die alle von einem und demselben Leben begeistert sind, so daß ihr Unterschied selbst nicht diesem Leben fertig vorangeht, sondern vielmehr aus ihm selbst beständig hervorgeht und ebenso beständig in ihm verschwindet und paralysiert wird" (S. 324).

Dieser Gedanke wird vierzig Jahre später seine dialektisch-materialistische Entwicklung finden in Engels' Lehre von der Dialektik der Bewegungsformen, insbesondere der Dialektik der Lebensprozesse, als der letzten höchsten Form der Bewegung. An die späteren Ausführungen von Engels über den naturwüchsigen Materialismus der alten Griechen und die unvergängliche Bedeutung ihrer Philosophie für das Studium der Geschichte der Dialektik erinnert auch folgender Gedanke des jungen Marx in seinen Vorarbeiten zur Geschichte der epikureischen, stoischen und skeptischen Philosophie: „Die Griechen werden ewig unsere Lehrer bleiben wegen dieser grandiosen objektiven Naivität, die jede Sache gleichsam ohne Kleider im reinen Lichte ihrer Natur, sei es auch ein getrübtes Licht, leuchten läßt" (S. 140).

*

Das zum erstenmal veröffentlichte Manuskript „Aus der Kritik der Hegelschen Rechtsphilosophie" fällt in jene Periode der geistigen Entwicklung von Marx, als er aus der Redaktion der „Rheinischen Zeitung" austrat und Feuerbachs „Vorläufige Thesen zur Reform der Philosophie" kennenlernte, die auf Marx sowohl wie auf Engels einen starken Eindruck machten. Bekanntlich erzählt Marx selbst über diese Periode im Vorwort zu seiner Schrift „Zur Kritik der politischen Oekonomie":

„Die Verhandlungen des Rheinischen Landtags über Holzdiebstahl und Parzellierung des Grundeigentums, die amtliche Polemik, die Herr von Schaper, damals Oberpräsident der Rheinprovinz, mit der ‚Rheinischen Zeitung' über die Zustände der Moselbauern eröffnete, Debatten endlich über Freihandel und Schutzzoll gaben die ersten Anlässe zu meiner Beschäftigung mit ökonomischen Fragen... Die erste Arbeit, unternommen zur Lösung der Zweifel, die mich bestürmten, war eine kritische Revision der Hegelschen Rechtsphilosophie, eine Arbeit, wovon die Einleitung in den 1844 in Paris herausgegebenen ‚Deutsch-französischen Jahrbüchern' erschien. Meine Untersuchung mündete in dem Ergebnis, daß Rechtsverhältnisse wie Staatsformen weder aus sich selbst zu begreifen sind, noch aus der sogenannten allgemeinen Entwicklung des menschlichen Geistes, sondern vielmehr in den materiellen Lebensverhältnissen wurzeln, deren Gesamtheit Hegel, nach dem Vorgang der Engländer und Franzosen des 18. Jahrhunderts, unter dem Namen ‚bürgerliche Gesellschaft' zusammenfaßt, daß aber die Anatomie der bürgerlichen Gesellschaft in der politischen Oekonomie zu suchen sei."

Das nunmehr veröffentlichte Manuskript ist eine Vorarbeit zur kritischen Revision der Hegelschen „Rechtsphilosophie". Der Feuerbachsche Materialismus wird hier mit aller Konsequenz durchgeführt und, was wichtiger ist, unzweideutig durch den Historismus vervollständigt. Die Kritik des Hegelschen Panlogismus ist gleichzeitig auch eine Entlarvung jeden Idealismus überhaupt. „Der konkrete Inhalt, die wirkliche Bestimmung, erscheint als formell; die ganz abstrakte Formbestimmung erscheint als der konkrete Inhalt. Das Wesen der staatlichen Bestimmungen ist nicht, daß sie staatliche Bestimmungen, sondern daß sie in ihrer abstraktesten Gestalt als logisch-metaphysische Bestimmungen betrachtet werden können. Nicht die Rechtsphilosophie, sondern die Logik ist das wahre Interesse. Nicht daß das Denken sich in politischen Bestimmungen verkörpert, sondern daß die vorhandenen politischen Bestimmungen in abstrakte Gedanken verflüchtigt werden, ist die philosophische Arbeit. Nicht die Logik der Sache, sondern die Sache der Logik ist das philosophische Moment. Die Logik dient nicht zum Beweis des Staates, sondern der Staat dient zum Beweis der Logik" (S. 418).

Marx fährt fort und zeigt, daß die Kritik der Hegelschen „Rechtsphilosophie" gleichzeitig eine kritische Analyse des gegenwärtigen Staates ist, allerdings nicht in dem Sinne, in dem diese Kritik von den Linkshegelianern, die auf dem Standpunkt der Philosophie der „Vernunft" standen, aufgefaßt wurde. „Die vulgäre

Kritik verfällt in einen entgegengesetzten dogmatischen Irrtum. So kritisiert sie z. B. die Konstitution. Sie macht auf die Entgegensetzung der Gewalten aufmerksam usw. Sie findet überall Widersprüche. Das ist selbst noch dogmatische Kritik, die mit ihrem Gegenstand kämpft, so wie man früher etwa das Dogma der heiligen Dreieinigkeit durch den Widerspruch von 1 und 3 beseitigte. Die wahre Kritik dagegen zeigt die innere Genesis der heiligen Dreieinigkeit im menschlichen Gehirn. Sie beschreibt ihren Geburtsakt. So weist die wahrhaft philosophische Kritik der jetzigen Staatsverfassung nicht nur Widersprüche als bestehend auf, sie erklärt sie, sie begreift ihre Genesis, ihre Notwendigkeit. Sie faßt sie in ihrer eigentümlichen Bedeutung. Dies Begreifen besteht aber nicht, wie Hegel meint, darin, die Bestimmungen des logischen Begriffs überall wieder zu erkennen, sondern die eigentümliche Logik des eigentümlichen Gegenstandes zu erfassen" (S. 510).

So entlarvt der junge Marx die „mystifizierte" Seite der Hegelschen Dialektik auf dem Gebiete des Rechts und des Staates.

Das Erscheinen des ersten Halbbandes des ersten Bandes der internationalen Gesamtausgabe der Werke von Karl Marx und Friedrich Engels ist der Anfang einer neuen Epoche in der Geschichte des Studiums und der Verarbeitung des großen Nachlasses unserer Lehrmeister.

Wir wünschen dem Marx-Engels-Institut in Moskau allen Erfolg zu seiner Arbeit, deren erste Früchte wir jetzt mit Freuden begrüßen und die im wahrsten Sinne des Wortes von geschichtlicher Bedeutung ist.

ALICE KRONER: „Eduard Bernstein und der theoretische Sozialismus." Inaugural-Dissertation zur Erlangung der staatswissenschaftlichen Doktorwürde, vorgelegt der Hohen Rechts- und Staatswissenschaftlichen Fakultät der Albert-Ludwigs-Universität zu Freiburg i. B. 1923; 141 Seiten.

Die Verfasserin beginnt mit der Definition der Begriffe Sozialismus, Marxismus und Revisionismus. Das erste Kapitel ist der Darlegung der Marx-Engelsschen Theorie und ihrer Kritik durch Bernstein gewidmet, das zweite — dem Einfluß Bernsteins auf die Theorie und Praxis der sozialistischen Bewegung, das dritte und letzte — der Entwicklung Bernsteins und allgemeinen kritischen Bemerkungen.

Die Arbeit macht den Eindruck einer der üblichen Doktor-„extemporale", die nach allen Regeln der bürgerlichen Halbgelehrtheit geschrieben ist, d. h. mit den drei bis vier Pflichtzitaten auf jeder Seite, einer langen Liste der benutzten Literatur am Ende, dem Aphorismus aus Nietzsches Zarathustra als Motto, und Diehl, Stammler und Sombart, als den wichtigsten Urquellen der Information über die sozialistische Bewegung. Und man muß schon sehr, sehr aufmerksam die ganze Arbeit von Anfang bis zu Ende durchlesen, um unter dem Haufen aller möglichen Zitate endlich ein paar jämmerliche unbedeutende eigene Folgerungen der Verfasserin der Dissertation herauszufinden. Wenn wir uns trotzalledem dazu entschließen, die Zeit des Lesers für ihre Rezension in Anspruch zu nehmen, so nur aus dem einzigen Grunde, um zu zeigen, wie sich der deutsche bürgerliche Durchschnittsintellektuelle das heutige Bernsteinianertum vorstellt.

Ehemals, vor der Revolution, war ein Doktordiplom in Deutschland bekanntlich am leichtesten durch die „Widerlegung" des Marxismus zu erwerben. Gegenwärtig erreicht man dasselbe Ziel, indem man Lobgesänge auf den Revisionismus anstimmt.

Der Marxismus — muß Alice Kroner zugeben — erfuhr in der Person Bernsteins eine radikale Umwandlung in der Richtung zur bürgerlichen Ideologie. Dieser Bernsteinsche „Marxismus" eroberte die gegenwärtige deutsche Sozialdemokratie. Weder die Sozialdemokratie noch die bürgerlichen Parteien hegen irgendwelche Zweifel in bezug auf ihre gutnachbarlichen Beziehungen und das Fehlen irgendeiner prinzipiellen Scheidewand. Die Tatsache der bernsteinianischen Entartung der Sozialdemokratie, d. h. ihre Umwandlung in eine bürgerliche Partei,

beginnt allgemein anerkannt zu werden. Um das zu begründen, stellt Kroner das Erfurter dem Görlitzer Programm gegenüber. Wenn man von den nicht unwichtigen Konzessionen an den Opportunismus absieht, die schon im Erfurter Programm enthalten waren (siehe Friedrich Engels, „Zur Kritik des sozialdemokratischen Programmentwurfs", „Neue Zeit" XX, Bd. 1), so wird auch diese Feststellung richtig sein. Das letzte, Heidelberger Programm (1925) der deutschen Sozialdemokratie, bringt noch größere Klarheit in einige Görlitzer Thesen. In Görlitz wurde die alte marxistische Verelendungstheorie durch die Behauptung ersetzt, daß das Proletariat und die Bauernschaft von den Vorteilen, die mit dem Wachstum der Produktivkräfte der kapitalistischen Gesellschaft verbunden sind, f a s t völlig ausgeschlossen seien. In Heidelberg ist bereits die Rede davon, daß dem Proletariat und den Mittelklassen d e r „v o l l e A n t e i l an dem materiellen und kulturellen Fortschritt vorenthalten wird, den die gesteigerten Produktivkräfte ermöglichen". (Das Heidelberger Programm, Dietz-Verlag, Berlin 1925, S. 64.) Allem Anschein nach kann der Weg zur Erringung des Anteils für den Arbeiter nur die systematische Steigerung der Produktivität der Arbeit sein. Der hier enthaltene Gedanke: „Schufte und du wirst einmal des kapitalistischen Profits teilhaftig werden", wiederholt die alten Ideen Bernsteins in dieser Beziehung.

In Görlitz war die Preisgabe der Krisentheorie und die Leugnung der im Kapitalismus unausbleiblichen Existenz einer Reservearmee von einem verschämten und diplomatischen Hinweis auf den Klassenkampf zwischen Proletariat und Bourgeoisie begleitet. In Heidelberg geht dieser Kampf schon nicht mehr zwischen Proletariat und Bourgeoisie vor sich, sondern „zwischen den kapitalistischen Beherrschern der Wirtschaft und den Beherrschten" (dortselbst S. 65). Wobei unter den Beherrschten im Sinne des Textes nicht nur die unteren, sondern auch ein bedeutender Teil mittlerer und sogar höherer Klassen zu verstehen ist. Auf diese Weise setzt das Heidelberger Programm an Stelle des Klassenkampfes den Kampf innerhalb der Bourgeoisie. Selbst die sozialistische Umgestaltung, die in den beiden vorhergehenden Programmen noch von der Arbeiterklasse vollzogen wurde, wird jetzt zu treuen Händen der gesamten „gebildeten Gesellschaft" übergeben.

Das Görlitzer Programm, wenn es auch nicht mehr den Untergang der kleinbäuerlichen Wirtschaften erwähnte, erkannte wenigstens die Tatsache ihrer Verdrängung durch den landwirtschaftlichen Großbetrieb an. In Heidelberg ist weder von dem einen noch dem anderen mehr die Rede.

Wenn wir die Analyse fortführen würden, wäre es nicht schwer, auch in den übrigen Punkten des Programms das Verwachsen der sozialdemokratischen mit der bürgerlichen Ideologie aufzuzeigen. Zugegeben, in das Heidelberger Programm sind einige vergessene Absätze aus dem Erfurter Programm eingeschoben worden. Auf diese Weise kann der äußere Eindruck eines großen Radikalismus erweckt werden. Aber das alles ist weiter nichts als eine stilistische Verzierung zugunsten der früheren Unabhängigen, die sich 1922 mit den Rechten vereinigten. Dieser ganze Prozeß der theoretischen und programmatischen Mauserung kann durch einen einzigen Satz bezeichnet werden: d a s P r o g r a m m d e r S o z i a l d e m o k r a t i e i s t i h r e r T a k t i k a n g e p a ß t w o r d e n.

All diese Feststellungen gehen natürlich über das Verständnis eines Kandidaten der bürgerlichen Rechts- und Staatswissenschaften hinaus. Wir wollen jedoch nachsichtig sein und uns mit dem begnügen, was uns geboten wird, nämlich der Feststellung der Annäherung, der Verfilzung des Opportunismus mit der bürgerlichen Ideologie.

Nach Alice Kroner ist ein Programm um so „wissenschaftlicher", je mehr Vorsicht und je weniger Voraussicht es enthält.

Je mehr der Uebergang vom Kapitalismus zum Sozialismus zu einem zweifelhaften, subjektiven, langsamen, vorsichtigen, unbestimmten gemacht wurde, je mehr die Begriffe Kapitalismus und Sozialismus verwirrt und miteinander vermengt werden, desto mehr sollen wir uns der Wissenschaftlichkeit nähern. Ein Kriterium, wahrlich würdig der alten Bernsteinschen Tradition.

Nicht weniger bezeichnend für die heutige kleinbürgerliche Einstellung zu

Bernstein ist das Verschweigen seiner Ansichten über den Krieg und die Kolonialfrage. Alice Kroner geht darüber mit der beiläufig hingeworfenen Bemerkung hinweg, daß diese Fragen im Augenblick für Deutschland nicht aktuell seien (S. 119). Ist der Verfasserin der Doktordissertation über Bernstein bekannt, daß gerade sein Aufsatz über die Kolonialpolitik („Neue Zeit" 1879, S. 108) das erste Signal für die ganze Anti-Bernstein-Kampagne gab? Hat die Verfasserin übersehen, daß auch in den „Voraussetzungen des Sozialismus" die koloniale Raubpolitik Deutschlands unter dem Vorwand der „kulturellen" Hebung der zurückgebliebenen Völker unterstützt wird? Hat sie einer so „zufälligen" Verkettung von Umständen keine Aufmerksamkeit gewidmet, wie es der berühmte Aufsatz Bernsteins über die Kolonialpolitik in den „Sozialistischen Monatsheften" vom Jahre 1900 war, der unmittelbar nach der Annahme des neuen grandiosen Flottenprogramms erschien? Dort setzt Bernstein den Kampf der Arbeiter gegen die imperialistische Politik gleich ihrem Kampf gegen die Maschinen zu Beginn des vergangenen Jahrhunderts und ist von der mustergültigen Entwicklung des englischen Imperialismus gerührt, die er als für Deutschland vorbildlich hinstellt.

Daß der Revisionismus eine bürgerliche Strömung innerhalb der Arbeiterklasse, ein Produkt der imperialistischen Epoche war, und unter dem Deckmantel von pseudopazifistischen und pseudodemokratischen Kategorien imperialistische Losungen vertrat, daß seine historische Aufgabe darin bestand, das deutsche Proletariat in das Gemetzel des Weltkrieges zu führen, und daß daher die Unterstützung der Eroberungs- und Kolonialpolitik das entscheidenste Moment des Bernsteinianertums war und von neuem zu werden beginnt — an all das hat natürlich unsere Forscherin auch nicht im Traume gedacht.

Was das Bernsteinianertum ist, hat Alice Kroner nicht begriffen. Aber vielleicht kann sie uns erklären, wie es kam, daß nicht Bebel, nicht Kautsky und nicht Rosa Luxemburg, sondern ausgerechnet Bernstein in der deutschen Sozialdemokratie gesiegt hat? Wenn wir von der allmählichen Entartung des sozialdemokratischen Zentrums und Kautskys schon in der Vorkriegszeit, von der die Verfasserin, wie man sieht, ebenfalls gar keine Vorstellung hat, absehen, so erweist sich der Sieg Bernsteins in den Augen von Alice Kroner als ein Sieg der Zeit, d. h. ein Sieg der objektiven Bedingungen über die subjektiven Hirngespinste orthodoxer Redner und Literaten. „Der große Revisionist war ... die Zeit, die allgemeine Entwicklung" — sagte Bernstein auf dem Kasseler Parteitag 1920. Diese These unterschreibt die Kroner voll und ganz. Aber sie ist ebenso unrichtig, als sie alt und verbreitet ist. Vor dem Kriege wurde die deutsche Sozialdemokratie im Geiste der allmählichen Entwicklung und in dem festen Glauben an den kommenden Sieg großgezogen. „Die Geschichte, die Zeit arbeitet für uns" — sagten die Führer. Die Geschichte hat jedoch einen Streich gespielt: sie arbeitete nicht für die Sozialdemokratie, sondern für den Krieg. Allerdings nicht die ganze Geschichte, sondern nur jener Teil, der von der imperialistischen Bourgeoisie und den sie unterstützenden Bernsteinianern gemacht wurde. Aber es gab noch eine andere Geschichte, das war die Geschichte des schon vor dem Kriege andauernd wachsenden wirtschaftlichen und politischen Drucks auf die Arbeiterklasse, die Vernichtung ihrer besten Kräfte im Weltkrieg, die Geschichte der revolutionären Erschütterungen in der Nachkriegszeit, der bewaffneten Aufstände, des Kampfes um die proletarische Diktatur, der tiefsten nationalen Erniedrigung der deutschen Bourgeoisie, des größten wirtschaftlichen und politischen Chaos im bürgerlichen Staate. Worin erblickt Bernstein hier die objektive Bestätigung seiner evolutionistischen und pazifistischen Ideen? Was ihn zu der Annahme berechtigt, daß Zeit und Entwicklung auf seiner Seite seien, weiß kein Mensch.

Eine letzte Bemerkung. Alice Kroner ist eine große Verehrerin Bernsteins, seiner Talente, seiner geschichtlichen Verdienste, seiner großen Rolle in der Geschichte der deutschen Sozialdemokratie.

Wir stellen uns — sündhafterweise — den Platz des Bernsteinschen Revisionismus in der Geschichte des Sozialismus und der menschlichen Geistesgeschichte viel bescheidener vor. Das ganze Bernsteinsche „System", scheint uns, ist nichts anderes als eine eklektische Wiederholung der alten Ideen der Kathedersozialisten, ergänzt durch neokantianischen Antimarxismus (der Stammler, Rickert, Barth u. a.) verbessert durch eine Reihe der reaktionärsten Gedanken von Louis Blanc, Proudhon und Lassalle und übergossen mit einer Sauce marxistischer und sozialistischer Terminologie.

LENIN

SÄMTLICHE WERKE

Einzige vom Lenin-Institut in Moskau autorisierte Ausgabe

B E R E I T S E R S C H I E N E N

Band XIII

MATERIALISMUS UND EMPIRIOKRITIZISMUS

Kritische Bemerkungen über eine reaktionäre Philosophie

I n h a l t :

Einleitung / I. Die Erkenntnistheorie des Empiriokritizismus und der dialektische Materialismus / II. Der dialektische Materialismus und das Ding-an-sich / III. Der dialektische Materialismus und die Metaphysik / IV. Die philosophischen Idealisten als Mitstreiter und Nachfolger der Empiriokritizisten / V. Die neue Revolution in der Naturwissenschaft und der philosophische Idealismus / VI. Empiriokritizismus und historischer Materialismus / Anhang: 10 Fragen an den Referenten / Zur Frage der Dialektik Anmerkungen / Namenregister usw.

Das Buch ist eine gründliche Abrechnung mit dem Revisionismus auf dem Gebiete der marxistischen Philosophie. Lenin weist darin nach, daß der sogenannte „Empiriokritizismus" (die mit den Namen Ernst Mach und Richard Avenarius verknüpfte philosophische Richtung, daher auch „Machismus" genannt), der eine gewisse Zeit in einigen marxistisch sein wollenden Kreisen Eingang gefunden hatte, nichts anderes ist, als eine neumodische Spielart des altbekannten philosophischen Idealismus, also letzten Endes eine modernisierte Pfafferei. Aber mehr als das. Wie seinerzeit Friedrich Engels die Polemik gegen Eugen Dühring dazu diente, um die eigenen philosophischen Anschauungen und die von Marx positiv zu entwickeln, so bietet Lenin die Auseinandersetzung mit dem Machismus nur den Anlaß, positiv eine zusammenhängende Darstellung des d i a l e k t i s c h e n M a t e r i a l i s m u s, der dialektischen Methode und kommunistischen Weltanschauung, wie sie von Marx und Engels begründet wurde, zu geben und auf unsere Zeit im Zusammenhang mit den Umwälzungen in der Naturwissenschaft anzuwenden.

XXXII und 486 Seiten

broschiert Mk. 7,50 — in engl. Doppelleinen Mk. 11,—
Volksausgabe broschiert Mk. 6,— — in Ganzleinen Mk. 9,—

Band XX, 1. Halbband

DIE REVOLUTION VON 1917

VON FEBRUAR-MÄRZ BIS ANFANG JUNI

VII und 581 Seiten

broschiert Mk. 8,— — in engl. Doppelleinen Mk. 12,—
Volksausgabe broschiert Mk. 7,— — in Ganzleinen Mk. 9,50

VERLAG FÜR LITERATUR UND POLITIK
WIEN – BERLIN SW 61, PLANUFER 17

P. LAPINSKI

DER „SOZIALSTAAT". ETAPPEN UND TENDENZEN SEINER ENTWICKLUNG

I. Der „Wirtschaftsstaat" der Kapitalisten und der „Sozialstaat" der Reformisten[1]

Die Staatsmaschine, die auf den ganzen Gang des Wirtschaftslebens der modernen kapitalistischen Gesellschaft ungeheuren Einfluß gewonnen hat, gewinnt damit auch ungeheuren Einfluß auf die gesamte Lage der Arbeiterklasse. Es genügt, an den erweiterten Kreis der Funktionen des bürgerlichen Staates der Nachkriegszeit zu erinnern, um diese Tatsache zu illustrieren. Wir haben an einer andern Stelle das Bild der Tätigkeit dieses Staates wiedergegeben, das der Leiter einer der größten deutschen Banken (der Darmstädter und Nationalbank) in einem Jahresbericht aufzeichnet. Wiederholen wir hier die Worte dieses Bankiers:

> „Der Staat — erklärt er — als höchste autoritative Stelle dürfte seine objektive Warte, von der aus er den Gang der Ereignisse zu verfolgen hat, nicht verlassen. Mehr und mehr aber hat er in diesen natürlichen Entwicklungsprozeß eingegriffen und ist in zunehmendem Maße zu einem bestimmenden Faktor in unserem Wirtschaftsleben geworden. Er setzt die Miete fest, bestimmt den Wohnungsbau, diktiert die Eisen-, Kohlen- und Kalipreise, er betreibt Unternehmungen größten Ausmaßes, betätigt sich in steigendem Maße im Bank- und Kreditwesen, erhebt die Steuern nicht nur nach dem Einkommen, sondern auch von der Substanz und bestimmt diktatorisch von einer Zentralstelle aus Löhne und Arbeitszeit."

Hiervon unterscheidet sich nur wenig das Bild, das uns der sozialdemokratische Reichstagspräsident Loebe zeichnet:

> „Der Staat ist — schreibt er[2] —, man mag es billigen oder verwerfen, zwangsläufig Wirtschaftsstaat und Sozialstaat geworden. Er sorgt — immer in gewissen Grenzen selbstverständlich — für die schwangere Mutter und das neugeborene Kind, er zwingt die Heranwachsenden nicht nur in die Schule, sondern überwacht ihre Gesundheit, fördert ihre Leibesübungen und ihre Spiele. Er übernimmt einen Teil der beruflichen Ausbildung, nicht nur für den zukünftigen Beamten und

[1] „Wirtschaftsstaat" und „Sozialstaat" sind gebräuchliche Ausdrücke in der deutschen bürgerlichen und reformistischen Literatur.

[2] P. Loebe, „Die Krise des Parlamentarismus". Nord und Süd. Mai 1928.

Akademiker, sondern auch für den Handwerker, Bauer und Arbeiter. Er regelt die Versicherung der Kranken, der Invaliden, der Unfallverletzten, der Alten, er sichert in gewissem Umfange die Arbeitslosen. Er mischt sich in die Lohnkämpfe ein, schlichtet unter den Streitenden, zwingt sie zur Arbeit zurück oder zur Oeffnung geschlossener Fabriken. Er beeinflußt Einfuhr und Ausfuhr, begünstigt oder überwacht die Kartelle, wird selbst größter Arbeitgeber auf verschiedenen Gebieten. Er übernimmt die Sorge für Millionen Kriegsbeschädigte und Hinterbliebene, die Entschädigung der Geflüchteten und Vertriebenen, die Betreuung der Kriegergräber. Von der Wiege bis zur Bahre greift die Hand des Staates in die privaten Angelegenheiten des einzelnen wie der Gruppen in einem früher nie gekannten Maße ein."

Jedes dieser beiden Bilder hat seine eigene Färbung, entsprechend dem Standpunkt des Verfassers, indes steht der kleinbürgerliche Reformist diesmal insofern über dem Bankier, der seine Zeitgenossen belehrt, als er sich nicht fürchtet, den zwangsläufigen Charakter dieser Entwicklung festzustellen, die sich in der Richtung einer Erweiterung des Funktionskreises des bürgerlichen Staates vollzieht.

Wie sich indessen auch das bürgerlich-reformistische Lager zu dieser Entwicklung verhalten mag — positiv, wie der Reformist Loebe, in der Hoffnung auf ein allmähliches friedliches Hineinwachsen der Arbeiterklasse in diesen „Sozialstaat", oder negativ, wie Goldschmidt, der Leiter der erwähnten Bank (wobei natürlich die Goldschmidts nur das „Ueberwuchern" jener Funktionen des Staates negieren, die nicht zu hundert Prozent ihren allerunmittelbarsten Interessen entsprechen) —, Tatsache ist, daß der kapitalistische Staat, wie ihn übereinstimmend diese, seine beiden verschiedenen Stützen zeichnen, einen unerhört tiefen und allseitigen Einfluß auf die gesamte Struktur und das Leben der Werktätigen, auf das gesamte Leben des „einzelnen wie der Gruppen" des Proletariats „von der Wiege bis zur Bahre" gewinnen mußte. Das Erstarken der Staatsmaschinerie ist eben vor allem — direkt und indirekt — ein Erstarken ihres Einflusses und ihrer Einwirkung, ihres Zwanges und ihrer Kontrolle hinsichtlich der Millionenmassen der Arbeiterschaft, diese grundlegende soziale Kraft, diesen grundlegenden Produktionsfaktor unserer Zeit. Es ist doch klar, daß der Staat, der jene ungeheuer angewachsenen Teile des „Nationaleinkommens" verausgabt, die mit Hilfe des Steuersystems der Nachkriegszeit in die Staatskassen gepumpt werden, daß der Staat, der selbst zu einem Unternehmer allergrößten Formats geworden ist und jedenfalls in einem früher unerhörten Umfange das wirtschaftliche Leben normiert und regelt, daß der Staat, der sich aufs allerengste mit dem Rentnerreichtum und mit dem gesamten hochorganisierten Industrie- und Bankkapital verbunden hat, daß der Staat, der den Import und den Export des Kapitals regelt, der einen verstärkten und denkbar mannigfaltigen Einfluß auf die Entwicklung

des Geldmarktes und der Wirtschaftskonjunktur, auf die Wanderung des Goldes, der Kapitalien und der Waren usw. ausübt — daß dieser Staat sich hierdurch automatisch einen bisher unerhörten Einfluß auf das gesamte Lebensniveau der Arbeiter, auf die Normierung ihrer Einkünfte, auf den gesamten Komplex ihrer Beziehungen zu allen übrigen Klassen der Gesellschaft sichert. Jeder Zug in der Geld- und Kreditpolitik, eine oder die andere Methode der Verausgabung der kolossalen Ressourcen, über die der Nachkriegsstaat verfügt, eine oder die andere Richtung der Bankpolitik, die Drosselung oder — im Gegenteil — die Forcierung der Einfuhr von ausländischen Kapitalien wirkt in den gegenwärtigen rasch fließenden Verhältnissen sofort und im stärksten Maße auf die Lage der werktätigen Massen, auf das Tempo der Konjunkturen und auf die Höhe der Arbeitslosigkeit zurück und führt bald eine Entladung, bald eine Spannung der Atmosphäre der Klassenbeziehungen und des Klassenkampfes herbei. Viele dieser Erscheinungen (wenngleich auch nicht alle) sind nicht erst der Nachkriegszeit eigen — sie waren auch früher vorhanden. Der Grad ihres Einflusses aber ist ungeheuer gewachsen, dieser Einfluß des Staates ist vielseitiger geworden, und die gesamte Situation, in der dieser Einfluß ausgeübt wird, ist unvergleichlich beweglicher, labiler geworden und hat der gesamten Tätigkeit des Staates einen beweglicheren, intensiveren Charakter verliehen. In dieser Beziehung ist der Einfluß dieses Staates auf die Lage der werktätigen Massen unvergleichlich stärker als der Einfluß des Vorkriegsstaates.

Hier schlägt die Quantität offenkundig in Qualität um, und wir können kühn behaupten, daß wir in diesem Sinne auch eine qualitativ neue Erscheinung, eine neue Etappe in der Entwicklung des imperialistischen Staates, wie auch des gesamten staatsmonopolistischen Kapitalismus vor uns haben. Auch vor dem Kriege konnten nur Pedanten und Schulbücher streng unterscheiden zwischen dem Gebiet der sogenannten „Sozialpolitik" (d. h. der gesamten Sphäre der sogenannten „Arbeitsgesetzgebung") und dem gesamten Gebiet der „Wirtschaftspolitik" des kapitalistischen Staates. In unserer Zeit hat sich die Grenzlinie zwischen diesen beiden Gebieten noch mehr verwischt. Das Jahrbuch, das von den maßgebenden Organen der deutschen Schwerindustrie herausgegeben wird, zählt all die Grundfragen auf, die im Jahre 1927 auf der Tagesordnung des Staates — Deutschlands — standen (Beamtenbesoldungsreform, Frage der Auslandsanleihen, Eingreifen des Reparationsagenten, Steuervereinheitlichungsgesetz usw.), weist auf die enge Verbindung aller dieser Fragen mit den „sozialen" Problemen hin und kommt zu dem Ergebnis: „So sehen wir, daß die Fragen der Wirtschaftspolitik und Sozialpolitik praktisch gesehen, immer mehr ineinander übergehen"[3]. Die Herren

[3] Wirtschaftsjahrbuch für das niederrheinisch-westfälische Industriegebiet. 1928. S. 54.

Vögler und Reisch haben recht: durch das gesamte System seiner „Wirtschaftspolitik" übt der moderne kapitalistische Staat in gigantischem Umfange eine Einwirkung und einen Einfluß auf die Lage der werktätigen Massen aus.

Nicht genug damit — das Neue tritt dort noch klarer in Erscheinung, wo der Staat bereits nicht mehr indirekt, nicht durch das gesamte System seiner wirtschaftlichen Verbindungen und seiner Politik einen Druck auf die Arbeiterklasse ausübt, sondern dort, wo er unmittelbar die Arbeitsbedingungen kontrolliert und reguliert, den Arbeitslohn und das gesamte System des Einkommens der Werktätigen normiert, wo er sich unmittelbar in die Beziehungen zwischen Arbeit und Kapital einmischt. Auch hier ist der Kreis der Funktionen des modernen Staates außerordentlich umfangreich und weit geworden. Auch auf diesem Gebiete, in der Sphäre der direkten, unmittelbaren Einwirkung des Staates auf die Existenzbedingungen der Hauptmasse der modernen Gesellschaft, des viele Millionen zählenden Proletariats, sind grundlegende Aenderungen vor sich gegangen. Auch hier war der Weltkrieg, der höhere Formen der staatlichen Regelung der Beziehungen zwischen Arbeit und Kapital mit sich brachte, mehr als eine vorübergehende — wenn auch lange währende — Episode. Auch hier hat sich — nach dem ersten selbstbewußten Sturmangriff auf diese Hinterlassenschaft des Krieges — herausgestellt, daß es eine völlige Rückkehr zum Alten, zu der Vorkriegs-„Norm" schon nicht mehr geben kann. Die Wirkung des Krieges und seiner Haupterbschaft — der tiefsten Erschütterung des gesamten kapitalistischen Systems — und die Wirkung der Revolution und nach ihr die Wirkung der Reaktion und der Konterrevolution haben sich hier in eigenartiger Weise gekreuzt und miteinander verflochten. Weiter unten werden wir uns bemühen, die gegenwärtigen Ablagerungen dieser verschiedenen historischen Faktoren genauer zu analysieren.

Das Resultat aller dieser Prozesse war ein Staat, der bis an die Zähne bewaffnet und mit allen vervollkommneten Mitteln bureaukratisch-repressiver, polizeilicher und militärischer Einwirkung auf die Arbeiterklasse ausgerüstet ist; gleichzeitig aber sah er sich genötigt, sich die Maske eines äußerst fürsorglichen Staates aufzusetzen, der patriarchalisch über oder zwischen den Klassen steht, der die Rolle des „Schiedsrichters", des Vermittlers zwischen den Klassen übernimmt. Er sah sich genötigt, die Sphäre der „Sozial"gesetzgebung erheblich zu erweitern, er versuchte sogar ganze Systeme spezieller Mechanismen zur Organisation der „Zusammenarbeit" der Klassen aufzubauen (die deutschen „Betriebsräte", die englischen sogenannten Witley-Comittees, alle möglichen gemischten Verwaltungs- und Schiedsgerichts-, Vermittlungsinstanzen usw.).

In diesem Sinne beginnt der Nachkriegsstaat seine Aehnlichkeit mit dem Vorkriegsstaat der „normalen" imperialistischen Epoche zu verlieren. Die Tätigkeit des letzteren auf dem Gebiete der „Sozial"-gesetzgebung begann sich offenkundig zu erschöpfen, was von der

marxistischen Literatur der damaligen Zeit vielfach betont wurde. An die Stelle des Liebäugelns mit den Arbeitern im früheren Stile, an die Stelle der Arbeiter„schutz"gesetzgebung trat im Prinzip die Verstärkung jedweden Drucks auf die Arbeiterklasse, der mit nationalistischer Demagogie und mit der Korrumpierung der Spitzenschichten des Proletariats durch Abfälle von den Früchten der imperialistischen Politik verbunden ist. Eine gewisse Ausnahme unter den alten kapitalistischen Staaten bildete in diesem Sinne nur England, wo die Liberalen, die im Jahre 1906 zur Macht kamen, ihre letzte historische Mission erfüllten: sie machten den Versuch, den offenbar nahenden sozialen Sturm mit einer neuen Welle einer verhältnismäßig breiten und großzügigen Sozialgesetzgebung aufzuhalten. Dieser Versuch, der mit dem Namen Lloyd George verknüpft ist, begann bekanntlich in den allerletzten Vorkriegsjahren ein Fiasko zu erleiden, und nur der Krieg rettete wieder einmal das britische Schiff für eine gewisse Zeit vor Erschütterungen größten Ausmaßes, worauf die alten, ausgereiften Gegensätze von der Geschichte in einem noch erweiterten Maßstabe reproduziert wurden.

Die Kriegs- und Nachkriegsentwicklung führte in dieser Beziehung eine neue Phase herbei. Zum Unterschied vom Vorkriegsimperialismus mußte der Kriegs- und insbesondere der Nachkriegsimperialismus von neuem seine Zuflucht zur sogenannten „Sozialgesetzgebung" nehmen. In diese Richtung drängte den bürgerlichen Staat der neuesten Zeit eine ganze Reihe der schwerwiegendsten und verschiedenartigsten Umstände: sowohl die Erfordernisse des Krieges als auch die Furcht vor den Arbeitern (die mit dem Beginn der russischen Revolution und dem Sieg der Bolschewiki in Rußland riesig gewachsen war)[4], das gesamte System der offiziellen Kriegs- und Nachkriegsdemagogie, wie auch die vulkanischen Erschütterungen des gesamten sozialen Bodens, der durch den Krieg tief aufgewühlt war; des weiteren die Furcht vor der Konkurrenz der zurückgebliebenen und jungen Länder, denen man „Arbeitsbedingungen" aufzuzwingen versuchte, die den Arbeitsbedingungen in den „fortschrittlichen" industriellen Ländern näherkommen, und die Schwäche des stark ins Wanken geratenen industriellen Kapitalismus, der ohne Unterstützung durch staatliche Ressourcen unfähig war, der Arbeiterklasse ein Lebensniveau zu garantieren, das dem Vorkriegsniveau nur einigermaßen nahekam, und vieles andere. Aus allen diesen verschiedenartigen Elementen wurde die neue Welle der „sozialen" Rechtsschöpfung des modernen imperialistischen Staates geboren.

[4] Auf dem „sozialen" Gebiet war der „Wilsonismus" zu neun Zehntel die unmittelbare Frucht der Furcht vor dem Bolschewismus. Die Reformisten sehen nicht ein oder wollen nicht einsehen, daß sie vieles Grundlegende von dem, was sie als größte „Errungenschaft" der Nachkriegsepoche betrachten, in höchstem Grade gerade der revolutionären Stoßkraft der Bolschewiki verdanken.

Es ist diese neue Welle, die den Reformisten den Anlaß bietet, von dem Vorhandensein eines gewissen „Sozialstaates" (bzw. einer „sozialen Republik"), als einem besonderen Staatsgebilde zu reden, das die alte sozialistische Doktrin anscheinend nicht vorausgesehen hatte... In der Vorstellung der Reformisten tauchte in dem Zwischenraum zwischen den beiden historischen Polen — der bürgerlich-demokratischen Republik und der sozialistischen Republik — eine Art von mittlerer Formation auf. Den Grundstein zu dieser mittleren Formation legt der Weltkrieg, dieser grandiose Völkermord. Die Entstehung des „Sozial"staates wird von der reformistischen „Geschichtsschreibung" offen als Tatsache angesehen. Die Revolution (dort wo sie stattfand), hätte beinahe den Prozeß des natürlichen, allmählichen und friedlichen Hinüberwachsens dieser embryonalen Formen in den „Sozialstaat", den wir gegenwärtig angeblich in einer entwickelteren Form vor uns sehen, abgebogen und unterbrochen. Es gelang indessen insbesondere den Gewerkschaften (mit Unterstützung der gemäßigten „vernünftigen" Elemente der sozialdemokratischen Partei), diesen Prozeß des Hinüberwachsens zu konsolidieren, auf den als ebensolcher natürlicher, sozialer Prozeß das Hineinwachsen des „Sozialstaates" in den sozialistischen Staat folgen muß. Der „Sozialstaat" verdient natürlich „die höchste Bejahung" von seiten der Arbeiterklasse. Ihm ist vom Proletariat „eine größere Liebe, als von seiten irgendeiner anderen sozialen Schicht" gewährleistet[5]. Der Staat von heute wird diesen Vorstellungen nach zu einem wirklichen Träger der historischen Interessen, der historischen Mission des Proletariats, „der Idee des vierten Standes". Sonst wäre es unverständlich, warum es der Arbeiterklasse vergönnt ist, den Rekord der „Liebe" aller anderen Gesellschaftsklassen zu diesem Staat zu brechen. Es ist klar, daß wir gerade hier, gerade auf diesem Gebiet den denkbar größten, radikalsten Umschwung in den Beziehungen der Sozialdemokratie zum bürgerlichen Staat vor uns haben.

In Wirklichkeit aber haben wir — was die Ideologie der Reformisten anbelangt — nur eine neue, moderne Variante des ehrwürdigen, alten „freien" oder „Volksstaates" vor uns, von dem vor einem halben Jahrhundert die deutschen Sozialisten redeten und der eine Idealisierung der einfachen bürgerlich-republikanischen Demokratie war. Der Einfluß der kleinbürgerlichen Parteien und ihrer Vorstellungen trat hier ganz deutlich in Erscheinung, und diese Idealisierung der bürgerlichen Demokratie und die mit ihr verbundene nebelhaft-sentimentale Terminologie riefen bekanntlich entrüstete Proteste Marx' und Engels' hervor[6]. Nach einem halben Jahrhundert, nach dem ungeheuren Kataklismus des Krieges und den größten revolutionären Erschütterungen steht dieser „freie"

[5] Richard Seidel schreibt in der „Arbeit" wörtlich: „Ich finde, daß wir diesen Staat durch unser ganzes Verhalten mit einer Liebe umgeben, wie kaum eine andere soziale Schicht sie gegenwärtig zeigt" (s. den Artikel: „Staatsverneinung — Staatsbejahung", Arbeit, Oktober 1926, S. 633).

[6] Siehe ihre kritischen Bemerkungen zum Gothaer Programm.

und „Volksstaat" nicht nur von den Toten auf, sondern wird auch außerdem, laut eben dieser unwiderstehlichen kleinbürgerlichen Terminologie mit „sozialem Inhalt" angefüllt. Der Prozeß dieser „Anfüllung" bildet also den historischen Inhalt des allmählichen Ueberganges vom „Sozialstaat" zum sozialistischen Staat. In ein unversehrbares, geheiligtes Gefäß füllt die Geschichte bald den einen, bald einen andern Inhalt: bald einen bürgerlich-kapitalistischen, bald — nach allen möglichen Uebergängen — einfach einen sozialistischen Inhalt. Die bürgerliche Demokratie wird zu einem wahren Organ des Hineinwachsens des Kapitalismus in den Sozialismus. Nach dem ganzen Sinn der „Demokratie" nimmt auch die Bourgeoisie (durch diese oder jene Schichten und Parteien) an diesem Prozeß des Hineinwachsens teil. Der parlamentarische Wahlmechanismus des demokratischen Regimes z w i n g t die Bourgeoisie buchstäblich dazu, sich nach Kräften an dieser Verwirklichung — des Sozialismus zu beteiligen. Der Sozialismus — die Expropriation der Expropiateure, die größte Umwälzung in der Geschichte der Menschheit — wird durch eine gewisse „Revolution von oben", nach dem Muster und nach der Art verwirklicht, wie ehemals einige bürgerliche Revolutionen als „Revolutionen von oben" durch die Hände der Bismarck, Thiers, Disraeli und Cavour verwirklicht wurden — nur mit dem Unterschied, daß sie diesmal bedeutend vollständiger und richtiger verwirklicht wird ...

Das ist das Grundschema der Vorstellungen, die in der „Idee des Sozialstaates" verborgen sind (und bei denen es genügt, sie „bis zu Ende" aufzuzeigen, um ihre ganze Ungeheuerlichkeit sogar vom Standpunkt der einfachen Logik zu sehen). Mit dem Verhältnis des Reformismus wie auch der Bourgeoisie zum Nachkriegsstaat (zum „Sozialstaat") hoffen wir uns eingehender an einer anderen Stelle zu beschäftigen. Wir werden uns dann überzeugen, daß dies Verhältnis bei den Reformisten auf dem Gebiete der „Theorie" weniger homogen ausgestaltet, auf einen Nenner gebracht ist, als in der Praxis, in der alltäglichen „Bewegung" und der sie begleitenden Zeitungs-„Ideologie". Wir werden uns davon überzeugen, daß, ungeachtet des fortschreitenden Verwachsens der reformistischen Bewegung mit dem Mechanismus des modernen bürgerlichen Staates, bei den Reformisten in Wirklichkeit kein System von einigermaßen klaren, konkreten und homogenen Vorstellungen über die Entwicklungstendenzen dieses Staates vorhanden ist. Neben Lobgesängen auf die formale Demokratie, die schon zu einer rituellen Uebung geworden sind, werden wir auch andere Töne, Töne eines gewissen Skeptizismus hinsichtlich der schöpferischen Fähigkeiten der Demokratie vernehmen, werden wir Symptome einer Neigung sehen, der Demokratie einen Platz in der zweiten Reihe, eine ergänzende Rolle zuzuweisen, die Vorszene aber für Vorstellungen über die ständisch-korporative Evolution des Staates auf Grund einer dauernden, sozusagen konstitutiven Aussöhnung der Klassengegensätze zu säubern. Ideen mit ausgesprochen faschistischem Beigeschmack beginnen sich — zwar noch nicht ganz deutlich, aber immer fühlbarer — in

die übliche Apologie der Demokratie einzuschleichen. Anders kann es auch nicht sein, denn der „Sozialstaat" bildet — wie wir sehen werden — in der Form, in der er nicht in der Vorstellung der Reformisten, sondern in der historischen Realität existiert —, den natürlichen Boden für ständisch-faschistische Ideen.

Wie immer aber auch das taktische Hin und Her und das „theoretische" Herumirren der Reformisten hinsichtlich des „Sozialstaates" geartet sein mögen, die allgemeine Grundtendenz tritt hier und dort immer deutlicher in Erscheinung: es ist die Tendenz zur maximalen Verschmelzung und zum Verwachsen aller entsprechenden Organe des organisierten Proletariats mit dem Nachkriegsstaat, die Tendenz dazu, sich in diesem Staat „möglichst komfortabel" einzurichten (wie auch Otto Bauer zu formulieren bereit ist), sich möglichst dauerhaft, möglichst warm in ihm niederzulassen (wie Severing formuliert; d. h. in Sonderheit auch die Koalition mit den bürgerlichen Parteien nicht als eine vorübergehende Episode zu betrachten, sondern sozusagen als konstitutive, natürliche Form des „Sozialstaates"). Mit einem Wort, die Tendenz, die in der Losung zum Ausdruck kommt: „Hinein in den Staat". Tritt in das Gebäude des Staates ein nicht als in eine Organisation der feindlichen Klasse, sondern als in dein eigenes Familienhaus, das „mit einer Liebe" des Proletariats in höherem Maße umgeben ist, als mit der Liebe „kaum einer anderen sozialen Schicht".

Der Ausgangspunkt dieser Losung ist die alles verschlingende Rolle des modernen Staates als des „Wirtschaftsstaates" und des „Sozialstaates", der in unerhörtem Maße gewachsene Einfluß, den die ganze kolossale Staatsmaschine, die immer mehr mit dem gesamten parteipolitischen und gewerkschaftlichen Apparat der Gesellschaftsklassen verschmilzt, auf das gesamte Leben des Proletariats gewonnen hat. Auf dem letzten Parteitag der deutschen Sozialdemokratie in Kiel hat Hilferding diese Tatsache in Ausdrücken formuliert, die von dem Geschäftsführer der „Vereinigung der Deutschen Arbeitgeberverbände", Brauweiler, höflich als „gedankenreich und interessant" verzeichnet werden[7].

> „Ich habe — so lauten die Worte Hilferdings — von der wachsenden Durchdringung von Wirtschaft und Staat, von ihrem gegenseitigen Verhältnis, daß durch die Organisation der Wirtschaft immer enger wird, gesprochen... Ich erinnere an die Herrschaft des Staates über den Geldmarkt... Ich erinnere an die Fragen der Steuerpolitik, der Handelspolitik... Wir haben ein außerordentliches Steigen der Getreidepreise in der letzten Zeit erlebt, und man muß den Massen klarmachen, daß der Brotpreis und Fleischpreis nicht allein ein ökonomischer, sondern ein politischer Preis ist, der durch die politischen Machtverhältnisse bestimmt ist.

[7] Schriften der Gesellschaft für soziale Reform. Bericht über die Verhandlungen der X. Generalversammlung. Jena, 1927, Seite 160.

Aber was wichtiger und neu ist, ist die Staatsregelung auf dem Gebiet, das unmittelbar das proletarische Schicksal angeht, nämlich auf dem Gebiet des Arbeitsmarktes. Wir haben dank der Revolution die Arbeitslosenversicherung. Diese bedeutet eine ganz bestimmte Regelung von Angebot und Nachfrage auf dem Arbeitsmarkt. Wir haben durch unser Tarifvertragswesen, durch die Schiedsgerichte heute eine politische Lohnregelung und eine politische Arbeitszeitregelung. Das persönliche Schicksal der Arbeiter wird bestimmt durch die Politik, die der Staat treibt" usw.

Gerade aus dieser Tatsache des Anwachsens der alten Funktionen des Staates in der Sphäre der Wirtschaft und der Entstehung seiner neuen Funktionen auf dem Gebiete, das die „persönlichen Geschicke" jedes einzelnen Proletariers anbelangt, zieht Hilferding die Schlußfolgerung, daß sich das Proletariat so eng als möglich diesem neuen Staat einfügen muß, den man als Ergebnis der Entwicklung von dem gesamten sozialwirtschaftlichen und parteipolitischen Mechanismus der Gegenwart einfach nicht trennen, nicht unterscheiden kann. „Infolgedessen — sagt Hilferding — sind alle Parteien notwendige Bestandteile des Staates genau wie die Regierung und die Verwaltung." L'état c'est moi — sagte der Sonnenkönig Ludwig XIV. Der Staat, das sind wir, sagt jetzt Hilferding: wir — d. h. die sozialdemokratische Partei (natürlich zusammen mit noch einigen anderen Parteien); mit einem Wort, die Sozialdemokraten und die Gewerkschaften sind ein gewisser Bruchteil des modernen Staates, des modernen „Wirtschaftsstaates" und des „Sozialstaates".

Jedoch würden diese an die Arbeiterklasse gerichteten Aufforderungen, sich als organischer Bestandteil des modernen staatlichen Ganzen zu fühlen, unzweifelhaft niemals einen solchen verhältnismäßig erheblichen Erfolg erringen, wie es tatsächlich noch der Fall ist, wenn dieser Staat nicht in Wirklichkeit mit seinen Fangarmen das ganze Leben der modernen Arbeiterklasse, „das persönliche Schicksal" jedes einzelnen Arbeiters, wie Hilferding sagt, „von der Wiege bis zur Bahre", wie Loebe sagt, umspannen würde. Dies ungeheure Anwachsen der ökonomischen und „sozialen" Funktionen des Staates ist in den Händen der Sozialdemokratie zur stärksten Waffe der Demoralisierung der Arbeitermassen geworden. Ohne diese Waffe, ohne diese Evolution des modernen Staates in der Richtung einer ungeheuren Vermehrung seiner Funktionen und Vollmachten, ohne sein Verwachsen und seine Verschmelzung mit der „Wirtschaft", würde es der Sozialdemokratie, dieser Vertreterin der privilegierten Schichten des Proletariats und aller möglichen sozialen und politischen gesellschaftlichen Zwischengruppen,

niemals gelingen, einen verhältnismäßig noch so starken und erheblichen Einfluß auf breite proletarische Massen zu gewinnen.

Der Reformismus baut seine Kräfte und seinen Einfluß sozusagen dialektisch auf — bald benötigt er die „linke" Phrase, bald laviert und manövriert er in der Pose der „Opposition" zum gegenwärtigen Staat, wenn er zu deutlich, zu kraß seine Klassennatur enthüllt, bald hinwieder sät er systematisch Hoffnungen, die Arbeitermassen würden schon dadurch, daß sie sich in diesen Staat mit seinen allseitigen Funktionen und Vollmachten einfügen, nicht nur ihre „persönlichen Geschicke" verbessern, sondern auch den Staat durch das ganze System dieser Verbesserungen allmählich dem Sozialismus näherbringen... Hierbei treibt die gesamte Entwicklung die Sozialdemokratie immer mehr und immer unwiderruflicher unzweifelhaft in die Richtung eines immer stärkeren Verwachsens mit dem gegenwärtigen Staat, da die Entwicklung den Spielraum für ein Lavieren und Manövrieren der Sozialdemokratie und ihre Bewegungsfreiheit immer mehr verringert.

Dieser Umstand macht für uns das Problem des „Sozialstaates", seiner historischen Wurzeln, der zeitweiligen Ergebnisse und Tendenzen seiner Entwicklung, nicht nur zu einer theoretisch interessanten, sondern auch zu einer wichtigen praktischen Frage. Was aber stellt der „Sozialstaat" dar? Wodurch unterscheidet er sich von dem bürgerlich kapitalistischen Staat der Vorkriegsperiode? Worin ist die verstärkte soziale Rechtsschöpfung des modernen Staates zum Ausdruck gekommen, dieselbe „soziale Rechtsschöpfung", die in der Epoche des „normalen", des Vorkriegsimperialismus zum Stillstand gekommen war? Warum ist plötzlich der Imperialismus einer späteren Verfallsepoche, ein Imperialismus, der in viel höherem Maße abgewirtschaftet hat, der in bezug auf wirtschaftliche Ressourcen und Möglichkeiten schwächer ist, in „sozialer Beziehung" fruchtbarer und freigebiger geworden? Woraus entspringt diese seine scheinbar unerwartete Entwicklung?

Unzweifelhaft haben wir hier im Vergleich mit der Vergangenheit vor uns einen Unterschied nicht nur quantitativer, sondern auch qualitativer Ordnung. Dieser Erscheinung liegt, wie wir sehen werden, die außerordentlich charakteristische Erscheinung einer unzertrennlichen Verbindung, eines wirklichen Verwachsens von zwei Elementen zu Grunde: 1. eines unzweifelhaften Anwachsens aller möglichen „Schutz-Gesetzgebung" und 2. der Entstehung und der Entwicklung eines im Grunde genommen historisch neuen Systems von Maßregeln und Mitteln, die darauf berechnet sind, die „Zusammenarbeit der Klassen", die „Zusammenarbeit" von Arbeit und Kapital unter dem obersten Patronat eines fiktiv „über den Klassen stehenden" Staates durchzuführen und sicherzustellen. Die neue „soziale" Rechtsschöpfung des kapitalistischen Staates ist unzertrennlich mit der Praxis und der Organisation des „Burgfriedens" verknüpft.

In der Tat: wir haben einerseits in quantitativer Beziehung

die Erscheinung eines durchaus ernsten Anwachsens aller möglichen Arbeiter-„Schutz"-Gesetzgebung und in breiterem Sinne des Wortes aller möglichen „Sozialgesetzgebung", wir beobachten eine in ihrer Art sozusagen stürmische Entwicklung dessen, was die Deutschen „Arbeitsrecht" oder Arbeitsgesetzgebung nennen. (Hierbei ist charakteristisch — wir werden das noch weiter unten sehen —, daß diese Rechtsschöpfung im allgemeinen in den Perioden der Reaktion nicht aufhört, und daß die „rein" bürgerlichen Regierungen hierin im allgemeinen nicht hinter den Regierungen der „Arbeiterparteien" oder den Koalitionsregierungen zurückbleiben.) Der Staat sieht sich genötigt, eine ganze Serie von Arbeits-„Schutz"-Maßnahmen durchzuführen, er erkennt „im Prinzip" den Achtstundentag an (ohne es zu wagen — zumindest in den Großstaaten — ihn späterhin restlos abzuschaffen), er garantiert bestimmten Arbeiterkategorien ein gewisses Lohnminimum, er führt allmählich ein ganzes System von Versicherungen ein, von denen insbesondere die Erwerbslosenversicherung — an Vorkriegsverhältnissen gemessen — äußerlich eine sehr „radikale" Neuerung ist. Im Zusammenhang mit dieser Entwicklung wachsen alle möglichen „sozialen" Ausgaben des Staates sowohl relativ als auch absolut erheblich und verschlingen bedeutende Teile des Staatsbudgets. Insonderheit verschlingt die Erwerbslosenunterstützung in der Nachkriegszeit Milliardensummen, die in ziemlich weitem Umfang aus allgemein staatlichen Mitteln (eingerechnet auch die Mittel der Körperschaften der Gemeinden und Provinzen) geschöpft werden. Der Staat beginnt eine völlig neue Rolle zu spielen, indem er der Arbeiterklasse (als Ganzes genommen) ein gewisses Existenzminimum garantiert. Zwar erreicht dieses Existenzminimum b e s t e n f a l l s das Vorkriegsniveau. Wenn man jedoch die Unterstützung der Erwerbslosen, Kranken, Invaliden, Witwen und aller möglichen Rentner usw. abrechnet, würde dies Niveau noch bedeutend niedriger sein. In einem gewissen Sinne „ergänzt" der Staat mit seinen Mitteln in einem bisher unerhörten Umfange den Unternehmer. Das „Einkommen" der Arbeiterklasse (als Ganzes genommen) ist in einem ganz anderen Verhältnis als vor dem Kriege aus Lohn und allen möglichen „Fürsorge"unterstützungen der erwähnten Art zusammengesetzt[8].

So liegen die Dinge einerseits. A n d e r e r s e i t s beobachten wir eine verstärkte, mit der gesamten vorhergehenden Rechtsschöpfung u n z e r t r e n n l i c h verbundene Tätigkeit des bürgerlichen Nachkriegsstaates, die sich in geschichtlich neuen Formen abspielt und auf die Sicherung des „sozialen Friedens", auf die „Arbeitsgemeinschaft" von Arbeit und Kapital, die Beseitigung oder die

[8] Der Staat spielt hierbei in hohem Maße die Rolle eines Transmissionsapparates, indem er die erforderlichen Mittel mit Hilfe von allen möglichen Steuern, Beiträgen usw., die automatisch eingezogen werden, unmittelbar aus der Tasche der Arbeiter schöpft und diese denselben Arbeitern in Form von allen möglichen Unterstützungen zurückgibt. Im Vergleich mit der Vorkriegszeit aber fließen unvergleichlich größere Teile des Lohnes auf diese Art und Weise durch die Kanäle des Staates, was wiederum in einem gewissen Sinne die Verbindung zwischen der Arbeiterklasse und dem Staatsapparat festigt.

Abschwächung von Konflikten zwischen ihnen und eine planmäßige und vielseitige Verbindung zwischen den Spitzenorganisationen des Kapitals (ständisch-klassenmäßigen und privatwirtschaftlichen Organisationen) und den allgemeinen Klassenorganisationen des Proletariats gerichtet ist. Diese Ziele, die in immer höherem Maße den Mittelpunkt der gesamten Politik des Staates bilden, erstrebt der Staat sowohl mit Hilfe von rein politischen Mitteln als auch mit Hilfe von zeitweiligen und ständigen Organen, die speziell für diese Zwecke geschaffen und manchmal auf dem Wege der Gesetzgebung zu ganzen Systemen ausgestaltet werden. Der Staat fördert (oder beruft sogar ein) Landeskonferenzen von Arbeitern und Unternehmern, schafft Schlichtungskammern mit einer ganzen Stufenleiter von Instanzen, „Industrie"- und Arbeitsgerichte, Betriebsausschüsse und -räte, Reichs-„Wirtschaftsräte", alle möglichen paritätischen und gemischten Körperschaften, die mit mannigfaltigen Funktionen beratender, verwaltender, gerichtlicher und schiedsgerichtlicher Natur und mit Funktionen auf dem Gebiete der Selbstverwaltung und allen möglichen anderen Gebieten ausgestattet sind. Mit einem Worte: der Staat beschreitet den Weg der „Wirtschaftsdemokratie", wie es in der Sprache der Reformisten so schön heißt. Nebenbei — und gleichzeitig als grundlegende Voraussetzung dieser ganzen neuen „schöpferischen" Tätigkeit — ändert der Staat von Grund auf sein Verhältnis zu den Gewerkschaften, indem er die Gewerkschaften nicht nur formell juristisch anerkennt (dort, wo er sie früher „anzuerkennen" ablehnte), sondern auch indem er sie formell und tatsächlich als legale Vertretung der g e s a m t e n Arbeitermasse im Gesetz verankert, die nicht nur bevollmächtigt ist, Kollektivverträge abzuschließen, die (auch für Unorganisierte) gesetzlich bindend sind, sondern die auch auf Grund der gesetzlichen Bestimmungen durch Delegierte in verschiedenen staatlichen oder vom Staate geschaffenen Organen vertreten ist. Der Staat ist aufs engste und in so hohem Maße, wie es früher niemals der Fall war, mit den ausschlaggebenden Organisationen des Kapitals verwachsen, er „verankert" die gewerkschaftlichen Organisationen der Arbeiter immer stärker in seinem eigenen Mechanismus und fördert damit immer planmäßiger den organisierten Kontakt der beruflich organisierten, maßgebenden Kräfte der modernen Gesellschaft unter seinem verkappten oder offenen Patronat, als ein Faktor, der „außerhalb" der „Klassen" oder „über" den Klassen steht und die Rolle eines Vermittlers und Beschützers spielt.

Es ist schwer, in der Kombination dieser beiden Elemente, die sich zu einem System der Rechtsschöpfung des „Sozialstaates" zusammenschließen (zu diesen beiden Elementen sollte man noch ein drittes Element rechnen — die ungeheure Verstärkung des gesamten bureaukratischen polizeilichen und militärischen Zwangsapparates) einige klassische Symptome des B o n a p a r t i s m u s oder — moderner — des F a s c h i s m u s zu übersehen. Der „Sozialstaat" der Reformisten ist mit dem „Wirtschaftsstaat" der Kapitalisten identisch und ist in hohem Maße von eigenartigen bonapartistisch-faschi-

stischen Nuancen durchdrungen[9]. Die Vermittlung zwischen den Klassen in der modernen Gesellschaft — insonderheit in den entwickeltsten industriellen Ländern — ist natürlich vor allem eine „Vermittlung" zwischen dem Proletariat und der kapitalistischen Bourgeoisie. Der hohe Organisationsgrad aber dieser beiden Hauptklassen der modernen hochentwickelten Gesellschaft, die von in immer höherem Maße monopolistischen Organisationen erfaßt werden — mögen es Berufsorganisationen der Unternehmer oder Gewerkschaften der Arbeiter sein —, dieser hohe Organisationsgrad der ausschlaggebenden Klassen mußte zur Folge haben, daß die „Vermittler"-Rolle des Staates dem Staat einen eigenartig ständisch-„korporativen" Stempel aufdrückte. In unserer Zeit der Organisation muß eine solche Tendenz zum ständischen Prinzip — sozusagen — automatisch die Folge einer Politik der „Klassenaussöhnung" sein. Denn im gegenwärtigen Augenblick stehen auf der Vorszene der Geschichte zwei entscheidende Klassen, die bereits nicht mehr eine formlose, zersplitterte Masse darstellen, sondern den höchsten Organisationsgrad, vor allem auf der Linie der „gewerkschaftlichen" Interessen, erreicht haben. Wie manchmal im Gedächtnis des Sterbenden für einen Augenblick die Erinnerung an die ganze Vergangenheit und die ganze Gegenwart aufsteigt, so verflechten sich auch im kapitalistischen Staat in der letzten Phase seiner Existenz auf seltsame Art Elemente des fernen ständischen Mittelalters, des Bonapartismus und der bürgerlichen Demokratie.

Die „reine" Form der Entwicklung, Form gewordene Tendenzen beobachten wir nur in den Ländern des siegreichen Faschismus, wo die verspätete kapitalistische Entwicklung auf besondere Schwierigkeiten gestoßen ist und wo bedeutende Schichten des deklassierten Kleinbürgertums zeitweilig als große dynamische Kraft auftreten konnten. In anderen Ländern haben wir es einstweilen nur mit — in vielem gegensätzlichen — Tendenzen und keimenden Schattierungen zu tun.

Aber es lohnt sich, den „Sozialstaat" näher zu untersuchen. Allgemeine Formeln genügen hier nicht. Wann und wie ist er entstanden, welches sind die Etappen und die Ergebnisse seiner Entwicklung?

Beginnen wir mit der historischen Kontinuität.

II. Ueber die historische Kontinuität

Es läßt sich keine scharfe Grenze zwischen dem, was der Krieg, die Revolution, die dank den Reformisten eine Niederlage erlitt, und der Periode der Reaktion, die nach der ersten revolutionären (oder

[9] Im Schlußteil unseres Artikels werden wir uns genauer mit der Frage beschäftigen, in welchem Sinne und in welchem Grade gegenüber der geschilderten Entwicklung die Ausdrücke „Bonapartismus" und „Faschismus" anwendbar sind.

halbrevolutionären) Erschütterung eintrat, in die Entwicklung der modernen bürgerlichen Gesellschaft auf sozialem Gebiete gebracht hat. Keine der beiden letzten Perioden war bereits in der Lage, ganz mit dem Erbe der vorhergehenden Periode oder der vorhergehenden Perioden aufzuräumen, obwohl jede einzelne von ihnen ihre besondere Strömung, ihre besondere Ablagerung mit sich brachte. Eine völlige Rückkehr zur Vorkriegsvergangenheit aber erwies sich bereits als unmöglich. Der Weltkrieg bedeutete auf diesem Gebiet, ebenso wie auf allen anderen Gebieten, nicht eine vorübergehende Episode — so lang und so stürmisch sie auch gewesen sein mag —, sondern eine geschichtliche Grenze, den Beginn einer neuen Epoche. Auch in der Sphäre der „Sozial"gesetzgebung, der staatlichen Normierung der Beziehungen zwischen den Klassen erwies es sich, daß die alte kapitalistische Welt „out of frame" war, ihren Rahmen überschritten hatte, und keine historische Kraft war mehr fähig, sie in diesen Rahmen zurückzuführen. Der Krieg bedeutete hier zweifellos einen neuen machtvollen Impuls, und die Fäden der von ihm ausgelösten Entwicklung durchdringen auch die folgenden Perioden der Revolution und der Reaktion. Die Kräfte der Konterrevolution (sowohl die großkapitalistischen als auch die kleinbürgerlich-reformistischen, „welche die Gesellschaft vor den kommunistischen Arbeitern retten") bauen vom ersten Augenblick der Revolution an mit vollem Bewußtsein ihre Arbeit auf dem Fundament auf, das durch den Krieg geschaffen wurde (d. h. vor allem auf der „Arbeitsgemeinschaft" der Klassen).

Dort wo, wie in England, der Prozeß der revolutionären Entwicklung sich als nicht genügend stark erwies, um mit einem Schlage die Massen zu differenzieren, mit einem Schlage die geschlossene Phalanx der alten Führer ins Lager der bewußten und aktiven Konterrevolution abzustoßen, wo sie im Gegenteil noch eine gewisse „radikale" Phase durchmachten, dort bauten alle alten Führer — nur mit einem Unterschied in den Schattierungen — ebenfalls ihre Politik und alle ihre Bestrebungen auf dem Fundament auf, das durch den Krieg geschaffen wurde (und das hierbei nicht eine so kraß odiose Färbung hatte, wie in Deutschland!). Sie waren hierbei im Grunde genommen bestrebt, diese „Errungenschaften" der Kriegsperiode nur weiter zu entwickeln und in „radikaler" Richtung umzuwerten und umzuarbeiten. Zu einem gewissen Zeitpunkt folgen die Unternehmerkreise und die Koalitionsregierung (bis zu den heutigen Churchills und Birkenheads) aus Furcht vor der Revolution und in einem Zustand der Ratlosigkeit den Führern der Labour-Party auf diesem Weg. Sobald daher — in dem einen Lande früher, in dem anderen später — die Periode der Reaktion einsetzt, findet sie bereits ein gewisses Amalgam der „Errungenschaften" der beiden Perioden, der Kriegsperiode und der Revolutionsperiode, vor. In der Periode der Reaktion ist die Bourgeoisie und ihre Regierung (teilweise mit direkter und indirekter Unterstützung der Reformisten) bestrebt, möglichst viel von dem verhältnismäßig „Positiven" (vom Standpunkt der Interessen der Arbeiterklasse)

„abzubauen", d. h. zu zerstören und zu beseitigen, was die Errungenschaften der beiden vorhergehenden Perioden in sich einschlossen (wie zum Beispiel den Achtstundentag usw.). Aber es gelingt der Bourgeoisie, ihren Organen und ihren Helfershelfern bereits nicht mehr, alles auszumerzen. Sie versucht es auch gar nicht ernstlich — zumindest nicht in den führenden Ländern. Und zwar nicht nur aus dem Grunde, weil sie keiner Utopie nachjagt, nicht nur weil sie noch nicht völlig befreit ist von der Furcht vor der Revolution, weil es ihr in keinem der entscheidenden Länder gelungen ist, die Arbeiterklasse „bis zu Ende" zu besiegen, zu Boden zu werfen (so, wie es ihr in früheren Geschichtsepochen, 1848/49 und 1871 gelungen war). Nicht nur aus diesem Grunde — sondern außerdem auch deshalb, weil in den „Errungenschaften" der vorhergehenden Perioden (der Kriegs- und der Revolutionsperiode) neben allen möglichen für sie unbequemen Elementen (von der Art des Achtstundentages, des Systems aller möglichen „Sozialfürsorge", Versicherungen usw.) Elemente vorhanden waren, die für sie (in einer bestimmten geschichtlichen Situation) außerordentlich wertvoll und unersetzlich waren. Es ist alles das, was auf dem Gebiete der Praxis und der Ideologie so oder anders mit der „Arbeitsgemeinschaft" verbunden war, die von allen möglichen gemischten Klassen-Institutionen, -Organen und -Unternehmungen (allen möglichen paritätischen Körperschaften, Schlichtungskammern, Konferenzen des „sozialen Friedens" usw.) realisiert, garantiert und symbolisiert wird. Denn die gesamte Entwicklung aller drei erwähnten Perioden (der Kriegs-, Revolutions-[10] und Reaktionsperiode) wird durch zwei unzertrennliche Tendenzen ausgezeichnet: die Tendenz zu erzwungenen „Zugeständnissen" an das Proletariat wurde mehr oder minder ständig von der Tendenz begleitet, die „Zugeständnisse" mit einem System, mit der Praxis und der Ideologie der Arbeitsgemeinschaft, der Vermittlung zwischen den Klassen, der Scheinbefriedigung ihrer beiderseitigen gemeinsamen Interessen und mit der „Versöhnung" von Arbeit und Kapital zu verbinden, — unter der Voraussetzung der tatsächlichen Anerkennung der Unerschütterlichkeit der Grundlagen der privatwirtschaftlichen Ordnung. Diese parallele Tendenz ging natürlich nicht von der revolutionären Avantgarde

[10] Wenn wir von der revolutionären Periode sprechen, haben wir hier natürlich niemals die Ziele und Tendenzen im Auge, welche der konsequente revolutionäre Teil des Proletariats, seine Vorhut, verfolgte — diese Vorhut erstrebte einfach die soziale Revolution, den sozialistischen Umsturz — sondern die Ziele, die sich die Kräfte der Konterrevolution einschließlich ihrer kleinbürgerlich-reformistischen Elemente setzten. Mit dem Sieg dieser Kräfte gesellten sich zu dem tatsächlichen Erbe dieser Periode ihre „Errungenschaften", die zwitterhaft und zweideutig, die aber doch vom Geist der stürmischen Zeit umweht waren, der sie ihre Entstehung verdanken. Als Frucht der unvollendeten revolutionären Entwicklung blieb zurück — natürlich nicht Sozialismus und nicht die Herrschaft des Proletariats, sondern nur alle möglichen papiernen Versprechungen, daneben aber auch ein verkürzter Arbeitstag, alle möglichen sozialen „Fürsorgebestimmungen", Versicherungen, gemischte Klassenorgane usw.

des Proletariats aus, aber sie ging sowohl von der Bourgeoisie (von allen ihren Schichten) als auch in dem einen oder anderen Grad von der gesamten reformistischen Bewegung aus. In die „Errungenschaften", die das Proletariat sowohl während der Periode des Krieges als auch in den Nachkriegsperioden von Revolution und Reaktion zu verzeichnen hatte, mischten Bourgeoisie und Reformismus konsequent Elemente der „Fürsorgetätigkeit" des Staates, der angeblich bestrebt ist, sich über die Klassen zu erheben, zwischen ihnen vermittelt, ihre „gemeinsamen" Interessen befriedigt, ihre „gemeinsame" Grundlage sicherstellt, wiederherstellt und entwickelt und die Klassen in Gestalt ihrer organisierten Kräfte zusammenführt. Die Elemente der modernen bonapartistischen oder faschistischen Entwicklung haben ihren Ursprung im Kriege und durchdringen auf die eine oder andere Art, unter dem Einfluß der einen oder der anderen Kräfte, auch alle folgenden Perioden.

Es wäre falsch, zu sagen, daß auch diese Elemente eines patriarchalischen sozialen Zustandes der Vormundschaft über die modernen Klassen, die ständisch zusammengefaßt werden und der „Mittlertätigkeit" zwischen ihnen usw. voll und ganz — stets und in jeder Situation — den Interessen der Großbourgeoisie entsprächen. Unter bestimmten geschichtlichen Bedingungen aber, wenn es notwendig geworden ist, die Massen zurückzuhalten und zu betrügen, wenn die ganze ökonomische Situation besonders kompliziert, labil und schwierig geworden ist, findet sich die großkapitalistische Bourgeoisie — wenn auch schweren Herzens — mit diesen Notwendigkeiten der Situation ab. Deshalb ist sie auch trotz aller ihrer Anstürme auf die „Errungenschaften" der vorhergehenden Perioden bei Eintritt der Reaktion (d. h. der Befestigung ihrer Herrschaft) im allgemeinen bestrebt, in diesen „Errungenschaften" alles das zu schonen (mag sie es auch mit gemischten Gefühlen tun) oder sogar auszubauen, was eine Garantie für die „Arbeitsgemeinschaft" und für den Frieden in der Industrie bietet.

Wir können also eine gewisse historische Kontinuität während aller dieser drei Perioden, ungeachtet aller ihrer Unterschiede, feststellen. Ungeachtet der Verschiedenartigkeit der Ablagerungen, die jede einzelne dieser Perioden hinterläßt, ergibt sich schließlich auf „sozialem" Gebiet etwas Gemeinsames — gewisse Tendenzen, die alle diese Entwicklungsetappen durchdringen. Zwecks größerer Klarheit und Anschaulichkeit wollen wir uns zuerst bemühen, in historischer Folge die Erscheinungen zu untersuchen, die jede einzelne der drei erwähnten Perioden — Krieg, Revolution und Reaktion — auf dem uns interessierenden Gebiet hervorgerufen haben, um dann zu versuchen, wenigstens in ganz allgemeiner Form ein Fazit aus der gesamten Entwicklung zu ziehen. Wir werden uns bemühen, in allen diesen Etappen die Entwicklung längs der beiden oben aufgezeichneten Parallelen zu verfolgen; d. h. auf der Linie der „Zugeständnisse" an das Proletariat und auf der Linie der von oben organisierten „Arbeitsgemeinschaft" der Klassen. Diese Teilung hat natürlich nur bedingte, beschränkte Bedeutung, denn diese beiden

Linien sind, wie bereits oben gesagt, mehr oder minder unzertrennlich miteinander verbunden (eine Trennung trat nur in den allerstürmischsten Momenten der Revolution ein, wo die reformistischen Führer notgedrungen ihre Burgfriedenstendenzen ein wenig verstecken mußten und wo das Proletariat sich im Kampfe durchsetzte); jedes „Zugeständnis" wurde auf die eine oder andere Weise in die Praxis, Organisation und Propaganda einer ständisch-klassenmäßigen Arbeitsgemeinschaft eingehüllt und oft genug war das „ganze" Zugeständnis nichts weiter als ein rein demagogischer (wenn auch erzwungener) Winkelzug ganz eigenartiger „bonapartistischer" Natur: wie z. B. die auf Initiative der Regierungen einberufenen Konferenzen von Vertretern verschiedener Klassen mit einem umfassenden Programm einer „Wirtschaftsdemokratie", die kein praktisches Ergebnis zeitigten.

Trotzdem wollen wir im Interesse einer größeren Klarheit der Darstellung nach Möglichkeit die Entwicklung auf beiden Linien getrennt untersuchen, wobei wir in dem einen Falle von den „Zugeständnissen" sprechen werden, in dem andern Falle — von den Methoden und Organen der „Arbeitsgemeinschaft" der Klassen (d. h. von den Elementen der „bonapartistischen" oder „faschistischen" Entwicklung, die von oben in den Entwicklungsprozeß eingeführt wurden). Wir werden dabei natürlich niemals die Bedingtheit aller der Bezeichnungen und Unterscheidungen außer acht lassen, die wir der Einfachheit halber gewählt haben. Wir werden unsere Darstellung vor allem mit Material aus der Praxis der besonders typischen, hochentwickelten industriellen Länder, d. h. Englands und Deutschlands, illustrieren. Darauf werden wir kurz die Praxis der Länder streifen, die eine besondere Abart darstellen, d. h. Frankreichs und der Vereinigten Staaten von Nordamerika, und erst dann können wir versuchen, zu verallgemeinern. Wir werden uns nirgends mit konkreten Einzelheiten beschäftigen (sie sind schon in einer ungeheuer angewachsenen Literatur, insbesondere in England und den Vereinigten Staaten verarbeitet), und werden uns bemühen, aus der Masse von Tatsachen nur die allgemeinen Entwicklungstendenzen herauszufinden, die für die Schilderung des bürgerlichen Staates unserer Uebergangsepoche und die Rolle der reformistischen Bewegung in diesem Staat Bedeutung haben. Schließlich werden wir die Erscheinungen, die sich aus dem Anwachsen des bureaukratisch-polizeilich-militärischen Zwangsapparates ergeben und die Lenin mit Recht zu den charakteristischen Eigenschaften des Staates der Epoche des staatsmonopolistischen Kapitalismus rechnete, von unserer Betrachtung ausschließen. Hier werden wir von a n d e r n Mitteln der Normierung der Beziehungen zwischen den Klassen sprechen —, im Zusammenhang mit der gesamten Sphäre der sogenannten „Arbeits"- oder „Sozial"gesetzgebung.

III. Der Krieg legt den Grundstein zum „Sozialstaat"

Fangen wir also mit dem Kriege an. Der Krieg hat hier zweifelsohne den ersten mächtigen Anstoß gegeben, er bildet unbestreitbar einen historischen Wendepunkt. Alles oder fast alles „Neue" in der Sphäre der „modernen" Sozialgesetzgebung, womit sich die liberale oder die liberalisierende Bourgeoisie (und heutzutage ist jede Bourgeoisie gezwungen, irgendwie zu „liberalisieren"), und zusammen mit ihr die Reformisten brüsten—, das gesamte Gebäude des ominösen „Sozialstaates" steht in irgendeiner Weise auf dem Fundament des Weltkrieges. Die Reformisten — wir haben hier insbesondere die deutschen Reformisten im Auge — sind sich sehr wohl dieser historischen Kontinuität bewußt und gedenken bis zum heutigen Tage buchstäblich mit Dankbarkeit der Epoche des Krieges als des Ahnherrn des „Sozialstaates"! Und sobald die Revolution ausbricht, sind sie bewußt und konsequent bestrebt, die Keime zu entwickeln, die der Hohenzollernstaat in der Epoche des Krieges gelegt hatte. Für sie reduziert sich hierauf — neben der Eroberung der „politischen Demokratie" — der ganze Sinn der Revolution von 1918. Alles übrige war von ihrem Standpunkt nur eine Frucht des „Chaos" und der bolschewistischen Revolutionsutopie.

Natürlich erwarb sich nicht alles, was der Krieg auf dem Gebiete der Normierung der sozialen Beziehungen mit sich brachte, die unvergängliche Dankbarkeit der Reformisten, doch sogar eine so schändliche Neuerung, wie z. B. das berühmte Hilfsdienstgesetz, das die Frohnarbeit einführte, den Gewerkschaften aber gewisse neue Rechte gab, wird auch heute noch von den Reformisten als eine Art „Sieg des Prinzips" angesehen, so wie einstmals Marx die Einführung des Zehnstundentages als einen Sieg des Prinzips betrachtete. Der bekannte Gewerkschaftsjurist Georg Flatow schreibt im Jahre 1927:

> „Der Krieg bedeutet einen Wendepunkt in der Entwicklung des Arbeitsrechts. Die Gewerkschaften werden vom Staat als die berufenen Vertretungen der gesamten Arbeiterschaft anerkannt und die ihnen entsprechende Vertragsform, der Tarifvertrag, nach Kräften gefördert. Gesetzlich findet diese veränderte Situation ihren Ausdruck im Hilfsdienstgesetz von 1916, indem die drei großen Gewerkschaftsrichtungen ... das ausschließliche Präsentationsrecht für die nach dem Hilfsdienstgesetz zu bildenden paritätischen Ausschüsse erhalten und auch sonst bei der Gesetzesdurchführung wesentlich beteiligt werden."

Nachdem Flatow eine Reihe von anderen „Zugeständnissen" aufgezählt hat (die Wahl von Arbeiterausschüssen in den Betrieben, die für die Landesverteidigung arbeiteten, die Bildung von Schlichtungsausschüssen, das Nachtbackverbot für die Bäcker usw.), fährt er fort:

„Die Gesetzgebung nach der Revolution setzt die im Krieg begonnene Entwicklung in zunächst raschem Tempo nach den verschiedensten Richtungen fort[11]."

Es folgt eine Schilderung der Errungenschaften der Revolution.

Also ist die Revolution (so wie sie die Gewerkschaftsbureaukraten verstehen) in gewissem Sinne eine einfache Fortsetzung des Krieges. Diese Vorstellung birgt in sich unzweifelhaft ein nicht kleines Körnchen Wahrheit, wenn man die Richtung in Betracht zieht, die die Herren Reformisten der Revolution zu geben bemüht waren.

In der Tat. Die gesamte Situation, die der Krieg hervorbrachte, zwang die kriegführenden Staaten, die Einmischung in die Beziehungen zwischen Arbeit und Kapital aufs höchste zu steigern, deren letztes Ziel war, die Voraussetzungen für die höchste Anspannung der Produktion zu sichern. Die Regelung der Arbeitsbedingungen wurde zu einem organischen Bestandteil der Regelung der Produktion, ebenso wie jedwede Demagogie gegenüber den Arbeitermassen zu einem unvermeidlichen Bestandteil des ganzen Systems der Kriegsdemagogie wurde. Hier zeigt sich sofort in dem einen oder dem andern Verhältnis eine Verknüpfung eines gewissen Minimums von Zugeständnissen an das Proletariat mit neuen und komplizierten Methoden zur Sicherstellung der „friedlichen" Zusammenarbeit von Arbeit und Kapital (das in einem solchen Umfange mit dem Staat verwachsen ist, wie nie zuvor). Dieser eigenartige Dualismus, der dem „Sozialstaat" zugrunde liegt, bildet sich im Krieg heraus. Es stellt sich sehr bald heraus, daß die patriotische Ideologie, die Losung der „Rettung des Vaterlandes", zusammen mit allen möglichen Losungen der „Rettung von Recht, Zivilisation" usw., nicht ausreicht. Diese Losungen allgemeinen Charakters müssen in immer größerer Dosis durch eine soziale Ideologie ergänzt werden, durch ein System von Versprechungen und Andeutungen einer „dauerhaften Verbesserung der Beziehungen zwischen Arbeit und Kapital" (wie es im Bericht der sog. „Witley Comitees" heißt), auf den Beginn einer „neuen Aera", die den werktätigen Massen eine feste Garantie für die Verbesserung ihrer Lebensbedingungen bietet. In der allerschwülsten Atmosphäre staatlichen Zwanges, des Regimes des „Hilfsdienstgesetzes" und der „DORA"[12], des Fehlens jeglicher verfassungsmäßiger Freiheiten, des physischen und des moralischen Terrors, der Hörigkeit der Arbeit — in dieser Atmosphäre entstehen die Keime der künftigen Ideologie der „Wirtschaftsdemokratie". Auch in dieser Beziehung ist der Krieg der Revolution (wie sie die Reformisten verstehen) zuvorgekommen[13].

[11] „Grundfragen des Arbeitsrechts". Fünf Vorträge. (Sammlung von Vorträgen bekannter Gewerkschaftsschriftsteller). Berlin 1927. Verlag des ADGB. Seite 12 und 13.

[12] Die übliche Abkürzung für „Defense of Realm act", „Gesetz über die Verteidigung des Königreichs", das in England die verfassungsmäßigen Garantien faktisch außer Kraft setzte.

[13] Sogar die Ideen der „Nationalisierung" und der Teilnahme der Arbeiter an der Verwaltung einiger Zweige der nationalen Wirtschaft erhalten

In der gleichen Richtung wirkte bereits damals die Furcht vor den Arbeitern. Wenn in Deutschland der Krieg eine Verringerung der Mitgliederzahl der Gewerkschaften mit sich bringt, die erst mit dem Beginn der Revolution stürmisch zu wachsen beginnt, so beginnt andererseits in England dieses stürmische Wachstum bereits mit dem Krieg, während dem sich die Zahl der Gewerkschaftsmitglieder verdoppelt. Hierzu kommt noch die Tatsache, daß, entgegen den ursprünglichen Erwartungen, nach einer kurzen Zwischenperiode überall ein Mangel an Arbeitskräften eintritt, der eine Folge der kolossalen Nachfrage des ungeheuer zerstörerischen Krieges und der unerhörten Mobilisierungen war. „Zum erstenmal während vieler Jahrhunderte — stellt eine Untersuchung der Labour Party fest — überstieg die Nachfrage nach Arbeitskräften das Angebot, und der Staat mußte schleunigst eingreifen, um zu verhindern, daß die Arbeiter die Vorteile ihrer starken Position ausnützten[14]."

Die Praxis der staatlichen Einmischung auf der Grundlage des „sozialen Friedens" und die Praxis der gesamten hiermit verbundenen Demagogie erlangt sofort einen doppelseitigen, innerlich widerspruchsvollen, „dialektischen" Charakter: sie wird natürlich der Bourgeoisie durch die höhere Gewalt der ganzen Situation aufgezwungen, die Bourgeoisie hätte es grundsätzlich vorgezogen, ohne diese staatlichen Einmischungen in ihre „Privatangelegenheiten", ohne die damit verbundenen „Zugeständnisse" an die Arbeiter und ohne die zweideutige und deshalb für sie gefährliche Demagogie auszukommen. Andererseits dient dieser ganze Schutz der Interessen der Arbeiter von seiten des „fürsorglichen" Staates und die soziale Demagogie nicht nur den Zielen des Massenbetrugs, sondern auch der allerunmittelbarsten Aufgabe, die Massen zu bändigen. Es ist nicht nur ein Sicherheitsventil, es ist auch ein mechanisches Druckmittel auf die Arbeitermassen. Auch in dieser Beziehung sind die „Errungenschaften" der Revolution (der Revolution in reformistischem Sinne) eine Fortsetzung der „Errungenschaften" des Krieges. Die von uns gekennzeichnete innere „Dialektik" entfaltet sich mit der Zeit zu ihrer vollen Pracht, insonderheit in solchen Institutionen wie dem deutschen Zwangsschlichtungsapparat.

Sehen wir uns aber auch die Früchte der „sozialen" Schöpfung des Völkermordens näher an. Auch die allerreaktionärsten Regierungen müssen, um sich die Unterstützung der Gewerkschaften und die „patriotische" Korrumpierung der Arbeiter zu sichern, den Weg einiger billiger „Zugeständnisse" beschreiten, die indessen in den Augen der Gewerkschaftsreformisten die Bedeutung eines „Sieges des Prin-

selbst bei den aller„gemäßigtsten" Reformisten durch den Krieg einen neuen Impuls, wie die Resolutionen des Birminghamer Kongresses der Trade Unions von 1916 zeigen.

[14] Zitiert bei Alan G. B. Fisher, „Some problems of wages and their regulation in Great Britain since 1918". London 1926. Seite 13. Wir werden dies Buch, das reiches Tatsachenmaterial enthält, im weiteren ausgiebig ausnützen.

zips" erlangen. Wir entnehmen dem bereits oben zitierten Vortrag Flatows eine Aufzählung dieser anfänglichen „Zugeständnisse":

> „Auf dem Gebiet des Arbeiterschutzes bringt der Krieg neben einem zeitlichen Abbau einen Fortschritt in Gestalt des Nachtbackverbotes für die Bäcker, auf dem Gebiet der Sozialversicherung neben der Anpassung an die Kriegsverhältnisse die Einführung der Wochenhilfe, auf dem Gebiete des Arbeitsnachweises die ersten staatlichen Maßnahmen durch Errichtung der Zentralauskunftsstellen, auf dem Gebiet der Erwerbslosenfürsorge die ersten Ansätze zur Loslösung von der Armenfürsorge[15]." (Gesperrt von uns. P. L.)

Mit einem Wort, ein „Sieg des Prinzips": „Die ersten staatlichen Maßnahmen", „die ersten Ansätze zur Loslösung" usw. sind in einer ganzen Reihe von Gebieten festzustellen. Hierbei kommt der Haupt„sieg" des Prinzips darin zum Ausdruck, daß die staatliche Erwerbslosenfürsorge in Angriff genommen wird. Die industrielle „Reservearmee" wird aus der Kategorie von offiziellen Paupern, die von Almosen leben, in die höhere Kategorie eines vom Staat „versorgten" Standes versetzt. Diese embryonalen Wohltaten des Krieges werden bis zum heutigen Tage sorgfältig und dankbar in der Gewerkschaftsliteratur, die für das breite Arbeiterpublikum bestimmt ist, verzeichnet. Die historische Kontinuität, die ihren Ursprung im Völkermorden hat, tritt überall unweigerlich in Erscheinung.

In einer Broschüre über die Gewerkschaftsbewegung in Deutschland, die von der Amsterdamer Internationale herausgegeben wurde, lesen wir in einem Kapitel, daß die Ueberschrift trägt „Sozialpolitik und Kriegsfürsorge":

> „Die Gewerkschaften stellten ihre reichen sozialpolitischen Erfahrungen sofort in den Dienst der Kriegsfürsorge. Sie benutzten die Mitarbeit am Aufbau und der Durchführung der Kriegsfürsorge, um die Arbeiterschaft gegen die Folgen des Krieges zu schützen und um neben den Maßnahmen für diesen Zweck sozialpolitische Einrichtungen von Dauer nach ihren eigenen alten Forderungen durchzusetzen[16]." (Gesperrt von uns.)

Mit einem Wort: dank der „Mitarbeit" der Gewerkschaften mit ihren „reichen Erfahrungen" an der „Kriegsfürsorge" wird der Weltkrieg (welch zarte, gottbegnadete Epoche!) außerdem noch zu einer Epoche friedlicher, dafür aber dauerhafter „sozialpolitischer" Errungenschaften, zu einer Epoche der Verwirklichung der „alten Forderungen" der Gewerkschaften — zumindest im Sinne eines „Sieges des Prinzips" ... Worin besteht nun die Haupterrungenschaft auf diesem Gebiet? Als Ende 1914 die Hohenzollernregierung als Antwort auf die von den Gewerkschaften geäußerten Wün-

[15] „Grundfragen des Arbeitsrechts", Seite 12.
[16] Richard Seidel, „Die Gewerkschaftsbewegung in Deutschland", Amsterdam 1927. Seite 83.

sche sich damit begnügt, an die Kommunen die Forderung zu richten, die Erwerbslosenfürsorge durchzuführen, da

> „überwachten die Gewerkschaften die Maßnahmen, die daraufhin von den Gemeinden getroffen wurden, und als sie feststellen mußten, daß der Eifer, den die Gemeinden bei diesem im besten Sinne patriotischen Werk zeigten, keineswegs befriedigte, setzten sie ihr Bemühen, Reichsmittel für die Unterstützung der Arbeitslosen flüssig zu machen, fort. Sie erreichten, daß das Reich durch Bundesratsbestimmung vom 18. Dezember 1914 200 Millionen Mark als Zuschuß an die Gemeinden für Zwecke der Wochenhilfe während des Krieges sowie für Arbeitslosenunterstützung zur Verfügung stellte."

Mit einem Wort, beinahe ein Epos! Die internationale Arbeiterklasse (für die die Publikationen der Amsterdamer Internationale in allen Hauptsprachen herausgegeben werden), muß bis zum heutigen Tage diese Summe von 200 Millionen Mark dankbar im Gedächtnis behalten, weil sie das Körnchen ist, aus dem später allmählich das stolze System der Erwerbslosenversicherung hervorgewachsen ist, das „dauerhaft" die weitgehendste „alte Forderung" der Sozialdemokratie verwirklicht hat, die darauf gerichtet war, die Arbeitermassen vor dem schlimmsten Uebel, der Arbeitslosigkeit — die später einen ungeheuren Umfang erreichte —, zu bewahren und um dadurch den Druck der „industriellen Reservearmee" auf das Lohnniveau zu neutralisieren. (Wir werden später sehen, mit was für einen Erfolg) ...

Andere Errungenschaften, die unvergleichlich weitgehender und auch dauerhafter sind, wenngleich sie auf den ersten Blick weniger in Erscheinung treten, bringt der Krieg auf dem Gebiete der Lohnregelung mit sich. Hier hat das „Neue" durchaus nicht immer den Charakter von „Zugeständnissen" an die Arbeiterklasse, es ist nicht ein Produkt bewußter „Schöpfung" des Kriegsstaates, teilweise geschieht dies ohne sein Zutun. Dabei betritt der Kriegsstaat (und die hinter ihm stehende kapitalistische Bourgeoisie), ob er will oder nicht, einen schlüpfrigen Weg. Für vieles, was auf diesem Gebiet während der Kriegsperiode entsteht, muß die kapitalistische Bourgeoisie und ihr Staat noch viele Jahre nach dem Kriege ziemlich große Rechnungen begleichen (unter anderem auch durch den Generalstreik und den Bergarbeiterstreik in England im Jahre 1926). Und vieles aus der „Ideologie", die mit der Praxis der Lohnregelung von damals verbunden ist, geht als Erbe in den dauerhaften, eisernen Bestand der zentristisch-reformistischen Strömungen über. (Wie z. B. die berühmte Theorie des sogenannten „Living wage", d. h. des Lohnes, der ein anständiges Leben sichert.) Wenden wir uns aber kurz den wichtigsten Tatsachen zu. Am klarsten und lehrreichsten sind hier die englischen Erfahrungen. In England trat der Druck der militärisch-polizeilichen Staatsmaschine in der Periode des Krieges doch ein wenig schwächer in Erscheinung als in Deutschland, das sich vollends in ein Zuchthaus verwandelte. Auch die Mitgliederzunahme der Gewerkschaften wurde durch den

Krieg nicht aufgehalten. Desgleichen ist das Tatsachenmaterial über die uns interessierende Entwicklung in der entsprechenden Literatur besser verarbeitet. Vieles aber aus der Entwicklung, deren Konturen sich am klarsten in England abzeichneten, wurde in dem einen oder anderen Maße zu einem allgemeinen Gesetz auch für andere Staaten (insbesondere auch für Deutschland). Die Grundtendenzen der Entwicklung können schematisch in drei Momenten dargestellt werden. Das erste Moment ist ein geradezu unerhörtes Anwachsen der unmittelbaren Einmischung des Staates in die Normierung und Regelung des Arbeitslohnes. (Das, was wir auf diesem Gebiet gegenwärtig beobachten, ist eine direkte Erbschaft der damaligen Zeit). Das zweite Moment ist der ungewöhnlich stark in Erscheinung tretende Prozeß des Lohnausgleichs (infolgedessen also auch des Ausgleiches des Lebensniveaus) der einzelnen Schichten der Arbeiterklasse. Dieser Prozeß hat zeitweilig die Wurzeln der Arbeiteraristokratie untergraben (und in ihren Reihen den Boden für ein zeitweiliges Auftauchen von „linken" Stimmungen geschaffen), aber er hat gleichzeitig das Lebensniveau der Arbeiterdemokratie relativ gehoben (mit dem entgegengesetzten Resultat, d. h. er hat dem Reformismus den Zutritt zu dieser Arbeiterschicht ein wenig erleichtert), im großen und ganzen aber hat er die verschiedenen Schichtungen des Proletariats einander näher gebracht und die proletarische Masse zusammengeschweißt. Gleichzeitig aber hat dieser Prozeß den Boden für mannigfaltige Schwankungen zwischen radikalen und ständisch-zünftlerischen Stimmungen geschaffen, die in beiden Fällen breitere Schichten erfassen. Das dritte Moment ist die (wenigstens scheinbare) Diskrepanz zwischen dem Arbeitslohn und der Lage der Industrie, d. h. dem, was „die Industrie (genauer, der eine oder andere Industriezweig, das eine oder andere Unternehmen) zu geben in der Lage ist", d. h. dem Grade ihrer Rentabilität. Da die Industrie, genährt von unerschöpflichen staatlichen Aufträgen, tatsächlich zu einer künstlichen Blüte gebracht wurde, der Staat aber andererseits sich aus sozialen Erwägungen verpflichtet fühlte, allen Arbeiterschichten ein gewisses Lebensniveau zu sichern, so wurde die Frage der Rentabilität praktisch einfach nicht aufgerollt. (Schlimmsten Falles sorgte der Staat dafür, daß diese Frage nicht von den Arbeitern mit dem Ziele aufgerollt wurde, zu „hohe" Lohnsätze zu erhalten). Auf diesem Boden entstand die Theorie des „living wage" (eines „ausreichenden", „anständigen" Lohnes usw.), die später, unter veränderten Verhältnissen, dem Staat und den Industriellen noch viel zu schaffen machte und von den englischen Zentristen zu einer ganzen utopischen Doktrin ausgebaut wurde.

Streifen wir kurz jedes einzelne dieser drei Momente. Die ersten beiden Momente traten fast überall in Erscheinung, was jedoch das dritte Moment anbelangt, so ist es klar, daß in Deutschland, wo die Lebensbedingungen der Massen während des Krieges einen außer-

ordentlichen Tiefstand erreicht hatten, der Staat und die Bourgeoisie sich vor dem Geschwätz über den „living wage" hüteten (in Deutschland trat an die Stelle des Geschwätzes vom „living wage" das KK-Brot, ungenießbares Brot mit einem „K" und mit zwei „K").

Das Anwachsen der Einmischung des Staates. Der Krieg rief anfänglich in England, wo auch vor dem Kriege ungefähr zweieinhalb Millionen Arbeiter in Kollektivverträgen erfaßt waren, ein großes Chaos in den Methoden der Lohnfestsetzung hervor. Der Mechanismus der notwendig gewordenen Erhöhung des Nominallohns wurde verschiedenartig zur Anwendung gebracht, schließlich aber — so schreibt Alan Fisher —, „wurde das Gebiet, das von verschiedenen Methoden der staatlichen Regulierung erfaßt war, so umfangreich und bedeutend, daß man wohl kaum fehlgeht, wenn man behauptet, daß im ganzen Lande der Lohn irgendwie unter der Kontrolle des Staates stand[17]." So oder anders und in diesem oder jenem Tempo richtete sich das Lohnniveau allerorts nach einem Maßstab, der von den offiziellen Organen festgesetzt wurde. „In manchen Fällen, wie z. B. auf den Eisenbahnen, wurde die gleiche Form der Kollektivverträge, die vor dem Kriege bestanden hatte, beibehalten, aber das Exekutivkomitee der Eisenbahnen, mit dem jetzt die Gewerkschaften zu tun hatten, war bereits ein Komitee des Bord of trade (d. h. ein Komitee des Ministeriums. P. L.), obwohl seine Mitglieder Direktoren der Eisenbahngesellschaften waren; wenn eine Verständigung nicht erzielt werden konnte, wurde die endgültige Entscheidung vom Bord of trade oder, in manchen Fällen, vom Kriegskabinett getroffen. Die Bergarbeiter waren in Wirklichkeit ebenfalls Staatsarbeiter[18]." Sehr bald ging die gesamte Lohnregulierung, ebenso wie die gesamte oberste Kontrolle der Produktion des Landes, tatsächlich in die Hände des allmächtigen Comittee of Production über, das im Februar 1915 geschaffen worden war. Bereits zwei Wochen nach seiner Entstehung kommt dies Komitee zu dem Schluß, daß

> „im Verlauf der gegenwärtigen Krise (es handelt sich natürlich um den Krieg. P. L.) sowohl die Unternehmer wie die Arbeiter keinesfalls zulassen können, daß die Meinungsverschiedenheiten, die zwischen ihnen entstehen, zur Arbeitseinstellung führen ... Falls Meinungsverschiedenheiten entstehen, und es den unmittelbar interessierten Seiten oder ihren Vertretern oder aber durch Anwendung bereits bestehender Schemata nicht gelingt, diese Meinungsverschiedenheiten zu schlichten, muß die Frage an ein neutrales (‚impartial') Tribunal übergehen, das von der Regierung Seiner Majestät dazu ernannt wird, die Angelegenheit sofort zu untersuchen und das der Regierung Bericht zu erstatten hat, damit der Streit beigelegt wird."

Die Regierung nahm die Hinweise des Komitees sofort zur Kennt-

[17] Alan G. B. Fisher, „Some problems of wages and their regulation in Gr. Britain since 1918", London 1926. Seite 1.
[18] Ebenda. Seite 2.

nis, und dadurch wurde der Grundstein zu einer einfachen, unifizierten und beschleunigten Methode der Lohnregelung gelegt, die, wie wir sehen werden, die Kriegsperiode überlebte. Bereits nach einem Monat übernimmt die Mehrzahl der Gewerkschaften, die mit der Kriegsproduktion zu tun hatten, die Verpflichtung, nicht zu Streiks zu greifen und etwa entstehende Streitfragen dem Comittee of Production oder einem anderen Tribunal zur Entscheidung zu unterbreiten. Im Juli des gleichen Jahres erklärt das „Gesetz über die Kriegsrüstung" die Entscheidungen des Komitees für verbindlich. Der Ring schließt sich. Auch in den Industriezweigen, die durch das Gesetz nicht unmittelbar der Kompetenz des Comittee of Production und seiner Organe unterstellt waren, wird die Autorität des Komitees von den Parteien anerkannt, und die Entwicklung der Lohnnormen wird den Anweisungen des Komitees angepaßt. Die staatliche Normierung des Lohnes wird zu einem einfachen Bestandteil der staatlichen Kontrolle der Produktion. Die „Sozialpolitik" und die „Wirtschaftspolitik" verschmelzen sich zu einem Ganzen unter dem Protektorat und der Führung des allmächtigen Staates, der natürlich unzertrennlich mit den mächtigsten kapitalistischen Kreisen verbunden war, dem aber bereits damals die Furcht vor den Arbeitern durchaus nicht fremd war und der daher in der Toga einer höheren, einigenden, „neutralen" Kraft auftrat, die die gegensätzlichen Interessen „versöhnt".

Die Bedeutung der Einmischung des Staates wächst noch, als Folge davon, daß bereits ein Umstand in Erscheinung zu treten beginnt, den wir weiter unten noch genauer behandeln werden, nämlich: der Staat mit seinen materiellen Mitteln und seinem organisierten Mechanismus ist gezwungen, den Unternehmer zu ersetzen, um den Arbeitern ein bestimmtes Lebensniveau, eine bestimmte „Verdienst"norm zu sichern. Im späteren Verlauf kommt diese Erscheinung in einer verhältnismäßig starken Entwicklung aller möglichen Versicherungen und sonstigen „Unterstützungen" zum Ausdruck, ohne welche das „Verdienst"niveau der Arbeiterklasse als Ganzes auch heute noch wesentlich unter dem Vorkriegsniveau liegen würde. Der sogenannte „War bonus", der in der heißesten Zeit des Krieges den englischen Eisenbahnern gezahlt wurde, d. h. eine ergänzende „Kriegs"zulage neben dem alten Lohn, wird tatsächlich (in Anbetracht der schweren Lage der privaten Eisenbahngesellschaften) aus den Mitteln der Staatskasse gezahlt.

In den anderen Ländern beobachten wir nur diese oder jene Variante der im Prinzip gleichen Entwicklung. Hier ist offenbar der Beginn von etwas Neuem, das nicht ganz verschwindet, einer näheren und unmittelbareren Beziehung der Staatsmaschine zur Normierung des Lohnes und überhaupt des gesamten Anteils der Arbeiterklasse am „Nationaleinkommen". „Eins ist unzweifelhaft — erklärte später, bereits nach Kriegsschluß, das Wiederauf-

bauministerium — die Lohnfrage wird niemals mehr zu der Lage zurückkehren können, in der sie sich vor zehn Jahren befand, als der Staat keine Beziehungen zu ihr hatte[19]."

Untersuchen wir nunmehr das zweite Moment, den Prozeß des Lohnausgleichs der einzelnen Schichten des Proletariats: eine gewisse „Ausgleichstendenz" bei der Regelung des Lohnes wurde dem Staat während des Krieges sowohl durch rein ökonomische Tatsachen aufgezwungen (durch die ungeheure Nachfrage nach Arbeitskraft, durch die Notwendigkeit, die gesamte zur Verfügung stehende Arbeitskraft in Betrieb zu setzen und dabei zu hohe Lohnsätze und eine Konkurrenz zwischen den Unternehmer im Kampf um die Arbeitskraft zu verhindern), als auch durch soziale Erwägungen (durch die Notwendigkeit, wenigstens in minimalem Umfange das „patriotische" Feuer der Arbeiter angefacht zu erhalten), wie auch schließlich durch rein technische Erwägungen, die mit den Kriegsverhältnissen in Verbindung standen (durch die Notwendigkeit, bei der Lohnregelung vereinfachte und schnell wirkende Methoden anzuwenden). Das letztere, d. h. die Vereinfachung der Methoden kam z. B. darin zum Ausdruck, daß die Lohnerhöhungen, die (mit dem Sinken des Wertes der Geldeinheit) unvermeidlich wurden, meistens die Form von sogenannten „Kriegsbonussen", d. h. von mehr oder minder gleichartigen Zulagen annahmen, in deren Ergebnis die „schlechter bezahlten Kategorien eine verhältnismäßig bedeutendere Erhöhung erhielten als andere Kategorien". Einzelne Entscheidungen der regulierenden Instanzen verallgemeinerten diese Praxis zu einer ganzen eigenartigen „Lehre"[20].

Alle diese Tatsachen führten dazu, daß sich der Abstand zwischen der Entlohnung männlicher und weiblicher Arbeit, qualifizierter und unqualifizierter Arbeit sowie der Lohnunterschied einzelner Industriezweige erheblich verringerte. Schließlich verringerten sich auch erheblich die ört-

[19] Zitiert bei Fisher, Seite 180. Natürlich lag es immer in der Natur des kapitalistischen Staates, daß er die Lohnfrage beeinflußte: der kapitalistische Staat stand stets mit seinem Gewicht und seinem Mechanismus im Prinzip auf seiten der Unternehmer und gegen die Arbeiter im gesamten System ihrer gegenseitigen Beziehungen. Es handelt sich nur um eine direktere und unmittelbarere „Beziehung" dieses Staates zur Normierung des Lohnes und des gesamten Einkommens der Arbeiterklasse.

[20] In einzelnen Fällen und angesichts der sich immer wiederholenden Lohnerhöhungen (mit der steigenden Entwertung der Valuta) verminderte sich der Abstand zwischen den einzelnen Lohnkategorien in bemerkenswerter Weise. Fisher führt z. B. folgenden krassen Fall aus der Praxis der Eisenbahner an: während der Lohn einzelner unqualifizierter Eisenbahnarbeiter gegen Ende des Krieges von 18 Schilling auf 51 Schilling gestiegen war, stieg der Lohn der Schnellzugsmaschinisten von 48 Schilling auf 81; d. h. während der Lohn der letzteren den Lohn der unqualifizierten Arbeiter früher um 166 Prozent überstiegen hatte, war er im Jahre 1918 bereits nur um 60 Prozent höher (Seite 211). Man könnte zahlreiche analoge Beispiele aus der Praxis der verschiedenen Länder anführen.

lichen Lohnunterschiede. Das sind die vier Grundlinien, auf denen sich eine Entwicklung zum Ausgleich anbahnte. Am wichtigsten ist hierbei die Abschwächung der Unterschiede zwischen unqualifizierter und qualifizierter Arbeit sowie die immer stärker in Erscheinung tretende Tendenz zu Tarifverträgen im Reichsmaßstabe.

Die weitverbreitete Ansicht über die ungewöhnlich hohen Löhne der qualifizierten Arbeiter lief in erheblichem Maße auf eine Legende hinaus, die — wie jetzt vorurteilsfreiere Beobachter zugeben — auf einer groben „Uebertreibung" beruhte[21]. Die relative Erhöhung der Lohnsätze der unqualifizierten Arbeiter jedoch ist eine unzweifelhafte Tatsache. Eine in vielen Beziehungen ernstere Bedeutung indessen erlangte die Tendenz — die einen neuen Impuls erhielt —, die Normierung der Löhne aus den Fesseln örtlicher und zünftlerischer Abgeschlossenheit zu befreien und die Löhne einheitlich, im Reichsmaßstabe zu regeln. Die Bedingungen des Krieges und die Notwendigkeit einfacher und schneller Entscheidungen veranlassen die Regierung — zumindest zeitweilig —, gegenüber örtlichen und betrieblichen Lohnregelungen Vereinbarungen im Reichsmaßstabe den Vorzug zu geben. Dies alles aber geht nicht spurlos vorüber und macht sich in den Nachkriegsjahren fühlbar. Im Jahre 1920 dringt der „Nationalverband der Eisenbahner" darauf, daß „die Eisenbahnen als ein unzertrennliches Ganzes betrachtet werden müssen" und der „Industriegerichtshof" (Industrial Court) ist gezwungen, sich im Prinzip auf die Seite des Verbandes und gegen die eng zünftlerischen Verbände (Craft Unions) zu stellen, die verlangten, daß ihre lokalen Verträge als obligatorisch anerkannt würden. Im Mittelpunkt des ungeheuren Konflikts in der Kohlenindustrie im Frühjahr und im Sommer 1921 steht die gleiche Frage einer einheitlichen Methode der Lohnregelung im Reichsmaßstabe.

Es ist klar, daß diese Entwicklung die verschiedenen Schichten der Arbeiterklasse einander näherbringen und insbesondere die Entwicklung der sogenannten „Industrieverbände", d. h. solcher Verbände, die einen ganzen Industriezweig umfassen, auf Kosten kleinerer, zünftlerischer Berufsverbände, die die Arbeitermasse atomisierten, fördern mußte. Ebenso ist es klar, daß die erwähnte Bewegung die Basis für Kollektivverträge erweitern mußte, und daß dies alles der Entwicklung der Gewerkschaftsbewegung und des gesamten Systems der Beziehungen zwischen Lohnarbeit und Kapital (worauf wir in anderem Zusammenhang noch zurückkommen werden) einen neuen Antrieb verlieh.

Ein gewisser Lohnausgleich verschiedener Arbeiterkategorien war zweifellos eine allgemein europäische Erscheinung (natürlich nur ein „gewisser", bei weitem aber nicht ein absoluter Lohnausgleich)[22].

[21] Fisher, Seite 8.

[22] Zu einer allgemein europäischen Erscheinung mußten auch die politischen Folgen dieser Entwicklung werden. Diese Entwicklung förderte im all-

Unter den kriegführenden Mächten bildeten wohl nur die Vereinigten Staaten eine Ausnahme[23]. In denjenigen Ländern aber, wo später eine starke Entwertung der Valuta eintrat, brachte die Inflation für alle eine Gleichheit der Bettelarmut mit sich.

Charakteristisch ist, daß auch die Staffelung der Unterstützungssätze für Erwerbslose entsprechend ihrer früheren Beschäftigung und Qualifikation sich nur mit Mühe den Weg bahnen konnte. So entschlossen sich z. B. die deutschen Gewerkschaften erst am 6. März 1926, gegen den Widerstand der Kommunisten und nicht ohne inneren Kampf[24], offen eine „nach Lohnsätzen gestaffelte Unterstützung" zu fordern.

Die Reaktion gegen diese „Ausgleichstendenzen", die mehr oder minder überall (unterstützt von der Gewerkschaftsbureaukratie) in Erscheinung trat, konnte jedoch nicht mehr in vollem Umfange die frühere Lage wiederherstellen, geschweige denn die Tendenz der Lohnregelung im Reichsmaßstabe oder zumindest im Maßstabe größerer Bezirke beseitigen, die sowohl auf Grund von Tarifverträgen als auch von Schiedsgerichtsentscheidungen, die Hunderttausende von Arbeitern umfaßten, erfolgte.

Gehen wir zum dritten Moment über, das die Theorie und die Praxis der staatlichen Lohnregelung während des Krieges

gemeinen die innere Festigung der Arbeiterklasse, vergrößerte aber auch die Weite ihrer Schwankungen. Zeitweilig erleichterte sie einen Wechsel der Stimmung auf breiterer Massengrundlage, zeitweilig hemmte sie die Differenzierung innerhalb der Arbeiterklasse und ihre parteipolitische Differenzierung, die dauerhaftere, weniger verschwommene Konturen erst in den letzten Jahren annimmt. Die geschilderte Entwicklung hat also vielleicht in der Vergangenheit diese Herausbildung, Festigung und Stärkung konsequent-revolutionärer proletarischer Parteien verlangsamt, letzten Endes aber wird diese Entwicklung es ihnen leichter machen, breitere, unbedingt entscheidende proletarische Massen zu erfassen.

[23] Der Bericht deutscher Gewerkschaftler über ihre Reise nach den Vereinigten Staaten schreibt dies dem Umstand zu, daß die Gewerkschaften in den Vereinigten Staaten ausschließlich eine Organisation der qualifizierten Arbeiter sind, die allein in der Lage waren, die Tendenz der Erhöhung der Löhne, die mit dem Kriege einsetzte, voll und ganz für sich auszunützen. Das Ergebnis war — resümiert der Bericht —, daß in den Vereinigten Staaten seit 1914 nicht eine „Zusammenschiebung" verschiedener Schichten des Proletariats eintrat — wie es in Deutschland der Fall war —, sondern eine „Auseinanderschiebung". „Amerika-Reise deutscher Gewerkschaftsführer", Berlin 1926. Laut dem gleichen Bericht lebt „reichlich ein Drittel der Industriearbeiterschaft — entgegen der weitverbreiteten Vorstellung über den ungewöhnlichen Wohlstand der gesamten Arbeiterklasse Amerikas — im Dunstkreis der Armut" (Seite 181). Das kann man sich leicht vorstellen, wenn man in Betracht zieht, daß nach dem Zensus von 1923 noch die Hälfte der amerikanischen Arbeiter in Betrieben arbeitete, die weniger als hundert Arbeiter beschäftigen. (Report of the delegation appointed to study industrial conditions in Canada and the United States of America, 1927 Seite 15). Wir verweisen auch auf die Gegenüberstellung der Löhne der Fabrikarbeiter mit den Löhnen der „einfachen Streckenarbeiter" in „Commerce Yearbook" für 1926 (I. Bd., S. 62). Man erhält ein geradezu unglaubliches Bild: sogar der Nominallohn dieser Arbeiter war nach dem Kriege niedriger als der Vorkriegslohn, während der Lohn der Fabrikarbeiter sich mehr als verdoppelt hat.

[24] Wie im Jahrbuch des ADGB, 1926, auf Seite 49 zugegeben wird.

charakterisierte. Es ist die formelle Diskrepanz zwischen der Rentabilität der Industrie und dem Lohnniveau und ihre Begleiterscheinung, die „Theorie" des sogenannten „Living wage". Wir haben bereits oben darauf hingewiesen, daß diese formelle „Diskrepanz" (d. h. die Festsetzung des Lohnes scheinbar unabhängig von der Rentabilität der Industrie und nur vom Standpunkt eines gewissen „vernünftigen" Lebensniveaus des Proletariats aus) nur in einem Zeitpunkt eintreten konnte, wo die Frage der Rentabilität der Industrie praktisch nicht vorhanden war, wo sich die Industrie von unbegrenzten Kriegsaufträgen des Staates nährte. Die Industrie, die für den Krieg arbeitete und der deswegen unbedingt die größte Sorge des Staates galt, schuf eine Norm, ein Gesetz auch für die Produktionszweige, die nicht unmittelbar für die Landesverteidigung arbeiteten.

In der ersten Periode des Krieges riefen die neuen, ungeheuer schwierigen Verhältnisse, die finanziellen Schwierigkeiten und die Aufgabe, den wilden ökonomischen Prozeß irgendwie zu regeln, bei den Regierungsbehörden das Bestreben hervor, ihre regulierenden Funktionen dazu zu benützen, rapide Lohnerhöhungen nicht zuzulassen. Zu Beginn des zweiten Kriegsjahres versucht die englische Regierung jede weitere Lohnerhöhung dadurch streng zu beschränken, daß nur „die lokalen Bedingungen ausgeglichen werden dürfen, wo es sich als notwendig erweisen sollte" (d. h. durch einen gewissen Lohnausgleich in einzelnen zurückgebliebenen Orten)[25]. Sehr bald aber stößt die ökonomische Anarchie des Krieges diese rein konservative Tendenz um. Die unaufhaltsam wachsenden Preise, die Notwendigkeit, schnell zu handeln, ohne die Arbeiter zu sehr zu reizen, und gleichzeitig ihre „Gelüste" in Schranken zu halten und abzuschwächen, veranlassen den Staat, zu einfacheren und klareren Methoden und Kriterien zu greifen.

Die Praxis von mehr oder minder einheitlichen Lohnerhöhungen — auf der Basis einer gleitenden Skala entsprechend den „Lebenskosten", d. h. dem Preisindex für die notwendigsten Artikel —, setzt sich in immer weiterem Umfange durch, wird zu einer allgemeinen Regel bei den Entscheidungen des Comittee of Production und seiner Organe. Das neue Kriterium kam gerade zur rechten Zeit. In den Arbeitermassen begann schon das Vertrauen in die „Unparteilichkeit" des Staates ins Wanken zu geraten. Die Arbeitermassen mußten beruhigt werden.

> „Andererseits darf man nicht vergessen, daß die fundamentale Eigenschaft des Arbeitsmarktes während des Krieges ein Mangel an Arbeitskräften war, nachdem der Kriegsdienst insgesamt acht Millionen Menschen verschlungen hatte. In den lebenswichtigen Industriezweigen würde dieser Mangel an Arbeitskräften die Tendenz einer unbeschränkten Lohnerhöhung hervorgerufen haben — wenn

[25] „Labour Research Department. Wages, Prices and Profits", S. 12 u. ff.

> man der Arbeiterschaft die Möglichkeit gegeben hätte, einen maximalen Preis für ihre Arbeit zu verlangen. In dieser Situation war irgendein anderes Prinzip (d. h. ein anderes Prinzip als das Prinzip der Lohnerhöhung entsprechend den „Lebenskosten") nicht möglich. Es war auch deswegen nicht möglich, weil für große Teile der industriellen Bevölkerung die Verpflichtung bestand — im Sinne einer patriotischen Pflicht, aber auch im Sinne eines gesetzlichen Zwanges —, die eine oder die andere Arbeit nicht aufzugeben[26]."

Das neue Kriterium des Arbeitslohnes hatte also zumindest einen doppelten Sinn und eine doppelte Bedeutung. Es wirkte auf die Arbeiter „beruhigend", wobei es „verschiedene Kategorien von ihnen gleich behandelte" (bemerkt Sir George Asquith, der erste Vorsitzende des „Comittee of Production"), andererseits aber die Arbeiter zurückhielt und band. Obwohl der Sinn des neuen offiziellen Kriteriums vor allem darin bestand, daß der Arbeitslohn dem Preisindex angepaßt wurde, so erweiterten jedoch die Praxis einheitlicher Lohnzulagen (an die Asquith mit Recht in diesem Zusammenhang erinnert), der Druck von unten und die Demagogie von oben ein wenig die Rahmen und insbesondere den Begriff dieses neuen Kriteriums. So entstand die zweideutige Losung des „Living wage" mit seinen Varianten eines „vernünftigen", „anständigen" usw Lohnes. Allmählich bildete sich der Trugschluß heraus, daß der Staat (und die kapitalistische Gesellschaft) den Arbeitermassen eine „vernünftige", „anständige" usw. Lebenshaltung sichert oder sich dazu verpflichtet (oder sogar „dazu verpflichtet ist"). Im Zusammenhang hiermit entstand die Vorstellung, daß das Leben endgültig mit dem durch die ganze Logik des kapitalistischen Regimes und durch die ganze traditionelle Praxis der Trade Unions geheiligten Prinzip gebrochen hatte, laut dem die Lohnsätze aufs strengste dem angepaßt werden, was jeder einzelne Industriezweig, jedes einzelne Unternehmen in einem bestimmten Zeitpunkt und in einer bestimmten Konjunktur „zu zahlen in der Lage ist". Dies Prinzip des „ökonomischen Lohnes" wurde anscheinend von einem allgemeineren, einheitlicheren und universaleren Prinzip verdrängt, das jedem Arbeiter zu jeder beliebigen Zeit eine „anständige" und „vernünftige" Lebenshaltung „unabhängig" von Rentabilitätsbedingungen garantiert. Ungeachtet des ganzen Betruges, der hierin verborgen liegt, ist doch klar, daß die Kriegssituation hierbei den kapitalistischen Staat auf einen schlüpfrigen Pfad gedrängt hat. Der Staat selbst half, in die Massen eine zweideutige Losung zu werfen, die sich mit der Zeit in irgendeiner Form auch gegen ihn kehren mußte. „Das Verhältnis zwischen Lohn und Lebenskosten[27]" (cost of li-

[26] W. T. Layton, „An Introduction to the Study of Prices", London 1922, Seite 141 u. 142.

[27] Man müßte natürlich den Ausdruck „Lebenshaltungskosten" gebrauchen. Wir verwenden hier (wie auch in unserer weiteren Darstellung) einen unrichtigen Ausdruck, der eine wörtliche Uebersetzung ist, da er eine klarere logische

ving), das festgesetzt wurde, war zweifellos eine revolutionäre Neuerung" — schreibt der bereits mehrfach von uns zitierte Fisher „Revolutionär" war sie zweifellos nicht (sie war sogar konterrevolutionär, insofern, als sie sich das Ziel stellte, die „Appetite" der Arbeiter zu zügeln, wie dies sowohl der Liberale Layton als auch Fisher selbst zugibt), aber es ist richtig, daß diese Neuerung im weiteren Verlauf nicht ohne revolutionäre Folgen blieb.

Die Furcht vor der Revolution (gefördert durch den Sieg der Bolschewiki in Rußland) veranlaßte später, daß die „Theorie" des „Living wage" auch in die offizielle „Lehre" des Wilsonismus und sogar — eine Tatsache, die jetzt schon ein wenig in Vergessenheit geraten ist — in die Doktrin des Versailler Vertrages aufgenommen wurde. Auf der Konferenz von Vertretern der amerikanischen Industriellen und der amerikanischen Arbeitsföderation Anfang 1918 wurde vom Präsidenten Wilson offiziell das „Recht aller Arbeiter, einschließlich der ungelernten Arbeiter, auf einen living wage" proklamiert. „Bei der Festsetzung des Lohnes — wurde ergänzend erklärt — müssen Mindestlöhne festgesetzt werden, die dem Arbeiter und seiner Familie Ernährung in gesunden Verhältnissen und einen vernünftigen Komfort garantieren[28]." Auch der berühmte Paragraph 427 des Versailler Vertrages proklamiert außer dem Achtstundentag und den sonstigen Punkten dieser kapitalistischen „Deklaration der Arbeiterrechte" das Prinzip einer „Bezahlung der Lohnarbeit durch einen Lohn, der zur Sicherstellung einer vernünftigen Lebenshaltung notwendig ist". Zu den alten Beweggründen gesellt sich etwas Neues: die Furcht der stärksten kapitalistischen Mächte vor der industriellen Konkurrenz der jungen und neuen Staaten mit ihren niedrigen Löhnen. Diese großartigen Prinzipien (wie auch später die Freetradermoral des „Manifests der Bankiers") waren vor allem für die Ausfuhr bestimmt.

Die Praxis des eigenartig auslegbaren „Living wage" existierte in England nach dem Kriege noch ungefähr ganze anderthalb Jahre. Im Jahre 1920, als man schon wieder zu alten, erprobten Prinzipien überging, versucht der „Industriegerichtshof" in einer seiner Entscheidungen die Notwendigkeit des Bruches mit dieser Praxis zu begründen.

> „Während des Krieges — argumentierte der Gerichtshof —, wo die üblichen ökonomischen Bedingungen verletzt oder zeitweilig außer Kraft gesetzt wurden, dienten die Lebenskosten als wichtiger Faktor zur Bestimmung des Lohnes. Gegenwärtig, wo der Markt wieder frei ist, nimmt der Gerichtshof an, daß die Veränderung der Lebenskosten an und für sich nicht unweigerlich irgendwelche Aenderungen des Lohnes bedingen muß. Die Entlohnung der verschiedenen Arbeiterschichten muß in normalen Verhältnissen vom Wert der geleisteten Arbeit ab-

(wie auch terminologische) Verbindung mit der wörtlich nicht übersetzbaren Losung und dem Ausdruck „living wage" bietet.

[28] Siehe W. Jett Lauck, „Political and industrial democracy", New York 1926, S. 15.

hängen, der Wert der geleisteten Arbeit aber hängt von dem Zustand des Marktes und der Nachfrage nach der industriellen Produktion ab[29]."

Wir sehen, das ist ein völliger, zynisch offener Bruch mit der früheren, jahrelang gepflegten zweideutigen Praxis und insbesondere auch ein Bruch mit der „Theorie". Die Bedingungen haben sich tatsächlich schroff geändert. Im gleichen Jahre 1920 setzt eine kolossale Krise der englischen Industrie ein. Die Frage der Rentabilität spitzt sich zu. An Stelle eines Mangels an Arbeitskräften tritt eine kolossale Arbeitslosigkeit. Aber die zweideutige Praxis der Kriegsperiode und der ersten halbrevolutionären Periode und die damit verbundene schamlose, zynisch-betrügerische Demagogie von oben haben ihre Schuldigkeit getan. Gerade um diesen Gegensatz — „ökonomischer Lohn" (d. h. ein Lohn, der größtmöglichst mit der Rentabilität jedes einzelnen Industriezweiges und jedes einzelnen Unternehmens rechnet) und „living wage" — entbrennt der Klassenkampf, der heute noch fortdauert. Sein Kulminationspunkt ist der Generalstreik und der Streik der Bergarbeiter im Jahre 1926. Die Hauptlosung der Kapitalisten, des Staates und in steigendem Maße aller reformistischen Führer ist die an die Arbeiter gerichtete Forderung: „face the factes," schaut der Wirklichkeit ins Auge, d. h. richtet euch nach dem, was „die Industrie geben kann". Demgegenüber besteht die praktische Hauptlosung und das instinktive Bestreben der Massen darin, das errungene Lebensniveau, das kaum Vorkriegsnormen erreicht, aufrecht zu erhalten und zu verteidigen. Die Niederlage von 1926 ist der Preis, den die Massen für die provokatorische Demagogie des Kapitals und des Staates während des Krieges und der ersten Nachkriegszeit erlegen, gleichzeitig aber setzen sich die Massen über die traditionelle und geheiligte Grenze hinweg, die das kapitalistische Regime ihrem Wirtschaftskampfe zieht, d. h. über das Prinzip der Rentabilität des Unternehmens. Diese Massen beschreiten — mögen sie sich vorläufig zum Teil auch nicht darüber Rechenschaft ablegen — den Weg des Kampfes mit dem Kapitalismus als einem wirtschaftlichen System, d. h. sie beschreiten tatsächlich den revolutionären Weg. Das ist der Preis, den die Bourgeoisie und ihr Staat für ihre zweideutige Praxis und die Exzesse der Demagogie der Kriegs- und der Revolutionsperiode zahlt.

Jetzt ist es für uns klar, woraus der englische Zentrismus (teilweise aber auch die neueste deutsche „reformistische" Theorie) seine Weisheit schöpft. Die Losung des „Living wage", die zur zentralen programmatischen Konzeption der englischen „linken" Labouristen (insbesondere derjenigen aus der Unabhängigen Arbeiterpartei) geworden ist, und mit der faktisch auch die Losung des „hohen Lohnes" (als eines Ausweges aus der Absatzkrise) zusammenfällt, die in der deutschen reformistischen Theorie vertreten wird — diese Losung hat ihren Ursprung im Wilsonismus,

[29] „Labour Gazette", März 1920. Zitiert bei Layton, „An Introduction to the Study of Prices".

im Versailler Friedensvertrag, in der zweideutigen Praxis und der offiziellen Demagogie der Epoche des Krieges und der ersten revolutionären Periode (die zum Teil auch in der Inflationsperiode fortgesetzt wurde, als die „Rentabilität" der Unternehmen ebenso undurchsichtig blieb). Da aber die Zentristen ebenso wie die einfachen Reformisten revolutionäre Folgen und Schlußfolgerungen fürchten und demgegenüber in der Praxis in jeder Weise mit den „Möglichkeiten" der Industrie (d. h. mit ihrer Rentabilität) rechnen wollen — insbesondere wenn es ernst wird, wie es in England im Jahre 1926 in der Periode des Bergarbeiterstreiks der Fall war —, so verbinden sie ihre Forderung des „Living wage" (oder einfach eines „hohen" Lohnes) mit einem „Reform"-programm des Kapitalismus (das praktisch durchaus nicht weiter geht als die Forderungen des liberalen „Memorandums") oder mit naiven Stilübungen auf dem Gebiete der „Theorie des Marktes". Der Mechanismus der kapitalistischen Industrie muß soweit „reformiert", erneuert und „rationalisiert" werden, bis seine Fähigkeit wieder hergestellt ist, den Arbeitern ein „Living wage", einen genügend „hohen" Lohn zu garantieren. Der „hohe" (oder „vernünftige", „anständige" usw.) Lohn werde im Lande selbst eine zahlungsfähige Nachfrage schaffen und sei damit also der beste Ausweg aus den Absatzschwierigkeiten des Nachkriegskapitalismus. Das „Living wage" wird somit zu einem Mittel der Gesundung des Kapitalismus. An Stelle einer revolutionären Dialektik ergibt sich ein einfaches Programm der „Rationalisierung", das von der utopischen Theorie des inneren Marktes gebilligt wird[30].

So sieht — wie wir abschließend bemerken wollen — die historische Entstehung der aller„kühnsten" reformistischen „Ideen" aus: Krieg, Wilsonismus, offizielle kapitalistische Demagogie, Inflation.

*

Jedoch müssen die grundlegenden Neuerungen und Errungenschaften des Krieges, die von den späteren Perioden der Revolution und der „Stabilisierung" als Erbe übernommen wurden und die noch eine weitere Entwicklung erfahren haben und darum besondere Beachtung verdienen, nicht so sehr in den beiden obenerwähnten Gebieten („der Schutzgesetzgebung" und der Normierung des Lohnes), als vor allem in dem Gebiete der Gewerkschaftsbewegung gesucht werden. Der Krieg legt den Grundstein zu einer ganzen Evolution der reformistischen Gewerkschaften, indem er das gesamte System der Beziehungen zwischen den Gewerkschaften, als der größten Massenorganisation der Arbeiter, und dem modernen kapitalistischen Staat von Grund auf ändert. Der Krieg legt auch den Grundstein zur Betriebsorganisation der Arbeiter, die er den Gewerkschaften unterordnet (noch bevor es zu bewußt konterrevolutio-

[30] Eine außerordentlich gelungene Kritik dieser „Theorie" gibt Palme Dutt in seiner Broschüre „Socialism and the Living wage" (London 1927, Verlag der Britischen Kommunistischen Partei), die wir unseren Lesern angelegentlichst empfehlen.

nären Zwecken die Gewerkschaften getan hatten, die die revolutionären Räte in einen kläglichen Zwitter, in verfassungsmäßig „garantierte Betriebsräte" verwandelten). Schließlich legt der Krieg in gewissem Sinne den Grundstein zu einer neuen, ständischen Umgestaltung der Gewerkschaften, indem er von Grund auf ihre früheren Funktionen ändert, ihnen das tatsächliche Uebergewicht über die ebenso reformistische, jedoch politische Organisation der Arbeiter (d. h. über die Sozialdemokratische P a r t e i) sichert, sie in den allgemein-staatlichen Mechanismus einbezieht, eine Annäherung an die nicht einmal formell sozialistischen Gewerkschaften herbeiführt und sie mit ebensolchen, d. h. den berufsständischen Organisationen der Unternehmer zusammenführt und im Grunde genommen die Gewerkschaften der Kontrolle der letzteren unterstellt.

Wir vergessen allzu leicht, daß vieles, was wir auf diesem Gebiete gegenwärtig vorfinden und was uns als etwas Neues erscheint, seinen tatsächlichen, unmittelbaren Ursprung im imperialistischen Kriege hat. Der imperialistische Krieg ist auch hier der „Ahnherr" gewesen und hat ein neues Kapitel in der Geschichte der kapitalistischen Gesellschaft eröffnet.

Der kriegführende Staat beginnt damit, die Gewerkschaften auf der ganzen Linie offiziell und formell „a n z u e r k e n n e n". Mit der Annahme des Gesetzes vom 26. Juni 1916 wird die Gleichstellung der deutschen Gewerkschaften mit politischen Verbänden, mit der alle möglichen Einschränkungen verbunden waren, aufgehoben. Aber auch in dem mehr „freiheitsliebenden" England, wo die Gewerkschaften viel stärker im Gesetz und in der Praxis verankert waren als in Deutschland, war die endgültige Anerkennung der Gewerkschaften durch den Staat keineswegs ohne praktische Bedeutung. In einigen wichtigen Industriezweigen — wie z. B. bei den Eisenbahnen — behielt die Frage der „Anerkennung" der Gewerkschaften (als eines gleichberechtigten Vertragspartners) bis Kriegsbeginn ihre brennende Bedeutung. Auch hier mußte ein Umschwung eintreten. Da es notwendig war, sich im Kriege den guten Willen der Trade-Unionisten zu sichern, mußte die Regierung tatsächlich Maßregeln ergreifen, die die Position aller Trade Unions stärken und konsolidieren[31]. (Natürlich muß diese „Stärkung" und „Konsolidierung" nur in einem bestimmten Sinn verstanden werden.)

Aber die Sache beschränkte sich nicht auf eine Aenderung der f o r m a l - j u r i s t i s c h e n B e z i e h u n g e n! Die Dinge gingen viel weiter. Engels schrieb in den achtziger Jahren darüber, wie mit einer tiefen Veränderung der ganzen wirtschaftlichen und politischen Lage in England seit 1848 die „Trade Unions, vor kurzem noch als Teufelswerk verrufen, jetzt von den Fabrikanten kajoliert und protegiert werden, als äußerst wohlberechtigte Einrichtungen und als ein nützliches Mittel, gesunde ökonomische Lehren unter den Arbeitern zu verbreiten"[32]. In der Periode des Weltkrieges

[31] Fisher, Seite 62 u. 63.

[32] Engels, „Die Lage der arbeitenden Klassen in England", Einleitung zur 5. deutschen Ausgabe, Seite 17.

brauchte der Staat die Gewerkschaften noch dringender als die englischen Fabrikanten der fünfziger und der darauffolgenden Jahre des vergangenen Jahrhunderts: er ist gezwungen, sie zu „kajolieren und zu protegieren", da er sie nicht nur dazu benötigt, um unter den Arbeitern „gesunde ökonomische (und politische!) Lehren" zu verbreiten, sondern auch als einfachstes „nützliches Mittel", um die ganze ungeheure Maschine der menschlichen Arbeit in maximal-produktive Bewegung zu setzen. Eine jede vereinfachte und beschleunigte Regelung der Arbeitsverhältnisse durch den Staat erforderte die eine oder die andere Beteiligung der Gewerkschaften — diesmal als Vertreter der gesamten Arbeiterklasse. Der Staat mußte sogar die Erweiterung dieser tatsächlichen und formellen „Interessenvertretung" auch auf die Unorganisierten ausdehnen, d. h. im Grunde genommen eben auf die gesamte Arbeiterklasse. Die Gewerkschaften wurden somit nicht nur zu einem „anerkannten" Faktor, sondern auch zu einem Objekt der „Kajolierung und Protektion" des Staates, der sich von der „Gesundheit" der von ihnen verbreiteten „Lehren" überzeugt hatte. Der Staat führt die Gewerkschaften mit den Organisationen der Unternehmer zusammen, er führt die Vertreter der Gewerkschaften als gesetzliche Vertretung der Lohnarbeit in die neugebildeten gemischten paritätischen Schlichtungskammern ein usw.

Hierdurch erklärt sich, warum auch die allerschändlichsten Kriegsmaßregeln, die die Arbeiter im Interesse der Kriegsproduktion völlig hörig machten, mit einer Erweiterung der formellen Rechte und Vollmachten, mit der Einführung von neuen Funktionen der Gewerkschaften verknüpft sind. So war es z. B. mit dem niederträchtigsten und gemeinsten Geistesprodukt der deutschen Militärkamarilla, dem sogenannten „Hilfsdienstgesetz", einem Gesetz, das zwecks Erfüllung des sogenannten „Hindenburgprogramms" die Mehrzahl der deutschen Arbeiter für Kriegszwecke mobilisierte. Mit dieser endgültigen Knechtung der proletarischen Arbeit war eine ganze Reihe von Neuerungen verbunden (so z. B.: Schlichtungsausschüsse, Betriebsvertretungen usw.), in denen der reformistische Gedanke bis heute einen „Sieg des Prinzips", den Beginn der „Wirtschaftsdemokratie" erblickt. In der Einleitung zu seinem neuen Lehrbuch schreibt der weitbekannte Kenner des deutschen „Arbeitsrechts" Walter Kaskel (der als „Klassiker" in diesen Fragen gilt):

> „Die entscheidende Umgestaltung des bisherigen Arbeitsrechts knüpft aber erst an das Hilfsdienstgesetz vom 5. Dezember 1916 an, mit dem die neue Periode in der Entwicklung des Arbeitsrechts einsetzt: nicht nur darum, weil dieses Gesetz für alle der Gew. O. unterstehenden Hilfsdienstbetriebe mit mindestens 50 Arbeitern oder Angestellten Arbeiter- bzw. Angestelltenausschüsse einführte, die die Vorläufer unserer heutigen Betriebsräte geworden sind. Auch nicht darum, weil dort die Errichtung von Schlichtungsaus-

schüssen bei Verweigerung des Abkehrscheines und bei Lohnstreitigkeiten vorgesehen war, aus denen unsere heutigen Schlichtungsausschüsse hervorgegangen sind. Sondern vor allem, weil das Hilfsdienstgesetz die bisher staatlich bekämpften Berufsorganisationen (Gewerkschaften) durch Verleihung des Präsentationsrechts für die Beisitzer der Schlichtungsausschüsse gesetzlich anerkannte und sie bei der Durchführung des Gesetzes in weitestem Umfang praktisch beteiligte. Von da an wurden die ‚wirtschaftlichen Vereinigungen der Arbeitgeber und Arbeitnehmer', wie sie dort zum erstenmal gesetzestechnisch bezeichnet wurden, nach einem ‚ungeschriebenen Staatsrecht' zunächst auf dem Gebiete der sozialpolitischen Gesetzgebung und Verwaltung, später auch auf fast allen anderen Gebieten der inneren und äußeren Politik zu maßgebenden Faktoren unseres öffentlichen Lebens"[33].

Wir sehen also, die schlimmste und bösartigste Knechtung der Arbeiter und ihre Unterordnung unter die Unternehmer (und ihre obersten Kriegsziele) gestalten sich in der Vorstellung der liberalprofessoralen ebenso wie in der Vorstellung der reformistischen „Geschichtsschreibung" zu einem historischen Markstein, zu dem Beginn einer ganzen Epoche, denn gerade mit dieser Knechtung ist historisch unzertrennlich die gesamte neuere Entwicklung der Gewerkschaften als eines „Faktors" unseres öffentlichen Lebens verknüpft, der gesetzlich „anerkannt", formell den Vereinigungen der Arbeitgeber gleichgestellt und in den staatlichen Mechanismus eingegliedert ist. Aber ebenso wie in Deutschland wachsen auch in England die neuen Funktionen und die neue Position der Gewerkschaften in unzertrennlichem Zusammenhang mit dem Hauptakt gesetzgeberischer Schöpfung des Krieges — „dem Gesetz über die Kriegsversorgung" von 1915 (Munitions of War Act) —, der Streiks verbietet und für ganze Arbeiterkategorien praktisch die Arbeitspflicht einführt. Alle diese Neuerungen bedeuten vor allem eine tiefgehende Aenderung der Funktionen der Gewerkschaften. Eine zeitweilige Schwächung erfährt sogar auch die Praxis der Tarifverträge, da bei der Festsetzung der Arbeitsverhältnisse beide Seiten, d. h. sowohl Arbeiter als auch Unternehmer, jetzt teilweise durch den Staat ersetzt werden. „Dieser Umstand — stellt Fisher fest — schwächt unweigerlich den Ansporn zur Aufrechterhaltung eines engen Kontaktes zwischen den Arbeitern und den Unternehmern, der vor dem Kriege eine Verringerung des Abstandes zwischen den Interessen der beiden Seiten förderte"[34].

Diese Formulierung ist falsch oder nur zum Teil richtig. Richtig ist, daß dieser „Kontakt" zwischen den Arbeitern und den Unter-

[33] W. Kaskel, „Arbeitsrecht", 3. Auflage, Berlin 1928, Seite 8. (Gesperrt von uns. P. L.)

[34] Seite 2 des bereits genannten Buches Fishers.

nehmern einen andern Charakter, einen andern Inhalt und andere Formen annimmt, ebenso wie die Praxis der Tarifverträge, die später in erweitertem (und nicht etwa in verringertem) Umfange wieder entsteht, allmählich ihren Charakter ändert. Auf beiden Seiten taucht ein „Vermittler" und oberster Richter in der Person des Staates und seiner neuen Organe auf. Aus der gesamten Praxis, dem gesamten „Ton" der Tätigkeit, dem gesamten „Kontakt" der Gewerkschaften und der Unternehmer verflüchtigen sich, verschwinden die Elemente des Kampfes, aus einer kämpfenden (mag der Kampf auch nur in bescheiden sachlichem Umfang geführt worden sein) Seite verwandeln sich die Gewerkschaften in Fürsprecher, in Advokaten, Sachwalter der Arbeiterklasse vor einer fiktiven „dritten" Instanz — dem kapitalistischen Staat. Die Streiks — das Hauptkampfmittel — verschwinden de facto und de jure aus ihrer Praxis und ihrem Gesichtskreis. In einzelnen Fällen wird sogar die Bildung von Gewerkschaften, die Erweiterung des Koalitionsrechts auf neue Arbeiter- und Angestelltenschichten (in Staatsbetrieben) von einem formellen Verzicht auf das Streikrecht abhängig gemacht. So erwähnt bereits der 1916 entstandene „Deutsche Eisenbahnerverband", nachdem er sich lange dagegen gewehrt hatte, den Streik nicht in seinem Statut und sieht keine Unterstützung von streikenden Verbandsmitgliedern vor, dagegen fordert er die Einführung von Schlichtungsinstanzen. Der „Kontakt" zwischen Gewerkschaften und Unternehmer hört durchaus nicht auf — im Gegenteil. In Deutschland entstehen während des Krieges allmählich und in verschiedenen Industriezweigen „Arbeitsgemeinschaften" der Gewerkschaften und der Unternehmerverbände, aus denen mit Beginn der Revolution die zentrale Arbeitsgemeinschaft Stinnes' und Legiens hervorwächst. Dieser Kontakt indessen verändert wesentlich seine Natur: an Stelle der antagonistischen Behandlung von Lohnfragen und anderen Arbeitsbedingungen tritt allmählich eine möglichst „verabredungsgemäße", gemeinsame Behandlung der „größeren Gebiete" der gesamten sozialpolitischen Gesetzgebung und allmählich auch der gesamten Wirtschaftspolitik, teilweise aber auch einfach „aller anderen Gebiete der inneren und äußeren Politik" Aus einem Kampffaktor mit bestimmt umrissenen Aufgaben verwandeln sich die Gewerkschaften allmählich in ein Organ und zu einem „anerkannten" Teil des staatlichen sozialen und ökonomischen Mechanismus der gesamten bürgerlich-kapitalistischen Politik.

Diese Veränderung der Funktionen hat auch (wie es stets in der lebendigen Natur der Fall ist) anatomische Veränderungen der Struktur zur Folge. Aus einer Vertretung der fortgeschrittenen Schichten des Proletariats („fortgeschritten" nur im Sinne der privilegierten Stellung der aristokratischen Spitze der Arbeiterklasse, dann aber auch wirklich fortgeschritten in politischer Beziehung) werden die Gewerkschaften zu Vertretern der Zunft-

interessen einer breiteren Masse (zum Teil auch der Unorganisierten). (Das alles muß natürlich als „Tendenz" und nicht buchstäblich verstanden werden.)

Dies kommt in zwei Tatsachen zum Ausdruck. In Deutschland findet diese Tendenz ihren Ausdruck in der außerordentlich charakteristischen Veränderung des Verhältnisses der meisten sogenannten „freien" Gewerkschaften (die sich an die Sozialdemokratische Partei anlehnen) zu anderen nicht einmal formell sozialistischen Verbänden, d. h. zu den „christlichen" (katholischen) und den „Hirsch-Dunckerschen" (liberalen) Gewerkschaften. Die alte traditionelle Grenzlinie zwischen diesen Verbänden verwischt sich. Die Gewerkschaften der genannten drei Arten gehen in immer höherem Maße eine enge Verbindung ein (was durchaus nicht nur durch ein Erwachen von Klasseninstinkten bei den nichtsozialistischen Gewerkschaften zu erklären ist). Diese Gewerkschaften nähern sich einander dank ihrer neuen Funktionen. Sie handeln gemeinsam, verabredungsgemäß, beim Abschluß von neuen Tarifverträgen, bei der „Vorbereitung" (unter der Kontrolle und auf Initiative des Staates) der „Fürsorgegesetzgebung", in den Organen der „Kriegsfürsorge", in den neuentstehenden gemischten Ausschüssen, den Betriebsausschüssen usw. Die entscheidende Rolle spielen hier gerade die neuen Funktionen, mit denen die Gewerkschaften von dem kriegführenden Staat, „der sie anerkannt hat", und den Unternehmern ausgestattet werden. „Die Anerkennung der Gewerkschaften durch Unternehmertum und Staatsgewalt — schreibt Richard Seidel — hatte eine Anerkennung der Gewerkschaften der verschiedenen Richtungen untereinander zur Folge"[35]. Späterhin bilden diese Gewerkschaften aller Richtungen zusammen die berüchtigte Arbeitsgemeinschaft mit den Unternehmern.

Die zweite Tatsache, das zweite Symptom der Relativität, sozusagen der Verschwommenheit der Konturen der Gewerkschaftsbewegung — sind die entstehenden „Arbeitsgemeinschaften", in denen die Gewerkschaften bereits notorisch nicht einzelne Schichten von organisierten Arbeitern vertreten, sondern im Gegenteil als Vertretung der Interessen der gesamten Arbeitermasse auftreten. Erst später bereitet die tiefe Unzufriedenheit der Arbeiter dieser Vereinigung von Arbeit und Kapital ein Ende (unzweifelhaft zum Leidwesen vieler Gewerkschaftsbureaukraten). Tatsächlich aber verschwinden sie nur formell. Die „Arbeitsgemeinschaft" der Unternehmervereinigungen und der Gewerkschaftsspitze, die auf Schritt und Tritt außerordentlich intim ist (und sogar um so intimer, je weniger formell sie ist) fährt fort zu bestehen, und viele Ideologen der Gewerkschaften machen aus ihren Hoffnungen über die Wiederherstellung dieser Arbeitsgemein-

[35] Richard Seidel, „Die Gewerkschaftsbewegung in Deutschland", Seite 96. (Gesperrt von uns. P. L.)

schaft kein Hehl, wobei sie nur annehmen, daß die Arbeitsgemeinschaft höhere, vollkommenere „konstitutive"[36] Formen annehmen werde, wobei sich das Prinzip auf verschiedene Berufskammern ausdehnen werde (Handelskammern usw.). Eine andere Erscheinung, die ebenfalls hierzu gehört, ist die Ergänzung der Gewerkschaften durch Körperschaften der unmittelbaren Massenvertretung, die „Betriebsräte", die in den Betrieben, in denen sie entstehen, die Gesamtheit der Angestellten und Arbeiter erfassen. Die Gesetzgebung und die Praxis verbinden diese Organe sofort mit den Gewerkschaften, die Betriebsräte werden tatsächlich zu ergänzenden Organen der Gewerkschaften.

Auch hier legt der Krieg die ersten Grundsteine dieser Betriebsorganisation. Die reformistische „Geschichtsschreibung" stellt heute noch mit Dankbarkeit fest, daß „die Arbeiter- und Angestelltenausschüsse in den Betrieben und die Schlichtungsorgane" gerade in dem hundsgemeinen, sklavischen Hilfsdienstgesetz von 1916 „zum erstenmal eine feste gesetzliche Grundlage erhielten"[37].

Die Revolution mit ihren Arbeiterräten war nur eine stürmische Unterbrechung, die die „normale" Entwicklung dieser Hohenzollernschen Ausschüsse zu den heutigen Betriebsräten komplizierte, die ebenfalls mehr oder minder völlig in Hilfsorgane der Gewerkschaften verwandelt worden sind. Auch Kaskel faßt seine Ansichten über die „geschichtliche Entwicklung" in folgende Worte zusammen: „Neben die Organisation auf beruflicher Grundlage trat endlich für die Arbeitnehmer mehr und mehr eine völlig neue Organisation auf betrieblicher Grundlage"[38].

Dies alles zusammen aber (die Erweiterung der Schlichtungsprozedur, die Eingliederung der Gewerkschaften in den Staat als gesetzlich anerkannte Vertretung der gesamten Arbeiterklasse, die „Verschwommenheit der organisatorischen Konturen" usw.) fördert die Umwandlung der Gewerkschaften in eine eigenartige ständische Organisation auf der Grundlage der Vertretung der Berufsinteressen der organisierten und unorganisierten Massen (was in bestimmtem Umfange auch durch den obenerwähnten gewissen Ausgleich des Lohnes und sonstiger Arbeitsbedingungen verschiedener Arbeiterkategorien gefördert wird). Der kapitalistische Staat billigt den Gewerkschaften nicht nur das Recht der gesetzlichen Vertretung auch der unorganisierten Teile des Proletariats zu, er ist überdies in seinem ureigensten Interesse (da er die Gewerkschaften dazu benötigt, um „gesunde Lehren unter den Arbeitern zu verbreiten" usw.) bereit, eine möglichst restlose Zusammenfassung der Arbeiter in den Gewerkschaften anzustreben. Das im März 1916 gegründete eng-

[36] Lothar Erdmann („Zum Problem der Arbeitsgemeinschaft", „Arbeit", Oktober 1926, Seite 648) spricht von „institutioneller Arbeitsgemeinschaft".
[37] Seidel, „Die Gewerkschaftsbewegung in Deutschland", Seite 85.
[38] W. Kaskel, „Arbeitsrecht", Seite 272.

lische „Komitee für die Beziehungen zwischen Arbeitgebern und Arbeitnehmern" (das späterhin unter dem Namen „Whitley Committee" berühmt wurde) kommt in seinem ersten Bericht für 1917 zu dem Ergebnis, daß

> „eine wichtige Voraussetzung für die Herstellung von dauerhaft verbesserten Beziehungen zwischen Arbeitgebern und Lohnarbeit das Vorhandensein adäquater Organisationen beider Seiten ist"[39].

Der Staat selbst erstrebt eine möglichst vollständige „adäquate" Organisation der „Lohnarbeit" auf berufsständischer Grundlage. Sogar die Vereinigten Staaten von Nordamerika, dieser in sozialer Beziehung reaktionärste Staat, unternehmen es, in Betrieben mit Unorganisierten „Betriebsausschüsse" für den Abschluß von Kollektivverträgen zu schaffen. Die Gompers-Gewerkschaften erblickten in dieser Tatsache anfänglich voll Begeisterung den Beginn der „Unionisierung" der unorganisierten Massen durch die Regierung[40].

Diese ständische Umwandlung der Gewerkschaften, die zu einem Objekt der „Kajolierung und Protektion" des Staates und der Unternehmer werden, gewinnt um so größere Bedeutung, als ihr spezifisches Gewicht und ihre Bedeutung im Vergleich mit den politischen Parteien des Proletariats in ungeheurem Umfange wächst. Von diesen beiden Organisationsarten der Arbeiterklasse rücken gerade die Gewerkschaften in den Vordergrund, sie sind es, die in erster Linie vom Staat „kajoliert und protegiert", in seinen Organismus „eingegliedert" werden und die von diesem Zeitpunkt an, nach gewissen Schwankungen der Entwicklung, in der gesamten reformistischen Arbeiterbewegung — in offener oder versteckter Form — die unbedingte Vorherrschaft gewinnen[41].

Diesen Prozeß der ständischen Umwandlung (der in Deutschland vom Moment der Annahme des „Hindenburg-Programms" datiert) schildert eine nicht uninteressante bürgerliche Broschüre über die

---

[39] „Survey of industrial relations", Seite 42.

[40] Aus diesem Grunde hat Jett Lauck, der frühere Leiter des „National Labor Bureau", ungeachtet der vielen Veränderungen, die seither in den Vereinigten Staaten vor sich gegangen sind, aus seiner damaligen Praxis die Ueberzeugung gewonnen, daß „die Arbeitergewerkschaften fundamental notwendig sind (‚fundamentally essential') für das Vertretungssystem der Regierung" (d. h. für die Demokratie). „Political and industrial democracy", New York 1926, Seite 91.

[41] Nach der Ueberzeugung der Gewerkschaftsbureaukratie waren es nur die Gewerkschaften, die auch die Revolution von 1918 vor völliger Fruchtlosigkeit retteten. Die Gewerkschaften schlagen eine Brücke vom Kriege über die trüben Wogen der Revolution zum späteren „Fortschritt" und zur Entwicklung. „Die politische Revolution von 1918 — schreibt der bekannte deutsche Gewerkschaftsschriftsteller L. Erdmann — hat nur deshalb rechtsschöpferisch in die Gestaltung der Beziehung von Kapital und Arbeit wie von Wirtschaft und Staat eingreifen können, weil die Arbeiterbewegung in der kapitalistischen Wirtschaft ein Machtzentrum geschaffen hatte, an dessen historische Leistung der Aufbau des neuen Rechts anknüpfen konnte: die Gewerkschaften. „Arbeit", Oktober 1926, Seite 647. (Gesperrt von uns. P. L.)

„Krisis der Gewerkschaften", die 1924 geschrieben wurde, folgendermaßen:

„Zur Beratung und Durchführung des Hindenburg-Programms finden sich die beiden ärgsten Antipoden, Militär und Gewerkschaftsführer, zusammen, nicht selten im Zeichen widerlichster Vertraulichkeit ...

„Die Krisis der Gewerkschaften wird eingeleitet. Die Gewerkschaftsbewegung wird ihrem natürlichen ‚Milieu', ihrer Umwelt im engeren und weiteren Sinne entrückt. Das brausende Kampfgetöse um sie hört nun ganz auf. Sie kommt in ruhiges Fahrwasser. Sie ist gesichert im schützenden Hafen einer sie tragenden Volks- und Behördengunst. Der Prozeß der Denaturierung beginnt. Die Gewerkschaftsführer, dem aufreibenden Vielfrontenkampf von ehemals entrückt, beginnen allmählich selber die offenbare Selbstverständlichkeit als selbstverständlich zu empfinden, mit der man zu allen, aber auch allen Kommissionen, Instanzen und Einrichtungen den Gewerkschaftssekretär als Sachverständigen, als den ‚geeigneten' Mann, hinzuzieht. Sein Urteil muß so naturgemäß ‚allumfassend' und ‚enzyklopädisch' werden ...

Zusehends wuchsen sich die Gewerkschaften in die Rolle von Vertrauensinstanzen hinein. Während die politischen Parteien gegenüber den militärischen Obrigkeiten völlig in den Hintergrund traten, wurden die Gewerkschaften in immer neue Positionen hineingezogen..."

Wenn früher in dem in Kasten aufgeteilten Deutschland die Gewerkschaften eine Art von in sich abgeschlossener niederer Schicht vertraten, die aber „einer ganzen Welt" zu trotzen hatte, so wurde nunmehr mit der Aenderung der Verhältnisse „plötzlich jedermann Gewerkschaftler — vom simpelsten Handlanger bis in die höheren Kreise der Techniker, Angestellten und Beamten hinein ..." „Gewerkschaftler mußte man sein, wenn man wirtschaftlich mitkommen wollte; eine gewerkschaftliche Rolle spielen war zeitweise der sicherste Weg zum persönlichen Aufstieg ..."[42].

Wer könnte bestreiten, daß in diesem Bild der „Denaturierung der Gewerkschaften", das einer rein bürgerlichen Schadenfreude nicht ermangelt, viel Richtiges enthalten ist? Aber darum handelt es sich ja gerade — und die gesamte spätere Entwicklung hat das klar bewiesen —, die Gewerkschaften von heute können nur entweder revolutionäre Gewerkschaften sein — nach dem ganzen Geist und der ganzen Richtung ihrer Tätigkeit — oder die gesamte

[42] Th. Brauer, „Krisis der Gewerkschaften", Jena 1924, Seite 12 ff.

Logik der Entwicklung des „Sozialstaats“ muß sie unweigerlich zu einem Verwachsen mit diesem Staat und mit dem organisierten Kapital drängen. Ein Drittes gibt es nicht.

*

In einem anderen Artikel werden wir die weiteren Etappen und Tendenzen der Entwicklung des „Sozialstaats“ behandeln: in der Periode der Revolution und dann in der Uebergangszeit der „relativen Stabilisierung“.

J. PASCHUKANIS

DIE NEUESTEN OFFENBARUNGEN KARL KAUTSKYS

Das zweibändige Werk Kautskys ist zweifellos in mancher Beziehung bemerkenswert. Man findet selten eine so harmonische Kombination von stumpfsinnigem, selbstzufriedenem Pedantentum, von ganz unverfälschter Bewunderung der Macht des Kapitals und von wütendem Haß gegen die proletarische Revolution; dazu kommt noch, daß dieses widerliche, mit greisenhaftem Geschwätz vorgetragene Gemisch als eine — es ist beileibe kein Witz — wissenschaftliche Begründung des Sozialismus dargereicht wird.

Aber außer diesen Eigenschaften bietet uns das Buch Kautskys ein interessantes Beispiel für einen Prozeß, den man als die Rückkehr zum ideologischen Urzustand bezeichnen kann.

Wie oft haben wir von Kautsky selbst gehört, daß er über den Darwinismus zur Marxschen Theorie der gesellschaftlichen Entwicklung gekommen sei, wieviel Jahre und Jahrzehnte hat Kautsky als Marxist gegolten, marxistische Arbeiten geschrieben, Marx kommentiert, für Marx gestritten — und mit einem Male fällt dieser ganze Marxismus wie eine dürre Schale ab, und Kautsky erscheint an seinem Lebensabend in seinem „reifsten" Werke als ein gewöhnlicher positivistischer Soziologe der vorsintflutlichsten Manier, für den der Marxismus nur eine der vielen Zutaten zur üblichen eklektischen Bettelsuppe ist.

Eine kritische Untersuchung des Kautskyschen Buches hat ihre besonderen Schwierigkeiten: man weiß nicht, womit man beginnen soll und was man eingehender behandeln soll. Ein dankbarer Stoff ist hier in einem so ungewöhnlichen Ueberfluß zusammengetragen, daß es scheint, als könnte man mit geschlossenen Augen aus diesem Sammelbecken der Renegatenweisheit in der vollen Ueberzeugung schöpfen, daß man jedesmal nicht nur eine, sondern einige Perlen herausfischt. Die glücklichen Verfasser von Sammelwerken! Ihre Arbeit ist in dem Teil, der die Ideologie der II. Internationale behandelt, ungewöhnlich erleichtert worden. Es ist jetzt nicht mehr nötig, die notwendigen Stellen aus verschiedenen Werken zusammenzusuchen. Das Werk Kautskys allein genügt, um die gesamte literarische Produktion des internationalen Reformismus zu ersetzen. Seine beiden Wälzer stellen eine Art kleiner Enzyklopädie dar, ein Universalhandbuch, einen anschaulichen Atlas zum Studium dieser Spielart der kapitalistischen Tierwelt.

In dem vorliegenden Artikel wollen wir das Buch Kautskys nur

unter einem bestimmten Gesichtspunkt betrachten. Uns interessiert seine Lehre vom Staat, von den Klassen und die damit im engsten Zusammenhang stehende Auffassung Kautskys von der proletarischen Revolution. Es darf keineswegs angenommen werden, daß uns hier irgendwelche Offenbarungen bevorstehen, die uns durch ihre Neuheit und Originalität in Erstaunen versetzen könnten. Im Gegenteil: alles, was Kautsky heute auf den 800 Seiten seines zweiten Bandes so umständlich breittritt, alles das hat er so oder anders schon früher gesagt. Kautsky zieht nur die Bilanz seiner eigenen Entwicklung; dabei hat er auch die Ideen der anderen Leuchten des Revisionismus vertieft und weiterentwickelt. Aber dadurch, daß diese Ideen zu einem System verbunden werden, ist ihre Bedeutung zum ersten Male in ihrem ganzen Umfang klar geworden.

1. Das Wunder der ursprünglichen Demokratie

In den Mittelpunkt der Erörterungen Kautskys über das Wesen des Staates und der Klassen gehören die Einwände, die er gegen die, wie er sich ausdrückt, „Engelssche Hypothese" vom Ursprung des Staates macht. Es handelt sich hier darum, welche Ursachen zur Teilung der Gesellschaft in Klassen und damit auch zur Entstehung einer Organisation führen, die die Herrschaft einer Klasse über die anderen verkörpert, das heißt des Staates.

Bekanntlich erblickte Engels die letzte Ursache der Klassenscheidung in den Bedingungen der Produktion:

> „Die Spaltung der Gesellschaft in eine ausbeutende und eine ausgebeutete, eine herrschende und eine unterdrückte Klasse war die notwendige Folge der früheren geringen Entwicklung der Produktion. Solange die gesellschaftliche Gesamtarbeit nur einen Ertrag liefert, der das zur notdürftigen Existenz aller Erforderliche nur um wenig übersteigt, solange also die Arbeit alle oder fast alle Zeit der großen Mehrzahl der Gesellschaftsglieder in Anspruch nimmt, solange teilt sich die Gesellschaft notwendig in Klassen." („Anti-Dühring", Dritter Abschnitt, Sozialismus, Kap. II. Theoretisches. S. 303. 9. Auflage.)

Und in Weiterentwicklung dieses Standpunktes kommt Engels zu folgender Folgerung: „Das Gesetz der Arbeitsteilung ist es also, was der Klassenteilung zugrunde liegt" (Ebenda).

Wenn aber die Möglichkeit einer Klassenscheidung im Prozeß der wirtschaftlichen Entwicklung begründet und durch ihn bedingt ist, so schließt das doch keineswegs die Verschiedenheit der konkreten Mittel und Methoden aus, mit deren Hilfe die eine Klasse sich die Vorherrschaft über die anderen sichert. Die Oekonomie wird durch die Politik ergänzt und konkretisiert und vermannigfaltigt sich in dieser. Das erwähnt übrigens auch Engels in der zitierten Stelle aus dem „Anti-Dühring", wo er darauf hinweist, daß dies keineswegs hindere, „daß diese Einteilung in Klassen nicht durch Gewalt und Raub, List und Betrug durchgesetzt werde".

Diese These, die der Marxismus stets und überall gegen die sogenannte „Gewalttheorie" vertreten hat, in welcher Form diese auch auftreten mochte, diese These wird heute von Kautsky abgelehnt[1]. Es ist kein Wunder, daß Kautsky unter seinen Gesinnungsgenossen den alten Gumplowicz und Franz Oppenheimer, einen der wütendsten Gegner des Marxismus, anführt. Kautsky teilt dem Leser nicht ohne gewissen Stolz mit, daß er die Theorie der Entstehung der Klassen durch die bewaffnete Unterwerfung eines Stammes durch den anderen sogar früher als Gumplowicz in einem ungedruckten Jugendwerk aus dem Jahre 1876 formuliert habe. Heute, d. h. nach einem halben Jahrhundert, hat Kautsky diese Arbeit aus dem Staub der Archive hervorgezogen, um sein Erstlingsrecht, wenn auch mit einer gewissen Verspätung, nachzuweisen.

Um es offen zu sagen: die Bemühungen Kautskys um den Nachweis der Originalität seiner antimarxistischen Theorien interessieren uns recht wenig. Aber um der Gerechtigkeit willen muß bemerkt werden, daß als der wahre Schöpfer der „Gewalttheorie" in ihrer modernen Fassung Eugen Dühring angesehen werden muß, den zu erwähnen Kautsky in völlig unangebrachter Weise gänzlich unterläßt.

Die These, zu der Karl Kautsky gelangt, lautet also: „Die Versuche, die Bildung der Klassen und des Staates aus Faktoren zu erklären, die innerhalb des primitiven Gemeinwesens erstehen, liefern keine befriedigenden Ergebnisse" (II, S. 81). Daraus folgt ganz natürlich das Bestreben, Faktoren äußerer Natur heranzuziehen. Einen solchen Faktor sieht Kautsky in dem Gegensatz zwischen den friedlichen, ansässigen Ackerbauern und den kriegerischen, nomadischen Viehzüchtern. Im Zusammenstoß zwischen ihnen und in der Unterwerfung der Ackerbauern durch die Viehzüchter, ist nach Kautsky die Lösung des Rätsels der Entstehung der Klassenunterdrückung, der Staatsgewalt und der gesamten sogenannten Zivilisation zu suchen.

Wir werden noch auf dieses universale Verhältnis von ansässigen und nomadischen Völkern zurückkommen, das für Kautsky als Schlüssel zur Erklärung des gesamten geschichtlichen Prozesses dient. Vorher aber wollen wir die Gründe untersuchen, die Kautsky zu der Behauptung veranlaßt haben, daß die Entstehung einer Klassenunterdrückung als Ergebnis von rein inneren ökonomischen Prozessen innerhalb der Gentilgemeinschaft unmöglich sei[2]. So selt-

[1] Wir behandeln hier ausschließlich die Rolle der Ungleichheit der Eigentumsverteilung bei der Zersetzung der Gentil- und Stammesverfassung. denn die beiden anderen Quellen der Klassenteilung: die Sklaverei und die Herstellung der Erblichkeit der öffentlichen Aemter — spielen, im Vergleich zu dem erstgenannten Faktor, nur eine untergeordnete Rolle.

[2] Kautsky, der im Grunde genommen die Engelssche Auffassung von der Entstehung der Klassenscheidung angreift, gibt sich dabei den Anschein, als polemisiere er gegen Bucharin. Dabei greift er zu einer kleinen Unterstellung. Kautsky zitiert die Stelle aus dem „Historischen Materialismus", wo von der Bedeutung der Arbeitsteilung die Rede ist, und behauptet, Bucharin lasse das Verhältnis zu den Produktionsmitteln, also das für die Bestimmung des Begriffs der gesellschaftlichen Klasse entscheidende Moment, ganz außer acht

sam das auch sein mag — hier fehlt bei Kautsky der übliche Ueberfluß an Tatsachen, die zur Beweisführung dienen; wir finden bei ihm überhaupt nichts außer der Behauptung, daß in der vorstaatlichen Periode die Reichen es für ihre Pflicht gehalten hätten, ihre Ueberschüsse mit den Armen zu teilen, statt ihre Reichtümer zur Ausbeutung und Knechtung der Mitglieder desselben Gemeinwesens zu benutzen.

> „Die urwüchsige Demokratie schloß die Benutzung des Reichtums einzelner zur Ausbeutung anderer, ärmerer Mitbürger aus. In ihrem Rahmen konnte daher das Aufkommen von Unterschieden im Reichtum nicht Klassenunterschiede und Klassengegensätze hervorbringen." (II, S. 72 u. 73.)

Daß die Sitte, den Ueberschuß über das zur persönlichen Konsumtion Notwendige zu verteilen, tatsächlich bei einigen Jägerstämmen im äußersten Norden, insbesondere bei den Eskimos, vorkommt, unterliegt keinem Zweifel. Aber daß diese Sitte die Entstehung der Ausbeutung verhindern könnte, wenn sich gleichzeitig die Produktivität der Arbeit entwickelt, das Mehrprodukt zunimmt und Austausch und Geld auftauchen, dafür kann uns Kautsky kein geschichtliches Beispiel geben. Im Gegenteil, bei den alten Römern, den alten Germanen und den alten Slawen beobachten wir die Verwandlung von Freien in Sklaven durch Verpfändung ihrer Person, das heißt ohne jede Anwendung von Waffengewalt. Aber erlauben Sie, — so ruft Kautsky aus: „Solange es keine Staatsgewalt gibt, genießt der Reichtum keinen anderen Schutz, als den der Gesamtheit der Bürger des Gemeinwesens ... Sie würden dem einzelnen diesen Schutz sofort entziehen, wenn er seinen Reichtum dazu benutzte, Genossen zu unterdrücken und auszubeuten" (II, S. 72). Es scheint also, als hätten wir hier eine Art von fehlerhaftem Zirkel: ohne Hilfe der Staatsgewalt können keine Klassenunterschiede entstehen, und ohne Klassenunterschiede kann wiederum keine Staatsgewalt entstehen. Wie kommt man hier vom toten Punkt, wenn man nicht eine äußere Kraft in Gestalt der nomadischen Eroberer einführt, die den Grundstein sowohl der Staatsgewalt als auch der Ausbeutungsverhältnisse legen?

Dieser fehlerhafte Zirkel ist aber nur ein scheinbarer. Denn wenn man mit Kautsky die Entstehung von Besitzunterschieden im Rahmen der ursprünglichen Demokratie zuläßt, so ergibt sich dar-

(II, 7). Mit dieser Beschreibung werden dann Bucharin verschiedene unsinnige Folgerungen zugeschrieben, wie z. B., daß er Arbeiter und Angestellte als verschiedene Klassen mit gegensätzlichen Interessen bezeichne. Es genügt aber, folgende Stelle aus dem „Historischen Materialismus" Bucharins anzuführen, um sich davon zu überzeugen, wie unsinnig die Kautskyschen Vorwürfe sind. Auf Seite 162 lesen wir: „Auf diese Weise sehen wir, daß die Rolle der Klassen in der Produktion auf der Verteilung der Produktionsmittel unter ihnen beruht." (Unterstreichungen nach dem Original.) Freilich betrachtet Bucharin nach dem Beispiel von Marx die Distributionsverhältnisse und darunter auch die Distribution der Produktionsmittel als dialektischen Bestandteil des Produktionsprozesses, während Kautsky, der sich auf den Standpunkt von Dühring gestellt hat, die politische und juristische Seite des Eigentumsrechts von den Produktionsverhältnissen trennt.

aus die unvermeidliche Folgerung, daß diese Unterschiede vor allem einmal die innige Solidarität zersetzen und untergraben, die die Grundlage der ursprünglichen Demokratie bildet. Den entgegengesetzten Standpunkt kann nur derjenige vertreten, der an die Wunderwirkung der heiligen Demokratie glaubt, die die Menschheit in den ersten Stadien ihrer Entwicklung vor den Schrecken der Ausbeutung und Unterdrückung schützen, dann für lange Jahrhunderte verschwinden soll, um in der neuesten Zeit wieder als die Macht aufzutauchen, die die Menschheit in das sozialistische Paradies führt.

Für die Marxisten ist die Entstehung und Befestigung des Privateigentums die Voraussetzung für die Entstehung von Ausbeutungsverhältnissen und damit auch der Staatsgewalt; Kautsky vertritt einen direkt entgegengesetzten Standpunkt.

Er macht einen radikalen Unterschied zwischen dem Eigentum in der ursprünglichen Demokratie und dem Eigentum in der späteren Epoche.

> „Das Eigentum, ob privates oder gemeinsames, hat bis zum Aufkommen des Staates stets die Aufgabe, dem arbeitenden Menschen zu helfen, ihm seine Arbeit zu erleichtern, ihm die Früchte seiner Arbeit zu sichern. Es ist der Diener, nicht der Herr des arbeitenden Menschen, es wird nur soweit geachtet, als es den Wohlstand der Arbeiter fördert. Es kann nie zu einer tyrannischen Macht werden, die im Widerspruch zu dem Gedeihen der arbeitenden Massen steht." (II, S. 152.)

Dieser Lobgesang auf das Eigentum, das Privateigentum mit eingeschlossen, wird verständlich, wenn wir berücksichtigen, daß das Eigentum für Kautsky nicht einfach der juristische Ausdruck bestimmter Produktionsverhältnisse ist, sondern ein Prinzip, das auf der Natur des Menschen beruht. Das Privateigentum ist an und für sich vor der Unterwerfung der ansässigen Ackerbauern durch nomadische Hirten nicht imstande, „Böses" zu erzeugen, das heißt die Klassenunterdrückung, die wirtschaftliche und politische Unterdrückung. Die Urgesellschaft wird davor durch den wundertätigen Schutz der heiligen Demokratie bewahrt. Kautsky wendet sich erbittert gegen die Behauptung von Rodbertus, daß die Ausbeutung ebenso alt sei wie die Arbeitsteilung. Rodbertus meinte damit die Arbeitsteilung unter den Geschlechtern und die Ausbeutung der Frau durch den Mann. Kautsky beruft sich hier darauf, daß man es nicht als Teilung der „Arbeit" bezeichnen könnte, wenn die Männer alle Arbeit von sich abwälzten und sie ganz den Frauen und Kindern auferlegten. Aber in diesem Falle geht er um die Sache selbst herum. Die Tatsachen werden dadurch nicht erschüttert. Die ursprüngliche Demokratie bringt zum Beispiel bei den Jägerstämmen Australiens eine sklavische Abhängigkeit der Frau mit sich; diese führt alle schweren Arbeiten aus und wird zum Lasttier.

Kautsky gibt also die durch rein ökonomische Ursachen verursachte Ungleichheit des Besitzes zu; er will aber nicht zugeben, daß diese Ungleichheit zu Unterdrückung und Ausbeutung, zur Zer-

setzung der Stammessolidarität und zur Entstehung einer neuen politischen Klassengewalt, das heißt des Staates führt.

Wir haben bereits gesehen, daß es unmöglich ist, diesen Standpunkt mit abstrakten Erwägungen zu begründen oder richtiger: man kann es zwar unternehmen, diesen Standpunkt zu verteidigen, aber dann nicht mehr im Rahmen der materialistischen, sondern im Rahmen der idealistischen Geschichtsauffassung.

Vielleicht gibt es derartige unbestrittene geschichtliche Tatsachen, die uns veranlassen könnten, die Eroberungstheorie trotz aller ihrer inneren Widersprüche in der Form, wie sie Kautsky vorschlägt, zu übernehmen? Aber das ist es ja, daß es solche Tatsachen nicht gibt, und daß sich deshalb niemand, auch Kautsky selbst nicht, auf sie berufen kann.

Wir haben bereits gesehen, daß Kautsky als einziges Beispiel für die Unmöglichkeit der Herausbildung einer Klassengesellschaft auf dem Wege der inneren ökonomischen Entwicklung die Sitten der Eskimos angeführt hat, die ihre Ueberschüsse verteilen[3].

Aber bei der Entwicklungsstufe, die die Produktivkräfte bei den Eskimos erreicht haben, würde auch eine Eroberung wohl kaum zur Entstehung einer staatlichen Organisation führen. Das gibt auch Kautsky selbst zu, denn er bemerkt, daß die mehr oder minder hohe Arbeitsproduktivität, das Vorhandensein eines Mehrprodukts und die Möglichkeit der Akkumulation die Voraussetzungen für die Entstehung des Staates sind. Das ist der Grund, weshalb nach Kautsky nur ein Volk von ansässigen Ackerbauern, das eine gewisse Stufe der Kultur und des Wohlstandes erreicht hat, die Basis der staatlichen Pyramide bilden kann. Aber dann taucht die Frage auf, auf Grund welcher geschichtlicher Tatsachen Kautsky behaupten kann, daß eine Bevölkerung, die diese Stufe der Entwicklung erreicht hat, bis zur Eroberung dieselbe Gesellschaftsordnung wie die Eskimojäger, dasselbe Fehlen von Klassenunterschieden, dieselbe innige Stammes- und Gentilsolidarität bewahrt? Das gerade Gegenteil kann behauptet werden; Kautsky gibt ja selbst zu, daß bereits der Uebergang zum Ackerbau und zu ansässiger Lebensweise zum Zerfall der Gentilbeziehungen führt und ihre Ersetzung durch Territorialverhältnisse nach sich zieht. Der seßhafte Ackerbau setzt ein gewisses Minimum von Produktionsmitteln, Saatgut und Haustieren voraus. Ein Mensch, dem diese Produktionsmittel fehlen, gerät bald in ein Knechtschaftsverhältnis zu seinem besser versehenen Nachbar. Es wird Kautsky nie gelingen nachzuweisen, daß diese Prozesse bis zum Augenblick der Unterwerfung der Ackerbauern durch Nomaden, die aus den Steppen kamen, nie stattgefunden haben. Es gibt auch kein geschichtliches Zeugnis dafür, daß die Macht der Eroberer stets und überall die erste Form der

[3] Außerdem führt Kautsky die Freigebigkeit der Feudalherren und das Schmarotzerdasein an, das die antiken Proletarier auf Kosten der Reichen führten. Man kann natürlich diese Erscheinungen als Nachklänge der Auffassung bezeichnen, daß „der Reichtum einzelner, soweit er nicht zu persönlichen Genüssen verausgabt wird, nur zur Unterstützung der Mangel leidenden Mitbürger, nicht zu ihrer Ausbeutung benutzt werden darf."

Herrschaft einer Minderheit über die Mehrheit gewesen ist, und daß die isolierten bäuerlichen Gemeinden, die das Objekt der Eroberung waren, nicht vorher durch eine einheimische herrschende Klasse unterworfen worden waren. Man kann das gerade Gegenteil in allen Fällen behaupten, wo irgendwelche geschichtliche Zeugnisse über Staaten erhalten sind, die durch Eroberung entstanden sind. Wir finden dort überall, daß es sowohl bei den unterworfenen Völkern als auch bei den Eroberern eine herrschende Klasse gegeben hat. Die Behauptung Kautskys, daß die ursprüngliche Stammessolidarität erst allmählich verschwinde, nachdem der Staat durch Eroberung entstanden sei (II, S. 167), ist eine ganz willkürliche Annahme.

Das bedeutet natürlich keineswegs, daß der Marxismus die Bedeutung der Kriege und Eroberungen als eines Mittels zur Errichtung der Klassenherrschaft verneint. Aber Kautsky will ja etwas anderes, als diese von niemandem bestrittene Wahrheit nachweisen. Er will den Leser davon überzeugen, daß die ursprüngliche Demokratie, das heißt der politische und ideologische Ueberbau, der einer gewissen und dabei sehr geringen Höhe der Entwicklung der Produktivkräfte entspricht, erfolgreich den inneren ökonomischen Prozessen widerstehen könne, die diese Demokratie zersetzen, und daß sie ihren Platz an den Klassenstaat und die Klassenherrschaft nur unter dem äußeren Druck abtrete.

Der Eroberungskrieg ist nach Kautsky die einzige Quelle der Klassenherrschaft.

> „Wo er eintritt, stellt sich damit die Klassenspaltung ein, nicht durch Spaltung eines Gemeinwesens in verschiedene Unterabteilungen, sondern durch Vereinigung zweier Gemeinwesen zu einem, von denen das eine zur herrschenden, ausbeutenden, das andere zur beherrschten, ausgebeuteten Klasse wird. Der Zwangsapparat, den der Sieger dem Besiegten auferlegt, er wird zum Staat." (II, S. 82.)

Kautsky vertritt diese Auffassung, die mit der materialistischen Geschichtsauffassung nichts gemein hat und nicht durch Tatsachen gestützt werden kann, nicht umsonst mit derartiger Hartnäckigkeit. Der Grund dazu sind nicht nur seine Jugenderinnerungen und nicht nur der, daß wir, wie die französische Redensart sagt, stets zu unserer ersten Liebe zurückkehren. Der jähe Bruch zwischen Oekonomie und politischem Ueberbau kennzeichnet die ganze Auffassung Kautskys. Bürgerliche Radikale, unter die Kautsky heute zweifellos zu zählen ist, haben die Gewohnheit, alle vorbürgerlichen Staatsformen als Produkte der nackten Gewalt zu betrachten, die von außen her gekommen sei. Diese Idee hatte Dühring vertreten, und sie fand auch bei den Narodniki und ihren Epigonen, den Sozialrevolutionären, Anklang. Diese Theorie, die die Ausbeutung im Sklavenhalterstaat und in Feudalstaat als das Ergebnis nackter Waffengewalt darstellt, verwandelte sich indirekt und manchmal auch direkt in eine Apologie des industriellen Kapitalismus und seines Ausbeutungssystems. Diese Apologie vertritt zum Beispiel

auch Franz Oppenheimer; seinen Spuren folgt jetzt Karl Kautsky. Wenn die ursprüngliche Demokratie erfolgreich dem inneren Prozeß der Klassendifferenzierung widerstehen konnte und lediglich durch die Waffengewalt der Eroberer zerstört worden ist, so ist in voller Analogie dazu die „moderne Demokratie" berufen, die „rein ökonomischen" Faktoren der kapitalistischen Herrschaft zu überwinden und das friedliche Hineinwachsen in den Sozialismus zu gewährleisten.

2. Das Wunder der modernen Demokratie

Zwischen die ursprüngliche und die „moderne" Demokratie setzt Kautsky verschiedene Staatsformen: die orientalischen Despotien, den antiken Stadtstaat, den mittelalterlichen Stadtstaat usw. Bei allen Unterschieden ihrer ökonomischen Grundlagen erblickt Kautsky in ihrem Schicksal etwas Gemeinsames. Jeder dieser Staaten verfällt nach einer gewissen Periode in Stagnation, auf die Entartung und Zerfall folgt; da sie auf Waffengewalt beruhen, gehen sie notwendig zugrunde, sobald die herrschende Klasse ihre kriegerischen Tugenden einbüßt. Der unvermeidliche Niedergang wird dadurch vollendet, daß neue Völker auftauchen, die noch im vorstaatlichen Stadium lebten, aber bereits genügend stark sind, um die alten Staaten zu erobern. Diese Neuankömmlinge sind Barbaren, sie zerstören die alte staatliche Organisation und gründen auf ihren Trümmern eine neue, worauf der Zyklus sich wiederholt.

Nach der Ansicht Kautskys haben viele europäische Staaten im 18. Jahrhundert vor der Gefahr gestanden, in diesen „Hexenkreis" zu geraten; die Lage sei damals durch das Fehlen von Barbaren noch erschwert gewesen.

> „In der Tat gab es in einer Reihe von europäischen Staaten im 18. Jahrhundert Erscheinungen, die annehmen ließen, als seien sie nun zu dem unvermeidlichen absteigenden Ast der staatlichen Entwicklung gelangt." (II, S. 373.)

Aber in diesem äußerst tragischen Moment erstand der Menschheit ein Messias und Erlöser, der die Niedergangstendenzen überwand. „Die große Macht, die den Gang der menschlichen Geschichte so fundamental ändert, ist das industrielle Kapital." (II, S. 373.) Die ganze weitere Darstellung Kautskys ist ein einziger Lobgesang auf den Kapitalismus. In diesem Kapitel erklimmt Kautsky solche Gipfel des Pathos, wie kaum einer der eifrigsten Apologeten des Kapitalismus. Er läßt Struwe, der einst ob solcher apologetischen Großtaten berüchtigt war, weit hinter sich zurück.

> „Mit der kapitalistischen Produktionsweise" — ruft Kautsky aus — taucht „zum erstenmal in der Weltgeschichte ein Ausbeutungssystem" auf, „das nicht auf die Verkümmerung der Produktivkräfte ausgeht, die es vorfindet, sondern vielmehr, und zwar in stets gewaltigerem Maße, auf deren Vermehrung. Nun taucht erst die Möglichkeit von Staatswesen auf, die nicht

in Stagnation und Elend verkommen und schließlich der Uebermacht raubgieriger Barbaren erliegen müssen, sondern die den Keim zu steter Vervollkommnung in sich tragen." (II, S. 382.)

Marx und Engels haben sich also schwer geirrt, wenn sie annahmen, die wirkliche Geschichte der Menschheit werde erst nach der sozialistischen Umwälzung beginnen. Sie hat offenbar begonnen, als das industrielle Kapital die Menschheit aus der verhängnisvollen Sackgasse herausführte und den „Hexenkreis" durchbrach. Was bedeutet, so fragt man sich, der Uebergang zum Sozialismus im Vergleich zu dieser geschichtlichen Wendung? Er ist nur eine unbedeutende Episode, eine der „Vervollkommnungen". Das um so mehr, als der Kapitalismus nach Kautsky „rein ökonomisch" keine Schranken der Entwicklung der Produktivkräfte kennt. Nach Untersuchung aller Gefahren, die den Kapitalismus bedrohen, kommt Kautsky zum Schluß, daß es „keine Argumente der ökonomischen Theorie" gäbe, „die seine (des Kapitalismus) Lebenskraft in Frage stellen könnten". (II, S. 559.)

Der Kapitalismus überwindet also „die degradierenden Wirkungen der feudalen Ausbeutung" (417), er führt zu einer „Regeneration der Gesellschaft von innen heraus, durch Triebkräfte, die sie aus sich selbst entwickelt" (ebenda). Die kapitalistische Produktionsweise ist „eine rationellere Methode gesellschaftlicher Entwicklung als die bisher seit dem Aufkommen des Staates in Kraft getretenen, denn sie erspart der Gesellschaft die oft viele Jahrhunderte dauernden Zwischenstufen rohester Barbarei, die zwischen den einzelnen Stufen der staatlichen Zivilisation liegen. Sie ist heute aber auch die einzig mögliche Methode der Weiterentwicklung." (II, S. 418.)

Wir wiederholen: auch bei den eifrigsten bürgerlichen Apologeten werden wir schwerlich eine so begeisterte Verteidigung des Kapitalismus finden. Selbst bei ihnen finden wir manchmal schamhafte Worte über die sogenannten „dunklen Seiten" des Kapitalismus. Kautsky sagt keinen Ton darüber. Dieser „Sozialist" verschweigt die Schrecken und Grausamkeiten der kapitalistischen Ausbeutung, er geht kaltblütig sogar über solche Tatsachen hinweg, wie der Weltkrieg; mit Begeisterung schildert er die unaufhaltsame Ausbreitung des Kapitalismus und geht mit keinem Worte auf die Gewalttaten und Leiden ein, die der Kapitalismus den rückständigen Völkern bringt. Selbst da, wo er daran erinnert, daß bei der ursprünglichen Akkumulation rohe Gewalt gegen die kleinen Produzenten angewandt worden sei, beeilt er sich zu erklären, daß „diese Gewalt ebenfalls nicht von den industriellen Kapitalisten ausgeübt worden" sei. (II, S. 433.)

Wir haben nicht die Absicht, hier die ökonomische „Analyse" des Kapitalismus, die Kautsky gibt, zu kritisieren. Unserer bescheidenen Ansicht nach werden sich auch die Oekonomen kaum damit zu beschäftigen haben, denn alles das, was Kautsky als angebliche ökonomische Theorie serviert, ist nichts als eine Reihe von

unbewiesenen Behauptungen, die nicht so sehr die moderne kapitalistische Wirklichkeit kennzeichnen als die Psychologie des Verfassers, der vor einem Götzen kniet, den er sich selbst geschaffen hat und dem er ständig Weihrauch spendet.

Man muß schon sehr von der Unerschütterlichkeit der eigenen Autorität oder der Leichtgläubigkeit der Leser überzeugt sein, wenn man sich zu der Behauptung versteigt, daß z. B. der Kapitalismus in der Nachkriegszeit „gefestigter" dastehe, „als nur je" (II, S. 559), ohne dies auch nur mit einer einzigen Zahl oder einer einzigen Tatsache zu belegen.

Aber die unbeschränkten schöpferischen Kräfte des industriellen Kapitalismus beschränken sich nicht auf die Oekonomie. Sie finden auch auf politischem Gebiet ihren Ausdruck, und zwar in Gestalt der „modernen" Demokratie und des Nationalstaates.

Kautsky gibt zu, daß alle bisherigen Staaten, die die Geschichte kennt, eine Organisation der Ausbeuter zur Niederhaltung der Ausgebeuteten gewesen sind, daß sie folglich die Diktatur einer Minderheit über die Mehrheit darstellten. Aber er übernimmt diese These nur mit einer kleinen Verbesserung; er wendet sie nur auf die vorkapitalistischen Staaten und die vorkapitalistischen Ausbeutungsformen an. In bezug auf diese übertreibt er sogar das Moment der Waffengewalt, denn er sieht in der Eroberung die einzige Ursache der Entstehung der Staaten.

Jedenfalls betont er, daß die militärische Uebermacht der herrschenden Klasse in der vorkapitalistischen Epoche entscheidend sei.

> „Die Sklaverei, die Hörigkeit von Individuen, die Zinspflichtigkeit unterworfener Gemeinden, sie alle beruhten auf militärischer Uebermacht. Und ohne diese Verhältnisse hätte die Ausbeutung durch Priester, Händler, Wucherer kaum aufkommen können." (II, S. 429 u. 430.)

So lagen die Dinge bis zur Epoche des industriellen Kapitalismus und bis zum Anbruch der Aera der „modernen Demokratie". Was aber hat sich geändert, seit die industrielle Bourgeoisie an die Macht gekommen ist? Hat der Staat sein grundsätzliches Wesen eingebüßt, ist er kein Apparat zur Unterdrückung der Mehrheit durch die Minderheit, keine Organisation zur Niederhaltung dieser arbeitenden Mehrheit mehr? Kautsky antwortet, ohne mit der Wimper zu zucken, mit Ja. Für ihn unterliegt es keinem Zweifel, daß in einer „gesicherten" Demokratie (mit Presse, Parteien und Parlament) von einer militärischen Uebermacht der Ausbeuter keine Rede sein könne. Ueberhaupt spielen die Waffen im Klassenkampf keine Rolle mehr.

> „Im Innern des demokratischen Staates findet — bei gesicherter Demokratie — der Kampf der Waffen für die Austragung von Klassenkonflikten keinen Raum mehr. Sie werden in friedlicher Weise durch Propaganda und Abstimmung entschieden." (II, S. 431 u. 432.)

Und offenbar in Erinnerung an die englischen Ereignisse vom Mai 1926 beeilt sich Kautsky hinzuzufügen:

> „Selbst der Massenstreik als Pressionsmittel der Arbeiterschaft kommt da wenig in Betracht. . . . er bietet Aussichten auf Erfolg bloß einer Regierung gegenüber, die keinen Halt in der Mehrheit der Bevölkerung hat. Dagegen als Minderheit der Mehrheit durch die Stillegung des Produktionsgetriebes eine Maßregel aufzwingen zu wollen, die sie entschieden ablehnt, kann in der Demokratie nie gelingen . . ." (II, S. 432.)

Die Aera der „modernen Demokratie"[4] bedeutet nach Kautsky beinahe den Anbruch des Reiches Gottes auf Erden. Vorher wurde alles durch Gewalt entschieden. „Wie der Staat aus kriegerischen Operationen hervorgeht, so vollziehen sich auch große entscheidende Machtverschiebungen in seinem Innern stets durch Waffengewalt." (II, S. 430.)

Diese tragische Notwendigkeit des bewaffneten Kampfes lastete auf der Menschheit bis zur Geburt der modernen Demokratie. Ja, was noch erstaunlicher ist, auch die Demokratie konnte das Blutvergießen nicht entbehren, um auf die Welt zu kommen. Folgendes stellt sich heraus: „Stets aber wurde die Demokratie errungen dadurch, daß die bewaffnete Macht der demokratischen Elemente sich ihren Feinden gegenüber als die stärkere erwies." (S. 430.) Dafür aber ist alles zu Ende, sobald die Demokratie einmal erobert ist. Alle feindlichen Klassen der Gesellschaft schmieden ihre Schwerter zu Pflügen um. Das Reich der friedlichen Propaganda und des Stimmzettels bricht an.

Diese widerlichen Lobpreisungen der friedlichen Demokratie durch Kautsky haben aber einen Kehrreim, der nicht so ganz beruhigend klingt. So wird vor allem mitgeteilt: „Wenn die Demokratie einmal durchgesetzt ist, hat sie sich noch oft genug gegen bewaffnete Erhebungen, Putsche und Staatsstreiche ihrer Gegner mit Waffengewalt zu wehren." (Ebenda.) Das ist die erste Warnung (und wir werden sehen, daß noch konkretere folgen). Das heißt also, daß der Frieden nicht ganz so vollkommen ist, daß nicht alle Schwerter zu Pflügen umgeschmiedet sind, sondern daß eine gewisse Anzahl von ihnen für den inneren Gebrauch belassen ist. Und da taucht die Frage auf, in wessen Händen sich dieser Waffenvorrat

[4] Kautsky wendet sich sehr erregt gegen die Bezeichnungen „formale" und „bürgerliche" Demokratie und findet sie sinnlos. Von formaler Demokratie kann seiner Meinung nach nur dort gesprochen werden, wo die demokratischen Rechte bloß auf dem Papier stehen und in der staatlichen Praxis mit Füßen getreten werden (II, S. 429).

Mit anderen Worten, Kautsky ist bereit, z. B. eine Abdul Hamidsche Verfassung als formale Demokratie zu bezeichnen, eine Verfassung, die bekanntlich nie verwirklicht worden ist. Um die Lage der Arbeiter in einem kapitalistischen Staat, der noch nicht ganz zum Faschismus übergegangen ist, zu kennzeichnen, schlägt Kautsky statt der Bezeichnung „formale Freiheit" die genauere Bezeichnung „frei, aber besitzlos" vor.

Welch erschütternde wissenschaftliche Entdeckung und welcher Schlag gegen die Bolschewiki, die die „moderne" Demokratie en canaille behandeln!

befinden wird, oder noch genauer, welche Klasse über diese Waffen verfügen und gegen wen sie rüsten wird?

Kautsky vermeidet es sehr geschickt, eine direkte Antwort auf diese Frage zu geben. Er wendet dabei allerlei Tricks an. So definiert er zum Beispiel an einer Stelle die moderne Demokratie als eine „Staatsform, in der an Stelle der großen Schmarotzer die arbeitenden Elemente über die Staatsgewalt verfügten" (II, S. 425). Da Kautsky an einer anderen Stelle die militärische Uebermacht der demokratischen Elemente als Voraussetzung zur Schaffung einer solchen Staatsform bezeichnet, so kann leicht der Eindruck entstehen, als ob es sich hier um eine Art demokratischer Diktatur des Proletariats und der Bauernschaft oder jedenfalls um eine kleinbürgerliche Diktatur handelte. Um eine solche Interpretation zu verhindern, muß Kautsky in einer ziemlich originellen und willkürlichen Weise mit dem Begriff der „arbeitenden Elemente" umspringen: „Man vergesse nicht, daß noch ein Saint Simon die industriellen Unternehmer zu den arbeitenden Klassen zählte." (II, S. 425.)

Großartig! Wir wollen auch diese Berufung auf Saint Simon akzeptieren, wenn es auch interessant wäre zu wissen, ob Kautsky selbst die industriellen Unternehmer zu den arbeitenden Klassen zählt. Er müßte sich darüber ganz offen aussprechen, denn dann würde er sich von vielen inneren Widersprüchen befreien[5].

Das ganze Unglück Kautskys besteht darin, daß er immer wieder über die traurigen Ueberreste des marxistischen Denkens stolpert und sich deshalb nicht frei auf der von ihm erwählten Bahn bewegen kann. Wenn er alle marxistischen Lehren von den Klassen radikal über Bord werfen und sich mit beiden Beinen auf den bürgerlichen juristischen Standpunkt stellen würde, so könnte er die klare und einfache Antwort geben: die bewaffneten Kräfte werden in der „modernen Demokratie" gebraucht, um die Staatsordnung, die über den Klassen und außerhalb der Klassen steht, und die Verfassung gegen die Gegner dieser Ordnung zu schützen. Aber die Reste des Marxismus, die in seinem Gedächtnis haften geblieben sind, veranlassen Kautsky, irgend etwas über die Klassen zu sagen; und dabei muß er auf Schritt und Tritt stolpern. Denn wer wird glauben, daß die bewaffneten Kräfte, sagen wir, des modernen Frankreichs, von den „Arbeitenden", das heißt nach Saint Simon, den Proletariern zusammen mit den Kapitalisten, gebraucht werden, um ihnen das Uebergewicht zu sichern, man denke nur über wen: über ein Häuflein von Monarchisten, die von einer Restauration phantasieren. Und wie ist es zum Beispiel in den Vereinigten Staaten bestellt, wo die „moderne" Demokratie durch keinerlei Kräfte der Vergangenheit bedroht ist? Wir wollen ganz davon schweigen, daß die Praxis der Anwendung dieser bewaffneten

[5] Der Widerspruch zur Geschichte würde freilich bleiben: denn zu den Arbeitenden, die z. B. zur Zeit der Jakobinerdiktatur in Frankreich ihre Herrschaft errichtet hatten, kann man nicht die Kapitalisten zählen. Sonst ist der Umsturz am 9. Thermidor völlig unerklärlich.

Kräfte — die Niederschießung von Streikenden, die Strafexpeditionen in den Kolonien usw. — eine ziemlich klare Sprache spricht. Aber Kautsky hat kein Interesse für Tatsachen. Mit der Hartnäckigkeit eines Pedanten und mit der Verzweiflung eines Menschen, den die ersten Donnerschläge der proletarischen Revolution bis zu Tode erschreckt und erbittert haben, kehrt er der Geschichte und dem modernen politischen Leben den Rücken zu und stellt die tiefsinnige Frage: „Wie ist es aber möglich, daß die Ausbeutung in der Demokratie fortbesteht, wenn die militärische Uebermacht der herrschenden und ausbeutenden Klassen wegfällt?“ (II, S. 432.)

In der Tat, wie ist das möglich? Kautsky wäre nicht der Stolz und die Zierde der II. Internationale, wenn er es nicht fertigbrächte, diese Frage zu beantworten. Eine kapitalistische Ausbeutung ist ohne militärische Unterdrückung denkbar, da der Kapitalismus überhaupt weder Zwang noch Gewalt braucht.

> „Dadurch unterscheidet es (das industrielle Kapital) sich von den Produktionsweisen, die auf kriegerischer Uebermacht beruhen, wie die Sklaverei oder Leibeigenschaft. Diese produzieren nicht besser als der freie Arbeiter, an dessen Stelle sie treten, sondern vielmehr schlechter. Weil sie ökonomisch irrationelle Produktionsweisen sind, können sie der Gesellschaft nur durch körperlichen Zwang aufgedrängt werden. Der industrielle Kapitalismus hat das nicht nötig.“ (II, S. 433.)

Das ist also der Schlüssel dieses schwierigen Problems. Wir müssen die Leistungen des alternden Verstandes Karl Kautskys nach Verdienst würdigen, denn er hat hier eine Wahrheit entdeckt, die leider noch nicht in das Bewußtsein der Kapitalisten eingedrungen ist. Sie begreifen selbst noch nicht, welches Paradies der Freiheit die kapitalistische Produktion darstellt. Alle Apostel der Harmonie und die ganze Reihe der bürgerlichen Ideologen mit dem unsterblichen Bentham an der Spitze haben sie davon noch nicht überzeugen können. Jetzt hat Karl Kautsky selbst es unternommen, diese Wahrheit den harten Köpfen der Industriekapitäne endgültig einzuhämmern.

Vielleicht aber wird die bewaffnete Macht gebraucht, um das kapitalistische Privateigentum zu verteidigen? Es sollte scheinen, daß diese Frage in der Epoche der sozialistischen Revolution die Herren Kapitalisten lebhaft interessieren müßte, und daß das bloße Gerede über die Vorzüge des Kapitalismus gegenüber der Leibeigenschaft hier nicht ausreichte Aber Kautsky denkt gar nicht daran, dieser so scharf gestellten Frage auszuweichen. Mehr noch: er erklärt direkt — es ist kein Scherz —, daß das Proletariat beabsichtige, das Privateigentum an den Produktionsmitteln in gesellschaftliches zu verwandeln. Kautsky hat sogar die Sozialisierung erwähnt . . . Er brüllt wie ein Löwe, aber sein drohendes Gebrüll verwandelt sich sofort in das zärtliche Girren einer Taube. Die Kapitalisten brauchen sich keine Sorgen um ihr Eigentum zu machen, denn erstens sind die Bauern und Handwerker an der Sicherung des Privateigentums an den Produktionsmitteln interessiert. Was

die Arbeiter anbelangt, so werden sie teilweise von den Gedankengängen beeinflußt, die ihre Vorfahren als Arbeiter und Bauern hegten, zum Teil aber sind sie aus dem Grunde Anhänger der Sicherheit des Eigentums, weil sie erkennen, „daß ohne solche Sicherheit der ganze Produktionsprozeß und damit auch die Existenz der Arbeiterschaft selbst in wildem Chaos untergehen müßte". (II, S. 434.)

Als Beweis führt Kautsky, ohne mit der Wimper zu zucken, die bekannten Beispiele der strengen Bestrafung von Dieben und Plünderern durch das aufständische Proletariat an, — als ob diese Tatsachen in irgendeinem Zusammenhang mit der grundsätzlichen Frage der Expropriation der Expropriateure stünden.

Uebrigens lehnt Kautsky im Interesse der Beruhigung der Kapitalisten es nicht ab, auch diese ernsthafteste Drohung zu untersuchen und abzulehnen. Eine Expropriation der industriellen Kapitalisten ohne Entschädigung ist unmöglich; das weist Kautsky ohne jede besondere Anstrengung nach. These Nummer eins: Es ist unmöglich, die gesamte Industrie auf einmal zu sozialisieren. Das Proletariat wird mit ihr nicht fertig werden, und man muß den am wenigsten zur Sozialisierung reifen Teil der Industrie den Kapitalisten belassen. These Nummer zwei: Es ist ungerecht, einem Teil der Kapitalisten ihr Eigentum zu belassen und es dem anderen zu nehmen. Noch mehr: Es ist unklug, denn die übriggebliebenen Kapitalisten werden die Lust verlieren, ihre Betriebe auszubauen und in ihnen Kapital anzulegen, wenn sie sehen werden, wie unsanft man mit dem anderen Teil umgesprungen ist und wenn sie dasselbe Schicksal erwarten müssen. Und schließlich These Nummer drei: Eine Expropriation ohne Entschädigung kann nur gegenüber Unternehmern angewandt werden, die die Produktion sabotieren, und damit diese Strafe ihre Wirkung ausübt, ist es notwendig, daß die loyalen Kapitalisten davon überzeugt sind, daß ihr gutes Verhalten belohnt werden würde. Und daraus ergibt sich eine Folgerung, die wir am besten mit Kautskys eigenen Worten wiedergeben:

> „Wir sehen, die kapitalistische Ausbeutung beruht auf ganz anderen Grundlagen als die vorkapitalistischen Methoden. Sie beruht nicht auf kriegerischem Uebergewicht der Ausbeuterklasse, sondern auf der ökonomischen Notwendigkeit eines Eigentums, dessen Funktionieren wohl durch überlegene wirtschaftliche Einrichtungen überflüssig gemacht werden kann, das sich aber durch bloße kriegerische Gewaltanwendung nicht ohne schwere ökonomische Schädigung des Landes beseitigen läßt." (II, S. 436.)

Daraus ergibt sich seinerseits:

> „Das Eigentum, auf dem die kapitalistische Ausbeutung beruht, ist also eine zeitweilige ökonomische Notwendigkeit, nicht nur für die Ausbeuter, sondern auch für die Ausgebeuteten. Es bedarf, solange dies der Fall, zu seinem Schutze keiner militärischen Gewalt gegen die Gesamtheit der Arbeiterklasse." (Ebenda.)

Wir machen hier auf das Wort „Gesamtheit" aufmerksam. Es ist hier nicht zufällig gebraucht und hat einen bestimmten Sinn, den Kautsky gleich aufdeckt. Aber davon wollen wir später reden.

Der Kapitalismus ist also der Friede. Er braucht keine militärische Gewalt, um die Arbeiterklasse innerhalb des Staates niederzuhalten. Er braucht aber auch keine militärische Gewalt für außenpolitische Zwecke. Auch das wird von Kautsky ebenso einfach wie der Satz, daß zweimal zwei vier ist, in dem Kapitel über den Nationalstaat nachgewiesen. Die Errungenschaft der Demokratie auf internationalem Gebiet, das ist die Selbstbestimmung der Völker. Der Staat, der diesen Grundsatz verkörpert, das heißt der Nationalstaat, „bedarf nicht der mindesten kriegerischen Gewalt gegenüber den Staatsteilen, um sie zusammenzuhalten". (II. S. 445.) Freilich muß Kautsky zugeben, daß das Bestreben zur Bildung des Nationalstaates oft zu bewaffneten Konflikten geführt hat. Er gibt auch zu, daß zum Beispiel die Grenzen, die im Vertrage von Versailles festgesetzt worden sind, zu einem großen Teile nicht nur nicht den Wünschen der Bevölkerung der betreffenden Gebiete entsprechen, sondern von ihnen direkt verabscheut werden. (II, S. 499.) Aber mit diesen Tatsachen, die die Geschlossenheit der pazifistischen Auffassung stören, wird Kautsky sehr leicht fertig, wenn auch auf Kosten der elementaren Logik. Er hofft darauf, daß „die demokratischen E'emente in Europa ökonomisch und sozial und damit auch politisch rasch genug erstarken, um dem Völkerbund die Kraft und den Drang zu verleihen, die Anpassung der Staatsgrenzen an die Bedürfnisse der Nationen durch demokratische Methoden zu vollziehen". (II, S. 445.)

Eben noch hat Kautsky uns erzählt, daß England und Frankreich in bezug auf Demokratie den Gipfel der Glückseligkeit darstellten (siehe S. 430); plötzlich aber stellt es sich heraus, daß der Völkerbund, der von diesen beiden „großen Demokratien" kontrolliert wird, eine nicht genügend demokratische Institution ist. Das ist doch allerhand; und um die Spuren zu verwischen, macht Kautsky einen wütenden Ausfall gegen das bolschewistische Regime, das nach innen und nach außen auf militärischer Gewalt beruhe und zu demokratischer Durchsetzung allseitiger Selbstbestimmung der Völker nichts beitragen könne. (II, S. 445.)

Also nicht der Mörder, der Ermordete ist schuldig. Die Bolschewiki sollen daran schuld sein, daß der Versailler Frieden ein Raubfrieden, eine Verhöhnung des Grundsatzes der Selbstbestimmung der Völker ist. Aber Kautsky behauptet nicht nur dies, sondern er macht den Erfolg der Demokratisierung des Völkerbundes direkt vom Sturz der proletarischen Diktatur in der Sowjetunion abhängig. In diesem Fall schreckt Kautsky, der sonst so friedensliebend ist wie ein Lamm, nicht vor der Perspektive eines Blutvergießens zurück. Denn das würde doch ein Blutvergießen zur Wiederherstellung der Demokratie sein (also ein Fall, der, wie wir gesehen haben, vorgesehen ist), ja, nicht nur zur Wiederherstellung, sondern auch zu einer gewissen Auffrischung und Verjüngung der

alten westeuropäischen Demokratie, die anders, das heißt ohne ein Blutbad unter dem Proletariat der Sowjetunion, nicht genügend „Kraft und Drang" finden würde, um „die Anpassung der Staatsgrenzen an die Bedürfnisse der Nationen zu vollziehen".

Nicht minder einfach wird Kautsky auch mit dem Problem der kolonialen Eroberungspolitik fertig, „die zwischen manchen der neueren Staaten einen sehr erheblichen Konfliktstoff bildet". Kautsky zieht es vor, einfach von ihr zu abstrahieren. „Wir brauchen sie hier, wo wir nur allgemeine Tendenzen betrachten, nicht weiter zu erörtern." (II, S. 445.) Da aber der Leser mit einer solchen Erklärung wahrscheinlich nicht zufrieden gestellt sein dürfte, unternimmt es Kautsky auch hier, nach Art des Voltaireschen Pangloss, nachzuweisen, daß in dieser besten aller Welten alles zum Besten eingerichtet sei. Denn die Kolonialpolitik — so sagt er — tritt nur auf „gegenüber Staaten ohne kapitalistische Industrie, ohne moderne Demokratie und ohne nationales Bewußtsein im modernen Sinne". (S. 445.) Das ist großartig! Das heißt offenbar, daß man auf die rückständigen Länder keine Rücksicht zu nehmen brauche, wenn ihnen kapitalistische Industrie und moderne Demokratie fehlen. Eroberungskriege gegenüber Völkern, die kein „nationales Bewußtsein im modernen Sinne" besitzen, müssen offenbar ähnlich beurteilt werden wie Operationen, die unter Anwendung starker narkotischer Mittel durchgeführt werden. In diesem Falle muß sogar der eifrigste Anhänger humaner Methoden jeden Protest unterlassen.

Aber Doktor Pangloss, das heißt Karl Kautsky, findet auch in einem anderen Umstand Trost. Die Gefahr der Kolonialkriege nimmt ab, weil die Welt bereits so gut wie verteilt ist. (II, S. 445.) Das ist stark! Denn gerade deshalb, weil die Welt bereits verteilt ist, tritt an die Stelle der berüchtigten „Solidarität" der kapitalistischen Nationen bei der Hineinziehung der rückständigen Länder in die Zivilisation ein ganz offener bestialischer Kampf unter ihnen, und zwar gerade aus dem Grunde, weil es keine „freien" Gebiete mehr gibt, weil es den „Zivilisatoren" zu eng geworden ist, weil jeder von ihnen sich nur noch auf Kosten des Nachbarn ausdehnen kann. Kautsky aber tröstet uns mit großartiger Naivität: „Aber die Welt ist bereits so gut wie verteilt." Das zum ersten. Und zweitens ... ja, zweitens wollen die Kolonialvölker das Joch der Ausbeutung nicht mehr ohne Widerspruch ertragen. Karl Kautsky ist gezwungen, auch diese Tatsache zuzugeben. (II, S. 445 u. 446.) Aber statt daraus die Folgerung zu ziehen, daß die internationalen Gegensätze sich verschärfen und bewaffnete Konflikte immer wahrscheinlicher werden, kommt Kautsky zu dem umgekehrten Schluß:

> „Je mehr wir uns dem Zustand allgemeiner Demokratie in allen Staaten mit nennenswerter Industrie nähern, desto überflüssiger werden Armeen zum Schutze des Landes. Desto sicherer wird es geschützt durch die Stärke der Demokratie hüben wie drüben." (II, S. 446.)

Die Kapitalisten rüsten zu Land, zu Wasser und in der Luft. Unsinn! Das sind lauter Mißverständnisse. Man höre, was Kautsky darüber sagt:

> „In diesem Staat der modernen Demokratie beruht weder die Ausbeutung der arbeitenden Klassen in seinem Inneren noch das Verhältnis zu seinen Nachbarn auf der kriegerischen Kraft seiner herrschenden Klasse." (II, S. 446.)

Das ist so klar, so stark und so überzeugend gesagt, daß unser ästhetisches Gefühl leiden muß, wenn wir sehen, daß die Geschlossenheit des von Kautsky entworfenen Bildes des demokratischen und pazifistischen Kapitalismus wiederum durch gewisse Reste des Marxismus gestört wird. Eben noch hat uns Kautsky nachgewiesen, daß der Kapitalismus keine bewaffneten Kräfte brauche, daß ihm eine Polizei genüge, und plötzlich schreibt er auf Seite 573 dem Kapitalisten das wachsende „Streben nach Vermehrung der kriegerischen Machtmittel des Staates, den seine Klasse beherrscht", zu. Eben erst hat er alle Sozialisten, die es wagen, von einer formalen Demokratie zu sprechen, verdonnert, und auf Seite 576 kommt er bei der Schilderung der Verflechtung von Industrie- und Bankkapital zu dem Schluß: „Durch diese Vereinigung werden sie (die Kapitalmagnaten) in wachsendem Maße zu Herren der ganzen Gesellschaft, über deren Schicksale sie immer mehr unumschränkt verfügen."

Eben erst hat Kautsky uns erzählt, daß die moderne Demokratie Gewaltmethoden ausschließe, und auf Seite 576 u. 577 muß er zugeben, daß die „neuen Monopolisten, wie alle Monopolisten, immer mehr trachten, durch brutale Gewalt in der inneren und äußeren Politik ihre Interessen zu wahren". Und er sagt weiter: „In den letzten Jahrzehnten wird diese Gewaltpolitik immer mehr die Politik aller, die über die Machtmittel des Kapitals verfügen."

Herr Kautsky, Sie beschreiten einen gefährlichen Weg. Sie erinnern ganz unangebracht an die theoretischen Arbeiten des Herrn Hilferding aus der Vorkriegszeit. Dadurch können Sie nur die heutige Praxis dieses sozialdemokratischen Ministers verderben. Denn die Erörterungen über die Verschärfung der Klassengegensätze, die Zunahme der Rüstungen usw. haben — so viele Einschränkungen Sie auch machen mögen — die unangenehme Eigenschaft, daß das Leben der Arbeiterklasse in dieser Hinsicht anschauliche Lehren einpaukt, und zwar Lehren, die viel weiter gehen als Ihre saft- und kraftlosen Deklamationen gegen die „neuen Monopolisten".

Mit diesen „neuen Monopolisten" hat Ihre Partei, Herr Kautsky, ein politisches Bündnis geschlossen. Zusammen mit ihnen vertritt sie das Recht Deutschlands, „wenigstens im Rahmen der Bestimmungen von Versailles zu rüsten". Von Ihnen, Herr Kautsky, wird nicht die Wiederholung von Elementarweisheiten, nicht das Wiederkauen des „Finanzkapitals" verlangt, sondern die kühne Weiterentwicklung Ihrer neuen Ideen. Seien Sie davon überzeugt, daß im Rahmen dieser Ideen nicht nur die Panzerkreuzer A, B und C Platz finden werden, sondern auch die volle Wiederherstellung des deutschen Militarismus.

Es genügt, sich Kautskys Erwägungen über das kapitalistische Eigentum vor Augen zu führen und sich aufmerksam die Vorbehalte anzusehen, die er dort macht. Diese Vorbehalte geben die umfassendste Möglichkeit zur Rechtfertigung aller beliebigen Rüstungen. Kautsky spricht z. B. nicht nur davon, daß das geheiligte kapitalistische Eigentum des Schutzes gegen die Angriffe von Lumpenproletariern bedarf, sondern auch „gegen Verzweiflungsstreiche einiger Schichten von Arbeitern, die kapitalistischer Uebermut in unsagbares Elend gestürzt hat". (II, S. 436.)

Kautsky glaubt freilich, daß die Polizei genüge, um mit diesen „einigen Schichten" fertig zu werden. (Ebenda.) Aber Vorsicht ist nie von Nachteil, kann hier jeder beliebige Kollege Kautskys einwerfen, der dies Problem in der Praxis studiert hat, wie z. B. der sozialdemokratische Innenminister Herr Severing. Niemand kann dafür bürgen, daß die Polizei genügen werde, und deshalb ist es das wichtigste, die Frage grundsätzlich zu entscheiden — dazu sind ja die Theoretiker vom Schlage Kautskys da —, ob man auf Arbeiter schießen dürfe, die verzweifelt sind und das geheiligte Privateigentum angreifen, ohne das versprochene Hineinwachsen in den Sozialismus abzuwarten; wenn diese Frage bejaht wird, dann besorgen die Männer der Praxis das weitere.

Aber Kautsky macht noch einen Vorbehalt, der Beachtung verdient.

> „Das kapitalistische Eigentum — erklärt er feierlich — muß immer wiederkehren, solange die Bedingungen für ... dem Kapital überlegene wirtschaftliche Einrichtungen nicht gegeben sind, auch wenn es zeitweilig der Gewalt gelingt, es zu zertrümmern, was übrigens nur in barbarischen Ländern vorkommen dürfte, deren arbeitende Bevölkerung die Notwendigkeiten der Industrie noch nicht begriffen hat." (II, S. 436.)

Daraus ergibt sich ganz eindeutig, daß gegen solche „barbarischen Länder" die Anwendung von Waffengewalt ganz angebracht und gerechtfertigt ist. Das ist nichts anderes, als eine „theoretische" Begründung für die Niederwerfung jeder proletarischen Revolution, jeder Bewegung der Kolonialvölker. Das sind die goldenen Worte, die von Kautsky, als dem anerkannten Herold der bürgerlichen Gegenrevolution, mit Recht erwartet werden müssen. Waffenbereitschaft gegen die verzweifelten Proletarier, Waffenbereitschaft gegen das Land, das durch sein Verhalten gezeigt hat, daß es die Wohltaten der kapitalistischen Industrie nicht zu schätzen weiß, Aufrüstung und zu gleicher Zeit pazifistisches Geschwätz und Reklame für den Völkerbund — das ist das Programm der internationalen Bourgeoisie, das Karl Kautsky in seinem Werk „wissenschaftlich" begründet.

Wir haben hier nicht einmal den hundertsten Teil der Perlen aufgeführt, die in den beiden Bänden des Kautskyschen Werkes auf Schritt und Tritt zu finden sind. Nicht behandelt haben wir die Auffassungen Kautskys über Demokratie und Diktatur, Faschismus, Voraussetzungen des Sozialismus, Entwicklung des demokratischen

Staates usw. Wir behalten uns vor, auf diese Fragen zurückzukommen. Aber für das erstemal kann man hier einen Punkt machen. Es gab eine Zeit, da man sagen konnte, Kautsky wende sich vom Marxismus ab. Diese Zeit ist vorbei: heute wendet sich Kautsky gegen den Marxismus und hüllt sich in die vorsintflutliche Rüstung der positiven Soziologie. Wir haben allen Grund anzunehmen, daß der Feldzug dieses neuen Malborough ein ebenso trauriges Ende nehmen wird, wie alle vorhergehenden Versuche, den revolutionären Marxismus zu vernichten.

M. N. POKROWSKI

N. G. TSCHERNYSCHEWSKI ALS HISTORIKER

„Für welchen Zweig des Wissens kann sich ein Publikum interessieren, für das die Geschichte keinerlei Interesse bietet? Man kann ohne Kenntnis der Mathematik, der griechischen oder lateinischen Sprache, der Chemie sein und keinen Drang zum Studium dieser Wissenschaften in sich spüren und dennoch ein gebildeter Mensch sein. Aber die Geschichte nicht lieben kann nur ein Mensch, der geistig ganz unentwickelt ist".

Diese Worte sind einem der älteren Artikel Tschernyschewskis entnommen — aber der Gedanke, der in ihnen ausgedrückt ist, entsprang keineswegs dem jugendlichen Ueberschwang. Wie wir weiter sehen werden, hatte Tschernyschewski seine Grundauffassungen schon lange vor 1854 herausgebildet; im Jahre 1854 war aber der soeben zitierte Artikel über das Sammelbuch „Propyläen" geschrieben worden. Man kann sagen, daß Tschernyschewski im Verlauf seiner ganzen späteren literarischen Tätigkeit dieser Geschichtsauffassung treu geblieben ist und daß es wohl kaum jemand gibt, auf den die Worte Lenins, daß der Publizist der Historiker des Zeitgenössischen sei, so passen, wie gerade auf Tschernyschewski. Publizistik und Geschichte durchdringen bei Tschernyschewski einander fortwährend, und wenn er von der Vergangenheit spricht, schwebt ihm stets die Gegenwart vor; die Gegenwart aber versucht er stets geschichtlich, von der Vergangenheit ausgehend, zu erklären. Er behandelt sehr gern geschichtliche Themata, und mit sichtbarer Liebe tritt er an konkrete geschichtliche Tatsachen heran, was ein charakteristisches Merkmal des Historikers aus Neigung ist; als er in der Peter-Pauls-Festung „Muße" hatte, machte er sich daran, seine eigene Geschichte zu schreiben, seine „Selbstbiographie", die gleichzeitig ein glänzendes Musterbeispiel lokaler Geschichtsschreibung ist, und zwar der Geschichte des unteren Wolgagebietes in der ersten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts.

Aber Tschernyschewski liebte nicht nur die konkrete Vergangenheit, wie jeder Historiker sie liebt; er hat oft, wenn auch nicht immer, diese Vergangenheit auch begriffen, so begriffen, wie ein wirklicher Historiker, d. h. ein materialistischer Historiker sie begreifen muß. Einige seiner Bemerkungen sind für seine Zeit direkt erstaunlich. Das Dogma der „tiefgehenden geschichtlichen Eigenart" jedes einzelnen Volkes, jedes einzelnen Landes war zur Zeit Tschernyschewskis fast unerschütterlich. Es wurde als selbstverständlich angenommen, daß die Geschichte Rußlands der Geschichte der anderen Länder keineswegs ähnlich sähe. Das sagten

nicht nur die Slawophilen, für die diese Unähnlichkeit der Ausgangspunkt ihrer ganzen Auffassung des geschichtlichen Prozesses war; auch die Westler waren von einer solchen Auffassung nicht weit entfernt; sie waren bereit, zuzugeben, daß der Stoff der Geschichte in Rußland derselbe war wie in Westeuropa. Aber sie sagten, der Stoff sei zwar derselbe, aber der Bau habe einen ganz anderen Stil. Im Westen habe die Gesellschaft den Staat geschaffen. In Rußland habe der Staat die Gesellschaft mit allen ihren Klassen geschaffen. Der Westen sei den Weg der Revolution von unten gegangen, Rußland den Weg weiser Reformen von oben. Mit einem Worte: man könne Rußland keineswegs mit dem europäischen Maß messen. Und in der neuesten Zeit mußte die materialistische Geschichtsschreibung eine sehr große Arbeit leisten, um das grundlegende Vorurteil der idealistischen Geschichtsschreibung zu zerstören, nämlich daß bei uns alles anders sei als bei den anderen.

Tschernyschewski war sich schon im Jahre 1860 vollkommen darüber im klaren, daß diese Eigenarten nur die grundlegende Identität des geschichtlichen Prozesses in den verschiedenen Ländern verdecken. Er nimmt absichtlich zwei Länder, die voneinander viel weiter entfernt sind als Rußland und Westeuropa und entwirft folgendes Bild: „In England sehen wir London und Manchester, Docks voller Dampfer und Eisenbahnen, — die Jakuten aber haben scheinbar nichts, was diesen Erscheinungen entspräche. Aber man nehme nur eine gründliche Beschreibung des Lebens der Jakuten; schon das Sachregister einer solchen Beschreibung muß uns auf den Gedanken bringen, daß unsere oberflächliche Folgerung irrtümlich war; das Sachregister eines Buches über die Jakuten ist ganz genau dasselbe wie das eines Buches über die Engländer: Bodenbeschaffenheit und Klima, die Art und Weise der Gewinnung der Nahrung, Wohnung, Kleidung, Verkehrsmittel, Handel usw. Wie, so fragt man, haben denn auch die Jakuten Verkehrsmittel und Handel? Natürlich, ebenso wie die Engländer. Der Unterschied ist nur der, daß bei den Engländern diese Erscheinungen des gesellschaftlichen Lebens stark entwickelt sind, während sie bei den Jakuten noch schwach entwickelt sind. Die Engländer haben London — aber auch bei den Jakuten finden wir Erscheinungen, die auf demselben Prinzip beruhen, wie London. Im Winter wohnen die Jakuten, die für diese Zeit ihr Nomadendasein aufgeben, in Erdhütten; diese Erdhütten werden eine neben der anderen angelegt, so daß sie eine Gruppe bilden — und das ist der Keim einer Stadt; auch in England hat es so begonnen; der Keim Londons war eine Gruppe ebensolcher Erdhütten. Die Engländer haben Manchester, mit gewaltigen Maschinen, sie haben Baumwollfabriken; aber auch die Jakuten geben sich nicht mit Tierfellen in ihrer ursprünglichen Form zufrieden; sie nähen sie zusammen, sie machen Filz aus Wolle; vom Walken des Filzes bis zur Weberei ist es nicht mehr so weit; von der Nadel ist es nicht weit bis zur Spindel, und Manchester ist nichts anderes als die Anhäufung von Dutzenden Millionen Spindeln in einer für sie günstigen Umgebung; die Arbeit einer

Jakutenfamilie, die ihre Kleidung herstellt, ist bereits der Keim zu einem Manchester, so wie die Erdhütte der Jakuten der Keim zu einem London. Es ist eine andere Sache, wie weit eine gewisse Erscheinung entwickelt ist; bei jedem Volk sehen wir Erscheinungen aller Arten in verschiedenen Entwicklungsstufen. Der Keim ist ein und derselbe; er entwickelt sich überall nach den gleichen Gesetzen, nur die Umgebung ist an den verschiedenen Orten verschieden, und deshalb ist auch die Entwicklung verschieden: der Berliner saure Wein ist derselbe Wein wie der, der in der Champagne und in Ungarn wächst; nur das Klima ist anders, und deshalb kann man vom Standpunkt der Praxis sagen, daß der Berliner Wein, der völlig unbrauchbar ist, etwas ganz anderes sei als der Tokayerwein oder der aus Epernay, aus dem wundervolle Getränke bereitet werden: der Unterschied ist ungeheuer und für jeden offenkundig; aber man wird zugeben müssen, daß die Gelehrten ein Recht haben, wenn sie behaupten, daß der Tokayerwein keine Elemente enthalte, die nicht im Berliner Wein zu finden wären[1]."

An einer anderen Stelle desselben Artikels hat Tschernyschewski diesen Gedanken noch klarer und kürzer ausgedrückt, und zwar direkt in Anwendung auf die russische Geschichte. „Die russische Geschichte ist nur im Zusammenhang mit der allgemeinen Geschichte verständlich; sie erklärt sich aus dieser und stellt nur eine Formveränderung derselben Kräfte und Erscheinungen dar, von denen in der allgemeinen Geschichte die Rede ist." Der Unterschied in der Geschichte zweier verschiedener Völker ist nur ein quantitativer, kein qualitativer. „Vielleicht hat die Rasse des Volkes irgendeinen Einfluß darauf ausgeübt, daß das betreffende Volk sich heute in diesem, nicht aber in einem anderen Zustand befindet; das kann nicht absolut verneint werden; die geschichtliche Analyse hat noch nicht mathematische Unbedingtheit erlangt; nach Anwendung dieser Analyse bleibt ebenso wie nach der heutigen chemischen Analyse noch ein geringes, sehr geringfügiges Residuum, ein Bodensatz, der mit viel feineren Forschungsmethoden untersucht werden müßte, die aber bei dem heutigen Stand der Wissenschaft noch unerreichbar sind; aber dieser Bodensatz ist sehr geringfügig[2]."

Aber die Geschichtsschreibung war zur Zeit Tschernyschewskis nicht nur nationalistisch, sie war auch noch individualistisch. Dabei vereinigten gewisse historische Schulen Nationalismus und Individualismus, wie zum Beispiel die Rankesche Schule Tschernyschewski vertrat, auch in dieser Hinsicht, einen Standpunkt, der uns viel näher ist In seiner bekannten Abhandlung „Die Rolle der Persönlichkeit in der Geschichte" ging er vielleicht noch weiter als die eifrigsten Verneiner dieser „Rolle" in den neunziger Jahren. „Wer in die Bedingungen eindringt, unter denen die Kritik der Gogolschen

[1] Bd. VI, S. 221 u. 222, „Das anthropologische Prinzip in der Philosophie", hier und bei allen folgenden Anmerkungen ist die russische Ausgabe zitiert. Unterstreichungen überall, wo das nicht besonders bemerkt, von mir. M. P.

[2] Bd. VII, S. 21. Aus den Anmerkungen zur „Politischen Oekonomie" von J. St. Mill.

Periode zu wirken hatte — so schrieb er —, der begreift klar, daß ihr Charakter vollkommen von unserer geschichtlichen Lage abhing; und wenn Bjelinski der Vertreter jener Zeit gewesen ist, so nur aus dem Grunde, weil seine Persönlichkeit eine solche war, wie sie die geschichtliche Notwendigkeit erforderte. Wäre er anders gewesen, so hätte diese unerbittliche geschichtliche Notwendigkeit ein anderes Werkzeug gefunden, mit einem anderen Namen, mit anderen Gesichtszügen, aber nicht mit anderem Charakter: das geschichtliche Bedürfnis ruft die Tätigkeit der Menschen hervor und verleiht dieser Tätigkeit die Kraft; selbst aber ist es niemandem unterworfen und ändert sich nicht irgendjemandem zuliebe. ‚Die Zeit fordert ihre Diener', wie der tief durchdachte Ausspruch eines solchen Dieners lautete.

Lassen wir also die Persönlichkeit Bjelinskis beiseite; er war nur der Diener des geschichtlichen Bedürfnisses und von unserem abstrakten Standpunkt interessiert uns nur die Entwicklung des Inhalts der russischen Kritik, der in allem wesentlich Wichtigen durch die Bedingungen, die die Geschichte geschaffen hatte, bestimmt wurde. Und wenn wir manchmal den Namen Bjelinskis nennen werden, wenn wir von der einen oder anderen Idee sprechen, so keineswegs aus dem Grunde, weil der Ausdruck dieser Idee eigentlich von seiner Persönlichkeit abhängig gewesen wäre, im Gegenteil: davon, was an seiner Kritik wesentlich ist, gehören ihm persönlich, als einem einzelnen Menschen, nur die einen oder anderen Worte, nur der Gebrauch der einen oder anderen Redewendung, keineswegs aber der Gedanke selbst; der Gedanke gehört ganz und gar seiner Zeit an: von seiner Persönlichkeit hing es nur ab, ob dieser Gedanke geschickt und kraftvoll ausgesprochen wurde[8]."

Aber sowohl die Anerkennung der grundlegenden Gleichartigkeit der geschichtlichen Prozesse in den verschiedenen Ländern als auch die Verneinung der schöpferischen Rolle der Persönlichkeit in der Geschichte, sind beides noch sehr elementare Dinge, die unsere Generation sich seit langem angeeignet und verdaut hat. Wie bei allem Verdauten, so ist auch hier ein gewisses „Residuum" geblieben, das weggeworfen werden muß; und jetzt wissen wir, daß die geschichtliche Eigenart der einzelnen Länder tiefer geht, als das auf den ersten Blick scheinen könnte, und daß die Persönlichkeit in der Geschichte eine viel größere Rolle spielt, als das anfänglich angenommen wurde. Um ins Schwarze zu treffen, muß man zuerst das Visier weiter einstellen. Aber Tschernyschewski hat bereits Dinge begriffen, die sogar für Menschen unserer Generation nicht immer klar sind. Man wird wohl kaum behaupten können, daß schon jetzt die Meinung allgemein verbreitet sei, daß nicht nur die Publizistik und die Gesellschaftswissenschaften im engeren Sinne dieses Wortes ein Reflex des Klassenkampfes seien, sondern daß eine genügend tief schürfende Analyse diesen Klassenkampf auch in den allerabstraktesten Theorien aufdecken werde. Tschernyschewski

[8] Bd. II, S. 165, „Studien über die Gogolsche Periode.

aber hat in dem genannten Artikel „Das anthropologische Prinzip in der Philosophie" bereits im Jahre 1860 geschrieben: „Die politischen Theorien und überhaupt alle philosophischen Lehren sind stets unter dem stärksten Einfluß der gesellschaftlichen Lage geschaffen worden, zu der sie gehörten, und jeder Philosoph vertrat eine der politischen Parteien, die zu seiner Zeit um die Herrschaft über die Gesellschaft kämpften, der der Philosoph angehörte. Wir wollen hier nicht von den Denkern sprechen, die sich eigens mit der politischen Seite des Lebens befaßten. Ihre Zugehörigkeit zu den politischen Parteien ist für jedermann allzudeutlich; Hobbes war Absolutist, Locke war ein Wigh, Milton ein Republikaner, Montesquieu ein Liberaler nach englischer Art, Rousseau ein revolutionärer Demokrat, Bentham ein einfacher Demokrat, der je nach Bedürfnis revolutionär oder nicht revolutionär war; diese Schriftsteller brauchen erst gar nicht erwähnt zu werden. Wenden wir uns jetzt den Denkern zu, die sich mit der Ausarbeitung allgemeinerer Theorien befaßten, den Urhebern metaphysischer Systeme, den eigentlichen sogenannten Philosophen. Kant gehörte der Partei an, die in Deutschland die Freiheit auf revolutionärem Wege einführen wollte, aber vor terroristischen Mitteln zurückschreckte. Fichte ging einige Schritte weiter; er fürchtete auch terroristische Mittel nicht. Schelling war der Vertreter einer Partei, die durch die Revolution eingeschüchtert worden war und die in mittelalterlichen Institutionen ihre Ruhe suchte, die den feudalen Staat wiederherstellen wollte, der in Deutschland durch Napoleon I. und die preußischen Patrioten, deren Sprecher Fichte gewesen ist, vernichtet worden war. Hegel war ein gemäßigter Liberaler, der in seinen Schlußfolgerungen äußerst konservativ war, der aber im Kampfe gegen die extreme Reaktion revolutionäre Grundsätze aufgriff; er hoffte dabei, den revolutionären Geist, der ihm als Werkzeug zur Zerstörung allzu verfallener Altertümer diente, von seiner vollen Entfaltung zurückhalten zu können. Wir sagen hier nicht nur, daß diese Männer ebensolche Ueberzeugungen hatten wie Privatleute; das wäre noch nicht so wichtig; aber ihre philosophischen Systeme waren ganz und gar von dem Geiste derjenigen politischen Parteien durchdrungen, denen die Urheber der Systeme angehörten. Wer sagt, daß das, was heute ist, früher niemals der Fall gewesen sei, wer sagt, daß die Philosophen erst jetzt begonnen hätten, ihre Systeme unter dem Eindruck politischer Ueberzeugungen aufzustellen, der ist äußerst naiv, und noch naiver ist es, diesen Gedanken in bezug auf die Denker zu äußern, die sich speziell mit dem politischen Teil der philosophischen Wissenschaft befaßten[4]."

Nur äußerst naive Menschen können also der Ansicht sein, das die abstrakten Theorien nicht von der Politik, das heißt vom Klassenkampf abhängig seien. So stellte sich Tschernyschewski die Sache im Jahre 1860 vor.

Ich fürchte, daß der Leser bereits die fertige Meinung hat, die in unseren Jubiläumstagen äußerst in Mode ist, daß nämlich Tscher-

[4] Bd. VI, Seite 180.

nyschewski ein „urwüchsiger Marxist", „unser nationaler Marxist" sei usw. Diese Vorstellung, die dem lobenswerten, aber offenbar ungenügend durchdachten Bestreben entspringt, die Bedeutung des Jubilars zu vergrößern, gibt uns unzweifelhaft ein geschichtlich (und wir wissen, wie Tschernyschewski die Geschichte liebte und achtete) ganz falsches Bild. Und es kostet keinerlei Mühe, aus den Werken desselben Verfassers Stellen anzuführen, die vollkommen zu dem Schluß berechtigen, zu dem seinerzeit Plechanow gelangte, und zwar, daß Tschernyschewski auf dem Gebiete der Geschichte ein Idealist gewesen sei.

Nehmen wir zum Beispiel seinen berühmten polemischen Artikel gegen Herzen, „Ueber die Ursachen des Untergangs von Rom" In diesem Artikel wendet sich Tschernyschewski, geschichtlich vollkommen berechtigt, gegen den Standpunkt, daß in der Geschichte „stets der Geschlagene schuldig sei", und daß der Untergang des römischen Reiches ausschließlich nur durch seine innere Zersetzung hervorgerufen worden sei. Mit großer geschichtlicher Zielsicherheit betont er, daß man das Schicksal der Kulturen und Völker keineswegs ausschließlich durch die Bedingungen ihrer inneren Entwicklung erklären könnte, wenn in dem betreffenden Fall mehrere Kulturen und Völker vorhanden seien, die untereinander kämpften. Es unterliegt keinem Zweifel, daß das römische Reich in der Epoche, als die germanischen Stämme den intensivsten Druck auf dieses ausübten, eine schwere innere Krise durchmachte und daß diese Krise den Sieg der Germanen äußerst erleichterte. Aber ohne die Germanen hätte diese Krise auch auf eine andere Weise gelöst werden können, und vom Standpunkt der inneren Entwicklung des römischen Reiches waren die Germanen natürlich eine Zufälligkeit. Tschernyschewski empört sich besonders über die Behauptung, daß diese Zertrümmerung einer großen Kulturgemeinschaft durch Völker, die auf einer viel tieferen Entwicklungsstufe standen, an sich etwas Gutes und für die Menschheit Wohltätiges gewesen sei, daß sie die Erscheinungsform irgendeines „Fortschrittes" gewesen sei. Und aus diesem Anlaß stellt Tschernyschewski plötzlich Erörterungen an, die die Vorstellung von dem Historiker Tschernyschewski, zu der der Leser auf Grund der vorhergehenden Zitate gelangen konnte, vollständig umstürzen.

„Man denke nur daran, was Fortschritt bedeutet und was ein Barbar bedeutet. Der Fortschritt beruht auf der geistigen Entwicklung; seine wichtigste Seite besteht direkt in den Erfolgen und in der Entwicklung des Wissens. Die Anwendung des besten Wissens auf die verschiedenen Seiten des praktischen Lebens ruft den Fortschritt auch auf diesen Gebieten hervor. Entwickelt sich zum Beispiel die Mathematik, so folgt daraus die Entwicklung auch der angewandten Mechanik; die Entwicklung der angewandten Mechanik führt zur Vervollkommnung verschiedener Fabrikationsmethoden, Handwerke usw. Entwickelt sich die Chemie, so führt das zur Entwicklung der Technologie; die Entwicklung der Technologie führt aber dazu, daß jedes technische Verfahren gegen früher verbessert

wird. Wird das geschichtliche Wissen vervollkommnet, so wird die Zahl der falschen Begriffe geringer, die die Menschen hindern, ihr öffentliches Leben einzurichten, und es wird besser eingerichtet als früher. Und endlich führt jede geistige Arbeit zur Entwicklung der geistigen Kräfte des Menschen, und je mehr Menschen im Lande lesen lernen und sich daran gewöhnen, Bücher zu lesen und zu lieben, je mehr es geschulte und gebildete Menschen im Lande gibt, desto größer wird auch in diesem Lande die Zahl der Menschen, die fähig sind, jede Aufgabe ordentlich zu erfüllen, das heißt also, daß sich der Gang des öffentlichen Lebens im Lande verbessert. Die wichtigste Triebkraft des Fortschritts ist also die Wissenschaft; die Erfolge des Fortschritts entsprechen dem Grad der Vervollkommnung und der Verbreitung des Wissens. Der Fortschritt ist also das Ergebnis des Wissens[5]."

Es stellt sich also heraus, daß wir die Vorwärtsbewegung der Kultur ausschließlich der Anhäufung und der Entwicklung des Wissens verdanken. Von Marx sind wir plötzlich auf den Standpunkt Buckles und Schtschapows zurückgeworfen worden (dieser letzte war übrigens in diesem Punkte unzweifelhaft ein Schüler Tschernyschewskis). Nehmen wir jetzt eine andere Stelle. Der Leser weiß natürlich sehr gut, welche Rolle in der bürgerlichen russischen Geschichtsschreibung die Theorie gespielt hat, die die russische Gesellschaftsordnung als das Ergebnis des Einflusses des Staates darstellte. Diese Theorie ist sehr lebenskräftig. Ihre Nachklänge kann man sogar in der Literatur Sowjetrußlands finden (die Erklärung der Teilung der russischen Gesellschaft in Klassen als eines Ergebnisses der Einwirkung „politischer Faktoren" bei Oganowski). Und — man stelle sich vor — auch diese offen bürgerliche, offen antimarxistische und antileninistische Theorie könnte in einigen Schriften Tschernyschewskis Stützpunkte finden. Man nehme z. B. den Artikel „Das Vorurteil und die Regeln der Logik"; dort heißt es: „Wir haben die Hauptursache nicht nur der Erscheinung gefunden, mit deren Erklärung wir uns speziell in diesem Artikel befassen, sondern auch aller Faktoren, die wir als die nächsten Ursachen dieser Erscheinung festgestellt haben. Nicht nur die schwache Entwicklung unserer Landwirtschaft, sondern auch die langsame Entwicklung unserer Bevölkerung im allgemeinen und unserer städtischen Bevölkerung im besonderen, der ungenügende Zustand unserer Verkehrsmittel, unseres Handels, unserer Industrie, der Mangel an Betriebskapital in der Landwirtschaft, alles das — und nicht nur das, sondern auch die Leibeigenschaft, der Rückgang der Volksenergie und unsere geistige Rückständigkeit, alle diese Tatsachen haben ebenso wie alle anderen schlechten Tatsachen unseres Daseins ihre grundlegende und stärkste Ursache in dem Zustand unserer Verwaltung und unseres Gerichtswesens. Sogar die andere stärkste Ursache unserer Armut, die Leibeigenschaft, ist

[5] Werke, Bd. VIII, S. 158, „Ueber die Ursachen des Untergangs von Rom".

einst aus der schlechten Verwaltung entstanden und ist durch sie aufrecht erhalten worden. Ueber den Ursprung der Leibeigenschaft wollen wir nur bemerken, daß diese Institution sich entwickelt hat, weil unsere Verwaltung in früheren Zeiten unfähig war, das alte freie Verhältnis zwischen den Landleuten, die auf einem bestimmten Grundstück lebten und dem Besitzer des Grundstücks aufrechtzuerhalten und die allmähliche Erweiterung der willkürlichen Macht einzudämmen, die der Besitzer sich gegenüber den Menschen anmaßte, die auf seinem Grund und Boden lebten; wir wollen noch bemerken, daß die Einführung der Leibeigenschaft nur dadurch ermöglicht wurde, daß die Freien, die die Verwaltung allzu wenig schützte, zu sehr unterdrückt wurden, so daß sie aufhörten, auf ihre Freiheit Wert zu legen und keinen allzu großen Verlust für sich darin sahen, wenn sie sich in Abhängigkeit von einem Stärkeren begaben. Es ist nicht am Platze, dieses Thema, das der Vergangenheit angehört, in einem Artikel, der die gegenwärtige Lage behandelt, ausführlicher darzulegen. Wir wollten gesagt haben, daß das lange Bestehen der Leibeigenschaft bis heute nur der schlechten Verwaltung zu verdanken war. In der Tat: wie auch die Gesetze beschaffen sein mochten, die die Rechte der Grundbesitzer über die Leibeigenen festsetzten, so würden, wenn auch nur diese Gesetze beachtet worden wären, erstens alle Gutsbesitzer aufgehört haben, in der Leibeigenschaft einen Vorteil zu sehen, und zweitens würde auf fast allen Gütern die Leibeigenschaft durch private Gerichtsurteile gegen den Mißbrauch der Machtbefugnisse aufgehoben worden sein."

Der Leser hat ohne Zweifel begriffen, daß der Artikel, der in einer zensurpflichtigen Zeitschrift erschien, in einer „äsopischen" Sprache geschrieben war, und daß unter dem „Zustand unserer Verwaltung und unseres Gerichtswesens" nichts anderes zu verstehen ist, als der Absolutismus. Aber methodologisch wird die Sache dadurch keineswegs besser. Daß die soziale Ordnung Rußlands in der Zeit vor der Reform durch den Staat geschaffen worden war, daß die Tätigkeit des absolutistischen Staates die „grundlegende" Ursache, die „stärkste" Ursache gewesen war, die die gesamte ökonomische und soziale Entwicklung Rußlands bestimmt hatte, alles das tritt nur noch krasser in Erscheinung, wenn wir unser Zitat aus der „äsopischen" Sprache in die gewöhnliche übersetzen. Die „politischen Faktoren" Oganowskis können also, wie wir sehen, auf eine äußerst glänzende Ahnengalerie zurückblicken. Aber das ist noch nicht das letzte. In einem der größten literarhistorischen Aufsätze Tschernyschewskis, in dem Aufsatze „Lessing, seine Zeit, sein Leben und Wirken" lesen wir folgenden Absatz:

„Die deutsche Literatur hat ihr Volk elend, von allen und von sich selbst verachtet, angetroffen; ja, es war sich seiner Existenz in keiner Weise bewußt; in den einen Schichten war es roh bis zur mittelalterlichen Barbarei, in den anderen verdorben bis zu den Sitten der Regentschaft; es kannte keine Wünsche, keine Hoffnung, kein Leben. Die Literatur hat dem deutschen Volke das Bewußtsein der nationalen Einheit gegeben; sie hat in ihm das Gefühl der Recht-

lichkeit und Ehrlichkeit erweckt; sie hat ihm die energischen Bestrebungen, das edle Vertrauen auf die eigene Kraft eingeflößt. In der Mitte des 18. Jahrhunderts waren die Deutschen in allen Beziehungen um zwei Jahrhunderte hinter den Engländern und Franzosen zurück. Zu Beginn des 19. Jahrhunderts standen sie bereits in mancher Beziehung höher als die übrigen Völker. In der Mitte des 18. Jahrhunderts schien das deutsche Volk altersschwach, überlebt, ohne Zukunft zu sein. Zu Beginn des 19. Jahrhunderts waren die Deutschen ein Volk voller mächtiger Kräfte, ein Volk, das bereit war, allen anderen europäischen Völkern die Grundlagen zur Erneuerung zu liefern, wenn das eine oder andere Volk zu seiner Erneuerung eine Hilfe von außen gebraucht hätte. Und alles das hat die Literatur bewirkt."

Daß die Geschichte durch den Fortschritt des Wissens, durch den Fortschritt der Wissenschaft vorwärts bewegt werde, das kann ein moderner Leser noch einigermaßen hinnehmen. Daß der Staat die bewegende Kraft sei, auch das werden einige glauben, wie zum Beispiel Oganowski. Aber daß die Literatur imstande wäre, Umwälzungen im Leben der Völker zu verursachen, das konnten sogar die mehr oder weniger historisch geschulten Zeitgenossen Tschernyschewskis wohl kaum ernst nehmen, insbesondere, wenn man sich vor Augen hält, daß die Volksmassen Deutschlands diese Literatur nicht einmal gelesen haben. Denn die ehrbaren deutschen Handwerker haben zur Zeit Lessings wohl kaum etwas außer der Bibel und Zeitungen (den damaligen Zeitungen!) gelesen, und die hörigen Bauern waren sicher Analphabeten. Wie und auf welchem Wege die Literatur unter solchen Bedingungen eine Umwälzung im Leben eines ganzen Volkes verursachen konnte, da hätte wohl auch Tschernyschewski selbst kaum erklären können. Zwar hatte er, wie bemerkt werden muß, eine gewisse Theorie darüber zur Hand, eine Theorie, die leider mit dem historischen Materialismus nichts gemein hat. In dem Artikel „Abriß der geschichtlichen Entwicklung der Landgemeinde in Rußland" von Tschitscherin (1856) lesen wir: „Es ist bekannt, daß der allgemeine Verlauf der geschichtlichen Bewegung in der Ausdehnung ihres Feldes besteht; sie beginnt bei den fortgeschrittenen Klassen der Gesellschaft und ergreift die unteren Schichten des Volkes, was sehr langsam vor sich geht. Auch in England und Frankreich ist das Volk erst unlängst und in sehr geringem Maße in die geschichtliche Bewegung hineingezogen worden; und um so natürlicher ist es anzunehmen, daß sie bei uns die ländlichen Verhältnisse noch gar nicht berührt hat; die Tatsachen beweisen, daß bei uns nur die höheren Stände und teilweise die Städte eine geschichtliche Aktivität entwickelt haben; das Volk wird von der Geschichte nur selten erwähnt, vielleicht in Ausnahmefällen wie im Jahre 1612 und auch dann nur, um sofort wieder vergessen zu werden."

Hier haben wir es nicht mit einer allgemein idealistischen, sondern mit einer ganz ausgeprägt klassenmäßig bürger-

lichen Fragestellung zu tun. Die Geschichte wird danach nicht von den produzierenden, sondern von den konsumierenden Klassen gemacht Natürlich ist dann auch nicht die Entwicklung der Produktivkräfte die bewegende Kraft, sondern dies sind die Prozesse, die sich im Hirn der Konsumenten abspielen. Und was ist das für ein seltsames Argument, daß die Geschichte sehr wenig von den produzierenden Klassen spreche? Was beweist das anderes, als daß unsere Geschichtsquellen ausschließlich von den herrschenden Klassen geschaffen worden sind, und daß die Geschichtsschreiber, die diese Quellen bearbeitet haben und die selber aus diesen Klassen hervorgegangen sind, noch sorgfältig alles das weggelassen haben, was den Interessen dieser Klassen widersprach?

Der Historiker Tschernyschewski trägt also ein Janusgesicht. Einerseits scheint er ganz und gar Marxist zu sein, andererseits ganz und gar Bourgeois. Diejenigen, die da glauben, daß man bei einem Jubiläum entweder bloß loben oder eben schimpfen dürfe, kommen bei der Behandlung Tschernyschewskis in dieselbe Lage, wie jene Person aus einem reaktionären Roman, die unter dem gleichmäßigen Druck ihrer aristokratischen Freunde von rechts und ihrer demokratischen Freunde von links während der bekannten Vorlesung von Kostomarow zur Zeit des Petersburger Studentenstreiks von 1861 mit den Händen klatschte und mit dem Mund pfiff. Wir glauben, daß wir unseren großen Toten gegenüber die Pflicht haben, weder zu klatschen noch zu pfeifen, sondern uns zu bemühen, sie zu begreifen und damit auch das auszuscheiden, was an ihnen wirklich unsterblich ist, das heißt das, was als ein nicht wegzuleugnendes Glied in die allgemeine Kette der geschichtlichen Entwicklung eingegangen ist und auf diese Weise unsere eigene Weltanschauung in dem einen oder anderen Maße bestimmt hat.

Vor allem muß man begreifen, wie die Weltanschauung Tschernyschewskis entstanden ist. Wir besitzen dafür jetzt ein äußerst reichhaltiges Material in den soeben veröffentlichten Tagebüchern aus seiner Jugend, die die letzten Jahre seiner Studentenzeit und die ersten Jahre seiner Lehrertätigkeit in der Provinz bis zu seiner Uebersiedlung nach Petersburg, bis zu seiner Verwandlung aus einem Provinzlehrer in einen hauptstädtischen Literaten umfassen. Es ist schwer, die Bedeutung dieser Tagebücher als einer der wertvollsten Quellen nicht nur der Biographie Tschernyschewskis, sondern auch der Geschichte der geistigen Entwicklung seiner ganzen Epoche, der ganzen Generation, der Tschernyschewski angehörte, zu überschätzen.

Auch diese Tagebücher zeigen, welche tiefgehende und unmittelbare Wirkung die Revolution von 1848 auf die Geschichte der russischen Ideologie ausgeübt hat. Gewöhnlich wird diese Revolution in der Bilanz dieser Entwicklung gar nicht aufgeführt. Wir haben natürlich gewußt, welche gewaltige Aenderung diese Revolution in der Weltanschauung Herzens verursacht hat. Aber Herzen lebte im Ausland, und es konnte scheinen, als ob die Revolution von 1848 gerade aus diesem Grunde eine solche Bedeutung für ihn gehabt hatte.

Jetzt wissen wir, welchen Einfluß sie nicht nur auf Augenzeugen, die unmittelbar mit ihr in Berührung kamen, ausgeübt hat, sondern auch auf die Masse der Petersburger Intellektuellen, die über diese Revolution nur aus den Zeitungen unterrichtet waren, die die Zensur Nikolaus' I. passieren ließ.

Wer die Tagebücher Tschernyschewskis nicht im Original gelesen hat, der kann sich schwer vorstellen, wie lebhaft dieser grüne Jüngling, der sich von den Gewohnheiten und Eindrücken der patriarchalischen Umgebung von Ssaratow noch nicht ganz frei gemacht hatte, auf die entfernten und in den damaligen Zeiten, als es noch keine Eisenbahnen und keinen Telegraphen gab, besonders weit entfernten Ereignisse der europäischen Geschichte reagierte. Wir führen hier zwei Stellen an:

„Ich habe jetzt endgültig gelesen, daß Robert Blum, Mitglied der Frankfurter Nationalversammlung, in Wien erschossen worden ist und daß in Frankfurt einstimmig die Bestrafung aller, die an dieser Tat beteiligt waren, gefordert wurde. Das hat mich in Erregung versetzt, und jetzt denke ich daran, wie sehr Europa noch den Zeiten nahe ist, als der Despotismus es wagte, die Formen offen zu verletzen! Die Erschießung eines Mitgliedes der Nationalversammlung ohne ihr Wissen! Das ist schrecklich, das ist empörend, mein Herz ist entrüstet, und gebe Gott, daß die, welche dieses schreckliche Beispiel der Gesetzlosigkeit gegeben haben, dafür in einer Weise bezahlen müssen, daß die ganze Welt sieht, wie vergeblich und wahnsinnig das Verbrechen ist; möge sein Blut über ihr Haupt kommen, und möge ihr Blut für sein Blut vergossen werden! Möge ihre Sache untergehen, denn die Sache solcher Leute kann nicht gerecht sein! An den Galgen mit Windischgraetz und allen anderen! Herr, sei Deinem Knecht gnädig und gib ihm seine Krone! Als ich von Slawinski kam, betete ich einige Minuten für Blum, — und ich habe schon lange nicht mehr für Tote gebetet."

Aber Tschernyschewski interessierte sich für die französische Revolution von 1848 noch mehr als für die deutsche. Folgendes schrieb er im September jenes Jahres, als in der Nationalversammlung die Auslieferung Ledru-Rollins, Louis Blancs und Caussidières an die Gerichte wegen ihrer Beteiligung an den Ereignissen vom Mai und Juni debattiert wurde: „Gestern las ich bis 3 Uhr die Erklärungen Ledru-Rollins, Louis Blancs und, nachdem ich manches durchgelesen hatte, auch Caussidières. Am Ende der Sitzung sprach Ledru-Rollin ausgezeichnet, nicht schlechter und vielleicht sogar besser als irgendein Vergniaud, den ich allerdings nur nach Bruchstücken aus Becker kenne. Auf welche Höhe hat er die Debatte gebracht! Er hat sich nicht gerechtfertigt, sondern seine Gegner geschlagen; er war der Ankläger und nicht der Angeklagte, und die Kommission muß sich nicht ganz wohl gefühlt haben, als er sprach. Er sprach eigentlich nicht für sich, sondern über alle, über Louis Blanc und Caussidière: ‚Nein, ihr dürft sie nicht vor Gericht stellen!' Ausgezeichnet, so daß ich schließlich be-

gann, laut zu lesen. Dann hielt auch Louis Blanc eine gute Rede. Im ersten Teil, in dem er von der allgemeinen Bedeutung der Sache sprach und seine Lehre verteidigte, war er ebenso groß wie Ledru-Rollin, übertraf ihn vielleicht noch an Rednerkunst. Im zweiten Teil, in dem er sein Verhalten im Mai erklärte, war er bewundernswert, obgleich hier das Interesse nicht so allgemein ist. Meiner Ansicht nach hat er ebenso wie Ledru-Rollin alle gegen ihn vorgebrachten Beschuldigungen entkräftet, so daß ich mich sogar wunderte, wie er noch ebenso wie Ledru-Rollin die Mittel und die Kraft behalten hat, sich so zu rechtfertigen. Ich war stets der Ansicht, daß sie vor der Geschichte unschuldig sind und sehe jetzt, daß sie auch vor dem Gericht der Polizei freigesprochen werden müssen, wenn es nur unparteiisch urteilen wird. Es sind große Männer!"

Louis Blanc blieb für Tchernyschewski noch lange ein Held. Ein Jahr später schrieb Tschernyschewski in sein Tagebuch, — er versuchte, sich seine persönliche Zukunft auszumalen: „In einigen Jahren bin ich Journalist und Führer oder eine der Hauptpersonen der äußersten Linken, etwas in der Art Louis Blancs... Die allgemeine Hoffnung: die Vernichtung des Proletariertums und überhaupt jedes materiellen Elends, — alle werden jedenfalls so leben, wie jetzt Leute leben, die ein Jahreseinkommen von 15 000 bis 20 000 Rubel haben ... Amen — Amen."

Später hat Tschernyschewski Louis Blanc viel richtiger gesehen und eingeschätzt, ebenso wie er sich später auch von dem Einfluß des Historikers Guizot befreit hatte, der im Tagebuch mit dem begeistertsten Lob bedacht wird. Einmal hatte Tschernyschewski sich von Guizot sogar überzeugen lassen, daß das allgemeine Wahlrecht nicht nötig sei ... Wir müssen hier bedenken, daß wir das alles im Tagebuch eines zwanzigjährigen Studenten lesen. Ich wiederhole: diese flüchtigen, wenn auch sehr begeisterten Sympathien ist Tschernyschewski später losgeworden. Aber seine geschichtliche Auffassung wurde durch den unauslöschlichen Eindruck des kolossalen Anschauungsunterrichtes des Klassenkampfes bestimmt, den das Jahr 1848 allen denkenden Menschen jener Zeit geboten hatte. Wir haben schon gesehen, daß Tschernyschewski im Alter von 21 Jahren die „Vernichtung des Proletariertums" als eine seiner Lebensaufgaben bezeichnete. In seinem Tagebuch finden wir auf Schritt und Tritt klassenmäßige Urteile anläßlich der Ereignisse von 1848. Hier ein Bruchstück: „Ihr Herren, ihr meint, es handele sich darum, daß das Wort Republik heiße und daß ihr die Macht hättet; darum handelt es sich nicht, sondern darum, daß die untere Klasse von ihrer Sklaverei befreit wird, nicht gegenüber dem Gesetz, sondern gegenüber der Notwendigkeit der Dinge, wie Louis Blanc sagt, damit sie essen, trinken, heiraten, Kinder erziehen, Väter ernähren, sich bilden kann und damit die Männer nicht zu Feiglingen oder zu Desperados werden und die Frauen nicht ihren Leib verkaufen. Sonst ist es Unsinn! Ich liebe die Herren nicht, die Freiheit, Freiheit sagen, und diese Freiheit darauf beschränken, daß sie das Wort sagen, es in die Gesetze hineinschreiben und es im Leben

nicht durchführen; die Herren, die die Texte, in denen von Ungleichheit die Rede ist, vernichten, aber eine soziale Ordnung nicht vernichten, bei der neun Zehntel eine Horde Sklaven und Proletarier sind; es handelt sich nicht darum, ob ein Zar sein wird oder nicht, ob eine Verfassung oder nicht, sondern um die gesellschaftlichen Verhältnisse, darum, daß eine Klasse nicht der anderen das Blut aussaugt."

Es wäre seltsam, wenn die Ereignisse des „tollen Jahres" auf einen so nachdenklichen und dabei leidenschaftlichen Jüngling, wie Tschernyschewski es damals war, nicht d i e s e n Eindruck gemacht hätten. Denn an diesen Ereignissen lernten nicht nur bedeutende Zeitgenossen, die den verschiedensten Lagern angehörten — sowohl der Reaktionär Toqueville als auch die Revolutionäre Herzen und Bakunin —, die Geschichte klassenmäßig aufzufassen; auch die allergewöhnlichsten Dutzendmenschen, wie der Spitzel der III. Abteilung in Paris, Jakob Tolstoi, der seinen Vorgesetzten über die Ereignisse in einer sehr genauen klassenmäßigen Terminologie berichtete, konnten diese Lehren nicht übersehen. Schon am 9. (21.) März 1848 schrieb Tolstoi: „Die Pariser Unruhen haben in der Provinz Widerhall gefunden. Ueberall stehen die Fabrikanten und Eigentümer in offenem Kampf mit den Arbeitern und dem Volk". Am 12. (24.) Juni 1848: „Das ist ganz und gar ein Aufstand der Arbeiter, die haßerfüllt sind und geschworen haben, die Nationalgarde und die Reichen zu vernichten." Am 15. (27.) Juni: „Ein Gefangener, dem vorgeworfen wurde, er habe die Waffen gegen seine Brüder erhoben, antwortete: ‚Was wollt ihr denn? Das war der Krieg der Besitzlosen gegen die Besitzenden!' Das war überhaupt die Losung der Meuterer[6]."

[6] Zentrarchiv, „Die Revolution von 1848 in Frankreich". Die Berichte J. Tolstois (russisch).

- Da es in den Sitzungen der Gesellschaft der Marxistischen Historiker, die dem Jubiläum Tschernyschewskis gewidmet waren, üblich war, den „revolutionären Kommunisten" Tschernyschewski dem „bürgerlichen Liberalen" Herzen entgegenzustellen, wird es nützlich sein, einige Stellen aus dessen „Briefen aus Frankreich" anzuführen (Briefe 9—11).

„Die demokratische Partei war unreif, sie hatte nichts Fertiges, das Volk war überhaupt dermaßen daran gewöhnt, von anderen regiert zu werden, daß es sich sofort mit einer Regierung zufrieden gab, die aus den Reihen der parlamentarischen und journalistischen Opposition hervorgegangen war, ohne zu merken, daß d e r g e g e n ü b e r G u i z o t e x t r e m s t e b ü r g e r l i c h e R a d i k a l i s m u s r ü c k s c h r i t t l i c h w u r d e, s o b a l d e r d e m S o z i a l i s m u s u n d K o m m u n i s m u s g e g e n ü b e r s t a n d." (Bd. VI, Seite 74.)

„Die provisorische Regierung konsolidierte sich, und Lamartine hat, wie Sie wissen, unter Lebensgefahr die Trikolore durchgesetzt. Die Fahne des Volkes, die Fahne, die im Kugelregen aufgepflanzt worden war, die Fahne der Demokratie, der kommenden Republik wurde abgelehnt; die Fahne der vergangenen Republik, die sich in das Kaiserreich verwandelt hatte, die Fahne Napoleons, die eine Kränkung für ganz Europa darstellte, die Fahne, die mit dem Blut aller Völker getränkt war, die siebzehn Jahre über dem Thron Louis Philippes geweht hatte, die Fahne, unter der die Munizipalgarden auf das Volk schossen, die Fahne der Bourgeoisie — sie wurde zum Banner der neuen Republik gemacht. Die neue Republik erklärte sich a l s b ü r g e r l i c h, sie brach mit der Vergangenheit nicht, und sie mußte folglich mit der erwarteten Republik zusammenstoßen und zwar s c h ä r f e r

Tschernyschewski hat sich diese Lehre für das ganze Leben gemerkt. Als Publizist kommt er immer wieder auf die französische Revolution von 1848 und ihre Vorbereitung zurück. Seine drei großen politischen Artikel („Der Kampf der Parteien in Frankreich unter Ludwig XVIII. und Karl X.", „Die Julimonarchie", „Cavaignac") sind in der Hauptsache der Geschichte des Klassenkampfes in Frankreich vor 1848 gewidmet und stellen die besten Musterbeispiele für die Anwendung der materialistischen Methode in der russischen geschichtlichen Literatur vor Plechanow dar. Der Leser wird sich wahrscheinlich wundern, daß ich diese Artikel nicht zur Charakteristik des Historikers Tschernyschewski benutze. Das geschieht aus einem sehr einfachen Grunde.

In diesen Aufsätzen benutzt Tschernyschewski in sehr großem Maße ausländische Quellen, die damals in Rußland von der Zensur verboten waren. Aus ganz verständlichen Gründen bringt er keine Zitate, auch wenn er wörtlich übersetzt, was in manchen Artikeln auf Schritt und Tritt der Fall ist. Ueber die Julimonarchie in Frankreich schreibt er direkt: „Nicht Guizot (die Memoiren Guizots waren zu Beginn des Artikels als Quelle genannt worden — M. P.) wird unser Führer sein. Der Leser, der mit der Literatur zur französischen Geschichte bekannt ist, wird unsere Artikel natürlich als eine einfache Uebersetzung bezeichnen; wir verlangen nichts, außer etwa, daß man diesen Artikel eine nicht ganz schlechte Uebersetzung nennen möge. Jetzt halten wir es für überflüssig, darauf näher einzugehen; aber mit der Zeit werden wir auch den Anforderungen der bibliographischen Genauigkeit Genüge leisten und die Zitate bezeichnen, was wir jetzt nur deshalb nicht tun, um unsere Darstel-

als die Monarchie, denn zwischen Monarchie und Sozialismus stand eben noch die politische, formale Republik. Sobald die Bourgeoisie die Einführung der Trikolore erfahren hatte, wurden die Läden geöffnet; die Bourgeoisie war beruhigt. Für dies Zugeständnis machte sie ihrerseits ein nicht geringeres — sie war bereit, die Republik anzuerkennen." (Bd. VI, Seite 76.)

„Inzwischen kamen die Abgeordneten von allen Seiten nach Paris. Das Volk und die Republikaner sahen mit Entrüstung und rot vor Empörung auf die beschränkten Gesichter, diese geizigen Augen von Eigentümern, diese Gesichtszüge, die die Gewinnsucht und die Liebe zur Ordnung entstellte, diese fetten Nasen und niedrigen Stirnen provinzieller Geschäftemacher, die jetzt kamen, um vor den Augen der gesamten Welt das Schicksal Frankreichs zu bestimmen, eine Republik zu schaffen, wobei ihnen als Kriterium die Elle und die Wage des Krämers dienten. Und ihr habt ihnen die Zukunft eures schönen Frankreich ausgeliefert; ihr habt sie zugelassen, ihr habt es ihnen erlaubt — so genießt denn die bitteren Früchte." (Bd. VI, Seite 95.)

„Gewöhnlich glaubt man, daß das Ziel des Sozialismus ausschließlich darin bestehe, die Fragen des Kapitals, der Rente und des Arbeitslohnes zu lösen, d. h. die Menschenfresserei in ihren gebildeten Formen zu vernichten. Das ist keineswegs der Fall Die ökonomischen Fragen sind äußerst wichtig, aber sie stellen nur die eine Seite einer ganzen Auffassung dar, die bestrebt ist, außer der Vernichtung der Mißbräuche des Eigentums aus denselben Gründen auch alles Monarchische und Religiöse zu vernichten — im Gerichtswesen, in der Regierung, in der ganzen Gesellschaftsordnung, und vor allem — in der Familie, im Privatleben, am Herd, im persönlichen Verhalten, in der Moral." (Bd. VI, Seite 99.)

Ist das nicht die kulturelle Revolution?

lung nicht zu sehr zu überlasten." („Die Julimonarchie", Sämtl. Werke B. VI, S. 53).

Wenn wir hinzunehmen, daß Tschernyschewski seine für die damalige Zeit illegalen Quellen nicht einfach übersetzte, sondern daß er auch korrigierte und Kürzungen oder Ergänzungen vornahm, wo der Originaltext ihm für den russischen Leser zu wenig verständlich zu sein schien, dann werden wir auch verstehen, welche gewaltige literarhistorische Arbeit, für die noch nicht einmal der Anfang gemacht ist, uns hier bevorsteht. Wenn es zu einer akademischen Ausgabe der Werke Tschernyschewskis kommen wird, dann werden zweifellos alle seine Anleihen im Text bezeichnet werden, und es wird auch festgestellt werden, wo er seine Quellen ergänzt oder korrigiert hat. Solange diese Arbeit nicht gemacht ist, wäre es sehr unvorsichtig, sich auf die Artikel Tschernyschewskis über die Geschichte Frankreichs zu berufen, so verlockend das auch sein mag, denn der Zitierende könnte dabei sehr leicht in eine lächerliche Situation geraten.

Es ist deshalb besser, den Historiker Tschernyschewki auf Grund von beiläufigen historischen Urteilen aus seinen nicht der Geschichte gewidmeten Arbeiten zu charakterisieren. Wie richtig er die Eindrücke seiner Jugend beurteilte, und wie gut er sie sich bewahrt hatte, das zeigen zum Beispiel seine Anmerkungen zu Mill. Er schreibt dort: „Im Jahre 1848 traten überall dort, wo eine Umwälzung stattfand, in einem geringeren oder größeren Maße entweder bei der gesamten Masse des einfachen Volkes oder bei einem großen Teil gewisse zum Teil unklare Tendenzen auf, die mit dem Kommunismus übereinzustimmen schienen, Tendenzen, die einer radikalen Vernichtung der bestehenden Wirtschaftsordnung zuneigten. Zu gleicher Zeit zeigte es sich, daß die früheren Vertreter des Kommunismus und des Sozialismus die Absicht haben, diese Tendenzen auszunutzen, die sogar von den allerradikalsten Demokraten, die keine Sozialisten und Kommunisten waren, verurteilt wurden. Es zeigte sich also, daß zwischen den Kommunisten oder Sozialisten und allen anderen Parteien ein großer Unterschied besteht, der sogar viel bedeutender ist als der Unterschied zwischen den am weitesten von einander entfernten unter den richtigen Parteien. Der Anhänger des Absolutismus und der rote Republikaner fühlten, daß sie beide etwas Gemeinsames hatten, das von den Sozialisten und Kommunisten angegriffen wurde. Diese aber, die sich gegen Institutionen wandten, die sowohl den Reaktionären als auch der ungeheuren Mehrheit der Revolutionäre gleich wertvoll waren, standen an einigen Orten sehr nahe vor der Uebernahme der Macht über die Gesellschaft."

Man kann sagen, daß Tschernyschewski im allgemeinen dem Marxismus dann am nächsten stand, wenn er von westeuropäischer oder sogar von orientalischer Geschichte sprach. Freilich ist das ein sehr bedingter Marxismus, denn für Tschernyschewski war die Vorstellung ganz fremd, daß das „Proletariertum" ein ganz notwendiges Stadium der nationalen Entwicklung ist, ohne das es keine

sozialistische Revolution geben kann. In den sehr bekannten Artikeln Tschernyschewskis über die Studien Haxthausens (1857) lesen wir: „Die ökonomische Bewegung hat in Westeuropa die Leiden des Proletariats hervorgerufen. Wir zweifeln nicht im geringsten daran, daß diese Leiden geheilt werden, daß diese Krankheit nicht zum Tode, sondern zur Gesundheit führen wird; aber für Westeuropa ist es dennoch schwer, seine gegenwärtigen Leiden zu ertragen, und die Heilung dieser Leiden erfordert lange Zeit und große Anstrengungen. Uns, die wir gegenwärtig an der ökonomischen Bewegung Europas teilnehmen, ist ein Gegengift gegen diese Krankheit, die im Westen mit dieser Bewegung verknüpft ist, geblieben, und wir würden sehr unklug handeln, wollten wir aus Abneigung gegen patriarchalische Sitten auf dieses Mittel verzichten, noch dazu in einer Zeit, wo es sich als äußerst geeignet erweist, uns vor den Leiden zu bewahren, die wir im Westen sehen."

Das Proletariat und sein Klassenkampf gegen die Bourgeoisie sind also keineswegs eine notwendige Voraussetzung der künftigen sozialistischen Umwälzung (die Tatsache dieses Klassenkampfes hat Tschernyschewski natürlich nicht geleugnet; er hat sie — wie wir bereits wissen — schon im Jahre 1848 festgestellt). Der Klassenkampf ist der opferreichste und schwierigste Weg zur Umwälzung; man kann einen leichteren finden, der weniger Opfer kostet. Natürlich mußte eine solche Stellung zum Proletariat bis zu einem gewissen Grade auch die Darstellung der Geschichte des Klassenkampfes im Westen entstellen, so sehr auch Tschernyschewski hier dem historischen Materialismus nahegekommen war. Da man oft Vergleiche zwischen dem „Cavaignac" Tschernyschewskis und den „Klassenkämpfen in Frankreich" von Karl Marx anstellt, wobei man die beiden Werke als die einzigen Beispiele einer materialistischen Analyse der Ereignisse von 1848 in Frankreich in der Weltliteratur bezeichnet, so kann ein Vergleich, sagen wir, der Charakteristik der Junischlacht bei beiden Verfassern nur nützlich sein. Wir machen den Leser noch einmal darauf aufmerksam, daß dieser Vergleich nur sehr bedingt sein kann, denn wir kennen die Quellen dieser Darstellung bei Tschernyschewski nicht und können auch nicht sagen, in welchem Maße dieser Autor von ihnen abhängig war. Nicht einzelne Worte und nicht einzelne Tatsachen sind hier wesentlich, sondern die allgemeine Färbung und die allgemeinen Züge der Darstellung; ganz gleich, ob es seine eigenen Worte waren oder nicht, Tschernyschewski hat sie in seinem Artikel gebraucht; diese allgemeine Charakteristik schien ihm also richtig zu sein. Hier ist sie:

„Der Bürgerkrieg im Juni unterscheidet sich von den anderen Pariser Bürgerkriegen gerade durch den Mangel an den Einflüssen, die in den meisten Fällen die Ursachen der Unruhen in Frankreich bildeten; und dieser Mangel der gewöhnlichen Elemente der Rebellion ist das Geheimnis der gewaltigen Kraft, die die Insurgenten des Juni an den Tag legten, und des Schreckens, den dieses Blutbad hervorrief. Die Massen gingen ohne einen einzigen Führer in den

Kampf; unter den Insurgenten befand sich kein einziger bekannter Name. Was wollten sie? Das bleibt bis heute für diejenigen unklar, die die Perspektive des Hungertodes, die sich der Insurgenten eröffnete, für keine zureichende Erklärung ihres Aufstandes halten. Sie waren weder Kommunisten noch Sozialisten noch rote Republikaner — diese Parteien haben an der Junischlacht nicht teilgenommen; was wollten sie? Die Verbesserung ihres Daseins; aber mit welchen Mitteln konnte die Lage der Arbeiterklasse verbessert werden, wenn sie die Oberhand behalten hätte? Das war auch für die Insurgenten unklar, und um so schrecklicher erschienen ihre Wünsche den Gegnern; was aber wollten sie, wenn sie nicht einmal Kommunisten waren? Die Verzweiflung, das ist die einzige Erklärung der Junitage; sie ist es, die diesem Aufstand seinen besonderen Charakter verleiht. Die Insurgenten haben nicht gekämpft, um irgendeine politische Form zu stürzen oder aufzurichten — sie hatten keine bestimmten politischen Vorstellungen und auch keine bestimmenden Forderungen an die Regierung oder die Gesellschaft außer der einen: Sie wollten Arbeit und ein Stück Brot haben, das durch Arbeit verdient wäre, und sie glaubten, daß die Gegner sie ausrotten wollten, um ihnen weder Brot noch Arbeit geben zu brauchen, nachdem sie ihnen das so viele Male feierlich zugesagt hatten. Deshalb kämpften sie auch mit dem Mut der Verzweiflung. Es waren ihrer Vierzigtausend: weitaus nicht alle Arbeiter von Paris, weitaus nicht alle Arbeiter der Nationalwerkstätten hatten zu den Waffen gegriffen; es bestand fast keinerlei Aussicht auf Erfolg; die Insurgenten gingen ins Verderben, in das fast sichere Verderben, und deshalb schloß sich ihnen kein Arbeiter an, der in seinem Schmerz kaltes Blut behalten hatte oder der noch Aussicht hatte, Arbeit in den Fabriken zu erhalten. Dafür aber schlugen sich die, die den fast aussichtslosen Kampf gewagt hatten, mit einer Energie, die weder im Juli 1830 noch im Februar 1848 zu finden war. Gegen sie wurden viel mehr reguläre Truppen ins Feld geführt als damals; gegen sie wurden die Mobilgarden aufgeboten, die aus der verzweifelten Jugend der Pariser Obdachlosen gebildet worden waren; gegen sie wurden furchtbare Geschütze schweren Kalibers gerichtet — und alles das reichte nicht aus, fortwährend rollten mit der Eisenbahn neue Truppen und neue Abteilungen der Nationalgarden aus allen Städten Frankreichs heran, und erst am vierten Tag unterdrückte diese gewaltige Uebermacht den Aufstand, und auch diesen langsamen Sieg hatten die Gegner der Insurgenten nur dem neuen Kampfsystem zu verdanken, das Cavaignac mit seltener Kunst und mit noch seltenerer Unerschütterlichkeit angewandt hatte[7]."

Nehmen wir jetzt die gedrängte Charakteristik von Marx: „Es

[7] Werke Bd. IV, S. 21 u. 22.

blieb den Arbeitern keine Wahl, sie mußten verhungern oder losschlagen. Sie antworteten am 22. Juni mit der ungeheuren Insurrektion, worin die erste große Schlacht geliefert wurde zwischen den beiden Klassen, welche die moderne Gesellschaft spalten. Es war ein Kampf um die Erhaltung oder Vernichtung der bürgerlichen Ordnung. Der Schleier, der die Republik verhüllte, zerriß.

Es ist bekannt, wie die Arbeiter in beispielloser Tapferkeit und Genialität ohne Chefs, ohne gemeinsamen Plan, ohne Mittel, zum größten Teil der Waffen entbehrend, die Armee, die Mobilgarde, die Pariser Nationalgarde und die aus der Provinz hinzugeströmte Nationalgarde während fünf Tagen in Schach hielten. Es ist bekannt, wie die Bourgeoisie für die ausgestandene Todesangst sich in unerhörter Brutalität entschädigte und über 3000 Gefangene massakrierte[8]."

Der Unterschied in der Behandlung der Ereignisse ist augenfällig. Für Marx sind die Junitage der erste Ausbruch der sozialistischen Revolution, die Leiden des Pariser Proletariats nur der Anlaß dieses Ausbruchs. Für Tschernyschewski sind diese Leiden die Ursache des Ausbruchs, der nicht stattzufinden brauchte, wenn die Bourgeoisie sich anders verhalten hätte. Der Aufstand erfolgte, weil die Arbeiter durch Betrug und Provokationen zur Verzweiflung gebracht waren; und Tschernyschewski betont noch besonders, daß diejenigen, die man nicht zur Verzweiflung gebracht hatte, ruhig zu Hause geblieben sind: „Weitaus nicht alle Arbeiter von Paris ... hatten zu den Waffen gegriffen ... Deshalb schloß sich ihnen kein Arbeiter an, der in seinem Schmerz (!) kaltes Blut behalten hatte oder der noch Aussicht hatte, Arbeit in den Fabriken zu erhalten." Man muß schon Marx und Tschernyschewski gegenüber sehr parteiisch sein, um hier irgendeine Aehnlichkeit zu finden außer der ganz allgemeinen, die wir bei beliebigen zwei Historikern sehen können, die den Klassenkampf schildern. Und wenn man schon alle, die diesen Stoff behandelt haben, vergleicht, so steht natürlich Herzen Marx viel näher. Wir haben bereits Bruchstücke aus seinen Briefen über dasselbe Thema angeführt. Bei Herzen zieht sich die Unabwendbarkeit des Konflikts wie ein roter Faden durch die gesamte Charakteristik der Ereignisse vom Februar bis zum Juni 1848. Alles übrige spielt sich im Rahmen dieser sich entwickelnden Tragödie ab. Alle einzelnen Charakteristiken sind durch diese Einheit des Grundgedankens miteinander verbunden. Man nehme z. B. seine an und für sich glänzende Charakteristik Blanquis:

„Anders aber war Blanqui. Wenn er die Verbindungen zur Regierung abbrach, so brach er sie endgültig ab; er hatte auch früher niemanden von diesen schwachen Menschen gemocht; jetzt haßte er sie und hegte Verdacht gegen sie. Blanqui, ein konzentrierter, nervöser, finsterer Charakter, durch die fürchterliche Gefängnishaft

[8] Karl Marx, „Klassenkämpfe in Frankreich". (Die erste Sperrung von mir. M. P.)

erschöpft und krank, hatte eine unwahrscheinliche Kraft des Geistes beibehalten: Blanqui ist der Revolutionär unseres Jahrhunderts; er hatte begriffen, daß nichts mehr zu korrigieren war, er hatte begriffen, daß es jetzt die erste Aufgabe ist, das Bestehende zu zerstören. Mit einer ganz ursprünglichen Redekunst begabt, erschütterte er die Massen. Jedes seiner Worte war eine Anklage, gegen die alte Welt geschleudert. Er wurde weniger geliebt als Barbès, aber mehr gehört. Die Regierung fürchtete diesen unerbittlichen Menschen: was sie auch tun mochten, immer hatten sie den boshaften und ironischen Blick Blanquis vor Augen, und sie erblaßten. Alle waren bestrebt, ihn zu vernichten: Ledru-Rollin und Caussidière ebenso wie die anderen; mit Barbès hofften sie fertig zu werden[9]."

Tschernyschewski aber hatte für Blanqui nur die Bezeichnung „Intrigant" übrig. („Schwache Bewegungen, die durch Intriganten von der Art Blanquis erregt worden waren".) Ja, er neigte dazu, diesem „Intriganten" die Schuld daran zuzuschreiben, daß diese „Unruhen nicht abgewendet wurden". Mag auch die Bezeichnung „Intrigant" ihm durch die Redaktion des „Ssowremjennik" („Zeitgenosse") aufgezwungen worden sein, die vor der Zensur Angst bekommen hatte; aber Tschernyschewski konnte doch nicht zulassen, daß mit seinem Namen etwas gedruckt wurde, das seinen Auffassungen widersprochen hätte. Von sich aus hätte Tschernyschewski den großen französischen Revolutionär wahrscheinlich nicht als „Intriganten" bezeichnet, ebenso wie er Barbès und Hueber in seinem ursprünglichen, nicht zensurierten Text nicht „Fanatiker" nannte, wie es später im Druck hieß, sondern „Enthusiasten" Daß aber Blanqui und seine Stellungnahme für Tschernyschewski Zufälligkeiten darstellten, die dazu noch die Lage verschlechterten, das unterliegt keinem Zweifel. Die Sache hätte beigelegt werden können, die „Unruhen" hätten „abgewendet" werden können, wenn andere Personen dagewesen wären, und vor allem, wenn die Bourgeoisie in ihrem Verhältnis zu den Arbeitern weniger blind und gewissenhafter gewesen wäre. Das alles sieht recht wenig nach der unvermeidlichen Explosion des Klassenkampfes als Ausgangspunkt der sozialistischen Revolution aus. Das ähnelt mehr dem Schema der späteren Geschichtsschreibung der russischen revolutionären Bewegung, die den Terror der „Semlja i Wolja" („Land und Freiheit") und der „Narodnaja Wolja" („Volkswille") dadurch erklärte, daß die Polizei die Revolutionäre durch ihre Verfolgungen erbittert habe.

Aber wenn wir bei der Behandlung der Geschichte des Westens nur ärgerliche „Abweichungen" sehen, die eine im allgemeinen richtige materialistische Linie stören, so steht es um die russischen Ereignisse, mit denen Tschernyschewski in unmittelbare Berührung kam und deren Geschichte er nach den noch frischen Spuren schrieb, viel schlechter. Hier verläßt der Klasseninstinkt Tschernyschewski zuweilen vollständig, und er beginnt Dinge zu erzählen, die mit dem Materialismus gar nichts mehr gemein haben, Dinge, die ganz und gar die Charakteristik Tschernyschewskis durch

[9] Herzen, Werke, Bd. VI, S. 90, russisch.

Plechanow rechtfertigen, der ihn einen idealistischen Historiker nannte.

Vielleicht der stärkste Artikel Tschernyschewskis über die Bauernreform von 1861 sind die „Briefe ohne Adresse" — sie sind so kräftig geschrieben, daß die zaristische Zensur für den Augenblick den Kopf verlor; aber schließlich wurde ihr Abdruck verboten Es bestehen jedoch Gründe zu der Annahme, daß der Adressat, das heißt Alexander II., sie gelesen hat, und daß sie im tragischen Schicksal Tschernyschewskis eine nicht geringe Rolle gespielt haben, wenn sie auch auf dem Prozeß nicht figurierten. In einer solchen Sprache hatte in Rußland noch niemand zum Selbstherrscher gesprochen. Ich weiß nicht, ob schon irgend jemand bemerkt hat, daß der Titel des Artikels ein Wortspiel enthält. Tschernyschewski erzählt im „Prolog", daß man sich an Wolgin (das heißt an ihn selbst, an Tschernyschewski) mit dem Vorschlag gewandt habe, eine Adresse an den Zaren zu verfassen. Wolgin lehnte diesen Auftrag lachend ab, — er schrieb keine „Adresse", sondern einen einfachen „Brief" an Alexander II., „ohne Adresse", und das war etwas anderes. Politisch waren die Briefe äußerst kühn. Seit den Zeiten Radischtschews hatte die russische Druckerpresse nichts Aehnliches gesehen. Tschernyschewski droht Alexander ganz deutlich mit der Revolution, mit ganz klaren Worten; aber uns interessiert hier die geschichtliche Kennzeichnung der Lage durch Tschernyschewski. Folgendermaßen charakterisiert er die gesellschaftlichen Kräfte, die damals in Erscheinung traten:

„In der Tat, wie war die Lage der Dinge bei Inangriffnahme der Bauernfrage? Es gab hier vier Hauptelemente: die Regierung, die bis dahin bureaukratischen Charakter hatte; die gebildeten Menschen aller Stände, die die Aufhebung der Leibeigenschaft für notwendig erachteten; die Gutsherren, die dies verschleppen wollten, weil sie für ihre Geldinteressen fürchteten und endlich die Leibeigenen, auf denen der Druck der Leibeigenschaft lastete. Außerhalb dieser vier Elemente stand die übrige Hälfte der Bevölkerung, die Staatsbauern, die Kleinbürger, die Kaufleute, die Geistlichkeit und jene Mehrheit der Beamten ohne Besitz an Landgütern, die keine großen Vorteile aus der bureaukratischen Ordnung zogen[10]."

Es ist klar, daß die „gebildeten Menschen aller Stände" in keine klassenmäßige Charakteristik hineinpassen. Das ist keineswegs eine Maskierung der „Bourgeoisie", denn Tschernyschewski schützt sich, wie mit Absicht, gegen eine solche Interpretierung, indem er die „Kaufleute" unter den Gesellschaftsschichten aufführt, die außerhalb der aktiven Kräfte der Reform standen. Das waren nicht einmal die ständelosen Intellektuellen als Klasse genommen, obgleich auch eine solche Fragestellung in keiner Weise dem Marxismus entsprochen hätte. Das war die rein idealistische Kategorie der „gebildeten Menschen", wie wir sie bei jedem beliebigen Aufklärer des 18. Jahrhunderts finden.

[10] Werke, Bd. XI, S. 299.

Das ist nicht die einzige Abweichung von der materialistischen Analyse, die wir in den „Briefen ohne Adresse" finden. Ihrer Richtung nach sind sie ein durch und durch idealistisches Werk. Man nehme z. B. folgende Stelle. Nachdem er Alexander mit fast ganz deutlichen Worten gesagt hatte, daß der Weg der Revolution für die Volksmasse der vorteilhafteste wäre, bezeichnet Tschernyschewski seine Schrift an den Zaren, wenn sie auch nur ein „Brief" und keine „Adresse" war, als „Verrat". — „Ja, ich verrate meine Ueberzeugung und mein Volk. Das ist gemein. Aber wir waren bereits zu so vielen Gemeinheiten gezwungen, daß es nicht von Belang ist, ob eine mehr oder weniger begangen wird. Und ich sehe voraus, daß sie ganz überflüssig sein wird, daß das jämmerliche Ziel nicht erreicht werden wird, um dessentwillen ich das Volk verrate. Niemand ist imstande, den Gang der Ereignisse zu ändern; die einen möchten dies, haben aber keine Mittel dazu; die anderen haben die Mittel; sie können es aber nicht wollen."

Es ist also möglich, den Gang der Ereignisse, das heißt den Gang der Geschichte zu ändern; das ist das Gegenteil von dem, was wir seinerzeit in den „Studien über die Gogolsche Periode" gelesen haben; dazu ist nur nötig, daß diejenigen, die eine Aenderung wollen, auch die Macht besitzen, die eine solche Aenderung bewirken könnte. Zweifellos waren es diese Darlegungen Tschernyschewskis, die die Grundlage der späteren Erörterungen Kljutschewskis darstellten, der von der Idee sprach, die zur Kraft werde, sobald sie sich in den Besitz der Macht setze. Es besteht aber kein Zweifel darüber, daß solche Erörterungen auch nicht die Spur von historischem Materialismus enthalten. Aber sie sind nicht nur für die „Briefe ohne Adresse" kennzeichnend, sondern für alle Artikel Tschernyschewskis, die der Bauernfrage gewidmet sind, für alle Artikel, die er Ende der fünfziger Jahre geschrieben hat und in denen er die zeitgenössische russische Geschichte behandelte.

In dem Artikel „Sind die Ablösungszahlungen schwierig?" lesen wir: „Das Gewissen sagt, daß derjenige schlecht handelt, der nicht bemüht ist, eine Sache durch gegenseitige Zugeständnisse friedlich und zur gegenseitigen Zufriedenheit zu erledigen, die sehr friedlich und zur allgemeinen Zufriedenheit erledigt werden kann, die aber zu nichts Gutem führen wird, wenn sie nicht friedlich und zur allgemeinen Zufriedenheit durch gegenseitige Zugeständnisse gelöst wird."

Noch später schrieb Tschernyschewski in dem Artikel „Materialien zur Lösung der Bauernfrage": „Von der Handlungsweise der Gutsherren wird es abhängen, ob die Landleute ihr Mißtrauen gegen sie beibehalten werden, ob dieses Mißtrauen steigen oder umgekehrt verschwinden und durch Anerkennung und Ergebenheit ersetzt werden wird. Die Liebe armer und unterdrückter Menschen ist leicht zu erwerben. Seid nur gerecht zu ihnen, sogar nicht einmal ganz gerecht, sondern nur etwas gerecht, und sie werden euch vergöttern. Fügt ihnen keine überflüssigen Verluste und Lasten zu, die euch selbst keine Vorteile bringen, und ihre Liebe wird euch gegen alle Unannehmlichkeiten schützen; ihr werdet nicht nur ruhig, sondern auch stark sein, wie noch nie."

Die Gutsherren können also ihre Verhältnisse zu den Bauern so einrichten, wie sie wollen, alles hängt vom Verhalten der Gutsherren ab oder, genauer gesagt, davon, ob die Gutsherren ihre Interessen richtig begreifen. Das ist natürlich Idealismus reinsten Wassers. Man sage nicht, daß das „Demagogie" sei. Erstens verlieren wir das Recht, Tschernyschewski als ernsthaften Revolutionär zu bezeichnen, wenn wir ihn zum Demagogen erklären, denn ernsthafte, große Revolutionäre lassen sich nie zu den Mitteln kleinlicher Demagogie herab Die großen Revolutionäre aller Länder sind von ihren Feinden stets der Demagogie beschuldigt worden; man wollte sie damit diskreditieren. Die aber, die in diesem Falle von Demagogie sprechen, halten Tschernyschewski für einen der größten russischen Revolutionäre. Aber stellen wir uns für eine Minute auf diesen, seinem Wesen nach unzulässigen Standpunkt der „Demagogie" Tschernyschewskis. Was mußte er als bäuerlicher Revolutionär erstreben? Unzweifelhaft die Beschleunigung des Ausbruches der bäuerlichen Revolution. Was war dazu nötig? Die Entfachung des Klassenhasses zwischen Gutsherren und Bauern. Was aber bezweckte Tschernyschewski mit den angeführten Stellen? Die Versöhnung der Gutsherren und Bauern. Was ist das für eine Demagogie, wenn Tschernyschewski wirklich ein Revolutionär und kein Kompromißler war?

Nein, die „Demagogie" erklärt hier nichts, auch wenn wir Tschernyschewski demagogische Methoden zuschreiben wollten. Um zu begreifen, weshalb Tschernyschewski sofort beim historischen Idealismus landet, sobald er auf russische Verhältnisse zu sprechen kommt (obgleich das, wie wir gesehen haben, mit ihm manchmal auch dann geschieht, wenn er über die Geschichte des Westens schreibt, was man sich merken muß), müssen wir eine andere Erklärung finden.

Einiges Material für diese Erklärung finden wir, wenn wir wiederum die Lehrjahre Tschernyschewskis untersuchen, die Jahre, in denen sich seine Auffassungen unter dem Einfluß der Revolution von 1848 entwickelten. Diese Lehren machten ihn mit dem Klassenkampf im Westen bekannt. Aber folgendes war der Reflex dieses Kampfes in den russischen Bedingungen (wir nehmen wiederum das bekannte „Tagebuch")!

„Ihr wollt Gleichheit: aber wird es zwischen einem Schwachen und einem Starken Gleichheit geben: der eine ist wohlhabend, der andere nicht; der eine geistig entwickelt, der andere nicht? Nein, und wenn ihr einen Kampf unter ihnen zulaßt, dann wird natürlich der Schwache, Besitzlose, Unwissende stets zum Sklaven werden. Ich glaube also, daß die einzige und bestmögliche Regierungsform die Diktatur oder noch besser die erbliche absolute Monarchie ist, aber eine solche Monarchie, die begreift, daß es ihre Bestimmung ist, über allen Klassen zu stehen, daß sie eigentlich zum Schutze der Unterdrückten geschaffen ist; die Unterdrückten aber, das ist die unterste Klasse, die Landleute und die Arbeiter, und deshalb muß die Monarchie ehrlich für sie eintreten, sich an ihre Spitze stellen und ihre Interessen verteidigen..." „So handelte z. B. meiner

Ansicht nach Peter der Große; aber diese Staatsgewalt muß begreifen, daß sie vorübergehend, daß sie ein Mittel ist, aber kein Zweck, daß ihre Würde und Bedeutung in der Geschichte groß und edel sein werden, wenn sie das begreift und die Entwicklung der Menschheit erstrebt, auch wenn das zu ihrer Vernichtung führen sollte; wenn sie begreift, daß sie für die Menschheit und nicht die Menschheit für sie da ist, und daß man, wenn man sich dem ewigen Gang der Dinge widersetzt, ihn vielleicht erschweren kann, aber vielleicht nicht einmal verlangsamen, — ebenso wie eine schwangere Frau die Geburt nicht verhindern, sondern nur erleichtern oder erschweren kann, so wird das, was mit der Entwicklung der Menschen fallen muß, fallen; es wird von den Segenswünschen der Menschheit begleitet sein, wenn es sich selbst sagt, daß die Zeit gekommen sei, um zu fallen, wenn es selbst seinen Zöglingen die Macht übergibt; es wird aber unter Blut und Flüchen fallen, die auch seine Verdienste vergessen machen werden, wenn es versuchen wollte, seine Zeit zu überleben."

Daß wir hier eine K r e u z u n g der Lehren der westlichen Geschichte und der Traditionen der russischen Geschichte vor uns haben, unterliegt keinem Zweifel Ein Jahr später, nach den Verfolgungen der Petraschewzy, während der äußersten Verschärfung der Reaktion Nikolaus' I., als der Absolutismus während des ungarischen Krieges in der Rolle des europäischen Gendarmen auftrat, betrachtete Tschernyschewski den Absolutismus schon anders. Im Tagebuch von 1850 schreibt er: „Vor einem Jahre und vielleicht noch etwas später habe ich über Demokratie und Absolutismus geschrieben. Damals glaubte ich, daß es besser sei, wenn der Absolutismus uns bis zum Zeitpunkt der vollkommenen Entwicklung des demokratischen Geistes in seinen Armen halte, so daß bei uns die Volksregierung, einmal errichtet, sofort de jure und de facto in die Hände der untersten und zahlreichsten Klasse, in die Hände der Landleute, Tagelöhner und Arbeiter übergehen würde, ohne irgendwelche Uebergänge zwischen dem Absolutismus oder jedenfalls unserem Absolutismus und einer Regierung, die allein die Interessen der Masse der Menschen wahren und vertreten kann. Offenbar war ich damals noch der Meinung, daß der Absolutismus das natürliche Bestreben habe, die höheren Klassen an der Unterdrückung der unteren zu hindern, daß er den Gegensatz zur Aristokratie darstelle; aber jetzt bin ich entschieden vom Gegenteil überzeugt: e i n M o n a r c h u n d u m s o m e h r e i n a b s o l u t e r M o n a r c h i s t n u r d i e K r ö n u n g d e r a r i s t o k r a t i s c h e n H i e r a r c h i e u n d g e h ö r t m i t L e i b u n d S e e l e z u i h r . . . Ich sage jetzt also: gehe unter, je schneller desto besser; möge das unvorbereitete Volk in seine Rechte eintreten; während des Kampfes wird es sich vorbereiten: solange du nicht gefallen bist, kann es sich nicht vorbereiten, da du die Ursache der unüberwindlichen Hindernisse für die geistige Entwicklung sogar der mittleren Klassen bist; die unteren Klassen, die du den mittleren zur entschiedenen Unterdrückung, zur entschiedenen Aussaugung überlassen hast, haben keine Möglichkeit, sich als Menschen bewußt zu werden, die menschliche Rechte besitzen. M ö g e d i e U n t e r d r ü c k u n g e i n e r K l a s s e d u r c h d i e

anderebeginnen, dannwirdderKampfbeginnen, dannwerden die Unterdrückten sich dessen bewußt werden, daß sie bei der gegenwärtigen Ordnung der Dinge unterdrückt sind, daß aber vielleicht eine andere Ordnung der Dinge möglich ist, bei der sie nicht unterdrückt sein werden; sie werden begreifen, daß nicht Gott sie unterdrückt, sondern die Menschen, daß sie weder auf die Gerechtigkeit noch auf sonst etwas hoffen können, weil es zwischen ihnen und den Unterdrückern keine Menschen gibt, die sich für sie einsetzen; jetzt aber halten sie ihren größten Unterdrücker für ihren Verteidiger, für ihren Heiligen."

Betrachten wir dieses Zitat aufmerksam. Natürlich zeigt es die seltene Genialität dieses „Bengels", wie einer der Lobredner den Tschernyschewski der Zeit des Tagebuchs genannt hat. Wer es will, kann hier sogar die Anfänge des sozialdemokratischen Programms herauslesen: der Absolutismus wird als Ursache unüberwindlicher Hindernisse für die geistige Entwicklung sogar der mittleren Klassen bezeichnet; man vergleiche das mit der Formel „der Absolutismus als der Feind der kulturellen Entwicklung des gesamten Volkes" im Entwurf Lenins[11]. Aber man dringe nur in den Gedankengang Tschernyschewskis ein: solange es einen Absolutismus gibt, gibt es auch keinen Klassenkampf; dieser wird erst dann beginnen, wenn der Absolutismus gestürzt worden ist. Ja, und die Zeit der Wirren, die Aufstände Rasins und Pugatschows und die zahllosen Bauernaufstände und Attentate gegen die Gutsherren schon zu Zeiten Tschernyschewskis — war das etwa kein Klassenkampf? Tschernyschewski hat das alles vergessen; er hat sich hier unbewußt und ohne Absicht der Tradition der russischen offiziellen Geschichtsschreibung gefügt, die diese Tatsachen des Klassenkampfes absichtlich vertuschte, das heißt die Tatsache, daß das ein Klassenkampf war. Die Tatsache selbst, zum Beispiel des Aufstandes Pugatschows, konnte auch Ustrjalow nicht leugnen. Seinem populären Buch, das als Lobpreisung Nikolaus I. gedacht war, hatte er sogar eine Landkarte beigelegt mit Bezeichnung der Orte, an denen Pugatschow „raubte". Aber daß das ein Klassenkampf zwischen Gutsherren und Bauern war, davon sagte er natürlich kein Wort. Und der „geniale Bengel", der vieles begriff, was seine Zeitgenossen nicht begriffen, war trotzdem nicht imstande, diesen Betrug der offiziellen Geschichtsschreibung aufzudecken. Auch für ihn blieb das zaristische Rußland ein Land, in dem der Klassenkampf noch nicht begonnen hatte.

Aber, wird man sagen, aus den Jugendwerken Tschernyschewskis kann man doch nicht einfach seine Beurteilung der russischen Geschichte in der Epoche der Bauernbefreiung ableiten, die er bereits als reifer Mann erlebte. Natürlich kann man das nicht. Und direkt tut das auch niemand; hier gab es eine ganze Reihe von Mittelgliedern. Eines dieser Mittelglieder gibt uns Tschernyschewski selbst bei einer rückschauenden Betrachtung der Entwicklung der

[11] Lenin, Gesammelte Werke, Bd. V, S. 33, russisch.

russischen Ideologie in den 50er Jahren. Im März 1860 wurde im „Kolokol" („Glocke") ein Brief mit der Unterschrift „Ein russischer Mensch" abgedruckt. Es ist nicht unzweifelhaft, aber wahrscheinlich, daß Tschernyschewski der Verfasser dieses Briefes gewesen ist — es bestehen hier direkte Fingerzeige. Wie dem auch sei, diesen Brief hat ein revolutionärer russischer Demokrat jener Zeit geschrieben, ein Mensch, der jedenfalls demselben Lager angehörte wie Tschernyschewski (persönlich wird als ein anderer möglicher Verfasser Dobroljubow bezeichnet). Der Verfasser, der Herzen wegen seines Glaubens an eine „soziale Monarchie" in Rußland scharf angreift und nachweist, daß das russische Volk keinen anderen Ausweg habe als die Revolution („Ruft Rußland zum Beil!"), schildert aber den Gang der politischen Entwicklung der russischen Gesellschaft bis zu dem Augenblick, als Alexander II. sie endgültig enttäuscht hatte, folgendermaßen:

„Es handelt sich um folgendes: gegen Ende der Herrschaft Nikolaus' kamen alle, die Rußland ehrlich und tief liebten, zu der Ueberzeugung, daß man der Macht des Zaren nur mit Gewalt Menschenrechte für das Volk entreißen könne, daß nur diejenigen Rechte dauernd seien, die erobert worden wären und daß das, was man gebe, ebenso leicht genommen werden könnte. Nikolaus starb; alle freuten sich, und die energischsten Gedanken wurden durch süßliche Hoffnungen ersetzt, und deshalb tut es einem jetzt um Nikolaus leid. Ja, ich habe immer gedacht, daß er die Dinge schneller bis zu Ende geführt hätte, die Maschine wäre längst geplatzt." . . . „Dann würden die fortschrittlichen Leute der sogenannten gebildeten Stände sich nicht vom Volke getrennt haben: jetzt ist das aber möglich, und zwar aus folgendem Grunde: seit Beginn der Regierung Alexanders II. ist das Halsband, das Nikolaus I. so eng gespannt hatte, etwas gelockert worden, und wir haben gedacht, wir seien schon beinahe frei: nach dem Erlaß der Reskripte waren alle wie berauscht, als ob jetzt alles zu Ende sei, als ob die Bauern zur Freiheit auch noch das Land bekommen hätten. Alle sprachen von Mäßigung und friedlichem Prozeß und vergaßen, daß die Sache der Bauern den Gutsherren anvertraut worden war, die sich nicht ins eigene Fleisch schneiden würden[12]."

Tschernyschewski (oder wer sonst der Verfasser war), spricht nicht umsonst von „allen", die in den Dunstkreis der „sozialen Monarchie" geraten waren. Indem er Herzen geißelt, geißelt er auch seine eigene Vergangenheit. Auch er hatte ähnliche Fehler, nur nicht so umfassende und tiefe wie sein Korrespondent. Die kindlichen Träume von einer „Staatsgewalt", die die „Entwicklung der Menschheit" „erstrebt", waren durch Nikolaus I. nicht bis zum letzten Rest beseitigt worden, so erfolgreich er auch in dieser Richtung gearbeitet hatte. Es genügte, daß sein Sohn auch nur eine kleine Dosis Verständnis an den Tag legte und die Hoffnungen blühten von neuem auf.

[12] Lemke, „Die politischen Prozesse in Rußland in den 60er Jahren", S. 168 u. 169.

Die Erfahrungen des wirklichen Klassenkampfes im Prozeß der Bauernreform, des Kampfes um Land und um die Persönlichkeit des Bauern waren nötig, um dieses Trugbild von neuem zu zerstören. Aber die Form, in der dieser Kampf geführt wurde, verhinderte es auch diesmal, daß es vollständig zerstört wurde. Es ist Unsinn, daß der Absolutismus den Klassenkampf verhindere; aber daß er es verhindert, daß der Klassenkampf zu einem bewußt geführten wird, das unterliegt keinem Zweifel. In dieser Hinsicht ist der Absolutismus eine beinahe so geschickte Maskierung, wie die Demokratie: in dem ersten Fall besteht eine scheinbar außerhalb der Klassen stehende Staatsgewalt, im zweiten Fall scheint sie alle Klassen zu vertreten, — daß die Staatsgewalt eine Klassenherrschaft ist und nur eine Klassenherrschaft sein kann, das ist auf den ersten Blick weder hier noch dort zu sehen. Der Absolutismus war es, der die russische Geschichtsschreibung — bis Plechanow einschließlich! — so lange hinderte, die Vorstellung von einer außerhalb der Klassen stehenden Macht zu überwinden. Und wenn diese Historiker sogar für einen Augenblick klar sahen, vergaßen sie die Wahrheit, die vor ihren Augen vorbeigehuscht war, sehr bald. Es sollte scheinen, daß, wenn man schon im Jahre 1850 zu der Erkenntnis gekommen war, daß der Absolutismus die „Spitze der Aristokratie" sei, es dann nicht schwer gewesen sei, den Gedanken zu fassen, daß der Absolutismus die als Staat organisierte Klasse der Gutsherren war. Und doch appelliert Tschernyschewski noch zwölf Jahre später gegen die Gutsbesitzer — an den Zaren. Natürlich macht sich der Verfasser der „Briefe ohne Adresse" schon halb über seinen Appell lustig; natürlich begreift er beinahe ganz, daß hier keine Hoffnung besteht — und erklärt seinen Schritt ausschließlich mit der dummen Literatengewohnheit. Aber dennoch appelliert er ...

Der fast ein Jahr vor den „Briefen" geschriebene Aufruf „An die herrschaftlichen Bauern" — der stärkste Aufruf zum Klassenkampf der Bauern gegen die Gutsherren, den wir aus jener Zeit kennen — zeigt, daß die Gewohnheit beinahe schon mechanisch geworden war, und daß Tschernyschewski bereits bewußt den Klassenstandpunkt bezogen hatte. Leider ist es ebenso schwierig, dieses bemerkenswerte Dokument zu zitieren, wie etwa die Artikel Tschernyschewskis über die Geschichte Frankreichs, und zwar aus dem gleichen Grunde: es ist unmöglich, festzustellen, was in diesem Text von Tschernyschewski selbst stammt und was von seinen jungen Freunden, die den Text ihres Lehrers für allzu trocken hielten, hinzugefügt und hineinkorrigiert worden ist (und was vielleicht auch sogar der Lockspitzel hinzugedichtet oder hinzugelogen hat, durch dessen Hand das Dokument gegangen ist) — das Schicksal dieses Dokuments war sehr wechselvoll: jedenfalls besitzen wir kein Original von der Hand Tschernyschewskis. Aber der Grundgedanke des Aufrufs beseitigt alle Zweifel — es ist dies ein Aufruf zu einem neuen Puga-

tschow-Aufstand, der diesmal bewußt geführt und nicht spontan sein sollte, wie der Pugatschow-Aufstand des 18. Jahrhunderts[13].

Die Revolution von 1848 hat Tschernyschewski die Tatsache des Klassenkampfes und ihre gewaltige Bedeutung für die europäische Geschichte erkennen lassen. Der russische Absolutismus hat den russischen Klassenkampf, soweit das möglich war, vor Tschernyschewski verhüllt. Die beginnende bäuerliche Revolution begann auch diesen spezifischen „nationalen" Schleier vor den Augen des Schriftstellers zu zerstören. Wäre Tschernyschewski diesen Weg bis zu Ende gegangen, bis zu einer rein materialistischen Auffassung des russischen geschichtlichen Prozesses? Darüber gibt nicht nur die damalige geschichtliche Lage die Antwort — sondern auch die Besonderheiten der Klasse, die Tschernyschewski in der Revolution vertrat. Tschernyschewski war der Führer, oder genauer, er bereitete sich dazu vor, der Führer einer Bauernrevolution zu werden. Aber wir erinnern uns, wie Lenin die Bauernrevolution in Rußland sogar im Jahre 1905 — ein halbes Jahrhundert nach dem Aufruf „An die herrschaftlichen Bauern" — kennzeichnete. „In unserer Revolution hat nur der kleinere Teil der Bauern wirklich gekämpft und sich zu diesem Zweck wenigstens einigermaßen organisiert, und nur ein ganz geringer Teil hat sich mit der Waffe in der Hand zur Ausrottung seiner Feinde, zur Vernichtung der Zarenknechte und der Verteidiger der Gutsherren erhoben. Der größte Teil der Bauernschaft jammerte und betete, räsonierte und träumte, schrieb Gesuche und entsandte ‚Fürsprecher' . . .[14]"

Und das war im Jahre 1905 der Fall, als in Rußland bereits eine wirklich revolutionäre Klasse entstanden war, als ein Proletariat bestand, das — wir wissen das heute ganz bestimmt auf Grund von Dokumenten — die Bauernrevolution wirklich führte. Was diese Revolution im Jahre 1861 war, ohne diese Führung, das wollen wir wiederum mit den Worten Lenins sagen: „Die revolutionäre Bewegung war darnach in Rußland bis zur Bedeutungslosigkeit schwach, und eine revolutionäre Klasse gab es unter den unterdrückten Bauern noch gar nicht . . ." Die bäuerlichen Massen „waren zur Zeit der Reform zu nichts fähig, außer zu zersplitterten, vereinzelten Aufständen, die man sogar eher als ‚Meutereien', die von keinem politischen Bewußtsein erfüllt waren, bezeichnen könnte . . .[15]"

Die Bauernrevolution war ohne Proletariat, ohne Führung, dazu verurteilt, unvollendet, halb, inkonsequent zu bleiben. Sie konnte

[13] Der alte Pugatschow-Aufstand war als Ganzes, als Klassenkampf, spontan, was natürlich nicht bedeutet, daß er keinerlei Elemente einer bewußt betriebenen Agitation enthielt. In einer meiner früheren Schriften habe ich auf Grund einer Stelle aus dem Aufruf von einer menschewistischen Taktik Tschernyschewskis gesprochen. Das, was oben über den Text des Aufrufs „An die herrschaftlichen Bauern" gesagt wurde, nimmt jede Möglichkeit für derartige Schlußfolgerungen. Wir wissen nicht, wer der Verfasser der betreffenden Stelle ist.

[14] Lenin, „Lew Tolstoi als Spiegel der russischen Revolution", Marxistische Bibliothek, Bd. 18, S. 38, deutsch.

[15] Lenin, Gesammelte Werke, Bd. XI, 2, S. 262, „Die Bauernreform und die proletarisch-bäuerliche Revolution".

selbst in den Köpfen ihrer stärksten Teilnehmer und Führer keine geschlossene, konsequente Ideologie erzeugen. „Tschernyschewski verstand es nicht, oder richtiger, er versuchte es infolge der Rückständigkeit des russischen Lebens nicht, sich bis zur dialektischen Weltanschauung von Marx und Engels zu erheben[16]."

Auf den schwachen Seiten der historischen Weltanschauung Tschernyschewskis beruhte die Lehre der Narodniki. Aber ich will nicht schließen, ohne noch ein Beispiel für die Stärke des historischen Urteils Tschernyschewskis angeführt zu haben — ein Beispiel, das zeigt, um wieviel höher er stand, als viele der Erben seiner Ideologie. Wie lange haben die Narodniki unsere soziologische Literatur mit Erörterungen darüber ausgefüllt, daß in Rußland eine Entwicklung des Kapitalismus unmöglich sei! Tschernyschewski aber schrieb schon im Jahre 1857 folgendes zu diesem Thema: „Es ist sicher, daß die Entwicklung der ökonomischen Bewegung, die bei uns in sichtbarer Form mit der Belebung der Unternehmungslust in Handel und Industrie, mit dem Bau von Eisenbahnen, der Gründung von Schiffahrtsgesellschaften usw einsetzt, notwendigerweise unsere Wirtschaftsordnung ändern wird, die sich bisher mit den einfachsten, von altersher übernommenen Formen und Mitteln begnügte. Wir werden — freiwillig oder unfreiwillig — in unserem materiellen Dasein so leben müssen, wie die anderen zivilisierten Völker. Bisher kaufte eine Familie unserer Landleute nur Salz, Wagenräder, Wein, Stiefel, Gurte usw. usw. — alles übrige wurde im Hause erzeugt: Tuch, Stoffe zu Frauenkleidern und Wäsche, Schuhwerk, Möbel und das Haus mit dem Ofen selbst. Bald wird es anders werden: der Landmann wird nicht mehr zu Hause gewalktes Tuch tragen, sondern gekauftes, in der Fabrik erzeugtes (wir wissen nicht, ob er Fabriktuch von einer besseren Sorte kaufen wird als er jetzt trägt, aber das eine unterliegt keinem Zweifel, daß seine Frau die Tuchbereitung verlernen wird!) — die Leinen- und Hanfgewebe häuslicher Erzeugung werden durch Baumwollstoffe ersetzt werden (die vielleicht an Qualität nicht besser sein werden, aber sie trotzdem durch ihre Billigkeit verdrängen werden) usw. usw. Alles das wird unsere Generation auf dem Lande beobachten können, so wie wir es bisher in den Großstädten sahen[17]."

[16] Lenin, Gesammelte Werke, Bd. X, S. 306.

[17] Tschernyschewski, Bd. III, S. 181, Notizen über Zeitschriften.

D. B. RJAZANOV

FÜNFZIG JAHRE ANTI-DÜHRING[1]

I

Fünfzig Jahre sind vergangen, seit die Buchausgabe des „Anti-Dühring" erschienen ist. Das Vorwort zur ersten Auflage hat Engels vom 11. Juni 1878 datiert. Aber dieses Datum stimmt nicht ganz. Die Artikel gegen Dühring wurden zuerst im Zentralorgan der vereinigten deutschen Sozialdemokratie, im „Vorwärts", abgedruckt. Der erste Artikel wurde am 1. Januar 1877 veröffentlicht; der erste Abschnitt — „Philosophie" — wurde in neunzehn Nummern abgedruckt und am 13. Mai 1877 abgeschlossen. Dann trat eine Unterbrechung ein. Der zweite Abschnitt — „Politische Oekonomie" — wurde am 27. Juni begonnen, umfaßte neun Nummern und wurde am 30. Dezember 1877 abgeschlossen. Dann folgte nach einer sehr langen Unterbrechung, die über vier Monate dauerte, der dritte Abschnitt — „Sozialismus". Er wurde in fünf Nummern abgedruckt, vom 5. Mai bis zum 7. Juli 1878. Das letzte Kapitel wurde also im „Vorwärts" einen Monat später, als es das Vorwort erwähnt, abgedruckt.

Einige Aufklärung gibt uns hier der uns zur Verfügung stehende Brief Wilhelm Liebknechts an Engels vom 8. Juni 1878. Darin bittet er Engels, sich mit dem Vorwort zu beeilen, wenn er wolle, daß das Buch vor der bevorstehenden Katastrophe erscheine. Schon damals wurde das Sozialistengesetz erwartet. Und man konnte annehmen, daß das Engelssche Buch eines seiner ersten Opfer sein würde. Engels beeilte sich wahrscheinlich mit der Abfassung des Vorwortes, aber Liebknecht wurde nicht rechtzeitig mit dem Abdruck in der Zeitung fertig. Als Buchausgabe erschien der „Anti-Dühring" Anfang August 1878.

Wenn wir von der Bedeutung des „Anti-Dühring" sprechen, so müssen wir den damaligen Zustand der deutschen Sozialdemokratie berücksichtigen. Es ist bekannt — und besonders allen denen, die sich mit den Diskussionen über das Gothaer Programm beschäftigt haben —, wie ungenügend die marxistische Schulung der deutschen Sozialdemokratie im Jahre 1875 gewesen ist. Der ganze Streit um dieses Programmkompromiß ist bekannt. Aber auch er gibt noch kein erschöpfendes Bild des außerordentlich niedrigen marxistischen

[1] Der nachstehende Artikel ist eine Uebersetzung des Vorworts, das der Genosse Rjazanov zur neuen russischen Ausgabe des „Anti-Dühring", die soeben, vom Marx-Engels-Institut herausgegeben, im Staatsverlag in Moskau erschienen ist, geschrieben hat.

Niveaus, durch das sich damals die deutsche Sozialdemokratie auszeichnete. In einer Hinsicht hat Mehring recht. Wenn Marx und Engels Liebknecht Vorwürfe wegen des Kompromisses machten, das er in den Fragen des Programms und der Taktik mit den Lassalleanern abgeschlossen hatte, so kam das daher, daß sie den Grad der marxistischen Reife der Eisenacher, d. h. der Partei, die als die marxistische angesehen wurde, überschätzten. Im Zentralorgan der Sozialdemokratie finden wir noch in der Zeit nach der Vereinigung nichts außer einem ganz unwahrscheinlich konfusen, fast vulgären Sozialismus. Es war ein erstaunliches Gemisch einiger Marxscher Sätze und gewisser Sätze Lassalles und einer Reihe von Thesen, deren Quelle die zeitgenössische bürgerliche Litératur war. Es genügt, darauf hinzuweisen, daß gerade in der Zeit nach 1873 die Autorität Dührings immer mehr stieg.

Die Genossen, die den „Anti-Dühring" kennen, stellen sich Dühring gewöhnlich als einen fast vollkommenen Kretin vor. Aber Dühring war kein Idiot. Dühring war eine bedeutende Größe. Er verfügte über Eigenschaften, die viele solcher Männer gerade für die Jugend anziehend machten. Er war ein Mann mit einer enzyklopädischen Bildung, der sich frei in den Fragen der Naturwissenschaft wie der Philosophie, der politischen Oekonomie wie des Sozialismus orientierte. Er gab eine geschlossene Weltanschauung; er gab Antworten auf alle die verdammten Fragen. Außerdem war er ein Mann, der der Jugend durch den Haß, den die Professoren gegen ihn hegten, bekannt war; der überdies in seinem persönlichen Leben nicht besonders glücklich war, wie denn auch ein Mann nicht glücklich sein konnte, der in seinem 28. Lebensjahre das Augenlicht verloren hatte und genötigt war, alle seine Kenntnisse mit Hilfe anderer, manchmal fremder Leute, zu erwerben. Er war ein Mensch, der viele Entbehrungen erduldete; alles das weckte Sympathien für ihn.

Der Hauptapostel Dührings in der deutschen Sozialdemokratie war Bernstein. Wir besitzen mindestens fünf verschiedene Erzählungen Bernsteins über diese interessante Etappe seiner Biographie. Jedesmal bekennt er, daß er ein sehr eifriger und begeisterter Schüler gewesen sei. Er hat Fritzsche, Most, Bebel und Bracke mit der Dühringschen Lehre infiziert. Er schreibt, daß er im Jahre 1873 keine einzige Gelegenheit versäumt habe, die Vorlesungen Dührings zu besuchen, und daß er es fertig gebracht habe, durch seine Begeisterung eine ganze Reihe von Genossen, und sogar von Ausländern, hauptsächlich Russen, wie er sagt, mitzureißen. Die Frage der Russen will ich später behandeln. Bernstein schickte Bebel das Buch Dührings ins Gefängnis, und Bebel schrieb im März 1874 im Gefängnis den Artikel „Ein neuer Kommunist".

Dieser Artikel ist sehr interessant. Bebel beginnt ihn mit der Frage: Weshalb begrüßen wir diesen neuen Kommunisten, denn es treten doch auch andere neue Mitglieder der Partei bei? Er gibt eine Apologie der Persönlichkeit Dührings, als eines Mannes der Wissenschaft, eines tief überzeugten Menschen, der nicht aus irgend-

welchen persönlichen Gründen und nicht um irgendwelcher persönlichen Vorteile willen zum Kommunisten geworden sei. Ich will den ganzen Artikel Bebels nicht ausführlich wiedergeben. Er gibt dort eine Darstellung des sozialistischen Systems Dührings und hebt hervor, daß dieser ein Anhänger der Nationalisierung des Grundeigentums, der Organisation von Wirtschaftskommunen, der Organisation der industriellen Produktion durch Assoziation sei. Es ist interessant, daß Bebel sich auch die Meinung Dührings über die sozialistischen Parteien fast vollständig zu eigen machte:

> „Den träumerischen oder kleinbürgerlichen Sozialismus, wie ihn St. Simon, Fourier, Proudhon und andere lehrten, behandelt er nur nebenbei, als ernsthaft nicht in Betracht kommend, dagegen beleuchtet er das System Louis Blancs, Lassalles und den internationalen Sozialismus, wie er in Deutschland durch die Sozialdemokratische Arbeiterpartei vertreten wird. Den internationalen Sozialismus bezeichnet Hr. Dr. Dühring als den weitgehendsten und konsequentesten."

Nur in einem Punkte war Bebel nicht mit Dühring einverstanden. Dieser war der Ansicht, daß der internationale Sozialismus allzusehr die Notwendigkeit einer gleichzeitigen internationalen Umwälzung, eines gleichzeitigen internationalen sozialen Umsturzes betonte. Nach Dühring konnte dasjenige Land, das wirtschaftlich und politisch am weitesten fortgeschritten war, bei sich den Sozialismus einführen, natürlich in der Form, wie Dühring sich ihn vorstellte. Diese neue Ordnung sollte in der Folge gegen auswärtige Einflüsse geschützt und verteidigt werden. Bebel war damit nicht einverstanden. Er wies darauf hin, daß ein solches Land, in dem der Sozialismus isoliert eingeführt werde, den Haß aller umgebenden Länder auf sich ziehen würde.

> „Ein von den übrigen Staaten sich abschließender oder sich wirksam schützen könnender sozialistischer Staat ist aber rein undenkbar, und zwar nicht, weil die Nachbarstaaten einen korrumpierenden Einfluß auf seine inneren Einrichtungen, wie Hr. Dühring fürchtet, ausüben, sondern weil umgekehrt alle übrigen Staaten in diesem ein böses Beispiel und eine Quelle der Unruhen für ihre eigenen Zustände erblickten, ihn als ihren Todfeind betrachten und sich zu seiner Vernichtung auf Leben und Tod verschwören[2] ..."

Bebel schloß seinen Artikel mit folgenden Sätzen:

> „Diese unsere Einwendungen gegen das Dühringsche Werk treffen dasselbe nicht in seinen Grundanschauungen, diese sind vortrefflich und finden unsern vollen Beifall, so daß wir nicht anstehen zu erklären, daß nach Marx' „Kapital" Dührings neue-

[2] In dieser Frage der Aussichten eines isolierten sozialistischen Staates sprach sich G. Vollmar in einer besonderen Arbeit („Der isolierte sozialistische Staat") für Dühring und gegen Bebel aus. Nach der Meinung Vollmars sprach die geschichtliche Wahrscheinlichkeit dafür, daß der Sozialismus zuerst nur in einem Lande siegen würde, und daß nichts sein Bestehen und seine Blüte hindern könnte.

stes Werk zu dem Besten gehört, was auf ökonomischem Gebiete die neueste Zeit hervorgebracht hat, und können darum das Studium des Buchs nur dringend empfehlen."

Das war die Meinung Bebels, der mit der Gothaer Vereinigung, mit dem Gothaer Kompromiß unzufrieden gewesen war. Es ist leicht, sich vorzustellen, wie dieser Artikel in dem von Berlin nicht weit entfernten London wirken mußte. Wir besitzen Dokumente, aus denen hervorgeht, daß Engels sofort in Berlin anfragte, wer diesen Artikel geschrieben habe. Die verschiedenen Mitglieder der Redaktion des „Volksstaat" antworteten ihm um die Wette; zuerst Hepner:

„Der Artikel im ‚Volksstaat', in dem Dühring so schrecklich gelobt wird, ist nicht von mir; dagegen der über Schopenhauer, der in einer der nächsten Nummern stehen wird."

Blos schrieb an Engels:

„Den Dühring-Artikel hatte Bebel geschrieben. Ich selbst habe ‚Dühring' nur oberflächlich durchblättert."

Liebknecht beeilte sich, am 13. Juni 1874 Engels zu beruhigen:

„Dummheiten sind nicht zu vermeiden, werden aber stets, sobald erkannt, nach Möglichkeit rektifiziert. Das erinnert mich an den Dühring. Habt Ihr Gründe, anzunehmen, daß der Mann ein Lump oder versteckter Feind? Was ich über ihn erfahren, bestärkt mich in der Ansicht, daß er zwar etwas konfus, aber durchaus ehrlich ist und entschieden auf unserer Seite steht. Der von Euch inkriminierte Artikel war nicht ganz korrekt und zu enthusiastisch — jedoch sicherlich gut gemeint und hat auch nicht schlimm gewirkt."

Blos schrieb etwas später, bereits aus dem Gefängnis, an Engels:

„Mit Dühring haben Sie recht. Der Kerl hat in seiner ‚Krit. Gesch. d. Sozialismus u. d. N.ök.' — das heißt natürlich die letztere vor dem ersteren — großartige Dummheiten geschrieben. Ich habe das Ding erst jetzt gelesen."

Das waren Bebel, Liebknecht, Blos und Hepner — alles Eisenacher, d. h. Angehörige desjenigen Teils der Partei, auf den Marx und Engels so große Hoffnungen setzten.

Nachdem Liebknecht und insbesondere Blos Dühring näher kennengelernt hatten, wandte sich Liebknecht am 1. Februar 1875 an Engels mit der Bitte, einen Artikel über Dühring zu schreiben. Wir besitzen leider die Briefe nicht, die Marx und Engels aus diesem Anlaß geschrieben haben, aber offenbar hatten die „Alten", wie man sie damals nannte, ziemlichen Lärm geschlagen.

„... Und eine Abfertigung des Dühring? (willst Du nicht schreiben?) der in der 2. Aufl. seiner Gesch. d. Nationalökonomie all seine neidstrotzenden Betisen über Marx wiederholt hat. Ich war vor Weihnachten in einer Vorlesung des Menschen — Größenwahnsinn und verzehrender Neid auf Marx, voilà tout. Er hat sich bei unseren Leuten stark eingenistet (namentlich in

Berlin), und muß gründlich besorgt werden. Du hast doch die neueste Auflage? Wenn nicht, schicken wir sie Dir."

In einem anderen Briefe, der nicht unmittelbar an Engels oder Marx, sondern an die Frau von Engels gerichtet war, fügt Liebknecht hinzu:

„Noch etwas: sagen Sie Engels, er solle Dühring gründlich abtun, aber eins bedenken: Dühring stirbt buchstäblich Hungers."

Engels, und daran trägt er und tragen überhaupt die „Alten" Schuld, ging nicht besonders gern darauf ein. Er machte Einwände. Aus seinem Briefwechsel mit Marx wissen wir, daß diese Aufgabe ihn nicht besonders lockte, um so weniger, als er sich damals mit dem größten Eifer den Naturwissenschaften widmete. Nicht lange vorher hatte er bereits Marx und Schorlemmer die grundlegenden Sätze seiner Naturdialektik mitgeteilt. Er plante, sie in einem besonderen Werke darzustellen. Er hatte keine Lust, seine Arbeit liegen zu lassen und sich an eine Polemik gegen Dühring zu machen, den er besser kannte als Liebknecht. Marx und Engels hatten Dühring schon früher beobachtet. Er begann sie schon in den 60er Jahren zu interessieren, als er, einer der ersten, Rezensionen über das „Kapital" schrieb. Sie erfuhren schon damals, daß er ein Privatdozent der politischen Oekonomie und Mitarbeiter des offiziösen „Staatsanzeigers" war, für den zu schreiben Marx entschieden abgelehnt hatte; und auch, daß dieser Dühring wegen der Autorschaft eines Werkes einen Prozeß gegen den bekannten Geheimrat Wagener führte, und zwar handelte es sich um eine Denkschrift, die für Bismarck über die Art, die sozialen Fragen zu lösen, geschrieben worden war. Wagener glaubte es mit einem gewöhnlichen Privatdozenten zu tun zu haben und schrieb sich die Autorschaft dieser Denkschrift zu. Dühring begann einen Prozeß und gewann ihn. Marx und Engels wußten, daß Dühring in der politischen Oekonomie ein großer Anhänger Careys und Lists war, was ihre sogenannten jungen Genossen nicht wußten.

Engels, der sich gerade mit einem interessanteren Gegenstand befaßte, hatte sehr wenig Lust, sich mit Dühring zu beschäftigen. Und aus seinem Briefwechsel ist ersichtlich, welcher Ueberredungskünste Liebknechts es bedurfte, damit Engels sich endlich an diese Arbeit machte.

Ich muß bei dieser Gelegenheit bekennen, daß mir in einem meiner Artikel über Bebel ein Irrtum unterlaufen ist. Ich glaubte, daß speziell Bebel es war, der Engels in dieser Hinsicht anspornte. Das ist nicht richtig. Die neuen Materialien, die uns zur Verfügung stehen, zeigen, daß gerade Liebknecht besonders darauf bestand, Bebel aber erweist sich als das „enfant terrible", das die Hauptursache dieses ganzen Skandals war. Ohne seinen Artikel wären Engels und Marx wohl kaum auf die Begeisterung für Dühring aufmerksam geworden. Zweifellos sind sie zu spät gekommen. Aber man muß die Liebe von Marx und Engels zu Bebel kennen, um sich die Stimmung vorstellen zu können, in der sie sich befanden, als

sie erfuhren, daß der Verfasser dieses Artikels niemand anders als August Bebel war.

In den Jahren 1875 und 1876 wird der Dühring-Kultus immer stärker. Bernstein schreibt:

> „An Stelle des Schlachtrufes hie Marx, hie Lassalle schien sich ein anderer Schlachtruf anzukündigen, nämlich: hie Dühring, hie Marx und Lassalle. Und daran war in nicht geringem Grade meine Wenigkeit schuld."

Es wurden Versuche gemacht, den „Vorwärts"[8] zu einer Reklame für Dühring auszunützen. Liebknecht mußte tatsächlich einen harten Kampf führen, um, nachdem er einmal den Fehler Bebels zugelassen hatte, nunmehr zu verhindern, daß der „Vorwärts" sich in ein Organ verwandelte, in dem Dühring als ein Denker, der fast in nichts hinter Marx zurückstand, gepriesen wurde. Daran war ein gewisser Ens beteiligt, der damals in der Schweiz lebte. Ihm gelang es, sogar den alten Becker in einem gewissen Maße für sich zu gewinnen. Aber er machte seine Sache allzu plump. Und Liebknecht lehnte es rundweg ab, seinen Artikel abzudrucken, der eine einfache buchhändlerische Reklame für Dühring darstellte. Die Geschichte wurde aber noch verwickelter, als Most einen großen philosophischen Artikel über Dühring schrieb und ihn an Liebknecht sandte. Im Jahre 1876 übertraf Most in seiner Dühringschwärmerei noch Bernstein; als energischer Mensch und glänzender Agitator verschaffte er Dühring eine große Popularität unter den Berliner Arbeitern — das Organ der Berliner Organisation, die „Berliner Freie Presse", wurde nämlich von Most stark beeinflußt.

Als er den Artikel von Most erhielt, schickte Liebknecht ihn an Engels, und zwar absichtlich, denn er glaubte, daß Engels nach der Lektüre des Mostschen Artikels begreifen würde, daß es, ob angenehm oder nicht, notwendig wäre, sich an die Arbeit über Dühring zu machen. Engels erklärte sich endlich einverstanden, eine Reihe von Artikeln über Dühring zu schreiben. Er machte sich an die Arbeit.

Ich will dies nicht ausführlich behandeln, denn im Briefwechsel zwischen Marx und Engels finden wir eine ganze Reihe von Stellen, die zeigen, mit welchem Widerwillen Engels anfangs an diesen Gegenstand heranging. Jedenfalls konnte er den ersten Artikel nicht vor dem Herbst 1876 schicken. Dies war schon nach dem Zwischenfall auf dem Gothaer Parteitag. Im Jahre 1876, im August, stellte Fritzsche, der ebenso wie Most ein begeisterter Anhänger Dührings war, auf dem Parteitag die Frage, weshalb Dühring so hartnäckig totgeschwiegen werde, weshalb in den Spalten des „Vorwärts" keine Artikel über Dühring zugelassen würden. Er wüßte sehr gut, daß Most einen großen Artikel geschrieben habe; man wolle ihn aber nicht abdrucken. Liebknecht antwortete ihm — im Protokoll ist diese Antwort nicht erhalten; wir kennen sie aber aus einem Brief an Engels —, daß er bereits bei Engels einen Artikel über Dühring

[8] Seit dem 1. Oktober 1876 war der „Vorwärts" das Zentralorgan der vereinigten Partei.

bestellt und deshalb den Mostschen Aufsatz abgelehnt habe. Jedenfalls schickte Engels erst im Herbst 1876 einen Teil seiner Arbeit. Es war der erste Abschnitt — „Philosophie".

Aber hier passierte ein kleines Unglück: Liebknecht hatte nicht erwartet, daß Engels ihm seine Artikel so spät schicken würde. Er erwartete sie früher, vor dem Beginn der Wahlkampagne — im Januar 1877 sollten Wahlen stattfinden. Es ist ganz verständlich, daß Liebknecht und eine ganze Reihe von Genossen zu sehr mit der Wahlkampagne beschäftigt waren, um den Abdruck der Engelsschen Artikel aufmerksam verfolgen zu können. Aus der von mir zusammengestellten Chronologie der Veröffentlichung der einzelnen Artikel des „Anti-Dühring" ergibt sich, daß Engels vollkommen recht hatte, wenn er unzufrieden war. Man konnte nicht schlechter mit den Artikeln von Engels umgehen, als es der „Vorwärts" im Januar 1877 machte. Die Kapitel des Abschnittes „Philosophie" wurden mit den willkürlichsten Kürzungen abgedruckt. Sie wurden ohne jeden Grund und ohne jeden Sinn auseinandergerissen. Als er seine Artikel in einer so entstellten Form erhielt, geriet Engels ganz außer sich und erhob die schärfsten Anklagen gegen die Redaktion; er neigte sogar dazu, darin Intrigen von Dühring-Anhängern zu sehen, die sich in der Redaktion festgesetzt hätten und alle diese Dinge machten. Ein solcher Gedanke kommt einem wirklich, wenn man sieht, wie dieser Abschnitt des „Anti-Dühring" abgedruckt wurde.

Schließlich schrieb Engels einen seiner wütendsten Briefe an Liebknecht. Es muß bemerkt werden, daß die Briefe von Engels an Liebknecht sich stets durch äußerste Schärfe auszeichneten. Dies aber war ein ganz wütender Brief. Engels warf Liebknecht sämtliche Todsünden vor. Aber Liebknecht legte in den Beziehungen zu den „Alten" stets große Geduld an den Tag. Er erklärte deshalb Engels: die Wahlkampagne habe stattgefunden; er sei einige Wochen nicht in die Redaktion gekommen; alle übrigen seien niemals zwei oder drei Tage hintereinander in der Redaktion gewesen, und die Zeitung sei, wie das bei den deutschen sozialdemokratischen Blättern oft der Fall wäre, halb vom Metteur, halb vom Korrektor redigiert worden ... Schließlich kam es zu einer Versöhnung; aber hier waren inzwischen neue Dinge vorgefallen, und zwar der bekannte Gothaer Parteitag von 1877. Am 13. Mai 1877 wurde das letzte Bruchstück, das letzte Kapitel des Abschnitts „Philosophie" abgedruckt, und in der Zeit vom 27. bis 29. Mai 1877 tagte bereits der Gothaer Parteitag. Sehen wir zu, wie zwei Autoren die Geschichte dieses Parteitags schildern. Hören wir erst Mehring:

> „Wie notwendig die Schrift (der „Anti-Dühring") war, zeigte vielleicht am schlagendsten ihre etwas unwirsche Aufnahme durch die Partei. Most und andere hatten nicht übel Lust, ihr den ‚Vorwärts' zu verschließen und über Engels ein ähnliches Ketzergericht zu halten, wie der offizielle Universitätsklüngel über Dühring gehalten hatte. Glücklicherweise ließ sich der Kongreß von 1877 nicht darauf ein. Er beschloß nur aus agitatorisch-praktischen Gründen, die Veröffentlichung dieser rein

wissenschaftlichen Polemik nicht im Hauptblatte, sondern in einer wissenschaftlichen Beilage des Zentralorgans fortzuführen. Böse Worte fielen freilich genug. Neisser wollte den „Vorwärts" damit entschuldigen, daß die Redaktion nicht genügend Kräfte gehabt habe, um die Arbeit von Engels gehörig zu prüfen, und Vahlteich meinte in jener überhebenden Weise, die schon Lassalles Verdruß gewesen war, daß der Ton, den Engels anschlage, zu einer Geschmacksverirrung führen müsse und die geistige Speise des ‚Vorwärts' ungenießbar mache."

Das ist die Darstellung Mehrings.

Nehmen wir jetzt die Erzählung Bebels:

„Nicht minder unerquicklich wie die Debatte über Hanelmann war die Debatte, die Most über Friedrich Engels' Artikelserie im ‚Vorwärts' über Professor Dühring hervorrief. Dühring war es gelungen, fast die gesamten Führer der Berliner Bewegung für seine Theorien einzunehmen. Auch ich war der Ansicht, daß jede schriftstellerische Leistung, die, wie die Dühringschen Arbeiten, dem bestehenden Sozialzustand scharf zu Leibe ging und sich für den Kommunismus erklärte, aus agitatorischen Gründen unterstützt und für uns ausgenutzt werden müsse. Von diesem Standpunkt aus hatte ich schon 1874 von der Festung aus zwei Artikel unter der Ueberschrift ‚Ein neuer Kommunist' im ‚Volksstaat' veröffentlicht, in denen ich Dührings Arbeiten besprach. Die betreffenden Bücher hatte mir Eduard Bernstein zugesandt, der damals mit Most, Fritzsche und anderen zu Dührings begeistertsten Anhängern gehörte. Daß Dühring bald darauf wegen seiner Lehren mit den Staats- und Universitätsbehörden in Konflikt kam, ein Konflikt, der im Juni 1877 zu seiner Maßregelung an der Berliner Universität führte, erhöhte noch sein Ansehen in den Augen seiner Anhänger. Das alles veranlaßte Most, auf dem Kongreß eine Resolution einzubringen, lautend: ‚Der Kongreß erklärt, Artikel, wie beispielsweise die in den letzten Monaten von Engels gegen Dühring veröffentlichten Kritiken, die für die weitaus größte Mehrheit der Leser des ‚Vorwärts' völlig ohne Interesse oder höchst anstoßerregend sind, haben künftighin aus dem Zentralorgan fernzubleiben'."

Aber weder Bebel noch auch Mehring schildern die wirklichen Vorgänge auf dem Parteitag. Es waren da viel unangenehmere Sachen vorgekommen. Das, was Neisser sagte, hat Mehring ja wiedergegeben. Liebknecht trat gegen Neisser auf. Darauf beantragten Most und seine Freunde:

„Der Kongreß erklärt: Artikel, welche wie beispielsweise die in den letzten Monaten von Engels gegen Dühring veröffentlichten Kritiken, für die Mehrheit der Leser des ‚Vorwärts' ohne Interesse sind, haben künftighin aus dem Zentralorgan fortzubleiben."

Das war der Antrag von Most und Genossen. Liebknecht wollte natürlich Einwände machen, aber da wurde sofort von Klemich und Genossen beantragt:

„Die Debatte über den Mostschen oder verwandte Anträge (betreffend die Engelsschen Artikel im ‚Vorwärts') lediglich auf die materiellen und Nützlichkeitsfragen zu beschränken, keineswegs aber auf die prinzipiellen und wissenschaftlichen Fragen auszudehnen."

Dieser Antrag Klemichs wurde mit 37 gegen 36 Stimmen angenommen. Liebknecht erklärte darauf, daß alle Debatten keinen Sinn hätten, wenn man diese Frage nur vom Standpunkt der materiellen Zweckmäßigkeit behandeln könne. Bebel und Genossen stellten dann folgenden Antrag:

„In Anbetracht der Länge (!), welche die Artikel Engels contra Dühring erlangt haben und voraussichtlich in ihrer Fortsetzung noch erlangen werden; in Anbetracht, daß die im ‚Vorwärts' seitens Engels geführte Polemik gegen Dühring letzterem oder dessen Anhängern das Recht gibt, in gleicher Ausführlichkeit zu antworten, und dadurch sowohl der Raum des ‚Vorwärts' über Gebühr in Anspruch genommen wird, als auch die Sache selbst, die einen rein wissenschaftlichen Streit betrifft, nicht gefördert wird, beschließt der Kongreß:

Die Veröffentlichung der Artikel Engels contra Dühring ist im Hauptblatt des ‚Vorwärts' zu sistieren, und sind dieselben in der ‚Revue'[4], eventuell in deren Vorläufer, der wissenschaftlichen Beilage des ‚Vorwärts', oder in einer Broschüre zu veröffentlichen. Ebenso ist jede weitere Erörterung dieser Streitsache aus dem Hauptblatt des ‚Vorwärts' fern zu halten."

Diese Resolution, zu der Frohme noch ein Amendement stellte, wurde vom Parteitag angenommen, nachdem Most seinen Antrag zurückgezogen und sich dem Bebelschen angeschlossen hatte. Bebel hat also auf diesem Parteitag eine wesentlich andere Rolle gespielt, als es nach seinen Erinnerungen scheinen könnte.

Liebknecht schrieb in einem seiner Briefe an Engels, daß er leider keine Möglichkeit gehabt habe, sich mit Bebel zu verständigen, und daß Bebel deshalb diese Unvorsichtigkeit begangen hätte.

Wie dem auch sei, diese ganze Episode mit dem „Anti-Dühring" und den Artikeln von Engels im Zentralorgan, dessen Chefredakteur Liebknecht war und auf das Bebel einen starken Einfluß ausübte, ist für das geistige Niveau der damaligen deutschen Sozialdemokratie äußerst kennzeichnend.

Polizei und Universitätsbehörden kamen Dühring wiederum zu Hilfe. Der Parteitag wurde im Mai 1877 geschlossen. Engels sollte mit der Fortsetzung seiner Artikel beginnen. Gerade zu dieser Zeit erreichte Dühring den Gipfel seiner Popularität. Das Kultusministerium forderte die Entlassung Dührings von der Berliner Univer-

[4] Es wurde damals die Herausgabe einer besonderen wissenschaftlichen Revue geplant.

sität. Dies war damals eines der sensationellsten Ereignisse in Europa. Der „Vorwärts" und Liebknecht waren gleichfalls genötigt, für Dühring einzutreten, denn man konnte Dühring nicht den Klauen der Universitätsbehörden ausliefern. Im „Vorwärts" erschien eine Reihe von Aufsätzen zur Verteidigung Dührings, und zwar jetzt nicht mehr als des Urhebers eines bestimmten Systems, sondern einfach als des Verteidigers der Freiheit der Wissenschaft, die im preußischen Polizeistaat verteidigt werden mußte. Der „Vorwärts" brachte sogar Gedichte, Oden zu Ehren Dührings, und zwar gerade in der Zeit zwischen dem Abdruck der „Philosophie" und des zweiten Abschnitts des „Anti-Dühring", des Abschnitts über „Politische Oekonomie" Viele junge Studenten — Schippel, Emanuel Wurm, Viereck, Manfred Wittich — traten zusammen mit Fritzsche und Most zum Schutze Dührings auf. Most agitierte unter den Arbeitern und veranstaltete Arbeiterversammlungen. Diese Studenten aber beriefen eine Reihe von Studentenversammlungen ein, in denen sie Dühring als den Vertreter der unterdrückten Wissenschaft verteidigten. Mehring sagt in seiner Geschichte der deutschen Sozialdemokratie, daß das die letzte idealistische Bewegung der deutschen Studentenschaft gewesen sei.

Aber Dühring, der als ein vom Staate verfolgter Gelehrter Sympathien für sich weckte, stieß fast alle seine Anhänger durch seinen unerträglichen Charakter von sich ab. Gerade in dem Augenblick, als es ihm gelungen war, sich den Berliner Arbeitern und ihren Führern am meisten zu nähern, machte er durch eine Reihe von Schritten jedes Zusammengehen mit ihm unmöglich. So wollte er der staatlichen Universität eine freie Akademie, eine freie Hochschule entgegenstellen. Er entwarf ein Statut dieser Akademie, aber ein solches, das die Berliner Sozialdemokraten von ihm abstieß. Er stellte die freie Akademie der Arbeiterhochschule entgegen; er lehnte es ab, in dieser Vorlesungen zu halten, denn er wollte — wie er sagt — anderen nicht die Möglichkeit geben, ihn auszubeuten Bernstein spricht den Verdacht aus — er schreibt das in zwei Varianten seiner Erinnerungen —, daß Dühring zusammen mit Most auf dem Gothaer Parteitag die erwähnte Kampagne gegen Engels organisiert habe Bernstein hat gewisse Anhaltspunkte für seine Behauptung.

Die „Berliner Freie Presse", in der Most und seine Genossen tätig waren, hat Dühring noch im Oktober 1878 auf der ganzen Linie verteidigt. Aber schon Anfang November erfolgte ein vollkommener Bruch. Dühring war endgültig zu der Ueberzeugung gekommen, daß Most und seine Freunde Liebknecht und dessen Anhängern auf den Leim gegangen wären und daß sie nicht ihre Versprechungen erfüllt hätten, daß es ihnen nicht gelungen wäre, zu erreichen, daß der Abdruck der Engelsschen Artikel im „Vorwärts" eingestellt würde. Das schreibt Bernstein. Dühring behauptete, daß die Sozialdemokraten ihn einfach für ihre Parteizwecke ausgenutzt hätten, um auf diese Weise seine wissenschaftliche Karriere zu vernichten.

Bernstein schreibt in einer anderen Variante seiner Erinnerungen, daß Dühring nicht durch Engels getötet worden sei, sondern daß er sich selbst tot gemacht habe.

Denselben Gedanken finden wir in einem Briefe von Liebknecht an Engels. Er schrieb, die Dühringschwärmerei habe sich selbst ihr Grab gegraben. Das war natürlich eine Uebertreibung. Dühring hatte jedes persönliche Vertrauen verloren, aber die Dühringschwärmerei war noch nicht besiegt. Sie mußte noch bekämpft werden, und das zeigte sich in demselben Jahre 1878. Es wurde die neue Zeitschrift „Die Zukunft" gegründet, dieselbe Zeitschrift, deren Vorläuferin die wissenschaftliche Beilage des „Vorwärts" gewesen war. Das Programm dieser Zeitschrift, die das wissenschaftliche Zentralorgan der Partei sein sollte, war ein derart eklektisches Gemisch, daß Engels mit vollem Recht an Marx schreiben konnte, daß sich in Deutschland ein neuer deutscher Vulgärsozialismus entwickle, der würdig ist, dem „wahren Sozialismus" von 1845 zur Seite gestellt zu werden. Deshalb schrieb Engels seine späteren Artikel gegen Dühring, die Abschnitte über „Politische Oekonomie" und „Sozialismus", in einem anderen Ton. Den Sack schlägt man, den Esel meint man. Engels schlug auf Dühring ein, aber er geißelte damit Most, Fritzsche, Liebknecht und Bebel. An einigen Stellen polemisierte Engels direkt gegen sie, ohne sie freilich beim Namen zu nennen.

Die Engelsschen Artikel wurden — ich habe das schon erwähnt — im Juli 1878 abgeschlossen. Im Mai und Juni erfolgten aber in schneller Folge zwei Attentate auf das Leben des deutschen Kaisers, das von Hödel und das von Nobiling. Bismarck benutzte sie, um das Sozialistengesetz durchzubringen. Das Werk von Engels war kaum als Buchausgabe erschienen, als es schon unter das Fallbeil des neuen Gesetzes geriet.

II

Es muß noch einiges über den Einfluß Dührings in Rußland gesagt werden, um zu zeigen, daß die Artikel von Engels gegen Dühring auch für die Schicksale des russischen Marxismus von kolossaler Bedeutung waren. Plechanow bemerkt in seinen Schriften „Sozialismus und politischer Kampf" und „Unsere Meinungsverschiedenheiten", daß die ‚Narodnaja Wolja" („Volkswille") — er beruft sich dabei auf Lawrow — sich in ihrem theoretischen Programm auf Dühring stützte. Aber er vergißt hinzuzufügen, daß der Beginn der Popularität Dührings noch in die Epoche der „Semlja i Wolja" („Land und Freiheit"), in die Epoche des Bakunismus, der Narodniki fiel, und daß der unlängst verstorbene Paul Axelrod einer der hervorragendsten Propagandisten Dührings in Rußland gewesen war. Nehmen wir das Axelrodsche Buch „Erlebtes und Gedachtes". Auf Seite 133 lesen wir:

> „Alle diese Formalitäten schienen mir überflüssig zu sein, aber der Kritik des Parteizentralismus brachte ich meine volle Sympathie entgegen: diese Kritik war den föderalistischen und antiautoritären Ideen verwandt, die ich als Bakunist hochhielt.

Meinerseits vertrat ich mit vollem Eifer Metzner gegenüber (Metzner war ein Berliner Sozialdemokrat — D. R.) die organisatorischen und politischen Grundsätze des Bakunismus und, wie es scheint, nicht ohne einen gewissen Erfolg, den ich zu einem großen Teile dem Einfluß Dührings auf Metzner zuschrieb. Die Begeisterung für das ‚Kommunistische Manifest' hinderte Metzner nämlich nicht daran, ein großer Verehrer Dührings zu sein, der übrigens zu seinen ständigen Kunden gehörte (Metzner war von Beruf Schuhmacher — D. R.). Metzner erzählte mir so viel von Dühring, daß ich schließlich zu Dühring ging und mich ihm als russischer sozialistischer Emigrant und Bekannter des Genossen Metzner vorstellte. Ich besuchte auch eine Vorlesung Dührings, aber sie machte auf mich keinen großen Eindruck."

Prüfen wir diese Angaben nach. In der Biographie Dührings, die Emil Döll verfaßt hat, der zusammen mit Schippel und anderen sozialdemokratischen Studenten eines der aktivsten Mitglieder des Protestausschusses gegen die Entlassung Dührings gewesen ist, wird auf Grund der eigenen Darstellung Dührings erzählt, daß ihn im Jahre 1876 ein junger Mann besucht habe, der sich als russischer Student und Emigrant ausgegeben und ihm erklärt hätte, daß er seinen richtigen Namen nicht nennen könnte — er reiste unter dem Namen Steinberg —, der aber nicht verhehlt hätte, daß er Jude wäre. Nun war Dühring ein wütender Antisemit. Es folgt eine lange Geschichte von diesem Juden mit allen stilistischen Schönheiten, die bei Dühring und seinen Schülern in solchen Fällen gebräuchlich waren. Aber Döll fügt eine interessante Einzelheit hinzu. Das Gespräch kam auf die ernste Seite der sozialen Frage, und Dühring sprach sich dabei für den Russen Bakunin aus; er hätte jedenfalls — meinte Dühring — in einigen Punkten recht und wäre auch in seinen Ideen und seinem Charakter anständiger als Marx.

„Da der junge Mann gern etwas Einschlagendes von Dühring haben wollte und zur Anschaffung von Schriften nicht die Mittel hatte, so suchte ihm Dühring ein Korrekturexemplar seiner Oekonomiegeschichte hervor. Später schrieb er aus der Schweiz, wohl aus Genf, seine Freunde ließen ihn die Schriftsetzerei lernen, damit er sich erhalten könne. Er habe Dührings Buch studiert und wirke dafür. Dühring antwortete jedoch auf diesen Brief nicht . . ."

Er antwortete aus dem Grunde nicht, weil schon die Anrede, die Axelrod in seinem Briefe gebrauchte — „Werter Herr Kollege!" —, die Taktlosigkeit und die Einbildung dieses Juden beweise!

Axelrod vergißt nur zu sagen, daß nicht Metzner, sondern Bernstein es war, der ihn für Dühring gewonnen hatte. Er war einer von den Russen, die Bernstein zu der Dühringschen Lehre bekehrt hatte. Axelrod führt selbst im Jahre 1878 in seinen bekannten Artikeln über „Die Erfolge der Sozialdemokratischen Partei in Deutschland", Artikeln, die sehr interessant sind, bei seiner Aufzählung der günstigen Anzeichen, die für die Möglichkeit einer Wiedergeburt der

deutschen Sozialdemokratie sprachen, unter anderem folgenden Umstand an:

> „Schon vor einigen Jahren ist in Deutschland ein Mann aufgetreten, der sich als Anhänger der Idee eines Gemeinwesens bezeichnete, das von unten nach oben, das heißt auf Grund eines freien Vertrages verschiedener gesellschaftlicher Gruppen und Kommunen organisiert werden sollte. Dühring, ein früherer Privatdozent der Berliner Universität, der wegen seines Radikalismus und seiner Angriffe gegen die offizielle Wissenschaft entlassen worden war, trat als der Verteidiger der neuen Idee auf. Seine Propaganda gewann nur eine geringe Anzahl von Anhängern, teilweise weil sie der Masse der Arbeiter unzugänglich war, teilweise dank dem feindseligen Widerstand der Marxisten."

In den Erinnerungen Axelrods („Erlebtes und Gedachtes", S. 260) verwandelt sich der „feindselige Widerstand der Marxisten", das heißt hauptsächlich der von Engels, in einen „Widerstand der leitenden Parteiorgane"

Es gab noch einen anderen russischen Anhänger Dührings, und das war G. V. Plechanow. In seinem Artikel „Das Gesetz der ökonomischen Entwicklung der Gesellschaft und die Aufgaben des Sozialismus in Rußland" schreibt er:

> „Rodbertus Engels, Karl Marx und Dühring bilden eine glänzende Plejade von Vertretern der positiven Periode in der Entwicklung des Sozialismus."

In demselben Artikel heißt es weiter:

> „Dühring, der den Einfluß der Persönlichkeiten auf den Gang der gesellschaftlichen Entwicklung vollkommen anerkennt, fügt hinzu, daß das Handeln der Persönlichkeit eine breite Stütze in den Stimmungen der Masse haben müsse."

Wir sehen also, daß Plechanow im Jahre 1878, d. h. schon nach dem Erscheinen der Engelsschen Artikel, den spezifischen Unterschied zwischen Dühring und Marx ebensowenig begriff, wie Bebel im Jahre 1874. Ein Schritt vorwärts im Vergleich zu Axelrod war darin zu erblicken, daß Plechanow Dühring nicht Marx und Engels entgegenstellte, sondern Marx und Engels durch ihn ergänzte.

Deshalb spricht für die folgende Bemerkung Axelrods — in denselben Erinnerungen — eine große geschichtliche Wahrscheinlichkeit:

> „Die Auffassungen Plechanows in der Sphäre der Anwendung der Grundsätze des Marxismus auf die Lösung der Probleme der russischen revolutionären Bewegung entwickelten sich anscheinend allmählich und nicht so rasch, wie man das a priori annehmen könnte, wenn man die außerordentliche Kraft seines theoretischen Denkens in Betracht zieht. Ich erinnere daran, daß ich schon im Sommer 1888, als ich nach Genf kam, um über die organisatorischen und programmatischen Re-

formen in der Fraktion des „Tschornyj Peredjel" („Schwarzen Umteilung") zu verhandeln, zum erstenmal das Engelssche Buch „Herrn Eugen Dührings Umwälzung der Wissenschaft" bei ihm aufgeschlagen auf dem Tische liegen sah. (Ich selbst habe dieses Buch erst einige Jahre später gelesen.) Selbstverständlich konnte für einen solchen Mann wie Plechanow die Lektüre dieses Buches nicht ohne Folgen bleiben."

Es ist charakteristisch, daß die Narodniki Axelrod und Plechanow, als sie die Auffassung Dührings kennenlernten, aus seiner Lehre das herausnahmen, was sie brauchten: die Organisation der Gesellschaft von unten nach oben, das heißt „auf Grund eines freien Vertrages verschiedener gesellschaftlicher Gruppen und Kommunen" In einer Polemik gegen die Marxisten betonte Axelrod auch die Bedeutung der Gewerkschaften als eines Organes der Selbsttätigkeit der Massen. Dühring warf Lassalle — mit vollem Recht — und Marx — ohne jeden Grund — vor, daß sie keine Ahnung von der Bedeutung der Gewerkschaften hätten.

In demselben Jahre 1878, als die Artikel von Axelrod und Plechanow geschrieben wurden, erschien in den „Otetschestwennyje Sapiski" („Vaterländische Annalen") ein interessanter Artikel von N. Michajlowski, der „Die Utopien Renans und die Theorien Dührings über die Autonomie der Persönlichkeit" behandelte. Bekanntlich sündigte Michajlowski schon im Jahre 1878 in bezug auf die politische Freiheit. Auch er hatte eine gewisse Schwäche für Dühring. Anläßlich der Verfolgungen Dührings hatte er einen Artikel über den Skandal an der Berliner Universität geschrieben. Auch hatte er eine interessante Rezension über das Buch von Koslow verfaßt[5]. In dem erwähnten Artikel verhält sich Michajlowski kritischer zu Dühring, aber es ist charakteristisch, daß er auch andere Momente der Dühringschen Lehre hervorhebt. Wir werden gleich sehen, welche.

„Aber besondere Aufmerksamkeit verdient das Gefühl der Rache infolge der gewaltigen geschichtlichen Rolle, die ihm unser Denker zuweist. Von seinem Standpunkt ist die Rache die Grundlage der gesamten Rechtsphilosophie ... Das Böse besteht, und man muß es bekämpfen, und manchmal mit grausamen, sogar terroristischen Mitteln . . Sei das Unrecht angetan, die Gewalttat begangen, so müsse man im Feinde den Feind sehen, wobei die Waffen der Schlauheit und der Gewalt zulässig seien ... Selbstverständlich könnten nur Personen und nicht gesellschaftliche Gruppen die moralische Verantwortung tragen. Der ausschließliche Träger des Bewußtseins, und folglich auch das ausschließlich

[5] Außer einem Artikel über die „Kritische Geschichte der Philosophie" in der Zeitschrift „Snanje" („Wissen") erschien in Kiew ein Buch von A. Koslow unter dem Titel „Die Philosophie der Wirklichkeit. Eine Darstellung des philosophischen Systems Dührings unter Anfügung einer kritischen Uebersicht." — Obwohl das Buch 1878 erschienen ist, war es noch vor der Maßregelung Dührings durch die Universität geschrieben worden.

verantwortliche Individuum dürfe sich nicht hinter eine Gruppe verstecken, und sich überhaupt mit einem fremden Willen entschuldigen ... Die Rache, von der Dühring besessen ist, und der Terror, den er denen ankündigt, die die Würde der Persönlichkeit verletzen, wirken wie eine direkte Antwort an Renan."

Und gerade auf diesem Wege, mit Hilfe der Begeisterung für Dühring, der die theoretische Rechtfertigung für die Praxis der russischen Revolutionäre lieferte — erinnern wir uns an die Aufrufe nach den ersten Terrorakten —, erfolgte der Uebergang von der terroristischen Praxis der „Semlja i Wolja" zum politischen Terror der „Narodnaja Wolja". Dühring wurde zum beliebtesten Ideologen der „Narodnaja Wolja". Er lieferte die philosophische Rechtfertigung der terroristischen Taktik. Es ist charakteristisch, daß in denselben „Otetschestwennyje Sapiski" einige Jahre nach den skeptischeren Artikeln Michajlowskis eine Apologie Dührings, und zwar gerade von diesem Standpunkt aus, erschien. Wir meinen den bekannten Artikel von Krasnosselski: „Die Stimme des Lebens im Reich des Gedankens" (1883, September und Oktober), der in den Zirkeln der Jugend der „Narodnaja Wolja" eifrig gelesen und durchgearbeitet wurde (wie ich das aus eigener Erfahrung bestätigen kann)[6]. Und deshalb konnte Lawrow in seinem Artikel „Ein Blick auf die Vergangenheit und Gegenwart des russischen Sozialismus" („Kalender der ‚Narodnaja Wolja' für 1883") mit vollem Recht sagen, daß die Anhänger der „Narodnaja Wolja" sogar geneigt seien, „die soziologische Ansicht Dührings zu verteidigen, wonach das politisch-juristische Element der Gesellschaftsordnung einen größeren Einfluß ausübe als das ökonomische".

III

Es muß noch einiges über die Bedeutung des „Anti-Dühring" gesagt werden. Ich habe schon darauf hingewiesen, welches die Hauptursachen der Popularität Dührings gewesen sind. Dies muß stets beachtet werden. Dühring gab der revolutionären Jugend eine Weltanschauung. Er gab ihr ein System von Auffassungen; er gab ihr ein System von Antworten auf die verdammten Fragen. Was hatte damals ein Marxist? Ein Marxist hatte das „Kommunistische Manifest". Aber das „Kommunistische Manifest" war ohne das, was ihm vorausgegangen war, ohne alle die Tatsachen, deren Zusammenfassung es war, ohne die entsprechenden geschichtlichen Kenntnisse weniger verständlich als das „Arbeiterprogramm" Lassalles. Es kam hinzu, daß es erst damals weitere Verbreitung gewann, denn es wurde Ende 1872 nach einer langen Unterbrechung neu herausgegeben. Etwas mehr wurde das „Kapital" gelesen. Aber das „Kapital" war sogar für Liebknecht in der Hauptsache ein Buch, das ihm Material für Reichstagsreden über Arbeitergesetzgebung gab.

[6] Es muß noch der Artikel von Isk—ow, „Abriß der Lehren Hartmanns, Dührings und Langes" („Djelo" 1883, Dezember) erwähnt werden.

das ihm Material für „Festreden" lieferte, wenn er zeigen mußte, welchen Grad die Ausbeutung der Arbeiter durch die Kapitalisten erreicht hatte. Liebknecht war im Jahre 1874 aufrichtig davon überzeugt, daß Buckle der größte aller Historiker und der Schöpfer einer neuen Geschichtsauffassung sei, während Marx für ihn nur der Schöpfer eines neuen ökonomischen Systems war. Ebenso wie in Rußland, so blieb das „Kapital" in seinem philosophischen, in seinem historisch-materialistischen Teile auch hier für die Leser von Marx nach einem Ausspruch Plechanows „das nichtgelesene Kapitel eines beliebten Buches".

Die literarische Mitarbeit von Engels am „Volksstaat", der unter der Redaktion von Liebknecht erschien, begann bereits im Jahre 1873. Er mußte auf verschiedene praktische Fragen Antwort geben. Da schrieb ein gewisser Mühlberger einen Artikel über die Wohnungsfrage, der zeigte, daß der „Volksstaat" den Unterschied zwischen Proudhonismus und Marxismus vergessen hatte. Und Engels gab aus diesem Anlaß eine ausgezeichnete Gegenüberstellung von Proudhonismus und Marxismus an Hand eines konkreten Beispiels. Das war die deutsche, gelehrtere und gründlichere Art, aus einem konkreten Anlaß zu schreiben. Eine Darstellung des ganzen Systems, der Weltanschauung, fehlte noch. Sie wurde zum erstenmal im „Anti-Dühring" gegeben. Engels erzählt selbst, worin die Bedeutung des „Anti-Dühring" besteht.

> „Einerseits gab sie (die Kritik Dührings) mir die Gelegenheit, auf den sehr verschiedenen hier zu berührenden Gebieten meine Auffassung von Fragepunkten positiv zu entwickeln, die heute von allgemeinerem wissenschaftlichen oder praktischen Interesse sind . . . ich war genötigt, ihm überall zu folgen und seinen Auffassungen die meinigen entgegenzusetzen. Die negative Kritik wurde damit positiv; die Polemik schlug um in eine mehr oder minder zusammenhängende Darstellung der von Marx und mir vertretenen dialektischen Methode und kommunistischen Weltanschauung, und dies auf einer ziemlich umfassenden Reihe von Gebieten."

Engels gibt somit zu, daß die Polemik gegen Dühring ihn veranlaßt habe, dem System — ein System, der Weltanschauung — eine Weltanschauung entgegenzustellen. Und darin liegt die Hauptbedeutung des „Anti-Dühring". Marx und Engels wußten natürlich — was wir erst jetzt wissen —, daß in ihrer Schublade die Manuskripte der „Deutschen Ideologie" lagen. Sie wußten, daß sie in den vierziger Jahren die Möglichkeit hatten, der damaligen bürgerlichen Weltanschauung, dem „wahren Sozialismus", ihr System einer kommunistischen Weltanschauung entgegenzustellen. Aber das wußten nur Marx und Engels. Das wußte Liebknecht nicht, der zwölf Jahre in unmittelbarer und engster Gemeinschaft mit Marx und Engels gelebt hatte. Das wußten die zahlreichen Leser nicht, und das konnte natürlich kein einziger Leser des Gothaer Programms je erfahren. Und erst im Jahre 1878 wurde im „Anti-Dühring" ein System der kommunistischen Weltanschauung ge-

geben, das, der kleinbürgerlichen Weltanschauung in ihren verschiedensten Spielarten entgegengestellt wurde, — wobei sich Marx und Engels natürlich auf ihre frühere Arbeit stützten.

Jetzt (und das ist ein sehr interessantes Problem) können wir bei der Lektüre der Kapitel, die in der „Deutschen Ideologie" Feuerbach gewidmet sind — sie sind im Marx-Engels-Archiv abgedruckt — genau feststellen, in welchem Maße Marx und Engels ihren Standpunkt geändert haben. Nicht seit der „Heiligen Familie"; — denn der Standpunkt, auf dem Marx und Engels in diesem Werke standen, war von ihnen bereits in der „Deutschen Ideologie" verlassen worden Das war eine noch frühere Stufe. Das war erst eine bedeutende Annäherung an den Marxismus, aber noch nicht der Marxismus.

In einem seiner Artikel gegen Heinzen bemerkt Marx:

> „Es bezeichnet den ganzen Grobianismus des ‚gesunden Menschenverstandes', ... daß er da, wo es ihm gelingt, den Unterschied zu sehen, die Einheit nicht sieht, und daß er da, wo er die Einheit sieht, den Unterschied nicht sieht. Stellt er unterschiedene Bestimmungen auf, so versteinern sie ihm sofort unter der Hand, und er erblickt die verwerflichste Sophistik darin, diese Begriffsklötze so zusammenzuschlagen, daß sie ins Brennen geraten."

Vom Standpunkt der deutschen Ideologie zum Standpunkt, der im ersten Band des „Kapitals" entwickelt wird, ist schon kein „Sprung" mehr. Der Hauptgedanke, den Engels im „Anti-Dühring" in dem Abschnitt „Philosophie" entwickelt, ist sogar in dem Teil, der sich auf die Naturwissenschaft bezieht, bereits vollständig im „Kapital" in einer Reihe von Anmerkungen, die Dühring so in Aufregung versetzten, formuliert. Im „Anti-Dühring" entwickelt Engels die dialektische Methode, die er und Marx geschaffen hatten, und deren sie sich seit 1846, seit der „Deutschen Ideologie" bedienten.

Als ich die von mir gefundene „Natur-Dialektik" von Engels herausgab, betonte ich in meinem einleitenden Artikel bereits, daß diese Arbeit im Vergleich zu dem, was Engels im „Anti-Dühring" gesagt hatte, keinen einzigen neuen Gedanken enthalte. Ich habe direkt geschrieben: „Keinen einzigen neuen Gedanken". Der ganz und gar unhaltbare Versuch einiger Genossen, einen gewissen Unterschied zwischen dem „Anti-Dühring" und dem Engels der achtziger Jahre zu machen, der zu fast „direkt entgegengesetzten Auffassungen gelangt" sei, beruht auf dem nicht ganz klaren Verständnis einer Reihe von Stellen aus dem „Anti-Dühring" und auf der unaufmerksamen Lektüre des Engelsschen Vorwortes zu der zweiten Auflage des „Anti-Dühring".

Was sagt Engels in diesem Vorwort? Er mußte sich mit Dühring gerade zu einer Zeit befassen, als er sich in einem „Maßregelungsprozeß" auf dem Gebiete der Naturwissenschaften befand. Er benutzte eine nicht ganz genaue Terminologie; ihm stand nicht alles zur Verfügung, was er brauchte, und er hoffte, daß es ihm vielleicht später gelingen würde, seine Auffassung in einer mehr durch-

gearbeiteten Form darzulegen. Das schrieb er im Jahre 1885. Wer das Vorwort zur zweiten Auflage genau liest, der weiß, daß Engels ganz bewußt aus dem Gefühl eines besonderen literarischen Taktes heraus von jeder Aenderung absah. Man muß die Briefe von Engels an Marx lesen, um zu verstehen, wie schwer es aus rein menschlichen Gründen für Engels gewesen ist, gegen Dühring zu polemisieren. Er schrieb, daß es für ihn schwer sei, gegen einen Blinden zu polemisieren Er mußte lange mit sich kämpfen, um dieses rein sentimentale Gefühl zu überwinden. Und deshalb sagt er auch im Vorwort, daß er kein Recht habe, das zu ändern, was er im Jahre 1878 geschrieben hätte, und daß er auch nichts ändere.

Ich habe schon in der Einleitung zur „Naturdialektik" darauf hingewiesen, daß Engels das periodische Gesetz von Mendelejew nicht kannte, als er den „Anti-Dühring" schrieb. Man darf nicht vergessen, daß die Artikel des Abschnittes „Philosophie" alle vor dem Mai 1877 abgedruckt und der Redaktion noch im Herbst 1876 zugesandt wurden. Engels hatte keine Möglichkeit, die chemische Fachliteratur zu verfolgen, eine Literatur, die in den verschiedenen wissenschaftlichen Fachzeitschriften verstreut war. Eine Rechtfertigung für ihn bildet der Umstand, daß erst im Jahre 1877 in einem solchen Kompendium, wie dem großen Lehrbuch der Chemie von Roscoe und Schorlemmer eine Darstellung des Mendelejewschen Gesetzes erschien. Engels hätte es für die zweite Auflage benutzen können. Im Jahre 1885 verfügte er über eine Masse von Materialien, die seine grundlegenden Auffassungen bestätigten. Aber er tat das bewußt nicht. In dem Vorwort zur zweiten Auflage gibt er eine Skizze seiner zukünftigen Arbeit. Aber er ändert seine Auffassung nicht. Es ist derselbe Grundgedanke, der bereits im „Anti-Dühring" formuliert ist, der aber in den Notizen und Artikelentwürfen, die nach 1878 geschrieben wurden, ausführlicher dargelegt ist. In dieser Beziehung ist jeder Versuch, einen Widerspruch zwischen dem Engels von 1878 und dem von 1882 zu konstruieren, ein Versuch, der nur dem Wunsche entspringt, eine neue Etikette auf alte Auffassungen zu kleben, zu vollkommenem Scheitern verurteilt.

Nach dem „Anti-Dühring" hatte Engels Gelegenheit, einige Auffassungen ausführlicher zu entwickeln, die er früher in dem philosophischen Abschnitt seiner Polemik gegen Dühring kurz formuliert hatte. In seiner besonderen Arbeit über Ludwig Feuerbach gab er eine ausführliche Darlegung seines und Marxens Verhältnisses zu der Philosophie von Hegel und Feuerbach. Im Zusammenhang damit gab Engels auch eine positive Antwort auf eine Reihe von Fragen aus den Gebieten der Philosophie, der Ethik und der Gesellschaftswissenschaft. Auf diese Weise ist das Buch von Engels über Feuerbach nicht nur eine äußerst wichtige Ergänzung, sondern auch ein ausgezeichneter Kommentar zu den entsprechenden Kapiteln des „Anti-Dühring". Nicht minder wichtig sind jetzt in dieser Beziehung auch die von mir herausgegebenen Abschnitte aus der „Deutschen Ideologie" und die „Naturdialektik" von Engels.

Besonders muß auf die glänzende Darstellung hingewiesen werden, die Engels in dem ersten Abschnitt der Entstehung und der

Entwicklung der Idee der Gleichheit widmet. Schon Marx hat im „Kapital" gezeigt, daß die Bestimmung des Wertes durch Arbeit und der auf der Grundlage dieses Wertmaßes erfolgende freie Austausch von Arbeitsprodukten unter gleichberechtigten Wareneigentümern die reale Grundlage ist, auf der die Gesamtheit der politischen, juristischen und philosophischen Ideologie der modernen Bourgeoisie beruht.

Die Skizze von Engels bildete den Anstoß für eine Reihe von marxistischen Arbeiten, — besonders von Lafargue, Kautsky und Plechanow —, in denen die Entstehung verschiedener „ewiger" Ideen untersucht wird.

Der zweite Abschnitt des „Anti-Dühring" ist den Hauptproblemen der Marxschen ökonomischen Theorie gewidmet und stellt bis heute die maßgebendste Einleitung in das Studium des „Kapitals" dar. Engels gibt eine Definition des Gegenstandes der politischen Oekonomie, ihrer Methoden und ihrer Aufgaben. In diesem Punkte bin ich mit denen nicht einverstanden, die die politische Oekonomie zu einer Wissenschaft machen wollen, die nur die Warenwirtschaft und die kapitalistischen Warenverhältnisse untersucht und die das Recht nur als Recht der Warenproduzenten auffassen. Alle diese Versuche laufen auf das Bestreben heraus, überall einen „Anfang" und ein „Ende" zu setzen, genaue Definitionen zu geben, dort einen Punkt zu machen, wo die Entwicklung nicht zu Ende ist, wo eine ökonomische Formation sich in eine andere verwandelt, wo die folgende Formation die vorhergehende ablöst, sie erklärt und selbst durch ihre Voraussetzungen vollkommen erklärt wird. Im zweiten Abschnitt finden wir bemerkenswerte Artikel, die der Gewalttheorie gewidmet sind und die das Wechselverhältnis des ökonomischen und des politischen Faktors in der Geschichte der menschlichen Gesellschaft meisterhaft klarlegen. Nebenbei gibt Engels eine gedrängte Geschichte der Kriegskunst, die zeigt, welch große Bedeutung das Studium der Geschichte der Kriegskunst vom Standpunkt der materialistischen Geschichtsauffassung besitzt. Die ganze Bedeutung dieser Artikel wird erst dann beurteilt werden können, wenn alle Arbeiten von Engels über Militärfragen erschienen sein werden, aber zusammen mit dem Vorwort zu dem Buch von Borckheim (1887) und den Artikeln „Kann Europa abrüsten?" (1893) stellt die Skizze, die Engels im „Anti-Dühring" gegeben hat, die beste Formulierung der Auffassungen dar, die er im Prozeß seines langjährigen Studiums der Geschichte und Theorie des Kriegswesens erworben hatte[7].

Es war ihm gelungen, den kommenden imperialistischen Krieg vorauszusagen und seine wahrscheinlichen Folgen fast mit prophetischer Richtigkeit zu schildern. Freilich schließt die Skizze der Geschichte der Kriegskunst, die wir im „Anti-Dühring" haben, mit dem Jahre 1877 ab. Der letzte große Krieg, dessen Erfahrungen

[7] Das Marx-Engels-Institut bereitet die Herausgabe der militärischen Schriften von Engels vor.

Engels untersuchte, war der Krieg zwischen Deutschland und Frankreich im Jahre 1870. In dieser Hinsicht muß die Skizze von Engels wesentlich ergänzt werden.

Man kann sagen, daß einige Behauptungen von Engels allzu apodiktisch sind. So insbesondere, wenn er schreibt, die Waffen seien zur Zeit des deutsch-französischen Krieges „so vervollkommnet, daß ein neuer Fortschritt von irgendwelchem umwälzenden Einfluß nicht mehr möglich ist". Sogar auf dem Gebiet der Feuerwaffen ist seit 1878 eine Reihe von bedeutenden Vervollkommnungen zu verzeichnen. Neue Zweige der Kriegstechnik sind aufgekommen, die auf der Entwicklung des Flugzeugwesens und der chemischen Industrie beruhen. Das Unterseeboot hat Aenderungen auf dem Gebiet der Kriegshandlungen zur See hervorgerufen. Freilich haben die Erfahrungen des Krieges von 1914/1918 die Folgerungen von Engels vollkommen bestätigt, zu denen er auf Grund seiner Untersuchung der Frage des Wettkampfes zwischen Panzerung und Geschütz gekommen war. Sogar in der Form des Dreadnoughts ist das Panzerschiff „bis zu der Spitze der Künstlichkeit ausgebildet, ... die es ebenso unerschwinglich, wie kriegsunbrauchbar macht".

Aber die innere Dialektik des Materialismus hat Engels in ausgezeichneter Weise aufgedeckt. Der Militarismus trägt auch in seiner modernen imperialistischen Form alle Keime seiner eigenen Vernichtung in sich

> „Was die bürgerliche Demokratie von 1848 nicht fertig bringen konnte, eben weil sie bürgerlich war und nicht proletarisch, nämlich den arbeitenden Massen einen W i l l e n geben, dessen Inhalt ihrer Klassenlage entspricht, das wird der Sozialismus (Kommunismus) unfehlbar erwirken. Und das bedeutet die Sprengung des Militarismus und mit ihm aller stehenden Armeen v o n i n n e n h e r a u s."

Der dritte Abschnitt des „Anti-Dühring" behandelt den Sozialismus Wir haben bereits gesehen, wie Bebel die Vorläufer von Marx und Engels, die utopischen Sozialisten, einschätzte. Dühring hat in seinen Werken nicht nur die Geschichte der politischen Oekonomie, sondern auch die des Sozialismus entstellt. Das Buch von Engels gab einen neuen und starken Anstoß zum Studium des Sozialismus. Alle Arbeiten von Kautsky, Bernstein, Plechanow und Mehring auf diesem Gebiete gehen sowohl in ihren Themata als auch im allgemeinen Aufbau von den Hauptthesen aus, die Engels in seinem Exkurs in das Gebiet der Geschichte des Sozialismus formuliert hat.

Aber nicht nur das gab Engels in dem dritten Abschnitt des „Anti-Dühring". Zum erstenmal wurden seit dem „Kommunistischen Manifest", und zwar bereits auf Grund der Erfahrungen der Revolution von 1848, der I. Internationale und der Pariser Kommune, die Hauptfragen des Programms, der Strategie und Taktik des Proletariats im ganzen Umfang gestellt. Zum erstenmal wurde gezeigt, welche unerschöpfliche Fundgrube das „Kapital" von Marx für diejenigen darstellt, die Antworten auf diese Fragen suchen. Engels entwickelte zum ersten Male ausführlich, wie der Kapitalismus alle

materiellen und geistigen Elemente der zukünftigen Ordnung erzeugt und vorbereitet. In demselben Abschnitt des „Anti-Dühring" wurden zum ersten Male sowohl im Gegensatz zu Dühring als auch im Gegensatz zu den Anarchisten und auch zu den Lassalleanern und sogar den Eisenachern, die sich nicht von dem Einfluß des Lassalleschen Staatskultus hatten befreien können, die Auffassungen des Marxismus über Rolle und Ursprung des Staates ausführlich entwickelt, die bereits in der „Deutschen Ideologie" skizziert wurden.

Es ist keineswegs ein Zufall, daß die sorgfältige Durcharbeitung der programmatischen Fragen erst nach dem „Anti-Dühring" beginnt. Das Erfurter Programm der deutschen Sozialdemokratie, das schon an und für sich teilweise das Werk von Engels ist, wäre ohne die gewaltige vorbereitende Arbeit, die Engels im „Anti-Dühring" geleistet hatte, undenkbar gewesen. Dasselbe kann auch vom Programm der Gruppe „Befreiung der Arbeit" und vom ersten Programm unserer Partei gesagt werden.

Ein bedeutender Teil des Buches „Die Entwicklung des Sozialismus von der Utopie zur Wissenschaft", das neben dem „Kommunistischen Manifest" bis heute der beste Leitfaden der Aneignung der Grundlagen des Marxismus ist, besteht aus Kapiteln des dritten Abschnittes des „Anti-Dühring".

In dem Buche von Antonio Labriola „Sozialismus und Philosophie" finden wir folgenden interessanten Gedanken:

> „Alle Länder haben leider ihre Dühringe. Wer weiß, welche anderen ‚Antis' ein Engels eines anderen Landes verfaßt hätte? Die wahre Bedeutung dieses Buches besteht meiner Ansicht nach darin, daß es den Sozialisten anderer Länder und anderer Zungen die Möglichkeit gibt, sich mit den kritischen Methoden zu bewaffnen, ohne die alle die ‚Antis' nicht geschrieben werden können, die für den Kampf gegen alle diejenigen notwendig sind, die den Sozialismus im Namen aller dieser Soziologen, von denen es überall wimmelt, angreifen."

Labriola hat recht gehabt. In jedem Lande, wo sich der Marxismus zu entwickeln beginnt, kann er nicht ein Produkt „fremdländischen Schaffens" bleiben. Der Marxismus kann in dem betreffenden Lande nur dann siegen, wenn es ihm gelungen ist, auf dem Boden dieses Landes dessen ganze konkrete Wirklichkeit auf Grund der Grundsätze des Marxismus zu erklären; wenn es ihm gelungen ist zu zeigen, daß die dialektische Methode, der dialektische Materialismus in dem Sinne eine allumfassende Methode ist, daß die betreffende konkrete Wirklichkeit, ganz gleich durch welche besonderen Eigenschaften sie sich auszeichnet, ihre Erklärung in sich selbst, im Kampfe ihrer inneren Widersprüche findet; daß alle diese „spezifischen Merkmale" sich aus dem inneren Klassenkampf ergeben, aus der Entwicklung des Kampfes der Gegensätze an dem betreffenden konkreten — geschichtlichen, ökonomischen, geographischen — Abschnitt.

Lenin hat in seiner Broschüre „Was sind die Freunde des Volkes?" denselben Gedanken noch einmal bestätigt, nämlich daß der

Marxismus erst dann einen Teil des betreffenden Landes, das Proletariat gegen die Bourgeoisie dieses Landes ins Feld führt, wenn er für das Proletariat, für die revolutionäre Intelligenz zu der neuen kommunistischen Weltanschauung wird, die allen Spielarten der bürgerlichen Weltanschauung entgegengesetzt wird. Das unsterbliche Verdienst von Engels — und diejenigen haben recht, die sagen, daß der „Anti-Dühring" von Engels das wichtigste Werk des Marxismus nach dem „Kapital" und neben dem „Kapital" ist —, sein unsterbliches Verdienst besteht hier darin, daß er der bürgerlichen Weltanschauung zum ersten Male eine solche kommunistische Weltanschauung entgegengesetzt hat. Den jüngeren Marxisten hat er es überlassen, diese kommunistische Weltanschauung auf Grund der neuen, reichhaltigen, sich immer mehr entwickelnden nationalen und internationalen Erfahrungen umzuarbeiten und sie zu einer vollständigeren, umfassenderen Weltanschauung auszugestalten, ohne aber je zu vergessen, daß dieses Ergebnis nur mit Hilfe einer so unvergleichlichen Waffe wie der dialektischen Methode, der Methode des dialektischen Materialismus erreicht werden kann.

Juni 1928.

A. DE VRIES

ROSA LUXEMBURG UND IHR NEUESTER KRITIKER

Jeder wird es begrüßen, daß Genosse Bucharin in seinen ausführlichen Artikeln in Nr. 1 und 2 dieser Zeitschrift seine Auffassung über die Frage der Akkumulation und der Notwendigkeit nicht-kapitalistischer Abnehmer der Luxemburgischen entgegengestellt hat[1].

Die von Rosa Luxemburg in ihrem Hauptwerke ausgesprochene Theorie hat, vom Tage des Erscheinens an, großen Widerspruch hervorgerufen, gerade auch aus dem Lager des radikalen Marxismus. Wir erinnern z. B. an die Artikel von A. Pannekoek, damals ein hervorragender Theoretiker der deutschen Linksradikalen, mit denen Rosa Luxemburg sich in ihrer Antikritik auseinandersetzt.

Auch wußten wir in Westeuropa, daß diese Theorie vom Genossen Lenin und seinen russischen Schülern vom Anfang an bekämpft wurde; die Gründe dieser abweisenden Haltung waren uns bis jetzt nur ungenügend bekannt; glücklicherweise hat Genosse Bucharin diese jetzt in autoritativer Weise dargelegt.

Es ist eine der Aufgaben der Zeitschrift „Unter dem Banner des Marxismus", eine Stelle darzubieten für die Diskussion der mannigfachen Probleme, die für unsere Politik im weitesten Sinne von Wichtigkeit sind. Vielleicht können darum die nachfolgenden Ausführungen eines Lesers, der gerade in der Hauptsache von Genossen Bucharin nicht überzeugt wurde, in ihr Aufnahme finden.

An erster Stelle müssen wir vorbehaltlos anerkennen, daß Genosse Bucharin uns eine wichtige, ja, die erste wirkliche Kritik an Rosa Luxemburgs Arbeit gegeben hat. Beim Lesen seiner Artikel bekommt man den Eindruck, daß er der erste Kritiker ist, der den Kern der Sache berührt, an dem die früheren Rezensenten, die in Rosa Luxemburgs Antikritik eine glänzende Abfuhr erhielten, sämtlich vorübergegangen sind. Genosse Bucharin wenigstens begnügt sich nicht damit, die Schemata aus dem zweiten Band des „Kapitals" abzuschreiben und triumphierend zu zeigen, daß man die Ziffern so wählen kann, daß der Austausch zwischen dem ersten und dem zweiten Glied möglich ist; er untersucht die Verhältnisse zwischen den Klassen und die treibenden Motive ihrer Angehörigen, wie sie in der kapitalistischen Gesellschaft die Akkumulation er-

[1] Die Artikel von N. Bucharin: „Der Imperialismus und die Akkumulation des Kapitals" erschienen auch als Sonderdruck in der Marxistischen Bibliothek, Bd. 9.

möglichen sollen. Auch hat Genosse Bucharin gewiß die Unrichtigkeit einzelner Ausführungen und mancher Gedanken, die im Werke Rosa Luxemburgs nebenher gehen, aufgezeigt; wir wollen nicht behaupten, daß jeder Satz und die Formulierung jedes Gedankens bei ihr vollkommen sind.

Aber gerade um die Hauptsache, um den Hauptgedanken der Arbeit, um die Bedingungen der kapitalistischen Akkumulation handelt es sich.

Und wenn Genosse Bucharin auch gezeigt hat, daß die Darstellung Rosa Luxemburgs in mancher Hinsicht mangelhaft und im springenden Punkt nicht genügend klar und überzeugend gewesen ist, und wenn wir auch nicht dogmatisch versichert sind von der Richtigkeit ihrer Ansicht, so hat doch andererseits die Argumentation Bucharins gerade in der Hauptsache uns nicht überzeugt. Darum wird es vielleicht für die Diskussion von einigem Nutzen sein, zu versuchen, den Hauptgedanken Rosa Luxemburgs wenn möglich klarer zu fassen und den Sinn ihrer These genauer zu analysieren. Wir wollen uns mit dem Problem in seiner abstraktesten Fassung beschäftigen, also mit den Fragen, die Genosse Bucharin im ersten Kapitel seiner Arbeit bespricht. Denn wir sind der Meinung, daß die spezifischen Geldfragen mit dem eigentlichen Problem sehr wenig zu schaffen haben, und daß die Behauptung Rosa Luxemburgs, wenn überhaupt, so in ihrer allgemeinsten Form, unter Abstrahierung von allen Schwierigkeiten der eigentlichen Geldbeschaffung, gerechtfertigt werden muß.

Jede Untersuchung der Frage muß, nach Marx, von den berechtigterweise berühmten Schemata ausgehen, die es allererst ermöglicht haben, die Frage der Realisierung und der Zirkulation unter dem Kapitalismus richtig zu stellen.

Wir übernehmen daher das Schema, das Genosse Bucharin für die erweiterte Reproduktion aufgestellt hat (S. 23):

$$\begin{array}{lll} & & \overbrace{\phantom{+\beta_{1_c}+\beta_{1_v}}}^{\beta_1} \\ \text{A} \ldots & c_1 + v_1 + a_1 & + \beta_{1_c} + \beta_{1_v} \\ \text{B} \ldots & c_2 + v_2 + a_2 & + \underbrace{\beta_{2_c} + \beta_{2_v}}_{\beta_2} \end{array}$$

und fragen zu allererst, was b e d e u t e n diese algebraischen Zeichen? Sie müssen ohne Zweifel ein B i l d der kapitalistischen Jahresproduktion geben; die einzelnen Buchstaben sind S y m b o l e für ökonomisch bestimmte Quantitäten von in rein kapitalistischen Verhältnissen produzierten Waren. Es ist weiter bekannt, in welcher Weise die Bewegung dieser Symbole die Gesamtzirkulation in einer Gesellschaft, wo es nur Kapitalisten und Proletarier gibt, darstellen soll: v_1, a_1, und β_{1_v} wandern vom ersten ins zweite, c_2 und β_{2_c} dagegen vom zweiten ins erste Glied.

Die Bewegung soll einen gesellschaftlichen A u s t a u s c h zwischen Produzenten von Produktions- und Produzenten von Kon-

sumtionsmitteln symbolisieren. Eine ungeheure Summe von gesellschaftlichen Handlungen ist in diesen Schemata bildlich dargestellt.

Es ist nun auch sofort klar, welchen Wert diese Symbole haben; es ist nämlich klar, daß diese a n s i c h niemals den Beweis liefern können, daß die ihnen korrespondierenden Vorgänge in der Gesellschaft auch wirklich stattfinden.

Wenn wir einmal wissen, daß gewisse Austauschakte vor sich gehen, dann ist ihre algebraische Zusammenfassung für das wissenschaftliche Studium der Materie von ungeheurem Wert. Aber die algebraischen Vergleichungen können an sich selbst niemals beweisen, daß ihnen auch eine Wirklichkeit entspricht.

Zu allererst müssen wir also untersuchen, ob die Operationen, die auf dem Papier sich einfach gestalten, auch in der gesellschaftlichen Wirklichkeit als reale Austauschakte zwischen realen Kapitalisten stattfinden können.

Unsere erste Frage ist: welcher Art sind die Handlungen, die im Schema dargestellt sind? Es sind Tauschakte, welche, wie alle spezifisch ökonomischen Handlungen, W i l l e n s h a n d l u n g e n sind. Es versteht sich, daß weder in der Sphäre der Produktion noch in jener der Zirkulation etwas vorgeht, ohne den bewußten Willen der handelnden Personen. Man kann weder einen Acker bestellen oder ein Haus bauen im Schlaf, noch ein Geschäft abschließen in Bewußtlosigkeit.

Was sind die formalen Bedingungen einer jeden Willenshandlung? Diese sind offenbar zwei: nämlich, daß der Handelnde den Zweck w i l l und ihn erreichen k a n n.

Wenn wir die Möglichkeit betrachten, daß X ein Brot kauft, so ist dafür zweierlei erforderlich, erstens, daß er es kaufen will, und zweitens, daß er es kaufen kann.

Wenn er will, aber nicht kann, weil er kein Geld hat oder kein Brot da ist, kommt die Handlung natürlich nicht zustande.

Untersuchen wir jetzt, ob die im Schema bildlich vorgeführten Tauschakte, das heißt der Austausch von $v_1 - \alpha_1$ gegen c_2 und von β_{1_v} gegen β_{2_c}, auch in der Gesellschaft stattfinden k ö n n e n. Manches Hindernis könnte sich vorfinden.

Diese Zeichen, c, v usw., stellen jede eine ungeheure Menge der verschiedensten Waren vor. Wenn nun die Mitglieder dieser Gesellschaft zum Tausch schreiten, so ist es möglich, daß sie von der einen Ware eine das gesellschaftliche Bedürfnis übersteigende Menge vorfinden, von der anderen aber zu wenig, was den glatten Ablauf der Zirkulation hemmen würde. Wir unterstellen im folgenden, daß die P r o p o r t i o n a l i t ä t, sowohl zwischen den Produktionszweigen im ersten und im zweiten als auch die zwischen der Sphäre der Produktions- und jener der Konsumtionsmittel, jederzeit unverletzt bleibt.

Und zweitens kann ein Hindernis für die Zirkulation daraus entstehen, daß die Leute nicht genügend G e l d in der Tasche haben,

um die Tauschakte (da ja Naturaltausch in der kapitalistischen Gesellschaft nicht vorherrscht) zu vollziehen. Wir setzten voraus, daß das Geld immer vorhanden ist; damit scheiden auch die spezifischen Geldfragen aus.

Die zweite Bedingung der betreffenden Willenshandlungen scheint also keine Schwierigkeit zu bereiten; wenn die Mitglieder der Gesellschaft den Mehrwert in der Weise, wie das Schema zeigt, realisieren wollen, so könnten sie es machen.

Aber wollen sie auch?

Beim Kauf und Verkauf sind immer zwei Personen erforderlich; also auch beim Verkauf der Waren β_{1_v} und β_{2_c}.

Wollen die Produzenten aber auch verkaufen? Daran ist kein Zweifel; in der kapitalistischen Produktion werden Waren hergestellt nicht für den Selbstgebrauch, sondern für den Verkauf.

Gibt es aber auch Käufer, das heißt Leute, die nicht nur kaufen können, sondern es auch wollen?

Nun steht für jedermann, für Rosa Luxemburg ebensogut wie für ihre Kritiker fest, daß, wenn in einer nur aus Kapitalisten und Proletariern bestehenden Gesellschaft der Mehrwert realisiert werden soll, die Kapitalisten selber das tun müssen, es sei direkt, wie bei den Produktionsmitteln, oder „auf dem Umweg" über die Arbeiter. Das ist jener „einfache Ausweg aus der Schwierigkeit", den Rosa Luxemburg verwirft, worin aber Genosse Bucharin (auf S. 42) die Lösung des Problems erblickt.

Setzen wir also, daß ein Kapitalist aus der Sphäre A einem solchen aus der Sphäre B einen Teil der Ware β_{1_v} anbietet, die bekanntlich aus Produktionsmitteln besteht. Der Kapitalist B hat sein konstantes Kapital schon wieder hergestellt; wenn er die ihm jetzt angebotenen Produktionsmittel kauft, so nur zu dem Zweck, seine Produktion zu vergrößern, seinen Betrieb zu erweitern.

Wird er kaufen? Und wird er die notwendigen zusätzlichen Arbeiter einstellen?

Er könnte sich dagegen sträuben, weil er die Erweiterung gar nicht wünscht. Aber das ist in der kapitalistischen Gesellschaft anormal, weil die Konkurrenz das Kapital begünstigt. Marx spricht das richtig aus an den von Genossen Bucharin auf S. 44 zitierten Stellen.

Ist damit jetzt auch jede Schwierigkeit überwunden?

Wird der Kauf stattfinden, wird der Kapitalist die Mittel kaufen, um seine Produktion zu erweitern, wenn er diese bezahlen kann, sie (und die zusätzlichen Arbeiter) auf dem Markte vorfindet und im allgemeinen seine Produktion möglichst leistungsfähig zu gestalten wünscht?

Wir glauben, daß noch eine andere Schwierigkeit vorhanden ist, und müssen dazu etwas tiefer eingehen auf die Weise, in welcher die gesellschaftliche Stellung des Kapitalisten seinen Willen bestimmt.

Marx hat die Motive, die den Kapitalisten als solchen, aus seiner Klassenlage heraus, bewegen, in den Worten dargestellt, die Genosse Bucharin auf S. 27 zitiert:

„Es ist nie zu vergessen, daß es sich bei der kapitalistischen Produktion nicht direkt um Gebrauchswert, sondern um Tauschwert handelt, und speziell um Vermehrung des Mehrwerts."

Oder an einer anderen, für das vorliegende Problem u. E. hochwichtigen Stelle:

„Als bewußter Träger dieser Bewegung (der Bewegung des Kapitals) wird der Geldbesitzer Kapitalist. Seine Person, oder vielmehr seine Tasche ist der Ausgangspunkt und der Rückkehrpunkt des Geldes. Der objektive Inhalt jener Zirkulation — die Verwertung des Wertes — ist ein subjektiver Zweck, und nur soweit wachsende Aneignung des abstrakten Reichtums das allein treibende Motiv seiner Operationen, funktioniert er als Kapitalist oder personifiziertes, mit Willen und Bewußtsein begabtes Kapital. Der Gebrauchswert ist also nie als unmittelbarer Zweck des Kapitalisten zu behandeln . . ."

„Die unauslöschliche Leidenschaft für den Gewinn, die auri sacra fames, bestimmt stets den Kapitalisten. (MacCulloch.) Diese Einsicht verhindert denselben MacCulloch und Konsorten natürlich nicht, in theoretischen Verlegenheiten, zum Beispiel bei Behandlung der U e b e r p r o d u k t i o n (von mir unterstrichen, d. V.) denselben Kapitalisten in einen guten Bürger zu verwandeln, dem es sich nur um den Gebrauchswert handelt und der sogar einen wahren Werwolfheißhunger entwickelt für Stiefel, Hüte, Eier, Kattune und andere höchst familiäre Sorten von Gebrauchswert." („Kapital", Volksausgabe, I, S. 110.)

Der Kapitalist als solcher interessiert sich also nicht für den Gebrauchswert; wie äußert sich das in der Wirklichkeit?

Nehmen wir als erstes einfaches Beispiel einen kapitalistischen Händler. Abgesehen von seiner Privatkonsumtion, die hier gar nicht in Betracht kommt, wird er nur dann Ware kaufen, wenn er sicher ist, sie mit Gewinn verkaufen zu können.

Der Gebrauchswert dieser „Stiefel, Hüte, Eier, Kattune" ist an sich selber für ihn nicht von Wichtigkeit; er kauft nur, um mit Gewinn zu verkaufen.

Mit dem industriellen Kapitalisten steht es nicht anders. Er braucht, um die Produktion in Gang zu setzen, Produktionsmittel und Arbeiter. Aber diese Produktionsmittel und der Produktionsprozeß selber sind für ihn nicht Selbstzweck; und ebensowenig sind es die Gebrauchswerte, die in seinem Betrieb produziert werden, als solche.

Das treibende Motiv ist auch hier der Gewinn, er produziert nur, wenn er weiß, seine Ware mit dem Durchschnittsgewinn auf seine Auslagen absetzen zu können.

Betrachten wir nun die Situation dieses Kapitalisten, wenn ihm Produktionsmittel angeboten werden, um seine Fabrik zu e r -

weitern. Es ist doch klar, daß er diese nur dann kaufen wird, wenn er im voraus sicher ist, die vermehrte Produktion auch mit dem üblichen Gewinn absetzen zu können.

Selbst der am meisten nach Vergrößerung seines Betriebs trachtende Kapitalist wird dazu nur übergehen, wenn er vorher eines erweiterten Marktes für seine Ware sicher ist.

Und das ist eben die Schwierigkeit, deren Lösung die Schemata voraussetzen.

Wenn das Schema der erweiterten Reproduktion ein richtiges Bild einer rein kapitalistischen Gesellschaft gibt, so heißt das, daß jeder Kapitalist, sowohl in der Sphäre der Produktions- als in jener der Konsumtionsmittel, ständig und gleichzeitig seine Produktion erweitert.

Aber was für sonderbare Kapitalisten sind das, die nur so ins Blaue hinein zusätzliche Produktionsmittel kaufen und neue Arbeiter dingen, ohne vorher zu wissen, daß die Nachfrage nach ihren Produkten sich erweitert hat?

Es ist richtig; wenn alle Kapitalisten in dieser, aus dem kapitalistischen Gesichtspunkt sinnlosen Weise ständig vorgehen würden, so würden sie einander einen Markt bieten; solches „beweist das Schema" in der Tat. Aber in den vom Schema vorausgesetzten Konditionen macht es eben keiner von allen.

Man könnte einwenden, daß hier ein wesentliches Element der kapitalistischen Gesellschaft vernachlässigt wird, nämlich die Unsicherheit, das Risiko. Wenn ein Händler Waren, ein Fabrikant Produktionsmittel kauft, ist er nie vollkommen sicher, sie bzw. ihr Endprodukt mit Gewinn verkaufen zu können, weil die Konditionen des Marktes niemals vollkommen bekannt sind, weil zuviel von seiner Ware produziert sein kann im Verhältnis zum gesellschaftlichen Bedürfnis, usw. Allein diese Schwierigkeiten, die aus der mangelhaften Proportionalität der Produktion entspringen, sind unter den gegebenen Bedingungen ausgeschaltet, weil wir ja, wie es Genosse Bucharin auch tut, um das Problem richtig zu stellen, die vollkommene Proportionalität aller Produktionszweige voraussetzen.

Wenn die Waren immer proportionell dem Bedarf produziert werden, dann hört das gesellschaftliche Risiko zu bestehen auf.

Oder man könnte die Sache so darstellen: einem Kapitalisten X, aus der zweiten Sphäre, werden zusätzliche Produktionsmittel angeboten. Eine vergrößerte Nachfrage nach seinen Waren findet sich bei ihm ebensowenig wie bei den anderen Kapitalisten vor. Wo sollte diese im Schema auch herkommen? Aber X hat den zweiten Teil des „Kapitals" gelesen und weiß, daß, wenn alle anderen, ungeachtet der Lage des Absatzes, ihr Geschäft erweitern werden, dadurch auch für sein Produkt eine größere Nachfrage entstehen wird.

Darauf vertrauend, kauft er schon jetzt die notwendigen neuen Maschinen, Rohstoffe usw.

Dasselbe tun alle anderen Kapitalisten, und die Sache geht vorwärts.

Aber wer sieht nicht, daß die Lösung des Problems hier wiederum vorausgesetzt wird? Jeder Kapitalist handelt hier, als ob für alle übrigen die Frage des Marktes schon gelöst sei; nur weil der einzelne annimmt, daß alle anderen in einer, kapitalistisch gesprochen, vollkommen unrationellen Weise handeln werden, wagt er es, die Akkumulation zu vollziehen. Es ist absurd, zu meinen, daß in der Wirklichkeit es eine solche Lage geben kann.

Es bleibt also dabei: jeder einzelne Kapitalist und alle Kapitalisten zusammen erweitern nur dann ihre Produktion, wenn sie v o r h e r eines vergrößerten Absatzes sicher sind. Der größere Markt kann also nicht nachträglich eine Folge der größeren Produktion sein.

Gegen diese Auffassung führt Genosse Bucharin nun ein Zitat, freilich ein sehr interessantes, aus den „Theorien über den Mehrwert" ins Feld (S. 33), das wir hier wiedergeben:

> „Der industrielle Kapitalist . . . als personifiziertes Kapital produziert der Produktion wegen, will die Bereicherung der Bereicherung wegen. Soweit er bloßer Funktionär des Kapitals, also Träger der kapitalistischen Produktion ist, ist es ihm um den Tauschwert zu tun und dessen Vermehrung, nicht um den Gebrauchswert und die Vermehrung seiner Größe. Es ist ihm um die Vermehrung des abstrakten Reichtums zu tun, steigende Aneignung fremder Arbeit. Er ist ganz von demselben absoluten Bereicherungstrieb beherrscht wie der Schatzbildner, nur daß er ihn nicht in der illusorischen Form der Bildung goldener und silberner Schätze befriedigt, sondern in der Kapitalbildung, die wirkliche Produktion ist. Ist die Ueberproduktion des Arbeiters P r o d u k t i o n f ü r a n d e r e, so die Produktion des normalen Kapitalisten, wie er sein soll, des industriellen Kapitalisten, P r o d u k t i o n u m d e r P r o d u k t i o n w i l l e n ... Er bleibt trotz aller Verschwendung, wie der Schatzbildner, im Wesen geizig . . . Der industrielle Kapitalist wird mehr oder minder zu seiner Funktion unfähig, sobald er selbst den genießenden Reichtum vorstellt, sobald er Akkumulation der Genüsse statt des Genusses der Akkumulation will. Er ist also ebenfalls ein Produzent von U e b e r p r o d u k t i o n, P r o d u k t i o n f ü r a n d e r e."

Soweit zitiert Genosse Bucharin Marx; und er schließt daraus, daß die Kapitalisten Fanatiker der Produktion sind, die eben deswegen sich gegenseitig Abnehmer sind, so daß die Akkumulation nach der Weise des Schemas lustig weitergehen kann. Es ist aber schade, daß Genosse Bucharin nicht noch einige weitere Sätze angeführt hat. Schon die letzten Worte machen uns etwas stutzig: „D e r industrielle Kapitalist ist ein Produzent von U e b e r p r o d u k t i o n..."; wo kommt dann bei einer so idyllischen Leichtigkeit der Realisation die, offenbar allgemeine, Ueberproduktion her?

Sehen wir etwas näher zu.

> „Er ist also ebenfalls ein Produzent von U e b e r p r o d u k t i o n, P r o d u k t i o n f ü r a n d e r e (von Marx gesperrt,

d. V.). Dieser Ueberproduktion auf der einen Seite muß die Ueberkonsumtion auf der anderen, der Produktion um der Produktion wegen, die Konsumtion um der Konsumtion wegen gegenübertreten. Was der industrielle Kapitalist an Grundrenten, Staat, Staatsgläubiger, Kirche usw., die bloß Revenue verzehren, abgeben muß, vermindert alsolut seinen Reichtum, erhält aber seinen Bereicherungstrieb flüssig und erhält so seine kapitalistische Seele."

Da sind ja unsere guten, alten „dritten Personen" wieder, und sogar in ihrer Malthusianischen Form!

Der absolute Bereicherungstrieb des produktiven Kapitalisten hebt jede Schwierigkeit für die Akkumulation auf, Genosse Bucharin zufolge. Marx aber sagt, daß sie ihn zu einem Produzenten von Ueberproduktion, von Produktion für andere macht. Genosse Bucharin meint, daß sie jede Konsumtion außerhalb des Kreises von Kapitalisten und Arbeitern unnötig macht; Marx aber, daß der Ueberproduktion auf der einen, Ueberkonsumtion auf der anderen Seite gegenüberstehen muß!

Und schon vorher hat er gesagt:

„Es nutzt hier nichts, weder die Phrase, daß Produktion und Konsum identisch, oder daß der Konsum der Zweck aller Produktion, oder daß Produktion die Voraussetzung allen Konsums ist."

Es wäre nützlich, wenn einmal in einer speziellen Untersuchung alle einschlägigen Stellen aus Marx' und Engels' Werken in Hinsicht auf unser Problem untersucht würden; aber jedenfalls kann Genosse Bucharin dieses Zitat aus den „Theorien über den Mehrwert" nicht gegen Rosa Luxemburg anführen. Vielmehr ist es ihrer Auffassung günstig.

Natürlich kann eine ökonomische Frage aber nur durch Berufung auf Marx nicht entschieden werden.

Genosse Bucharin macht S. 30 die Bemerkung, daß Rosa Luxemburg die Frage vom Standpunkt des subjektiven Zwecks stellt und eine Teleologie in die Sozialwissenschaft einführt.

Wir glauben, in keinerlei unmarxistische teleologische Betrachtungsweise verfallen zu sein.

Es ist doch unbedingt richtig, daß ökonomische Handlungen, wie die Realisierung des Mehrwerts zwecks Betriebserweiterung, Willenshandlungen sind, die also einen Zweck und treibende Motive voraussetzen, die ihrerseits wieder durch die Klassenlage des Subjekts gesellschaftlich bestimmt sind.

Vergleichen wir Rosas Theorie mit dem Gesetz der sinkenden Profitrate. „Der einzelne Kapitalist ist bestrebt, für sich einen Differentialprofit herauszuschlagen (erhält ihn auch zuweilen), andere holen ihn ein . . ." (soweit alles Willenshandlungen der Kapitalisten . . .) „und im Ergebnis haben wir eine gesellschaftliche Tatsache vor uns; das Sinken der Profitrate", die, wie wir

hinzufügen, von niemandem bezweckt oder vorhergesehen und niemandes Interessen dient.

In derselben Weise unsere Theorie: die einzelnen Kapitalisten weigern sich, ihren Betrieb zu vergrößern ohne vorherige Absatzvermehrung (Willenshandlungen); das Resultat ist, für jedermann unerwartet und von niemand gewünscht, die Unmöglichkeit der Realisierung des Mehrwerts in einer rein kapitalistischen, ihre Schwierigkeit in einer nur teilweise kapitalistischen Gesellschaft.

Natürlich müssen die Handlungen der einzelnen Subjekte in einer unorganisierten Gesellschaft mannigfache Folgen haben, die von niemand vorhergesehen oder bezweckt werden; das Gesetz der fallenden Profitrate ist ein Beispiel davon, die Luxemburgische Theorie der Akkumulation aber ebensosehr. Der marxistische gesellschaftliche Determinismus hält sich gleich fern vom Fatalismus, der den Willen nicht anerkennt, als von der Teleologie, die in allem Geschehenden die Realisierung eines bewußten Zwecks sieht.

Wir glauben gezeigt zu haben, daß der Kerngedanke der Theorie Rosa Luxemburgs richtig ist, und zwar in seiner abstraktesten Fassung, die Genosse Bucharin im ersten Kapitel seiner Arbeit bekämpft. Es ist daher unnötig, auf seine Behandlung der Geldfragen im zweiten Kapitel einzugehen; und seine Besprechung der Krisentheorie, des Imperialismus und des Zusammenbruchs fällt aus dem Rahmen unserer Arbeit.

Eine Bemerkung gestatten wir uns aber zu dem Vorwurf Bucharins, daß die Theorie Rosa Luxemburgs, selbst wenn richtig, niemals eine komplette Theorie des Imperialismus sein könne.

Das ist gewiß zutreffend, aber Rosa Luxemburg hat niemals das Gegenteil behauptet. Sie nennt ihr Buch einen Beitrag zur ökonomischen Erklärung des Imperialismus; und auf S. 337 desselben sagt sie ausdrücklich, daß das Verhältnis zwischen Kapitalismus und nichtkapitalistischen Gesellschaften sich nicht erschöpft durch die nackte Frage des Absatzmarktes für das überschüssige Produkt. Wir können demgemäß keinen Widerspruch sehen zwischen ihren Gedanken und den Ursachen der imperialistischen Politik, die Genosse Bucharin im vierten Kapitel aufzählt.

Wenn ihre Theorie richtig ist, so widerspiegelt sich in ihr einer der wichtigsten Wesenszüge des Kapitalismus, also auch dessen letzter Phase, des Imperialismus; und in diesem Fall hat Rosa Luxemburg uns allerdings einen höchst schätzenswerten Beitrag zur Erklärung des Imperialismus gegeben.

A. HERZENSTEIN

NOCHMALS ÜBER DIE AKKUMULATION DES KAPITALS

Wie der Leser aus dem oben gebrachten Artikel von de Vries ersehen kann, ist de Vries ein Anhänger der Auffassung von Rosa Luxemburg. Wir wollen unsererseits versuchen, die Bedeutung der Argumente zu erkennen und zu bewerten, die er ins Feld führt, oder richtiger gesagt, in der Hauptsache dem Verfasser der „Akkumulation des Kapitals" n a c h s p r i c h t.

Genosse de Vries beginnt mit einer kurzen Darstellung der berühmten Marxschen Reproduktionsschemata. Diese Schemata deuten an und für sich die typischen Gesetzmäßigkeiten des Prozesses der Realisierung des Gesellschaftsprodukts in ganz allgemeinen, konstruktiven Zügen an. Kraft seiner abstrakten Gedankenschärfe verallgemeinerte Marx die äußerlich regellose Chronik des Tauschverkehrs zu einem wohlgeordneten System der Käufe und Verkäufe. Die Schemata bilden jedoch nur das Rückgrat der Markttheorie. Ihnen sollte jener Teil der theoretischen Analyse folgen, dessen Ausarbeitung Marx nicht mehr beschieden war, und zwar die Erforschung der Beziehungen zwischen den von den Schematas formulierten Natural- und Wertverhältnissen des kapitalistischen Produkts und der sozialen Mechanik des Angebots und der Nachfrage. De Vries stellt auch, wie unschwer zu erkennen, die Frage der sozialen Mechanik des Tauschverkehrs und widmet hierbei ganz besondere Aufmerksamkeit der Analyse des Bewegungsnervs der ganzen kapitalistischen Wirtschaft.

Jede ökonomische Handlung, so behauptet er, setzt einen Willen zu ihrer Begehung voraus. Es bestehen aber zwei formale Bedingungen aller Willenshandlungen: erstens, daß der Handelnde den Zweck w i l l und zweitens ihn erreichen k a n n. In Anwendung auf die Realisierung der Ware besagt die zweite dieser Bedingungen, daß die Mitglieder des Wirtschaftsprozesses einerseits Waren, andererseits Geld besitzen. De Vries weist auf die Schwierigkeiten und Hindernisse hin, die dieser Bedingung im Wege stehen. Er postuliert aber, daß diese Hindernisse auf die eine oder andere Weise beseitigt sind und das gesellschaftliche Produkt proportionell unter die einzelnen Zweige der Produktion verteilt ist und daß auch die Kapitalisten über entsprechende Geldbeträge verfügen. Man sollte meinen, daß damit das ganze Problem in Wegfall komme, doch behauptet de Vries, daß es gerade hier beginne.

Daß die Kapitalisten kaufen und verkaufen wollen, das will Genosse de Vries nicht bestreiten. Er weiß, daß die kapitalistische

Wirtschaft einen entwickelten Warencharakter besitzt. Ihn beunruhigt nur eine Frage. Das Ziel des Tauschprozesses ist die Gewinnerzielung. Die Erzielung von Gewinn in immer größerem Maße hängt aber unter sonst gleichbleibenden Bedingungen von der objektiven Möglichkeit eines ungehinderten Absatzes vergrößerter Warenmassen ab. Wenn der Kapitalist nicht sicher ist, daß er die infolge der Erweiterung des Betriebes vergrößerten Warenmassen absetzen kann, wird er dann seinen Betrieb erweitern?

> „Betrachten wir nun die Situation dieses Kapitalisten, wenn ihm Produktionsmittel angeboten werden, um seine Fabrik zu erweitern. Es ist doch klar, daß er diese nur dann kaufen wird, wenn er im voraus (sic! A. H.) sicher ist, die vermehrte Produktion auch mit dem üblichen Gewinn absetzen zu können . . . Jeder einzelne Kapitalist und alle Kapitalisten zusammen erweitern nur dann ihre Produktion, wenn sie vorher eines vergrößerten Absatzes sicher sind. Der größere Markt kann also nicht nachträglich eine Folge der größeren Produktion sein."

Der nachdenkende und mit dem Problem der Akkumulation des Kapitals vertraute Leser wird sofort bemerken, wie wacklig und unhaltbar die ganze Beweisführung von de Vries ist. Im Grunde genommen schafft er sich erdachte Schwierigkeiten, indem er dem kapitalistischen Unternehmer willkürlich solche Motive unterlegt, die dem wirklichen Inhalt der den Kapitalisten bei seiner Wirtschaftspraxis leitenden Grundsätze keineswegs entsprechen.

Kehren wir noch einmal zu den Schemata der Reproduktion zurück. Wir haben bereits gesagt, daß die Schemata kein lebendiges Abbild des Wirtschaftsprozesses in seiner Dynamik darstellen, sondern eine höchst vereinfachte Gedankenkonstruktion sind, die in algebraischer Form die Natural- und Wertbeziehungen des Warenprodukts zusammenfaßt. Die Idee, daß die kapitalistische Produktion in ihrem inneren Bewegungsverlauf den Absatzmarkt für ihre Produkte schafft, wird in den Schemata nicht enthüllt. Die Schemata der Reproduktion des Kapitals sind keine Widerspiegelung jenes spezifischen Mechanismus der Wechselwirkungen zwischen den Produktionszweigen, demzufolge die Erweiterung oder Einschränkung der Produktion in einem der Zweige eine Funktion der Produktionslage eines anderen ist.

Die Schemata stellen die Sache so dar, als ob in allen Wirtschaftszweigen die Produktion zuerst zum Abschluß kommt und dann zwischen ihnen der allseitige Warenaustausch einsetzt, der die Fortsetzung des Produktionsprozesses sicherstellen soll. Betrachtet man aber das Marktproblem nur als Problem des Warenlagers (bei Rosa Luxemburg „Warenhaufen"), nur als Problem der Umgruppierung des geschaffenen Warenprodukts, so läßt man aus dem Auge, daß die einzelnen Produktionszweige schon vor dem Erscheinen ihrer Produkte auf dem Markt aufeinander eingewirkt haben, was Erweiterungen oder Einschränkungen der Produktion ausgelöst hat. Die Meinung, daß der Prozeß der Wech-

selwirkung zwischen den Produktionszweigen erst dann einsetzt, wenn alle notwendigen Teile des gesellschaftlichen Produkts bereits geschaffen sind und durch die Realisierung ihre Translokation vorgenommen werden soll, wäre doch ein großer Irrtum. Bei einer solchen Fragestellung verschwindet ganz aus dem Gesichtskreis der entscheidende Umstand der Zwangsläufigkeit der Akkumulation in den aufeinander angewiesenen Produktionszweigen und entsteht in ihrer ganzen Größe die Frage: Was ist das für eine wirtschaftliche Kraft, die die Notwendigkeit einer ständigen Akkumulation durch systematischen Einschluß des Mehrproduktes in den Reproduktionsprozeß hervorruft?

Die Manipulationen des Genossen de Vries mit dem Einzelkapitalisten, dem angeblich der Markt im voraus sicher gestellt sein soll, ehe er sich dazu entschließt, seine Produktion zu erweitern, sind nichts weiter als Rosa Luxemburgs falsche Problemstellung mehr ins Primitive umgesetzt.

Nach Anführung der Marxschen Schemata der Reproduktion des Kapitals schreibt sie:

> „Die angeführten Bedingungen der Akkumulation sind eben nur Bedingungen, ohne die die Akkumulation nicht stattfinden kann. Auch der Wille zur Akkumulation mag in I wie in II vorhanden sein. Allein der Wille und die technischen Vorbedingungen der Akkumulation genügen in einer kapitalistischen Warenwirtschaft nicht. Damit tatsächlich akkumuliert, d. h. die Produktion erweitert wird, dazu ist noch eine andere Bedingung notwendig: eine Erweiterung der zahlungsfähigen Nachfrage nach Waren. Wo rührt nun die ständig wachsende Nachfrage her, die der fortschreitenden Erweiterung der Produktion im Marxschen Schema zugrunde liegt[1]?"

Hierin ist zweifellos das ganze Wesen von Rosa Luxemburgs Auffassung des Prozesses der Akkumulation des Kapitals enthalten, und die Erörterungen des Genossen de Vries sind nur eine Neuauflage der von ihr ausgesprochenen Gedanken. Neben die Bedingung der Erhaltung bestimmter Natural- und Wertproportionen in der Entwicklung beider Unterabteilungen der gesellschaftlichen Wirtschaft tritt noch eine zweite selbständige Bedingung des Akkumulationsprozesses — das Vorhandensein einer zahlungsfähigen Nachfrage. Hierbei wird die Tatsache vollkommen vergessen, daß die Beibehaltung bestimmter Wertproportionen bereits das Vorhandensein einer zahlungsfähigen inneren Nachfrage nach Produkten der kapitalistischen Industrie einschließt und die Störung dieser Proportionen in dem Fehlen einer genügenden Nachfrage und in der Bildung eines Ueberschußproduktes ihren unmittelbaren Ausdruck findet.

Die tiefsinnigen Ausführungen über den kapitalistischen Unternehmer, der im voraus eine Garantie der Nachfrage nach den in

[1] Rosa Luxemburg, Ges. Werke, Bd. VI, „Die Akkumulation des Kapitals", S. 88.

seinem Betrieb verfertigten Produkten fordert, zeugen nur davon, wie wenig die scheinbar an der Oberfläche liegende spezifische Eigentümlichkeit der bürgerlichen Wirtschaftsordnung verstanden ist. Der vom elastischen Streben nach immer größerem Profit beseelte und von der Zange der anarchischen Konkurrenz erfaßte Einzelkapitalist ist gezwungen, seine Produktion zu erweitern, ohne einen gesicherten, aufnahmefähigen Markt abwarten zu können, und nur mit der festen Ueberzeugung, daß es ihm gelingen wird, eben durch die gewöhnlich von einer technischen Rekonstruktion begleitete Erweiterung seines Betriebes die Konkurrenten aus dem Felde zu schlagen. Die Akkumulation des Kapitals in einem Wirtschaftszweig beeinflußt durch den Preismechanismus die Kapitalakkumulation in den anderen Zweigen und führt dazu, daß die Menge der von einem jeden Zweig hergestellten Produkte eine Funktion der Produktionslage der anderen Zweige nicht nur in dem vom Schema enthüllten Sinn ist, daß die äußeren Grenzen von dem Vorhandensein der für ihre Produktion notwendigen Waren gesetzt werden, sondern auch in dem Sinn, daß die ständige Tendenz zur Erreichung dieser Grenzen nicht durch die zusätzliche außerkapitalistische Nachfrage hervorgerufen wird, sondern durch den inneren Druck der Industriezweige aufeinander, die einander den Absatzmarkt für die von ihnen erzeugten Produkte eröffnen. Mit anderen Worten: die Konkurrenz innerhalb eines jeden Wirtschaftszweiges zwingt zur Erweiterung der Produktion, und der Prozeß der Produktionserweiterung schafft unter diesen Zweigen eine zusätzliche Nachfrage nach Elementen des zu kapitalisierenden Mehrprodukts.

Es ist endlich an der Zeit, die einfache Wahrheit zu begreifen, daß Markt und Produktion in Wirklichkeit eine gewisse innere Einheit bilden und daß der Markt keineswegs außerhalb der Produktion liegt. Wie eine Anekdote klingt dann die Behauptung de Vries', daß der Kapitalist seinen Betrieb nicht erweitern wird, bevor er von der Möglichkeit des Absatzes nicht voll und ganz überzeugt ist. Sonderbar wären die periodischen Krisen und die ständige Tendenz des Industriekapitalismus, Ueberproduktion zu machen, wenn die Dinge wirklich so lägen, wie es de Vries darstellt.

Die Erweiterung der inneren Nachfrage ist nicht Ausgangspunkt der gesellschaftlichen Akkumulation, sondern das organische Resultat dieses Prozesses. Die Akkumulation des laufenden Jahres erschließt bei Beibehaltung bestimmter Proportionen einen Absatzmarkt für den Mehrwert der voraufgegangenen Periode. Unter der kapitalistischen Wirtschaftsordnung ist die Nachfrage keineswegs eine notwendige Voraussetzung oder ein notwendiger Anstoß zur Kapitalisierung des Volkseinkommens. Mit klassischer Klarheit hat Marx auf diesen Umstand hingewiesen.

> „Mit der Entwicklung der kapitalistischen Produktion wird die Stufenleiter der Produktion in stets geringerem Grad durch die unmittelbare Nachfrage nach dem Produkt bestimmt (Hören Sie, Genosse de Vries?), und in stets größerem durch

den Umfang des Kapitals, worüber der individuelle Kapitalist verfügt, durch den Verwertungstrieb seines Kapitals und die Notwendigkeit der Kontinuität und der Ausdehnung seines Produktionsprozesses[2]."

Wir haben uns also vorläufig davon überzeugen können, daß Genosse de Vries einfach die Eigenart der Beziehungen zwischen Produktion und Nachfrage in der kapitalistischen Wirtschaft nicht versteht. Unerwartet spielt aber unser Anhänger der Theorie von Rosa Luxemburg einen neuen Trumpf aus.

Genosse Bucharin führte in seiner kritischen Arbeit „Der Imperialismus und die Akkumulation des Kapitals" ein Zitat von Marx an, dessen Sinn darin besteht, daß „der industrielle Kapitalist als personifiziertes Kapital der Produktion wegen produziert, die Bereicherung der Bereicherung wegen will." Genosse de Vries macht Bucharin den Vorwurf, daß er absichtlich das Zitat vor der Stelle abbricht, die angeblich für Rosas Theorie der Akkumulation spricht. Wir bringen den ganzen entsprechenden Teil des Zitats:

„Es ist . . . richtig, daß der industrielle Kapitalist mehr oder minder zu seiner Funktion unfähig wird, sobald er selbst den genießenden Reichtum vorstellt, sobald er Akkumulation der Genüsse statt des Genusses der Akkumulation will. Er ist also ebenfalls ein Produzent von Ueberproduktion, Produktion für andere. Dieser Ueberproduktion auf der einen Seite muß die Ueberkonsumtion auf der anderen, der Produktion um der Produktion wegen, die Konsumtion um der Konsumtion wegen gegenüber treten. Was der industrielle Kapitalist an Grundrentner, Staat, Staatsgläubiger, Kirche usw., die bloß Revenue verzehren, abgeben muß, vermindert absolut seinen Reichtum, erhält aber seinen Bereicherungstrieb flüssig und erhält so seine kapitalistische Seele . . . Wir werden über diesen Punkt später eine höchst komische Polemik zwischen einem Ricardianer und einem Malthusianer besichtigen[3]."

Jetzt schlagen wir dem Leser vor, sich in folgendes Kommentar des Genossen de Vries hineinzudenken:

„Da sind ja unsere guten, alten ‚dritten Personen' wieder, und sogar in ihrer malthusianischen Form! Der absolute Bereicherungstrieb des produktiven Kapitalisten hebt jede Schwierigkeit für die Akkumulation auf, Genosse Bucharin zufolge. Marx aber sagt, daß sie ihn zu einem Produzenten von Ueberproduktion, von Produktion für andere macht. Genosse Bucharin meint, daß sie jede Konsumtion außerhalb des Kreises von Kapitalisten und Arbeitern unnötig macht; Marx aber, daß der Ueberproduktion auf der einen, Ueberkonsumtion auf der anderen Seite gegenüberstehen muß!"

Genosse de Vries ist also wirklich der ernstlichen Meinung, daß Marx ein Anhänger der malthusianischen Theorie der „dritten Per-

[2] Marx, „Das Kapital", Bd. II, S. 115. (Von mir gesperrt.)
[3] Marx, „Theorien über den Mehrwert", 1919, S. 378 u. 379.

sonen" war, die übrigens von Rosa Luxemburg in ihrer „Akkumulation des Kapitals" verdientermaßen einer überaus scharfen, sarkastischen Kritik unterzogen worden ist. Würde sich Genosse de Vries die Mühe geben, den dritten Band der „Theorien über den Mehrwert" aufzuschlagen, wo unter anderem die Theorie von Malthus durchgenommen und die von Marx im obigen Zitat erwähnte Polemik zwischen „einem Ricardianer und einem Malthusianer" angeführt wird, so würde er den wirklichen Sinn der Marxschen Ansicht über diese Frage verstanden haben. Es ist interessant, daß de Vries sich die Aufgabe stellte, im Geiste Rosa Luxemburgs die These der objektiven Unmöglichkeit einer Realisierung des zu kapitalisierenden Mehrwerts ohne Nachfrage seitens nichtkapitalistischer Produzenten zu beweisen. Statt dessen hat es sich erwiesen, daß der beste Absatzmarkt für den Mehrwert die unproduktive Konsumtion der parasitären sozialen Schichten ist, d. h. gerade das, was Rosa Luxemburg mit so leichter Hand und so selbstsicher als gänzlich unhaltbar verwarf. Die Kuriosität besteht darin, daß doch vom gesellschaftlichen Standpunkt die Konsumtion dieser „dritten Personen" einen reinen Abzug vom Akkumulationsfonds bedeutet und in dem Umfange, wie diese Konsumtion ausgedehnt wird, die Kapitalisierung des Mehrwerts zunichte macht, der unter diesen Umständen vollkommen in Luxus- und Genußgütern vergegenständlicht wird, statt die Gestalt von Produktionsmitteln und Konsumtionsmitteln der Arbeiter anzunehmen.

Was bedeuten aber die Marxschen Worte, könnte der Leser fragen. Um den wirklichen Sinn dieser Worte zu verstehen, darf man sie aus dem Kontext des Kapitels nicht herausreißen und, was noch wichtiger ist, die Stellen des dritten Bandes der „Theorien" nicht außer acht lassen, wo eine Kritik der Ansichten von Malthus gegeben wird. Wenn wir das tun, werden wir erkennen, daß Genosse de Vries in einen merkwürdigen Irrtum verfallen ist. Marx bringt in dem von de Vries angestaunten Teil des Zitates keine eigenen Gedanken zum Ausdruck, sondern, in der für seine unvollendeten Arbeiten so charakteristischen fragmentarischen Art, die Gedanken der Malthusianer, zu deren Kritik er später zurückzukehren verspricht. Das, was die Marxschen Ansichten von dem von Malthus entwickelten Ideenkreis unterscheidet, ist der Hinweis darauf, „daß der industrielle Kapitalist mehr oder minder zu seiner Funktion unfähig wird, sobald er selbst den genießenden Reichtum vorstellt". Wenn Marx unmittelbar nach dieser Stelle über die Notwendigkeit der unproduktiven Konsumtion spricht, bemerken wir sofort irgendeinen sonderbaren Widerspruch zwischen dieser Behauptung und dem ganzen Geist des Marxschen Systems. Anstatt diesen scheinbaren Widerspruch durch die Marxsche Schreibweise zu erklären und aufzuzeigen, daß der weitere Teil des Zitates nur die Darlegung jener Schlußfolgerung ist, die die Malthusianer aus dem soeben erwähnten Gedanken ziehen, beeilt sich Genosse de Vries, auf die Uebereinstimmung der Ansichten von Marx und Malthus zu schließen. Indes unterwirft Marx in einem besonderen Kapitel des dritten Bandes der „Theorien" alle Schriften von Malthus einer beißenden,

verächtlichen Kritik und behandelt seine „Heilmittel" gegen die Ueberproduktion durchweg mit Ironie.

> „Die dritte von Malthus als ‚Heilmittel' herangezogene Klasse, die kauft, ohne zu verkaufen, und konsumiert, ohne zu produzieren, erhält also erst einen bedeutenden Teil des Wertes des jährlichen Produkts, ohne ihn z u z a h l e n, und bereichert die Produzenten dadurch, daß diese ihnen erst Geld zum Kaufen ihrer Waren gratis ablassen müssen, dann dieses Geld wieder an sich zu ziehen, indem sie ihnen ihre Waren über deren Wert verkaufen, oder von ihnen mehr Wert in Geld zurückerhalten, als sie ihnen Waren liefern ... Die Kapitalistenklasse, vom Akkumulationstrieb in der Produktion gepeitscht, die Unproduktiven ökonomisch den bloßen Konsumtionstrieb, die Verschwendung darstellend. Und zwar ist dieses das einzige Mittel, der Ueberproduktion zu entgehen, die zugleich existiert mit einer Ueberbevölkerung im Verhältnis zur Produktion. Als bestes Heilmittel für beide wird die Ueberkonsumtion außerhalb der Produktion stehender Klassen (empfohlen) ... Malthus' Konsequenzen sind ganz richtig aus seiner Grundtheorie vom Werte gezogen; aber diese Theorie ihrerseits paßte merkwürdig für seinen Zweck, die Apologetik der bestehenden englischen Zustände, Landlordismus, ‚Staat und Kirche', Pensionäre, Steuereinnehmer, Zehnten, Nationalschuld, Börsenjobbers, Büttel, Pfaffen und Lakaien (‚national expenditure'), die von den Ricardianern als ebensoviele nutzlose und überlebte Nachteile und Schäden der bürgerlichen Produktion bekämpft wurden[4]."

Dadurch, daß Rosa Luxemburg die vielfältigen Schwierigkeiten der Reproduktion des Kapitals in die Nußschale der Unmöglichkeit einer Realisation des Mehrwertes einzwängte, konnte sie die wirkliche Rolle der nichtkapitalistischen Wirtschaft nicht abschätzen und das System der weltwirtschaftlichen Widersprüche nicht richtig analysieren. Genosse de Vries erklärt, daß er zwischen der Auffassung Rosa Luxemburgs und den Bewegungskräften der imperialistischen Politik, von denen Genosse Bucharin in einem Kapitel seines Buches spricht, keinen Widerspruch entdecken kann. Eine solche Erklärung ist zum mindesten seltsam. Wer sich die Mühe nimmt, sich in die Konstruktion Rosa Luxemburgs hineinzudenken, der wird den einseitigen Gesichtswinkel erkennen, unter welchem sie den modernen Imperialismus betrachtet und erklärt.

Als Objekt des imperialistischen Weltkampfes wird n u r das nichtkapitalistische Wirtschaftsmilieu, als aktive Sprungfeder der Handelsexpansion n u r der Export[5], als Antrieb zum Kampf n u r der Mehrwert, als Ziel n u r der Bezug von Geldsummen betrachtet, die dem ausgeführten Mehrwert äquivalent sind. Wird hier das

[4] Marx, „Theorien über den Mehrwert", III. Bd., S. 49 u. 50.

[5] Die Einfuhr von Waren aus nichtkapitalistischen Gebieten erklärt Rosa Luxemburg lediglich für eine Folge der ungleichen Verteilung der Naturreichtümer.

Wesen des Imperialismus, unter dem Gesichtspunkt des Außenmarktes betrachtet, nicht einseitig und allzu eng gefaßt?

Erstens beschränkt sich der Kampf um den Außenmarkt für die einzelnen Industriestaaten nicht auf die nichtkapitalistischen Gebiete allein, sondern erstreckt sich auch auf die kapitalistischen Märkte der anderen Länder. Zweitens erfolgt die Befriedigung der mit der Entwicklung der Industrie progressiv anwachsenden Bedürfnisse zur Ausdehnung der Außenhandelsbeziehungen nicht nur durch Ausfuhr von Fertigfabrikaten, sondern auch durch Einfuhr von Konsumtionsgegenständen und industriellen Rohstoffen. Rosa Luxemburg hat es nicht verstanden, die ganze Bedeutung dieses letzten Umstandes zu erfassen. Drittens bestehen die Gegenstände, die auf dem Außenmarkt realisiert werden, nicht nur aus den einen oder anderen Elementen des Mehrprodukts, sondern auch aus einzelnen Teilen des notwendigen gesellschaftlichen Produkts, die das variable Kapital und den abgenutzten Teil des konstanten Kapitals verkörpern. Viertens ist das Ergebnis der Realisation auf dem Außenmarkt auf Schritt und Tritt nicht nur der Bezug von Geldäquivalenten der verkauften Ware, sondern auch die Aneignung von Surplus-Profit. Genosse Bucharin hat in seiner Arbeit bereits gezeigt, wie sehr Rosa Luxemburg in dieser Hinsicht in die Irre gegangen war.

Wenn aber die Realisation des Mehrwertes nicht unbedingt an ein nichtkapitalistisches Wirtschaftsmilieu gebunden ist, welche Bedeutung kommt dann letzterem in der historischen Entwicklung der Akkumulation des gesellschaftlichen Kapitals zu? Diese Bedeutung besteht erstens in der Möglichkeit, zusätzlichen Profit zu erzielen, und zweitens in der Möglichkeit, die inneren Widersprüche des Kapitalismus abzuschwächen. Gerade diese beiden entscheidenden Umstände entgehen sowohl Rosa Luxemburg wie auch de Vries.

Die Erzielung einer größeren Profitrate erfolgt sowohl im Prozeß des Warenaustausches mit nichtkapitalistischen Produzenten, wie auch im Prozeß der unmittelbaren produktiven Ausbeutung dieser Produzenten durch ihre teilweise oder gänzliche Trennung von den materiellen Arbeitsbedingungen. Die Aneignung des zusätzlichen Profites im Tauschprozeß erfolgt teilweise durch grobe Verletzung des Wertgesetzes und einfachen Betrug des Partners, teilweise durch automatische Wirkung des Wertgesetzes unter den Verhältnissen der auf verschiedener technischer Stufe stehenden Wirtschaftsgebiete. Die erste Methode ist für zufällige Außenhandelsbeziehungen typisch und war in der Epoche des Handelskapitalismus überaus verbreitet. Mit der Entwicklung des Industriekapitalismus und des Massenabsatzes von Fabrikwaren tritt die zweite Methode der indirekten Ausbeutung (durch Tausch) der nichtkapitalistischen Produzenten in den Vordergrund. Die Tatsache, daß nicht äquivalente Werte ausgetauscht werden, wird noch dadurch verstärkt, daß erstens die Erzeugnisse der nichtkapitalistischen Produzenten gewöhnlich unter ihrem realen Wert bezahlt werden, da hier den zersplitterten Kleinverkäufern ein organisierter Großkäufer entgegentritt, und daß zweitens die Einverleibung dieses nichtkapitalistischen

Gebietes als Kolonie mit Zollbegünstigung des Mutterlandes diesem die Möglichkeit gibt, die Preise der Waren heraufzusetzen, die in der Kolonie zu einem den Weltmarktpreis nicht übersteigenden Selbstkostenpreis hergestellt werden.

Die Weiterentwicklung der Industrie und insbesondere die Entstehung des Finanzkapitals verdrängt die indirekte Ausbeutung im Tauschprozeß durch die direkte Ausbeutung im Produktionsprozeß. Die Erzielung einer über der nationalen stehenden Profitrate unmittelbar durch produktive Ausbeutung des proletarisierten Produzenten ist durch die Länge des Arbeitstags, die verhältnismäßig geringe Lohnhöhe und die geringe organische Zusammensetzung des einheimischen Kapitals bedingt.

Es wäre aber einseitig und falsch, die wirtschaftliche Bedeutung der nichtkapitalistischen Wirtschaftsformen ausschließlich in der Möglichkeit der Erzielung eines Surplus-Profites im Prozeß der Ausbeutung beim Tausch oder bei der Produktion zu erblicken. Neben dem Gesagten schwächt das Vorhandensein eines breiten nichtkapitalistischen Milieus in zweierlei Weise die objektiven negativen Folgen der Disproportionalität in der Entwicklung des Kapitalismus.

Erstens erhält der von den mit der Landwirtschaft verwachsenen primitiven Wirtschaftsformen umgebene Kapitalismus die Möglichkeit, sich in der Sphäre der Industrie zu konzentrieren und die Erzeugung der erforderlichen landwirtschaftlichen Produkte den nichtkapitalistischen Kleinproduzenten zu überlassen. Zweitens gestattet das Vorhandensein einer stabilen nichtkapitalistischen Nachfrage der kapitalistischen Produktion eines jeden Landes, die Teildisproportion der anarchischen Akkumulation in ihren einzelnen Zweigen und die allgemeinen periodischen Industriekrisen, die das ganze Weltsystem des Kapitalismus erschüttern, leichter und rascher zu überwinden.

Wenn wir also sogar den wesentlichen Umstand beiseitelassen, daß der Prozeß der Wechselwirkung auf die einfache Warenwirtschaft von einer ständigen Ueberführung nicht bezahlter Arbeitsmassen in das kapitalistische System begleitet ist, so schafft die Festigung der wirtschaftlichen Beziehungen mit den vorkapitalistischen Formationen die objektive Möglichkeit, die einseitig übertriebene Industrialisierung des Landes auf die Spitze zu treiben und die Absatzmärkte für die Industriewaren über die Grenzen zu erweitern, die in einem jeden Reproduktionszyklus vom eignen inneren Bedarf an Produktionsmitteln und Konsumtionsmitteln gezogen werden.

Die nichtkapitalistische Produktion ist keine unerläßliche wirtschaftliche Voraussetzung der erweiterten Reproduktion des gesellschaftlichen Kapitals. Doch beschleunigt eine allseitige Wechselwirkung mit den primitiven Wirtschaftsformationen das Tempo der Akkumulation des gesellschaftlichen Kapitals und senkt das Potential der inneren Widersprüche der kapitalistischen Produktionsweise.

AL. R. LURIA

DIE MODERNE PSYCHOLOGIE UND DER DIALEKTISCHE MATERIALISMUS

Auf dem Gebiete der Naturwissenschaft gewinnen in der letzten Zeit die Prinzipien des Materialismus und der Dialektik wachsende Anerkennung. Die einen der modernen Gelehrten legen diese Prinzipien ihren Konstruktionen unbewußt, die anderen dagegen bereits bewußt zugrunde. Immer mehr bricht sich die Erkenntnis Bahn, daß man bei wissenschaftlichen Forschungen ausgehen müsse von einer von jedem Subjektivismus freien, objektiven Analyse der Wirklichkeit. Eine solche Analyse hat sich auf die von unserem Bewußtsein unabhängigen Gesetzmäßigkeiten der Außenwelt zu stützen. Ferner müssen alle Erscheinungen in ihrer Dynamik, in ihrem wechselseitigen Zusammenhange betrachtet werden. Die wahrhaft wissenschaftliche, die dialektische Analyse betont diese Zusammenhänge und ist bemüht, jede Erscheinung in ihrem spezifischen Werden, in ihrer Entwicklung und Komplikation zu erfassen.

Die moderne Wissenschaft nähert sich spontan immer mehr der Methodologie des dialektischen Materialismus. Allein das geschieht in den verschiedenen wissenschaftlichen Disziplinen und Schulen nicht in gleichem Maße. Unter den modernen wissenschaftlichen Richtungen gibt es noch zahlreiche, sich dieser geschichtlichen Entwicklungstendenz entgegenstemmende Bestrebungen. Richtiger gesagt: die geschichtliche Entwicklung der Wissenschaften selbst vollzieht sich dialektisch, in Widersprüchen. Die dialektische Methodologie entspringt selbst einem Ringen sich gegenseitig bekämpfender Tendenzen. Im folgenden wollen wir versuchen, dem Leser einen Einblick in jene Richtungen der modernen Psychologie zu gewähren, die vom Standpunkt des dialektischen Materialismus von besonderem Interesse sind.

Die Psychologie ist bis in die allerletzte Zeit hinein eine „Wissenschaft von der Seele", eine Wissenschaft von den „seelischen Erscheinungen", bestenfalls — eine Wissenschaft vom Bewußtsein geblieben. Ungeachtet dessen, daß sich der Materialismus in den Naturwissenschaften ziemlich feste Positionen erobert hat und daß fast niemand von den Naturwissenschaftlern ernsthaft von einer Seele als einer selbständigen, bestimmenden Erscheinung sprach, blieb dieser Begriff unter den Psychologen der Haupt- und Grundbegriff. Bis in die allerletzte Zeit hinein konnte man von einer ganzen Reihe von Kathedern herab Ausführungen rein metaphysischer Natur über psychische Erscheinungen hören, und die Psychologen

sahen nicht (oder wollten nicht sehen), daß in ihrer Wissenschaft das Vorherrschen der idealistischen Philosophie nicht nur zu einer Reihe naiver, prinzipiell falscher Konstruktionen treibt, sondern daß es überhaupt ein ernsthaftes Hindernis für die Entwicklung der Wissenschaft bildet. Das kam darin zum Ausdruck, daß die meisten Psychologen geneigt waren, die „seelische Welt" als eine absolut selbständige Welt von Erscheinungen anzuerkennen, die ihre eigenen, von den physischen Gesetzen unabhängigen (im besten Falle — parellel mit ihnen verlaufenden) Gesetze besitzt; diese Welt war Gegenstand der psychologischen Wissenschaft; ihre Gestaltung im Bewußtsein und im Selbstbewußtsein blieb das zentrale Problem der Psychologie; die Psychologie blieb im Grunde genommen eine tief individualistische Wissenschaft, die sich lediglich mit der „Innenwelt" des Menschen befaßte. Als solche arbeitete sie auch ihre eigenen spezifischen Methoden aus, die sie scharf von allen Wissenschaften von der materiellen Welt trennten: ihre zentrale Methode wurde die subjektive Methode, die Methode der Selbstbeobachtung. Diese Methode, deren Wissenschaftlichkeit und Tauglichkeit immer starken Zweifeln unterlag, hörte trotzdem nicht auf, in der Psychologie an erster Stelle zu stehen. Das seit der Zeit von W u n d t zur Entwicklung gelangte psychologische Experiment blieb im Grunde genommen stets nur ein Rahmen für die Konstruktion des Systems des philosophischen Idealismus.

Es ist selbstverständlich, daß eine solche Lage der Dinge unvermeidlich einen Stillstand des wissenschaftlichen Denkens herbeiführen und dieses gründlich vom Leben loslösen mußte. Gleichzeitig damit müssen wir auch eine andere, für diese Art von Psychologie charakteristische Lage feststellen, die wir als ihr tief a n t i d i a l e k t i s c h e s Wesen bestimmen können. Es handelt sich darum, daß die alte subjektive Psychologie bei den meisten ihrer Konstruktionen den einen allseitigen Zusammenhang bildenden, dialektischen Charakter des menschlichen Verhaltens ignorierte[1]. Autoren, wie die Psychologen der englischen Schule (James und J. St. Mill, A. Bain u. a.), zum Teil auch Wundt, und sogar Psychologen wie Ebbinghaus, Th. Ziehen u. a. scheuten sich nicht, das ganze psychische Leben aus einer Summe einzelner, ursprünglicher, sich zu Wahrnehmungen und Erscheinungen verdichtender Empfindungen zu konstruieren, die mit den Empfindungselementen und den Willensimpulsen in Verbindung treten. Als Hauptprinzip des psychischen Lebens erweist sich das Gesetz der Assoziationen — der Koppelung dieser einzelnen Elementarprozesse, während die Psyche selbst — ihr mehr oder weniger mechanischer Komplex ist. Als Hauptaufgabe der Psychologie erschien die Zerlegung der Psyche in diese Bestandteile. Diese Psychologie, deren prinzipielle Grundlagen sich besonders klar auf englischem Boden entwickelten, wird als A s s o z i a t i o n s p s y c h o l o g i e bezeichnet.

[1] Eine Ausnahme bilden die Arbeiten ganz weniger Autoren; aber auch bei ihnen konnte die Psychologie keine völlige Einheitlichkeit und Lebendigkeit erreichen.

Das waren die prinzipiellen Positionen der Psychologie zu Anfang des 20. Jahrhunderts. Sie gipfeln in zwei Prinzipien — im Subjektivismus und im Assoziationismus, die sowohl die Methode als auch den Inhalt dieser Wissenschaft bestimmten. Es fällt nicht schwer zu sehen, daß, wenn in dem ersteren Prinzip die idealistische Philosophie des 18. und 19. Jahrhunderts ihren Niederschlag gefunden hat, so in dem zweiten — der für das vergangene Jahrhundert so charakteristische Erfolg der naturwissenschaftlichen Analyse, die es jedoch nicht verstanden hat, die Gewohnheiten der mechanischen, undialektischen Denkweise restlos zu überwinden.

Bei einer solchen Sachlage wird es sicher nicht uninteressant sein, die weitere Entwicklung der Psychologie einer Analyse zu unterziehen und zu verfolgen, wie von selbst, durch die Logik der Tatsachen, die alten Fehler nach und nach überwunden werden und wie Ansätze zum Materialismus und zur Dialektik allmählich auch auf dem Gebiete der Psychologie hervorzutreten beginnen.

Die psychologische Wissenschaft gerät unbewußt auf die Geleise der Dialektik und des Materialismus, und sie braucht diese Entwicklung nur noch bewußt zu erfassen, um sie zu beherrschen.

Diese Entwicklung der Psychologie kam zum Ausdruck in zwei bemerkenswerten Tendenzen: Die eine, die darauf abzielte, die Psychologie aus einer Wissenschaft vom subjektiven Geist in eine objektive Wissenschaft vom Verhalten zu verwandeln. Die andere — die danach strebte, das System, das die „seelische Welt" mechanisch aus den einfachsten Assoziationen zusammensetzt — in eine Wissenschaft zu verwandeln, die einheitliche psychische Prozesse und ihre Gesetzmäßigkeiten untersucht.

Wie das aber häufig in der Entwicklung der Wissenschaft vorkommt — gehen diese zwei Tendenzen nicht Hand in Hand, sondern bilden zwei ganz selbständige Richtungen.

In der modernen Psychologie wurde die erste Aufgabe, die Begründung einer materialistischen Wissenschaft vom Verhalten von der amerikanischen Wissenschaft (zum Teil von der russischen physiologischen Schule des Akademikers I. P. Pawlow) übernommen; die zweite Aufgabe — die des Studiums der dialektisch einheitlichen psychischen Prozesse — übernahm die Richtung, die in der deutschen Psychologie unter dem Namen „Gestaltpsychologie" bekannt ist. Diese Aufgaben wurden somit zu den grundlegenden für die beiden wichtigsten Richtungen in der modernen Psychologie: die Richtung des „Behaviourismus" und die Richtung der „Gestalttheorie".

Der amerikanische Behaviourismus

Die amerikanische Psychologie des Verhaltens stellt zweifelsohne einen gewaltigen Fortschritt auf dem Wege der Eroberung materialistischer Positionen in der Psychologie dar. Welch ein kühner Schritt war in der Tat die Erklärung, daß die Psychologie, diese

traditionelle Wissenschaft von der Seele, aufgebaut werden kann, nicht nur ohne Zuhilfenahme der Seele, sondern sogar auch ohne jegliche Bezugnahme auf das Bewußtsein! Der amerikanische Behaviourismus entschloß sich, die psychischen Erscheinungen vom Gesichtspunkt der objektiven Gesetze des menschlichen Verhaltens als einen bestimmten objektiven Mechanismus zu studieren, und darin lag sein unzweifelhaftes Verdienst.

In den 15 Jahren seines Bestehens hat er es vermocht, feste Positionen zu erobern, und die materialistische Auffassung der Psychologie als einer Wissenschaft von den Gesetzen des Verhaltens besitzt heute weitgehende Geltung.

Gerade deshalb wird es nicht uninteressant sein, wenn auch nur in allgemeinen Grundzügen, den Entwicklungsweg dieser Richtung, ihren Ursprung und ihre wichtigsten Grundprinzipien zu verfolgen.

Es ist anzunehmen, daß zwei Kräfte den amerikanischen Behaviourismus geschaffen haben. Die erste war die dem Leben entspringende soziale Notwendigkeit und die zweite — die Logik der Entwicklung der Wissenschaft selbst.

Das mit Riesenschritten voranschreitende industrielle Leben Amerikas hat, als eine der ernsthaftesten Aufgaben — die Aufgabe der Rationalisierung jeder einzelnen der Etappen der Produktion, jeder einzelnen Seite des Lebens gestellt. Natürlich war eines der wichtigsten Elemente dieser Rationalisierung die Untersuchung dessen, wie die menschliche Maschine arbeitet, das eingehende Verständnis ihres Mechanismus. Die Rationalisierung der Arbeit, des Handels und der Propaganda (von der Reklame bis zum politischen Leben und der Armee), die Berufsauslese usw. — alles das hatte eine Untersuchung der objektiven Gesetze des menschlichen Verhaltens, keineswegs aber seiner „inneren" seelischen Eigenschaften zur Voraussetzung. Das führte zu dem Problem der Schaffung einer objektiven Psychologie, als einer Aufgabe erster Ordnung.

Andererseits hat in der letzten Zeit auch der Stoff der psychologischen Wissenschaft an sich eine außerordentliche Ausdehnung erfahren. Schon in den ersten Jahren dieses Jahrhunderts erschienen eine Reihe von Arbeiten, die die Gesetze des menschlichen Verhaltens untersuchten; eine andere Reihe von ernsthaften Arbeiten beschäftigte sich mit dem Studium des Kindes, des Geistes- und Nervenkranken, der Psychologie der Naturvölker; alle diese Arbeiten haben natürlich das Material der Psychologie wesentlich erweitert. In all diesen Fällen wurde von den Gelehrten ein großes Material verarbeitet, wobei es wichtig war, dieses Material zu vergleichen, um wertvolle Schlußfolgerungen über das Verhalten der Lebewesen und ihre Gesetze zu erhalten. In all den erwähnten Fällen aber ist es unmöglich, das Material mit den, der „empirischen" Psychologie zur Verfügung stehenden alten Methoden zu bearbeiten: die grundlegende Methode der Selbstbeobachtung erwies sich hier als völlig unanwendbar. Der Gegenstand der Forschung selbst zwang somit diese Gelehrten, neue methodologische Wege einzuschlagen und vor allem zur grundlegenden Methode — die Methode der Beobach-

t u n g in allen ihren Formen zu erheben. Sichtbar mußten sich auch die Aufgaben der Forschung entsprechend ändern: an die Stelle der Untersuchung der psychischen „Innenwelt" trat eine andere, durchaus konkrete Aufgabe, die Erforschung des Verhaltens des Tieres, wobei aus der Beobachtung der Tiere die grundlegenden Gesetze, auf Grund deren sich ihr Wechselverhältnis zur Umwelt vollzieht, abzuleiten waren.

Ausgangspunkt wurde somit die These, daß sich bei einer Aenderung der Situation der äußeren Verhältnisse auch das Verhalten des Tieres ändert. Wenn man dieses Verhalten unter künstlichen Verhältnissen hervorbringt, so kann man eine ganze Reihe neuer Reaktionen und Anpassungen des Tieres an die neuen Verhältnisse erhalten, als deren Ergebnis wir ein neues, einheitliches Bild des Verhaltens erhalten werden.

Die alte Psychologie ging somit aus vom „Innenleben" —, vom Bewußtsein des Menschen (oder des Tieres) in seinen einfachsten Formen, die objektive Psychologie geht aus von dem Verhältnis zum äußeren Milieu, in dem das Verhalten vor sich geht, und berücksichtigt jene grundlegenden Bewegungen, mit deren Hilfe der Organismus sein Verhältnis zum Milieu zum Vorschein bringt.

Die Gelehrten dieser Richtung interessieren sich ausschließlich für das äußere Verhalten und stellen sich nicht das Ziel, durch subjektive Methoden das Bewußtsein, die Denkweise usw. zu untersuchen. Ihre extremsten Vertreter, z. B. der bekannte amerikanische Psychologe Watson[2], glauben, daß man beim Aufbau des Systems der Psychologie durchaus ohne den Begriff des Bewußtseins und ohne jegliche Behandlung dieser Frage auskommen könne. Die Psychologie war, nach Meinung dieser Gelehrten, früher eine Wissenschaft von der Seele, wurde dann zu einer Wissenschaft ohne Seele und muß jetzt zu einer Wissenschaft ohne Bewußtsein werden. Das bedeutet natürlich nicht, daß diese Gelehrten leugnen, daß der Mensch seine Handlungen erkennt, daß er sich bewußt ein Ziel setzen und dieses verfolgen kann, es bedeutet nur, daß für den Behaviour-Psychologen andere Aufgaben dringlich sind — nämlich die objektive Erforschung der äußeren Prozesse des Verhaltens, wobei er an die Innenwelt noch nicht objektiv herantreten kann. Der Behaviourist glaubt, daß die Innenwelt sich prinzipiell durch nichts von der Außenwelt unterscheidet, daß die Psyche nach den gleichen Gesetzen wirkt, die bereits in der Physik und in der Chemie bestehen und daß hier letzten Endes durch diese Gesetze auch alle Erscheinungen des Bewußtseins erklärt werden können, ohne daß man zu irgend welchen anderen Begriffen wie „Seele", „Lebenskraft" usw. greifen müßte.

Die Behaviouristen bemühen sich somit, in der Psychologie mit rein naturwissenschaftlichen Methoden zu arbeiten und sie in die Naturwissenschaften einzureihen.

[2] Watson, „Psychology and Science of Human Behaviour".

In dem Bestreben, das menschliche Verhalten als einen objektiven Prozeß, der den üblichen Methoden der Physiologie und sogar der Physik unterworfen ist, zu untersuchen, gehen manche Behaviouristen sehr weit.

Einer der prominenten und radikalsten Anhänger dieser Richtung, A. Weiß, definiert das menschliche Verhalten, das Objekt der Untersuchungen der Behaviouristen, wie folgt:

> „Das menschliche Verhalten — ist eine Form der Bewegung: der Behaviourist untersucht es auf der Grundlage des physischen Monismus, dessen Endmomente die Elektronen-Protonen sind." „Das menschliche Verhalten wurzelt somit in: a) verschiedenen Gruppierungen von Elektronen-Protonen und b) in Bewegungen, die bei der Ersetzung der einen Gruppe durch eine andere entstehen[8]."

Es ist leicht einzusehen, daß die extremen Schlußfolgerungen des Behaviourismus sich als nicht stichhaltig erweisen; es ist klar, daß sich bei einer Zerlegung der Erscheinung in physisch-chemische Elemente ihr spezifisches Wesen verliert; die Behauptung, daß das Verhalten des Menschen eine Kombination physischer Prozesse sei, ist lediglich eine allgemeine Phrase, die uns nicht zur Klarheit darüber verhilft, was für uns von Interesse ist: nämlich durch welche spezifischen Eigenschaften sich das Verhalten des Menschen auszeichnet und auf Grund welcher Gesetze er handelt. Es ist klar, daß der Behaviourismus, wenn er die Wege einer solchen „Reduzierung auf die einfachsten Elemente geht", in eine naiv-mechanische Vorstellung vom Verhalten des Menschen verfällt. Bei dem Abwägen der Verdienste und positiven Seiten des Behaviourismus werden wir gezwungen sein, zu dieser These der Psychologie des Verhaltens zurückzukehren.

Wie behandeln nun die Behaviouristen das Verhalten des Menschen? Wie fassen sie seine Struktur auf? Durch welche Begriffe ersetzen sie die Grundbegriffe der alten subjektiven Psychologie?

Es muß gesagt werden, daß sich hier in überaus greifbarer Weise die Abhängigkeit der amerikanischen Behaviouristen von den russischen Physiologen und in erster Linie von dem Begründer der Schule der bedingten Reflexe, I. P. Pawlow, zeigte. Ueberhaupt muß hervorgehoben werden, daß die allermeisten Methoden und Tatsachen von wissenschaftlicher Bedeutung, die zur Grundlage der Theorie des Behaviourismus geworden sind, gerade von russischen Gelehrten stammen, während die amerikanischen Autoren häufig lediglich Popularisatoren sind, die diese Theorien zu einer breiten

[8] A. Weiß, „Behaviourism and Behaviour", Review 1924, Nr. 1, S. 38 u. 39. Siehe auch sein Buch: „Theoretical basis of Human Behaviour", 1925. Der Wunsch, um jeden Preis das Verhalten als eine Kombination physischer Prozesse zu betrachten, führte Weiß zu sehr eigenartigen Ausführungen. So z. B. zu folgender Schilderung der Reaktion des Kindes auf ein Glockenzeichen: „... Das Aggregat der Elektronen-Protonen, das als Glockensignal bekannt ist, verändert das Aggregat, das als Kind bekannt ist ... Das wird betrachtet durch das Aggregat, das als Behaviourist bekannt ist" (Ebenda, S. 40) — was schwerlich etwas anderes als ein Lächeln auslösen kann.

und allgemeinen Theorie des psychologischen Materialismus zusammenfassen.

Die Behavioûristen haben von allem Anfang an, nach einigen Psychologen und Philosophen, anerkannt, daß das gesamte menschliche Verhalten von bestimmten Wirkungen ausgeht und mit bestimmten Reaktionen endigt und daß es auf dem Schema der Reflexe aufgebaut ist. Der Behaviourismus setzt voraus — und das ist eine grundlegende These —, daß das Verhalten des Menschen nicht so zergliedert werden kann, wie das die alte Psychologie tat, als sie es in rein passive und rein aktive Elemente gliederte (z. B. das Gedächtnis, das Gefühl und andererseits die Willensimpulse). Jeder Akt des Verhaltens, selbst wenn er den äußeren Anschein eines rein schöpferischen aktiven Prozesses trägt, besteht stets aus zwei (und zwar mindestens aus zwei) Momenten: er beginnt mit einem bestimmten Stimulus, mit einer bestimmten Anregung und endigt mit einer bestimmten Bewegung. Dieser Prozeß kann mehr oder weniger kompliziert sein, aber von der einfachen Wendung des Kopfes als Reaktion auf den Klang der Automobilhupe bis zu dem Projekt eines Gebäudes, das ein Ingenieur entwirft, läuft nach Meinung der Behaviouristen alles auf Reaktionen hinaus, die Antworten auf irgendeinen Stimulus darstellen. Bei der Analyse des Stimulus können wir die Antwort, die auf diesen Stimulus erfolgen wird, voraussehen; bei der Analyse irgendeiner „Teilhandlung" können wir stets sagen, welcher Stimulus sie auslöste. Letzten Endes läuft die Aufgabe der Behaviouristen auch darauf hinaus, zu lernen, wie das Verhalten begriffen werden kann, d. h. wie auf Grund eines zu beobachtenden Teiles eines Prozesses der ganze zusammenhängende Prozeß rekonstruiert werden kann.

Wenn jede Handlung von den Behaviouristen als ein Zyklus von „Antwortreaktionen" angesehen wird, so muß hervorgehoben werden, daß der „Stimulus" bei ihnen eine sehr weitgehende Bedeutung gewonnen hat. Hierher gehört alles, was auf die Psyche und das Verhalten einzuwirken vermag, sowohl einfache physische Erreger als auch komplizierte Situationen — die Lektüre eines Buches, eine politische Rede, der Eintritt in eine Partei oder in einen Verband — alles das fällt unter den behaviouristischen Begriff der Stimuli, oder richtiger, ihrer komplizierten Verbindung der „Situationen". Alles das beeinflußt das Verhalten des Menschen und die einzelnen Reaktionen dieses Verhaltens.

Andererseits umfaßt auch der Begriff „Reaktionen" bei den Behaviouristen eine ziemlich große Klasse von Erscheinungen. Allerdings verstehen die orthodoxesten unter ihnen unter Reaktionen in erster Linie die Muskelbewegungen, die das äußere Verhalten bilden. (Hierher werden in der Regel auch die Reaktionen der inneren Drüsen gezählt.)

„Das Material des konsequenten Behaviouristen — führt einer der amerikanischen Psychologen, S. Fernberg[4], aus —

[4] S. Fernberg, „Behaviourism versus Introspective Psychology". „Psychol. Rev.", Bd. 29, S. 410. Vergleiche die Definition des Behaviourismus bei Weiß:

sind eigentlich die Reaktionen der Querstreifenmuskulatur sowie der Drüsen und ihre Wechselbeziehungen."

Diese Art der Behandlung des menschlichen Verhaltens hat einer Reihe von Autoren Veranlassung gegeben, den extremen Behavioristen vorzuwerfen, daß sie die Psychologie auf ein Studium der Muskelverkürzungen reduzieren. Tolman nennt den extremen Behaviourismus von Watson „muscle tuitism", was wörtlich — Muskelzusammenziehung heißt[5].

In der Tat erscheint der Prozeß des Reagierens dem orthodoxen Behavioristen als ein ganz mechanischer Prozeß. Schon der von uns zitierte Weiß schildert in einem Artikel den Prozeß des Abschreibens eines Textes, der seiner Meinung nach folgendermaßen verlaufen soll[6]:

1. Der Stimulus: der optische Stimulus des Textblattes;
2. die entsprechenden Bewegungen der Augen,
3. die entsprechenden organischen Verhältnisse (Atmungs- und vasomotorische Effekte;
4. die Veränderungen des Tonus der Muskeln der schreibenden Hand;
5. die sehr komplizierten Bewegungen der Hand beim Schreiben.

Wie wir sehen, zerfällt der Prozeß des Abschreibens eines Textes in dieser Schilderung in eine Reihe mechanisch zusammenhängender Akte, und wenn wir nicht einen Prozeß des Abschreibens, sondern den komplizierten schöpferischen Prozeß des Schreibens einer wissenschaftlichen Arbeit oder eines künstlerischen Werkes vor uns hätten, so würde sich dieser in der Beschreibung des Verfassers äußerlich wenig unterscheiden von dem Prozeß des Abschreibens: wären doch die äußeren Muskelreaktionen in beiden Fällen ein und dieselben, die höchst komplizierten verborgenen Prozesse aber, die sich durch ihren schöpferischen Charakter von dem Abschreiben unterscheiden, würden außerhalb des Gesichtskreises des Behavioristen bleiben. Wie handelt nun der Behaviourist, wenn er die objektive Analyse des Denkens und des Bewußtseins unternimmt? Vor allem antwortet er mit der These, die mit seiner ganzen Theorie im Einklang steht: die Methode, die die Psychologen anwandten, die die Erscheinungen studierten, scheint ihm unbefriedigend zu sein, und er ist keineswegs gewillt, in ihnen „Eigenschaften nicht materieller, nicht biologischer, nicht mechanischer und nicht ursächlicher (kausaler) Natur" zu erblicken, im Gegenteil, diese Erscheinungen müssen, seiner Meinung nach, ebenso materiell, mechanisch und ursächlich (kausal) sein, wie auch die

„Der Behaviourismus ist eine Wissenschaft, die die Entstehung und Entwicklung jener Körperbewegungen des Organismus untersucht, die seine soziale Lage formen." („Behaviour and the Central Nervous System", „Psych. Rev.", Bd. 29, Nr. 5.)

[5] E. Tolman, „Behaviourism and Purteose", „Journal of Philosophy", Bd. 22. Vergl. McDougall, „Men of Robots", „Pedagog. Seminary", 1926, Nr. 1.

[6] A. Weiß, „Behaviourism and Behaviour", S. 124.

anderen Erscheinungen der organischen und anorganischen Welt; infolgedessen müssen alle solchen Prozesse, wie das Denken, der Verlauf der Vorstellungen und die Empfindungen, für den Behaviouristen „Bewegungen sein und eine bestimmte sensomotorische Struktur aufweisen[7]."

Die Bewegungen, die solche inneren Prozesse, wie das Denken, charakterisieren, haben jedoch ihre besondere Struktur, sie unterscheiden sich vor allem dadurch, daß sie nicht in offener Form hervortreten, sondern innere, verborgene, nicht nach außen tretende Prozesse bis zum letzten bleiben.

Unter diesen Bewegungen, die Bedeutung für das Denken haben, erwähnen die Behaviouristen vor allem die artikulatorischen Bewegungen in jener besonderen Form, die als innere Rede bezeichnet wird und die auf eine minimale Tätigkeit des Artikulationsapparates, die sich lediglich mit großer Mühe und mit Hilfe von Präzisionsapparaten wahrnehmen läßt, hinausläuft. Diese Bewegungen des Artikulationsapparates machen nach Meinung der Behaviouristen das Wesen des Denkens aus. Und in der Tat, in vielen Fällen sind sie die Grundlage des Denkens. „Das Denken ist objektiv lediglich ein inneres Sprechen," so faßt der bedeutendste unter den amerikanischen Behaviouristen diese Frage auf. Watson wiederholt hier die längst bekannte These von Geiger, Max Müller u. a., und diese These nehmen die meisten Behaviouristen an[8]. In der Tat ist es in vielen Fällen, bei angestrengtem Denken, gelungen, leichte Bewegungen des Sprechapparates zu konstatieren, und das wurde von vielen Psychologen noch vor den Behaviouristen[9] festgestellt. Offen bleibt nur die Frage, ob sich das Denken in solchen Bewegungen erschöpft oder aber, ob diese Bewegungen lediglich eine mit dem Denken parallel laufende Komponente darstellen.

Watson glaubt, daß diese verborgenen Sprechbewegungen grundlegende Bedeutung nicht nur für das Denken, sondern auch für das Bewußtwerden der psychischen Prozesse überhaupt besitzen; bei dem bewußten Erfassen dieser oder jener Momente wiederholen wir sie für uns; das Kind, das noch nicht sprechen gelernt hat, verfügt nach der Meinung von Watson noch nicht über Bewußtsein in einer Form, wie wir es gewöhnlich verstehen. Auf eben diese Weise ist er geneigt, auch jene von vielen Psychologen konstatierte Tatsache zu erklären, daß die Periode der Kindheit von uns allen vergessen wird. Es ist richtiger, anzunehmen, führt Watson aus, daß es überhaupt nicht bewußt war, da die Sprechfähigkeit noch nicht genügend entwickelt war[10].

---

[7] Weiß, „Theoretical basis of Human Behaviour", Columbus (Ohio) 1925, S. 259, 265.

[8] Allerdings ist Watson geneigt, in den Begriff des Denkens auch andere Bewegungen mit einzubeziehen: die Bewegungen der Augen, der Finger usw., die bei Leuten, welche die gewöhnliche Sprache verloren haben (bei Taubstummen, bei blinden Taubstummen), besonders stark entwickelt sind. Siehe Watson, „Die Psychologie als Wissenschaft über das Verhalten", 1926, 9. Kapitel.

[9] Siehe die Hinweise von W. Stern, „Differenzielle Psychologie", 2. Aufl., 1922.

[10] Watson, „The unverbalised in Human Behaviour", „Psychol. Review", 1924.

Bei allen diesen Konstruktionen der Behaviouristen herrscht ein grundlegendes Prinzip: das Bewußtsein ist keineswegs irgendein selbständiger Prozeß nicht physischer Art; wenn man sagt, „ich habe die Farbe Rot wahrgenommen" — so bedeutet das, den gleichen Prozeß zu beschreiben, den der Behaviourist beschreibt als Reaktion auf die rote Farbe. Das Denken und Bewußtsein sind nach der Lehre der Behaviouristen lediglich eine besondere Art des Verhaltens, die ebenso der objektiven Untersuchung unterliegt, wie die anderen Arten des Verhaltens.

Wir meinen keineswegs, daß der Erfolg der Psychologie durch andere Methoden als durch die objektive Untersuchung der psychischen Prozesse garantiert werden kann, jedoch können wir die Thesen des extremen Behaviourismus kaum als genügend begründet gelten lassen. Wir kennen viele Fälle, wo eine komplizierte organisierte Handlung, die von der Beteiligung des Intellektes zeugt, absolut ohne Beteiligung irgendwelcher verborgenen Rede-(Sprach-) reaktionen vor sich geht. Anzunehmen, daß das Denken ein einfaches Resultat einzelner Muskelbewegungen sei, auch wenn diese der Beobachtung entzogen sind — bedeutet keinesfalls, dieses komplizierte Problem restlos zu lösen. Jene ungeheure Komplikation des Verhaltens, die die Entwicklung des Denkens zur Voraussetzung hat, bringt zweifelsohne jene qualitativen neuen Formen hervor, die sich nicht immer in einer einfachen Kombination motorischer Formen erschöpfen, sondern eine kompliziertere, mehr adäquate Beschreibung erfordern. Wir werden darauf noch mehrere Male im Rahmen dieses Artikels zurückkommen[11].

Wie sollen wir uns dieser eigenartigen psychologischen Schule gegenüber einstellen? Welche Momente an ihr sind für uns positive und annehmbare, und was müssen wir in Zweifel ziehen?

Vor allem muß gesagt werden, daß die amerikanische Psychologie des Verhaltens das Material der psychologischen Forschung in ungeheurem Maße dadurch bereichert hat, daß sie mit dem Prinzip des Objektivismus an sie herantritt. Das, was für viele Wissenschaftler auf diesem Gebiete lediglich eine Deklaration darstellte, die häufig nicht verwirklicht wurde, ist von den amerikanischen Psychologen restlos ausgeführt worden: der Inhalt der Psychologie selbst wurde ein anderer, und an die Stelle der schwer lösbaren, subjektiven und von der Praxis weit entfernten Probleme wurden andere, objektiv lösbare und praktisch wichtige Probleme gestellt: die Probleme der angeborenen und der erworbenen Formen des Verhaltens, die Probleme der Entstehung von Gewohnheiten und der Gesetze der Arbeit des Menschen — das Problem der Organisierung und Desorganisierung des menschlichen Verhaltens. Das ist jetzt der Inhalt der neuen objektiven Psychologie. Es ist ganz klar, daß allein schon die Tatsache, daß diese Probleme in den Mittel-

[11] Hier werden wir uns lediglich auf einen Versuch einer objektiven Beschreibung der Mechanik des Bewußtseins beschränken, die uns von Interesse zu sein scheint. Sie stammt aus der Feder von S. L. Wygotski und bildet den Gegenstand eines Artikels „Das Bewußtsein als Problem der Psychologie des Verhaltens", „Psychologie und Marxismus", 1925 (russisch).

punkt der psychologischen Forschung gestellt werden, erst recht aber — die Möglichkeit ihrer objektiven Lösung einen ungeheuren Wert für jene praktischen Zweige des Wissens über den Menschen darstellt, wie die Pädagogik, die Psychotechnik usw.

Dabei jedoch scheinen uns bei weitem nicht alle Schlußfolgerungen und Konstruktionen des amerikanischen Behaviourismus restlos annehmbar zu sein.

Nach dieser kurzen Darstellung der Prinzipien dieser Richtung vermögen wir bereits mit der erforderlichen Begründung folgende Einwendungen vorzubringen. Der amerikanische Behaviourismus, der der Untersuchung des Verhaltens der Tiere entsprungen ist, hat die Methoden und Prinzipien dieser Untersuchung unmittelbar auf den Menschen übertragen. Infolgedessen ist es natürlich, daß seine orthodoxesten Richtungen (zu einer derselben gehört z. B. das Watsonsche System der Psychologie) nicht berücksichtigten, daß mit der allmählichen Komplizierung des Nervensystems und des Milieus, in dem sich ein gegebener Organismus befindet, dialektisch immer neue und neue qualitative Verhaltungsarten entstehen, deren Berücksichtigung und Untersuchung die Einführung immer neuer und neuer qualitativer Prinzipien erfordert, und daß die einfache Uebertragung der an den Tieren beobachteten Gesetzmäßigkeiten auf den Menschen schwerlich als richtig anerkannt werden kann.

Gerade deshalb vernehmen wir in der modernen amerikanischen Wissenschaft immer häufiger Stimmen der Unzufriedenheit mit dem modernen Behaviourismus und seinen primitiven Konstruktionen, die lediglich das äußere Verhalten berücksichtigen und es rein mechanisch zu erklären versuchen. Gerade das führt dazu, daß die kompliziertesten Formen des Verhaltens außerhalb der Analyse dieser Schule bleiben.

Besonders kraß kommen die primitiven Tendenzen des modernen Behaviourismus in jenen Fällen zum Ausdruck, wo er versucht, aus den primitiven biologischen Prozessen die kompliziertesten sozialen Erscheinungen abzuleiten.

Auf dieser Linie bewegt sich z. B. Watson. Bei der Untersuchung der Instinkte des Sammelns und Vorratbildens[12] stellt er fest, daß der Mensch eine Neigung besitzt, die ihn dem Affen annähert — „der Verhaltungstypus des Verschwendens". Zur Illustration des Verhaltens dieser angeborenen Tendenz führt Watson folgendes an: Die Versicherungsstatistik zeigt, daß nur ungefähr 4 Prozent der 60jährigen Männer genügendes Kapital „akkumuliert" haben, das ihnen für den Rest ihres Lebens ein Auskommen zu sichern vermöchte.

Es läßt sich schwerlich ein Beispiel erfinden, das uns krasser von der außerordentlichen Naivität der primitiv biologischen Art der Behandlung der komplizierten Erscheinungen der psychischen Entdeckungen überzeugen würde. Es ist das eine Art, die bestrebt ist, auch die sozialen Formbildungen (wie z. B. die Bereicherung, die Akkumulation und den Kapitalismus!!) aus dem Wirken primitiver biologischer Tendenzen zu erklären.

[12] Vergl. Watson, „Die Psychologie als Wissenschaft über das Verhalten".

Wir können jedoch hier noch ein erstaunliches Beispiel anführen: einige der amerikanischen Behaviouristen glauben, soziale Erscheinungen von ungeheurer Kompliziertheit sogar durch physikalisch-chemische Gesetzmäßigkeiten zu erklären.

Einer von ihnen, der von uns wiederholt zitierte Weiß, führt z. B. folgendes aus[13]:

> „Die soziale Entwicklung — ist lediglich eine kompliziertere Form der organischen Entwicklung. Sie ist auf keinen Fall etwas Bedeutenderes als die Objekte der Mathematik, der Physik und der Chemie."

Enthalten unsere Lehrbücher über Physik Gleichungen, die jene Verhältnisse der Elektronen-Protonen zum Ausdruck bringen, die zur Beschreibung der der bürgerlichen Demokratie zugrunde liegenden physischen Prinzipien beitragen würden?

> „Ich weiß es nicht, ich glaube aber, daß solche Gleichungen entdeckt werden können..."

Es verlohnt sich wohl kaum, derartige „Exkursionen" ernsthaft zu kritisieren. Wir haben dieses Beispiel bloß deshalb angeführt, weil wir es für bei weitem nicht zufällig und für charakteristisch für die primitiv-objektivistische mechanische Methode halten, mit Hilfe deren die Behaviouristen die kompliziertesten Lebensprobleme zu lösen versuchen.

Nach unseren vorstehenden Ausführungen kann für uns eins ganz einwandfrei feststehen. Der Behaviourismus hat zweifelsohne eine Abweichung nach der Seite der mechanischen Beschreibung des menschlichen Verhaltens aufzuweisen und hat es nicht verstanden, die Fehler der alten Assoziations-Psychologie, die eine aus einzelnen Teilen bestehende komplizierte psychische Tätigkeit darstellt, zu vermeiden. Die Behaviouristen, die versprochen hatten, uns ein Bild von dem Verhalten des Menschen als Ganzes zu geben und uns diese oder jene Gesetze des Verhaltens zu erklären, versuchen anstatt dessen, diese auf mechanische Kombinationen einzelner höchst einfacher Reflexe und Instinkte zu reduzieren. Zweifelsohne ist ein derart vereinfachter Standpunkt, der behauptet, daß alle komplizierten Formen des Verhaltens als mechanischer Ueberbau entstehen, als „bedingte" Dublierung primitiver Reaktionen, falsch und ungenügend. Die mechanische Weltanschauung berücksichtigt hier weder die Eigenart solcher neuen Formen des Verhaltens noch den Umstand, daß sie jedesmal „nicht einzeln" entstehen, sondern in Abhängigkeit von der biologischen Einstellung des gesamten Organismus und daß sie von diesem organisiert und reguliert werden.

Von dieser These ging eine andere Richtung der modernen Psychologie aus, die sogenannte Gestaltpsychologie, die eine ernsthafte Kritik der mechanischen Weltanschauung gab und sich auf einen klar dialektischen Standpunkt stellte.

---

[13] A. Weiß, „Behaviourism and Behaviour", „Psychol. Review", 1924, Nr. 2, S. 147 u. 148.

Die Gestalttheorie

Die „Gestaltpsychologie" entstand in Deutschland, und als ihre unmittelbaren Vorläufer gelten Ehrenfels und Benussi — als ihre Begründer M. Wertheimer, W. Köhler und K. Koffka. Sie entstand als scharfer Protest gegen jene undialektische alte Psychologie, die sich besonders in dem sogenannten Assoziationismus ausprägte, der versuchte, die Psyche als eine mechanische Koppelung einzelner Elementarprozesse aufzufassen.

Eine starke Unzufriedenheit mit einer solchen primitiv mechanischen Anschauung über die psychischen Erscheinungen war natürlich auch früher vorhanden und kam in einer ganzen Reihe psychologischer Richtungen — der kritischen Periode — zum Ausdruck. (Die Würzburger Schule, die Psychologie der „Psychischen Erscheinungen und Funktionen" von Stumpf usw.); aber erst den Schöpfern der sogenannten „Gestaltpsychologie" gelang es, ein auf neuen Prinzipien beruhendes logisches und zusammenhängendes System zu schaffen, das der alten Psychologie entgegengestellt werden kann.

Die Begründer dieser Richtung, die deutschen Psychologen M. Wertheimer, W. Köhler und K. Koffka vereinigte eine grundlegende These: sie alle gingen davon aus, daß die komplizierten Prozesse des psychisch-nervösen Lebens qualitative Formbildungen darstellen, die sich durchaus nicht einfach mechanisch in konstituierende „Elemente" zerlegen lassen. Aus dieser These zogen diese Gelehrten jedoch keineswegs jene Schlußfolgerungen, die vor ihnen von den Gelehrten gezogen worden waren, die den verschiedenen Richtungen der empirischen Psychologie angehörten. Sie sagten nicht, daß sich die psychologischen Prozesse deshalb nicht in Teile zerlegen lassen, weil sie auch noch aus etwas Jenseitigem (Lebenskraft, Seele usw.) bestehen; ihre Behauptung war eine ganz andere. Die Anhänger dieser Richtung nehmen an, daß überhaupt jedes Ding seine eigene Struktur hat und daß diese Struktur häufig nicht in Teile, in „Elemente" zerlegt werden kann, ohne daß das ganze Ding seine Eigenart verliert.

Nehmen wir eine Seifenblase. Sie stellt eine bestimmte Struktur dar und ist ein einheitliches Ding. Wir können versuchen so viel wir wollen, sie in einzelne Teile zu zerschneiden oder ein Stückchen aus ihr herauszunehmen usw., es wird uns das nicht gelingen. Die Seifenblase existiert entweder als solche oder sie hört auf zu existieren und zerplatzt in Tropfen, die bereits ihre eigene und eine andere Struktur besitzen. Die Dinge der physischen Welt haben in den meisten Fällen ihre vollendete Form, und diese vollendete Form besitzt ihre spezifischen Gesetze.

Ausführlich hat W. Köhler die Frage der physischen Struktur ausgearbeitet in seinem Buch „Die physischen Gestalten in Ruhe und im stationären Zustand", 1924.

Die Lebensprozesse haben genau so ihre eigenen Formen, die gerade wegen ihrer Kompliziertheit unvergleichlich eigenartiger sind. Diese Erscheinungen fügen einer Reihe von physikalischen, chemischen Prozessen nichts prinzipiell Neues hinzu, unterscheiden sich aber qualitativ von ihnen dadurch, daß ihre Gestalt den komplizierteren Bedingungen entspricht, unter denen sie sich entwickeln.

Hier können wir die gleichen Erscheinungen beobachten. Das biologische Ganze kann nicht mechanisch in Teile zerlegt werden: um so weniger kann es aus den Funktionen einfacher Teile zusammengesetzt und erklärt werden. Das Holz kann nicht erklärt werden als eine Summe von Rinde und Mark; dagegen lassen sich umgekehrt Rinde und Mark durchaus erklären, wenn man ausgeht von der Gestalt des Holzes selbst, seiner Stellung im Milieu und jenen Wegen, vermittels deren es in seiner Umwelt das erforderliche Gleichgewicht zu bewahren vermag. Sogar solche „Einzelheiten", wie der Charakter der oberen und unteren Fläche eines Blattes lassen sich nur aus der Struktur des Ganzen und der Umwelt erklären. In allen diesen Fällen besteht das Ganze allerdings aus funktionellen Teilen, aber die Teile bestimmen nicht das Ganze. Weit eher bestimmt das Ganze die Teile.

Genau so liegen die Dinge auf dem verwickeltsten Gebiete, dem der Nerven und psychischen Prozesse.

Die psychischen Prozesse sind, mehr als die Prozesse anderer Art, ganzheitliche Prozesse, strukturell geformte Prozesse. Aus einer aufmerksamen Untersuchung derselben können wir eine Vorstellung auch über ihre Struktur selbst sowie über die inneren Gesetzmäßigkeiten dieser Strukturen gewinnen. Die Wahrnehmung, die Denkfähigkeit und das Verhalten — alles das gibt uns Beispiele solcher strukturell geformter Prozesse, und sie begreifen wollen, ohne von ihrer Struktur auszugehen — ist natürlich hoffnungslos.

Alle diese Momente wurden von der neuen deutschen Psychologie besonders gründlich untersucht an Hand der Analyse der Formen und der Gesetze der menschlichen Wahrnehmung. Diese Arbeiten bildeten dann auch das Fundament aller neuen, von dieser neuen Schule aufgestellten Anschauungen, und gerade hier wurde nicht nur die grundlegende These der Gestaltpsychologie ausgearbeitet, daß das Ganze die ihm angehörenden Teile bestimmt, sondern es wurden auch die grundlegenden Gesetzmäßigkeiten dieser Strukturen untersucht. Leider können wir auf die Beobachtungen nur ganz kurz eingehen.

Die alte Psychologie nahm an, daß unser Wahrnehmungsvermögen sich aus einzelnen höchst einfachen Empfindungen zusammensetzt. Wie ein Mosaikbild gebildet wird aus einzelnen Farbenquadraten, so stellt das Gesichtsfeld, nach Meinung der klassischen Psychologie, ein solches Feld einzelner präziser Reizungen dar; wenn wir ein Bild sehen, so sehen wir in Wirklichkeit einzelne farbige und nicht farbige Punkte, die sich erst dann zu einer Summe — dem von uns wahrgenommenen Bild — vereinigen. Jede komplizierte Gesichtswahrnehmung ist somit letzten Endes lediglich

eine Summe, ein Mosaikbild einzelner Empfindungen, die der inneren Einheitlichkeit beraubt und mechanisch zu einem Bild verbunden sind.

Bei einer genaueren Untersuchung stellte sich jedoch heraus, daß eine solche Anschauung grundfalsch ist; das, was die alte Psychologie für höchst komplizierte akkumulierende Formbildungen hielt — waren in Wirklichkeit ganzheitliche und nicht zerlegbare Systeme, durch die die Persönlichkeit auf die Außenwelt reagiert.

Bei einer sorgfältigen Untersuchung stellte sich heraus, daß jede Wahrnehmung keineswegs eine mechanische Summe elementarer Eindrücke ist, sondern ein qualitatives Ganzes darstellt, das der einfachen Zerlegung in Elemente nicht zugänglich ist. Ein Dreieck ist keine einfache Summe von drei Linien und drei Winkeln. In der menschlichen Wahrnehmung ist es unbedingt ein ganzes und unzerlegbares Bild, ein psychologischer Ganzheitsprozeß, der einem gegebenen System von Erregern entspricht, mehr noch, es ist das ein qualitativer Ganzheitsprozeß, der, sobald er einmal entstanden ist, seine eigenen Gesetzmäßigkeiten und seine eigene innere Bedingtheit entfaltet.

Wenn zwei Winkel eines gleichschenkligen Dreiecks 120 Grad sind, so muß der dritte Winkel unbedingt gleich 60 Grad sein: der Anfang eines musikalischen Satzes bedingt ein bestimmtes Ende, das in durchaus gesetzmäßiger Weise dem Rhythmus und der Reihenfolge der Klänge entspricht; jeder Gesichts- oder Gehörseindruck, jede Tätigkeit von bestimmter Kompliziertheit, die durch eine gegebene Situation bedingt ist, stellt vor allem ein abgeschlossenes S y s t e m dar, das seine eigene Gesetzmäßigkeit entfaltet und keinerlei Zufälligkeiten zuläßt. Die von den Anhängern der neuen deutschen Psychologie gemachten Beobachtungen führen uns somit ein in die Welt des strengsten Determinismus und vermeiden dadurch die Anerkennung jener fatalen Rolle der Zufälligkeit, zu der unvermeidlich jeder Gelehrte der mechanischen Weltanschauung gelangt, wenn er letzten Endes die Dinge als mechanische Kombinationen von Elementen erklärt[14].

Wir glauben, daß man diese Auffassung der Rolle des Zufalls dann vermeiden kann, wenn man von der These ausgeht, daß jeder Prozeß und jede Erscheinung nicht eine Verkoppelung einzelner Elemente darstellt, sondern ein innerlich gesetzmäßiges e i n h e i t l i c h e s S y s t e m.

Wodurch erklären sich letzten Endes diese inneren Gesetzmäßigkeiten der Systeme, die auf dem Gebiete der Psychologie der Wahrnehmung so deutlich sichtbar sind? Man kann doch aus der Be-

[14] Die Gelehrten des mechanistischen Lagers werden einen solchen Vorwurf wohl kaum gelten lassen. Uns jedoch scheint es, daß die mechanistische Weltanschauung in einer Reihe höchst wichtiger Konstruktionen zu einem Hinweis auf die der Bildung dieser oder jener Formen (Verkoppelungen) zugrunde liegenden Rolle des Zufalls führt. Als ein glänzendes Beispiel einer solchen Konstruktion kann eine der größten Schöpfungen des mechanischen Gedankens, die Theorie der bedingten Reflexe gelten, die das gesamte komplizierte Verhalten reduziert auf feststehende bedingte Kombinationen, die letzten Endes durch ein zufälliges Zusammentreffen der Erregungs- und der Bewegungskomplexe zu erklären sind.

tonung der „inneren Gesetzmäßigkeit" eines jeden Prozesses sehr leicht Schlußfolgerungen ziehen, die schon jenseits jeder positiven und materialistischen Weltanschauung liegen, wenn man sie durch den „Geist des Dinges", durch die Gesetze des „Dings an sich" oder, was nicht besser ist, durch die spezifischen Gesetze des Psychischen „erklärt". Wir dürfen nicht verhehlen, daß es unter den sich zur Gestalttheorie bekennenden Autoren auch solche gab, die unverkennbar zu einer idealistischen Auslegung der Gesetze der Wahrnehmung neigten. Man muß jedoch zugeben, daß der Hauptkern der von uns behandelten Richtung diese Prozesse von einem wesentlich anderen, erheblich wissenschaftlicheren Standpunkt auffaßte.

Wir haben an einer anderen Stelle („Unter dem Banner des Marxismus", 1926, Heft 4 u. 5, russische Ausgabe) versucht, aufzuzeigen, daß die Gesetze der Bildung und des Funktionierens der einen oder anderen Systeme (ganz gleich, ob es sich um psychologische oder physische Systeme handelt) auf die Bedingungen der Einwirkung der Situation auf diese oder jene Struktur des Apparates hinausläuft.

Der Umstand, daß ein gegebenes Agens, das sich in ebensolcher Lage befindet, von einem bestimmten Apparat (Gesichts- oder Gehörapparat) aufgenommen wird, führt ja in der Folge gerade zur Bildung eines ganz bestimmten Bildes. Aendern wir die Situation, in der sich der gegebene Erreger befindet, und stellen wir ihm einen anderen Aufnahmeapparat entgegen, so werden wir ein neues, qualitativ anderes Bild erhalten.

Wenn wir ein Fünfeck in der Situation einer komplizierten Figur zeigen werden, so wird es niemals als Fünfeck aufgenommen werden und wird neue, durch die gegebene Situation bedingte Qualitäten (siehe die Arbeit von Gottschaldt) erhalten; wenn man einen einfachen Spiegel in einer neuen Situation zeigt, mit der Aufgabe, das Licht in einem bestimmten Winkel zu brechen, so verliert er die gewöhnlichen Funktionen eines Spiegels und gewinnt (psychologisch) die Bedeutung und die Funktionen eines Reflektors (siehe die Arbeit von Fränkel).

Andererseits sind die von uns aufgezeigten Strukturen der Wahrnehmung keine Gesetze subjektiver Art. Die Anhänger dieser Richtung nehmen an, daß, wenn unsere Wahrnehmungen zu einer bestimmten Struktur gestaltet werden, das lediglich ein Anzeichen dessen ist, daß sich dahinter ebensolche Strukturen physiologischer Natur verbergen, deren Widerspiegelung die subjektiven, „phänomenologisch" wahrgenommenen Formen sind. Diese Autoren nehmen an, daß, wenn wir die Erreger mit dem Auge nicht als Elemente, sondern als Formen aufnehmen — die Prozesse auf der Netzhaut und in einem großen Teile der Hirnrinde nicht mosaikartig verlaufen, sondern einen ganzheitlichen und strukturell geformten Charakter besitzen. In der Dynamik der physiologischen Prozesse können wir dieselben Gesetzmäßigkeiten verfolgen, wie auf dem Gebiete der Wahrnehmung; sowohl die einen wie die anderen sind

anscheinend einigen Grundgesetzen der Ausbreitung der Nervenerregung unterworfen.

Gerade die auf einer solchen monistischen Voraussetzung beruhende Untersuchung der Wahrnehmung hat die Gelehrten dieser Schule zu ganz neuen Anschauungen über die Struktur und die Gesetzmäßigkeiten in der Tätigkeit des Nervensystem gebracht. Diese Anschauungen laufen vor allem darauf hinaus, daß das Nervensystem stets als Ganzes funktioniert und daß es zwecks Vornahme irgendwelcher Bewegungen und Akte des Verhaltens durchaus nicht der Voraussetzung des Vorhandenseins bestimmter örtlicher Erreger mit einer konsequenten assoziativen „Verbindung" derselben bedarf. Alle Verhältnisse, in die ein Organismus gerät, vermögen ganzheitliche und plastische Veränderungen des Organismus (und seines Verhaltens), ganzheitliche Veränderungen im ganzen Nervensystem hervorzurufen, die dann schon (und wiederum infolge bestimmter Verhältnisse der Situation und der Struktur des Prozesses) lokalisiert und verändert werden, die bestimmte Formen annehmen können usw. In dieser Dynamik der Formbildung der Nervenerregung sind nach Meinung dieser Autoren die gleichen Grundgesetze beteiligt, die auch bei der Wahrnehmung in Erscheinung treten. So spielt z. B. nach der Meinung von K. Goldstein sowohl bei der Tätigkeit des Nervensystems als auch bei der Wahrnehmung die Tatsache eine Rolle, daß sich die Erregung nicht einheitlich auf alle Abschnitte des Nervensystems (je nach der „Nähe" und „Adäquatheit" der gegebenen Erregung) erstreckt, weshalb dominierende Systeme und solche Systeme gebildet werden, die man als den „Fond" (Hintergrund) des vor sich gehenden Hauptprozesses bezeichnen kann. Bei der Formbildung der Nervenerregung spielen solche Faktoren eine Rolle, wie der Einfluß des früheren Zustandes des funktionierenden Systems und des übrigen „Fonds", das Gesetz der Trägheit der begonnenen Prozesse, die Gesetzmäßigkeiten der Spannungsgrade der Prozesse, der Einfluß entgegengesetzter Impulse usw. Alles das schafft ein höchst kompliziertes System der Tätigkeit, das aber strenge innere Gesetzmäßigkeiten besitzt.

Ausführlich kann man über diese Angaben nachlesen bei K. Goldstein, „Zur Theorie der Funktion des Nervensystems", „Archiv für Psychiatrie", Bd. 74, S. 370—408, und „Das Symptom, seine Entstehung und Bedeutung für unsere Auffassung vom Bau und von der Funktion des Nervensystems", ebenda, Bd. 76.

Die Autoren, die versucht haben, den Charakter dieser Gesetzmäßigkeiten festzustellen, haben eine weitere Vermutung geäußert: Ihrer Meinung nach sind diese Gesetzmäßigkeiten nicht bloß auf die physiologischen Prozesse beschränkt, sondern kommen auch in den Erscheinungen rein physischer Natur (den Gesetzen der Oberflächenformung, der Elektrostatik usw.) vor.

Die von uns angeführten prinzipiellen Thesen jener Gelehrten, die auf dem Boden der Anschauungen der Anhänger der Gestalttheorie stehen, geben ihnen die Möglichkeit, eine ganze Reihe von Theorien der alten Psychologie zu revidieren; so unterscheiden sich ihre Anschauungen über das Verhalten des Menschen und die Art

und Weise der Behandlung dieses Verhaltens wesentlich sowohl von der Art und Weise der Assoziationspsychologen als auch von der Theorie der Behaviouristen. Nach den gemachten Ausführungen werden wir natürlich begreifen, daß die Gestalttheorie bei der Analyse des Verhaltens des Menschen sich nicht auf dem Wege seiner Zusammensetzung aus einzelnen, durchaus selbständigen und voneinander unabhängigen Elementarprozessen (Empfindungen, Reflexen usw.) bewegt.

Eine derart mechanische Auffassung würde den grundlegenden Lehren dieser Schule widersprechen, im Gegenteil, einzig richtig vom Standpunkt der Gestalttheorie wäre es, jeden Akt des Verhaltens als ein ganzheitliches System aufzufassen; das Verhalten hört auf, als eine einfache und zufällige Summe, als eine Kette einzelner Mechanismen behandelt zu werden.

Wir können weit eher das Gegenteil sagen: für den Anhänger der Gestaltpsychologie ist jedes Verhalten eine Art von Struktur, und je komplizierter es ist, um so qualitativ eigenartiger ist diese Struktur.

Nehmen wir z. B. das Verhalten der anthropoiden Affen. Dank der klassischen Werke von W. Köhler (sein interessantes Buch „Intelligenzprüfungen an Menschenaffen" empfehlen wir dem Leser auf das wärmste) wissen wir jetzt, daß man das komplizierte Verhalten dieser Art Affen nicht als eine einfache Kombination von Instinkten auffassen darf. Er zeigte an Hand einer Reihe von Beobachtungen, daß die Lösung von komplizierten Aufgaben durch die Affen unbedingt den Charakter eines organisierten, planmäßigen Vorgehens trägt und daß wir hier von primitiven Formen des Intellektes (einsichtiges Verhalten) sprechen können. Ein in schwierige Verhältnisse gestellter Affe kombiniert nicht mechanisch instinktive Reaktionen, sondern erfindet neue Formen des Verhaltens, gebraucht Werkzeuge und erweist sich als fähig zu einer planmäßigen Lösung von Aufgaben. Das bedeutet aber nicht, daß man das Vorgehen des Affen nicht voraussagen kann und daß dieses über den allgemeinen Rahmen des Determinismus hinausgeht. Das intellektuelle Verhalten des Affen trägt keineswegs den Charakter „zufälliger Handlungen", und Köhler hat das durch eine Reihe überzeugender Experimente gezeigt.

Eine schwierige Aufgabe löst ein Affe keineswegs mit Hilfe zufälliger Handlungen; man kann sein Verhalten häufig voraussagen, wenn man die ihn umgebende Situation, die erreichbaren Werkzeuge und ihre Lage im Gesichtsfelde analysiert.

Nehmen wir als Beispiel folgendes höchst einfache, intelligente Handeln eines Affen (jedoch ein unvergleichlich komplizierteres Handeln, als eine zufällige Kombination von Reflexen):

Ein Affe sitzt in einem Käfig, dessen Gitterstäbe sehr weit auseinander stehen, so daß man mit der Hand hindurch langen kann. Außerhalb des Käfigs liegt eine Frucht, die den Affen anlockt. Er kann sie aber nicht mit der Hand erreichen, da die Frucht zu weit von ihm weg liegt. Nach einer Reihe vergeblicher Be-

mühungen stellt der Affe seine unmittelbaren Versuche ein und geht zu einer planmäßigen Reihenfolge von Handlungen über: er nimmt einen im Käfig liegenden Stock und versucht mit seiner Hilfe die Frucht zu erreichen. Als ihm auch das nicht gelingt, geht der Affe (von denen, die Köhler studierte — nicht alle, sondern nur die begabtesten) dazu über, folgende komplizierte Reihenfolge von Handlungen vorzunehmen: Mit Hilfe des Stockes holt er zunächst einen anderen, außerhalb des Käfigs liegenden Bambusstab heran, steckt dann die beiden Stöcke ineinander und holt sich dann mit dem so verfertigten Werkzeug die vor dem Käfig liegende Frucht.

Natürlich kann hier von einer mechanischen Kombination von Reflexen nicht die Rede sein, wir überzeugen uns davon, daß auch der Affe eine Reihe von Handlungen vornimmt, die sich qualitativ von primitivem Verhalten unterscheiden und die Anfangsformen des Intellektes darstellen.

Allerdings ist dieser sein Intellekt noch im hohen Grade unselbständig und hängt ab von der Struktur der ihn umgebenden Situation: So erweist sich in den meisten Fällen die organisierte, planmäßige Lösung einer Aufgabe mit Hilfe eines Werkzeuges nur dann möglich, wenn das Objekt (Frucht) und das Werkzeug (Stock, Kisten usw.) sich in einem Gesichtsfelde befinden und gewissermaßen zu einem Komplex des Sehens gehören. Es genügt, diese Regel zu verletzen und Objekt und Werkzeug in verschiedene Gesichtsfelder zu verlegen, um die Aufgabe für den Affen fast unlösbar zu machen. Diese Tatsache verleiht der Möglichkeit der objektiven Erforschung der primitiven Verhältnisse, aus denen heraus sich das Denken entwickelt, einen mächtigen Anstoß.. Wir beginnen endlich zu begreifen, wo sich die kleine Brücke befindet, die das primitive Verhalten des Tieres verknüpft mit der Fähigkeit zu qualitativ neuen Methoden der Anpassung an komplizierte Situationen, und wir dürfen hoffen, daß mit der Zeit das geheimnisvolle Wesen des Denkens, dieses höchst komplizierten Prozesses, wissenschaftlich enträtselt werden wird.

Allerdings sind alle diese Besonderheiten des Affen durchaus nicht so entwickelt wie beim Menschen, sie sind viel primitiver, wir beobachten aber in ihnen durchaus bestimmte Gesetzmäßigkeiten (die Abhängigkeit der neuen Form des Verhaltens von der örtlichen Lage der Stimuli, von der Wahrnehmung, von der Kompliziertheit der Aufgabe usw.), die uns gestatten, die Eigenartigkeit der primitiven Psyche in diesem Stadium ihrer Entwicklung zu begreifen.

Dadurch ist die Brücke vom Tier zum Menschen geschlagen, der allmähliche Charakter des Uebergangs von der primitiven Organisation zur komplizierten, mit allen qualitativen Besonderheiten der einzelnen Grade — ist entdeckt, und wir dürfen mit Ueberzeugung sagen, daß Köhler, der die primitiven Ansätze des Intellektes bei den Tieren untersuchte, allen idealistischen und metaphysischen Vorstellungen über den „Menschen" und seinen „Verstand" einen mächtigen Schlag versetzt hat. Geholfen hat ihm dazu die dialektische Methode, die — bewußt oder unbewußt — allen Arbeiten der neuen deutschen Psychologen als Basis dient.

BIBLIOGRAPHIE

A. THALHEIMER: „Der Schüler Marx und der Lehrer Rühle". (Otto Rühle, „Karl Marx. Leben und Werk", Avalun-Verlag, Hellerau bei Dresden, 1928).

„Du gleichst dem Geist, den du begreifst,
nicht mir." Faust.

Ich habe das Machwerk nur mit dem größten Widerstreben zu Ende gelesen. Es steht noch tief unter Spargos Buch über Marx. Spargo hatte Marx mit der Elle des amerikanischen Philisters gemessen. Man konnte dabei oft herzlich lachen. Im amerikanischen Philistertum steckt noch ein gut Stück Naturburschenhaftigkeit. Rühle mißt Marx mit dem Zwergmaß des sächsischen Philisters. Das ist ohne jeden Humor, nur unsagbar langweilig, muffig, platt und ekelhaft. Spargo hatte sich noch auf eigene Faust um das Material für sein Buch bemüht. Was er zusammenbrachte, war völlig unzulänglich, und für die Bearbeitung fehlten ihm Methode und positive Kenntnisse. Rühle hat sich die Mühe gar nicht gegeben. Er nimmt den Stoff aus zweiter, dritter Hand. Um so zu arbeiten, wie Rühle das tut, dazu gehört entweder völlige Ahnungslosigkeit oder die größte Leichtfertigkeit oder beides zusammen. Er nimmt sich nicht einmal die Mühe, seinen Mehring sorgfältig zu lesen. Ein Beispiel: bei Mehring heißt es von Karl Marx „nächst der Schwester Sophie ihr (der Eltern) ältestes Kind" (Marx-Biographie, Seite 3). Karl Marx ist also das zweitälteste Kind. Bei Rühle wird er das älteste Kind, und Rühle baut auf diesem Schnitzer eine ganze Pyramide von Unsinn auf.

Stofflich lohnt es sich also nicht im geringsten, das Buch auch nur anzusehen. Wer auch nur genaue Angaben über die bereits längst bekannten Tatsachen sucht, sei vor Rühle ernstlich gewarnt. Der Fall von Marxens Erstgeburt ist nicht vereinzelt.

Die Verarbeitung des Stoffes ist gedanklich und stilistisch das kläglichste, was man sich vorstellen kann. Die hohle, gespreizte Bildungsphrase, in der das Buch geschrieben ist, erinnert lebhaft an die famose Sprache der Buchhändlerreklame. Die Tautologie, die Wiederholung desselben Sinnes mit verschiedenen Worten, ist die beliebteste Redefigur Rühles. Man ersäuft schier in seiner „Schwatzschweifigkeit".

Einige wenige Pröbchen.

„Die historische Situation" des Aufkommens des Kapitalismus schildert Rühle so.

„Das Geld besiegte die Scholle, die Postulate der Freiheit triumphierten über die Traditionen der Gebundenheit. Junger Morgen über Westeuropa." (Seite 7.)

Nun kann sich der Leser ein Bild machen von der „historischen Situation".

Noch auf derselben Seite lesen wir staunend:

„Ihr (der Bourgeoisie) Tatendrang schreckte von keiner Schwierigkeit der Aufgabe, ihr Wagemut rang mit den höchsten Problemen. Ihr Ehrgeiz steckte sich die äußersten Ziele. In einem wahren Rausche des Erfolges meisterte die bürgerliche Klasse ihr Schicksal."

Der Inhalt dieses Wortschwalls steckt bereits vollständig im ersten Sätzchen und ist ein Nichts.

Von den utopistischen Sozialisten, heißt es bei Rühle:

„Aber ihr Sozialismus war ein Gebilde von Träumen und Wünschen, ein

Produkt von Spekulationen und Konstruktionen, ein Ergebnis von Einsicht und Willen, ein Werk von Humanität und Philanthropie, eine Schöpfung ihres guten Herzens, ihrer anständigen Gesinnung, ihres edlen Eifers, ihres lauteren Gewissens."

Inhalt? Null.

Oder hören wir, wie Rühle uns die Studien des Studenten Marx in Berlin schildert:

„Er las, exzerpierte, übersetzte, trieb Sprachstudien, verlor sich in einsame Pfade, lauschte fernen, verlorenen Quellen, rang um ragende, unzugängliche Gipfel."

Nun weiß man's, was und wie er studiert. Von solchem langweiligen, hohlen Gewäsch ist das Buch voll.

„Das Chaos von Konfusion" (S. 116 u. 117) zu deutsch die Verwirrung der Verwirrung ist eine der schönsten Blüten in diesem Kranze.

Das Bild nun, das Rühle malt, von den Antrieben zu Marxens Entwicklungsgang, übertrumpft alles, was bisher an beschränktem Philisterklatsch da war.

So, wie der Herr Lehrer Rühle, hat den Schüler Marx noch keiner durchschaut.

Der Schüler Marx will immer der erste sein. Niemand darf seine Aufgabe besser machen wie er. Darum überwindet er Hegel, den „Riesen im Gedankenreich". „Welch ein Triumph, der das Gelingen dieser Aufgabe krönen würde."

Wie kommt Marx zum Kommunismus?

Die bekannte Polemik mit der Augsburger Zeitung über Kommunismus „versetzte ihn in die peinliche Situation, öffentlich einzugestehen, daß ihm die Theorien des französischen Sozialismus und Kommunismus völlig fremd waren... Marx hatte in der Polemik mit der Augsburger Allgemeinen Zeitung eine Schlappe erlitten. Als leitender Redakteur einer großen modernen Zeitung hatte er über einen wichtigen Bestand des politischen Geistesarsenals, die Ideenwelt des französischen Sozialismus, kein Urteil gehabt und keine Auskunft geben können. An sich kein Unglück — so tröstet Lehrer Rühle den zerknirschten Schüler Marx — denn kein Mensch weiß alles."

Wie weise.

> „Aber Marx empfand das Eingeständnis als schwere Blamage. Seine Tätigkeit war ihm seit diesem Konflikt verleidet, sein empfindlicher Ehrgeiz, der — in Verbindung mit auftrumpfenden herrischen und diktatorischen Allüren — ein nagendes Gefühl der Unzulänglichkeit verdeckte, war tief beleidigt. Ueberstürzt, fast fluchtartig räumte er das Feld, in dem er nicht mehr das Feld seiner glänzenden journalistischen Leistungen, sondern immer nur das Feld seiner Niederlagen sah." (S. 53.)

Der Schüler Marx hat Mensa nicht deklinieren können, er hat sich furchtbar blamiert, er wird jetzt besser Latein lernen als die ganze übrige Klasse. Er wird den Kommunismus lernen, besser nicht nur als die Augsburgerin, sondern als alle übrigen Mitschüler, will sagen, die bisherigen Sozialisten und Kommunisten.

So erfaßt das der pädagogische Scharfsinn. Die Angst, andere könnten ihn übertrumpfen, treibt Marx zu den gemeinsten Manövern: „Er mußte jede fremde Meinung niederschreien, weil er vor dem Vorstellungsgespenst zitterte, diese könne Anhänger finden, und er müsse leer ausgehen... (S. 186.) Er konnte keinen Rivalen dulden, weil er stets und ständig gemartert wurde von der Angst, es könne sich an irgendeinem Punkte erweisen, daß nicht er, sondern der Rivale der Gescheiteste unter den Gescheiten, der Tüchtigste unter den Tüchtigen, der Revolutionärste unter allen Revolutionären sei."

Solche gefährlichen Rivalen waren Lassalle und dann Bakunin und daher der Vernichtungskampf Marxens gegen beide.

Die Kämpfe in der Internationalen Arbeiterassoziation erscheinen dementsprechend in Rühles Darstellung als bloßer Krakeel.

Politisch ist Rühle auf dem Boden der Sozialdemokratie angelangt. Als linker Kommunist von 1919/20 wütete er gegen die revolutionäre Ausnutzung des Par-

laments durch die Kommunistische Partei. Heute entdeckt Rühle, als Marxens Lehre von der Commune ... „daß dieser Kampf, der politische, in den bürgerlichen Nationalstaaten nur geführt werden könne auf der Plattform bürgerlicher Politik, im Parlament, zu dem der Zugang durch Wahlrechtskämpfe erobert werden müsse." (S. 354.)

Der „Bürgerkrieg in Frankreich" enthält von diesen angeblichen Marxschen Lehren der Commune bekanntlich kein Sterbenswort, sondern das gerade Gegenteil, die Lehre von der „endlich entdeckten" Staatsform der proletarischen Diktatur.

Woher schöpft also Rühle diese Weisheit? Aus dem Unterbewußtsein.

Am Schluß des Machwerks, in der „Würdigung", bekommen wir die psychoanalytische pädagogische Weisheit Rühles zusammengefaßt (auf die hohlen Redensarten, mit denen Rühle zwischen dem historischen Materialismus und der Adlerschen Psychoanalytik einen Zusammenhang zusammenzuschwatzen sucht, lohnt es sich nicht einzugehen).

Nach dem Adlerschen Schema stellt sich die Sache so dar:

Das Grundlegende bei Marx ist das Minderwertigkeitsgefühl, entspringend drei Quellen:

1. schlechte gesundheitliche Verfassung — konstitutionelle Schwäche oder Organdefekt.

2. Jüdische Abkunft, die von Marx als sozialer Makel empfunden wird.

3. Die Rolle des Erstgeborenen in der Geschwisterreihe.

Dieses Minderwertigkeitsgefühl wird der Antrieb zur Uebersteigerung des Persönlichkeitsgefühls.

Bei Marx spielt eine Hauptrolle sein Leberleiden. Er hat geheime Angst vor Leberkrebs. Er leidet an Schwäche des Verdauungsapparats, „Störung des ganzen Darmtrakts" ... er ist ein „stoffwechselkranker Mensch". Es ist „ohne weiteres klar, daß eine so ernsthafte Störung in einer so lebenswichtigen Funktion von Marx seelisch als starkes Gefühl der Unsicherheit und Unzulänglichkeit empfunden wurde." „Zweifellos ist hier die tiefste Quelle seines Minderwertigkeitsgefühls zu suchen."

Die römischen Eingeweidebeschauer (die Haruspices) prophezeiten aus den Gedärmen der Opfertiere die Zukunft. Unser moderner Eingeweidebeschauer deutet aus dem Darm die Vergangenheit. Die „Tiefe" ist dieser Betrachtungsart nicht abzusprechen.

Zweitens. Als Jude hat Marx ungünstigen Start, „der ihm die Chancen für sein Fortkommen im Leben erschwert". Er ist zwar getauft, aber „die Rassenzugehörigkeit konnte durch Taufwasser nicht abgewaschen werden".

Dazu kommt drittens: Marx ist Erstgeborener, einziger Knabe, die Hoffnung der Familie.

Als Bonner Student enttäuscht Marx, er gerät in Verwirrung, Angst, Zweifel, flieht die Collegs, scheut die Examina, drückt sich vor der Berufswahl, „alles typische Verhaltungsweisen eines tief entmutigten Menschen".

Das völlige Mißverständnis des lustigen Bonner Studentenjahres von Marx schreibt Rühle dem ahnungslosen Spargo nach.

Aus alledem ergibt sich:

> „Marx bleibt sein ganzes Leben hindurch der junge Student, der fürchtet, durch die Unzulänglichkeit seiner Leistung zu enttäuschen und deshalb Ziele über Ziele setzt, Aufgaben über Aufgaben türmt. Er wird die antreibende, anfeuernde Stimme hinter seinem Rücken (die Stimme hinter dem Rücken ist ausgezeichnet! A. Th.) nicht wieder los. Du mußt beweisen, was du kannst! Mußt aufsteigen! Eine glanzvolle Laufbahn zurücklegen! Außerordentliches vollbringen! Der Erste sein!" (S. 446.)

So wird der Schüler Marx der kommunistische Klassenprimus.

Aus der Verdauungsstörung leitet sich bei Marx ab die „seelische Verstopfung". Er ist immer schlecht gelaunt, verdrossen, bissig, Hypochonder, ißt wenig, unregelmässig und unlustig.

Ebenso geht es bei ihm mit der Arbeit. Er ist bald arbeitsunfähig, bald überarbeitet er sich, zu regelmäßiger Arbeit ist er unfähig.

> „Marx trieb weder in jungen Jahren ein regelmäßiges Brotstudium, noch war er später imstande, eine regelmäßige geistige Arbeit zu leisten, die ihren Mann ernährte (!!). Er hatte keinen Beruf, kein Amt, keine geregelte Beschäftigung, keinen Erwerb. Alles war improvisiert, von Launen abhängig, dem Zufall überlassen. Anstatt als Student Vorlesungen zu besuchen und sich auf einen Beruf vorzubereiten, stopft er sich mit philosophischen und literarischen Mixed Pickles den geistigen Magen voll. Es fehlt ihm an Disziplin, an Sinn für Ordnung, an dem Gefühl für das richtige Verhältnis im Einnehmen und Ausgeben."

Wie im Darm, so in seinem geistigen Haushalt, so in seiner Privatökonomie.

Monatelang tut er keinen Federstrich, dann stürzt er sich in riesige Arbeit, an der Arbeit hat er so wenig Freude wie am Essen, er ist ein Freund „geistiger Leckerbissen", er „schwelgt" in antiken Klassikern, während die Familie darbend auf Honorar wartet. „Er schlürft den Kaviar köstlicher Literaturen" oder „treibt mit snobistischer Lust höhere Mathematik".

Er hat keinen Pfennig in der Tasche, sein Hemd ist auf dem Leihhaus, aber er trägt das Monokel mit der Geste eines Lords. Er ist Eingänger, Eigenbrödler, Einsiedler.

Leute, die den Darm nicht in Ordnung halten können, können auch ihre Wirtschaft nicht in Ordnung halten. Sie sind „unfähige Haushalter, schlechte Verdiener und schlechte Disponenten". Ihr ökonomischer Sinn ist gleich Null oder hypertrophisch entwickelt. „Sie leiden an ökonomischer Stoffwechselstörung." (Bei Marx handelt es sich offenbar um ökonomische Diarrhöe. A. Th.)

Demzufolge sehen wir bei Marx ewige Geldnot, groteske Hilflosigkeit, sein Budget trotzt jeder Sanierung. Chronische Form des Bankrotts bei ihm. Engels Zuwendungen zerfließen wie in einem Danaidenfaß.

Aus allen diesen Gründen ist bei Marx eine ungewöhnliche Tiefe des Minderwertigkeitsgefühls vorhanden. Daher die ungewöhnlichen Qualitäten seiner „kompensatorischen Mittel". Marx findet für das Proletariat das Mittel, dessen klassenmäßiges Minderwertigkeitsgefühl zu überwinden. Darin besteht seine historische Leistung, daher ist er ein Genie.

Heute aber verlangt der Klassenkampf auch den „hochqualifizierten, gemeinschaftlichen Menschen".

Wie in der Komödie des Aristophanes, so steigt am Schluß der Philister in den Olymp empor — triumphierend, das verbummelte Genie Marx zurücklassend.

Genug und übergenug von diesem erbärmlichen Philisterdreck. Es lohnt sich nicht, das im einzelnen zu widerlegen, das alles ist reine Philisterphantasie, man braucht nur die Tatsachen dagegen zu halten. Rühle selbst muß das Phantastische, aus den Fingern Gesogene seiner Konstruktionen zugeben. Denn was ist das anderes, wenn er sagt „die Konstruktion muß oft die Lücken der Beobachtung ausfüllen. Das Schema hilft den Mangel an Material ausgleichen und tritt an die Stelle der Empirie (zu deutsch der Tatsachen A. Th.). Gleichwohl gelangen wir in unserer Einsicht schon erheblich weiter als dies mit den Mitteln der bisherigen Seelenforschung möglich". (S. 442.) Derjenige, der noch etwaiger Winke bedarf, findet alles Nötige in der Mehringschen Marx-Biographie, oder, wenn es sich um das allgemeine Verständnis eines schöpferischen Genies, wie Marx, handelt, seiner Arbeitsweise, seines Wesens, seines Martyriums in der bürgerlichen Gesellschaft, so lese man etwa noch Mehrings „Lessinglegende".

Sehen wir von dem Adlerschen Schema ab, so ergibt sich als der Grundzug von Marxens Wesen nicht ein herausspintisiertes Minderwertigkeitsgefühl, sondern umgekehrt, das starke Kraftgefühl eines schöpferischen Genies, das im Leben, im Studium, in der Arbeit andere Pfade geht und gehen muß, als das biedere Mittelmaß. Die Heiterkeit seines Geistes bezeugen am klarsten seine Jugendschriften. Marx war ein geselliger, weltfreudiger Mensch, wie Lessing einer war. Seine Geistesanlage ist in vielem verwandt mit der von Leibniz. Er bahnt sich selbst seinen Weg, was er angreift, greift er als produktiver Kopf an. Wie Lessing und Leibniz genügte ihm nicht die „akademische Stallfütterung".

Einige Worte noch über Marxens Verhältnis zur humanistischen Bildung und zur Mathematik. Das griechische und römische Altertum, die Erzeugnisse der klassischen Literatur hat Marx Zeit seines Lebens aufs eifrigste gepflegt. Es hat das mit einer toten humanistischen Tradition nicht das geringste zu tun. Für jeden historischen Kopf bedeutet die Antike eine gewaltige Erweiterung des geschichtlichen Horizonts. Dem Forscher, der die bürgerliche Gesellschaft und die kapitalistische Ordnung zuerst in den geschichtlichen Fluß der Dinge rückte, mußte die Antike ein unentbehrliches Mittel sein zur Herstellung der richtigen historischen Perspektive für die moderne bürgerliche Welt. Daher auch darüber hinaus das lebhafte Interesse von Marx für die Vorgeschichte und für die ethnologische Forschung. Für die Nachfolger von Marx, für den Forscher auf dem Gebiete des historischen Materialismus, muß dementsprechend die Losung sein, nicht nur das Material auszunützen, das die Erforschung des klassischen Altertums zutage gebracht hat, sondern auch darüber hinaus die ungeheuren Materialien, die die ägyptische, babylonische usw. Altertumsforschung bearbeitet hat. Also nicht weniger, sondern mehr.

Das Interesse Marxens an der Mathematik war natürlich kein sportliches, wie sich das der ahnungslose Rühle einbildet, sondern war unmittelbar verbunden mit seiner Forschungsarbeit. Einmal mit seinen ökonomischen Untersuchungen, die ohne mathematische Kenntnisse nicht durchzuführen waren. Vor allem aber studierte Marx die Mathematik als materialistischer Dialektiker. Deshalb sein Interesse an den Grundlagen der Differentialrechnung. Für Marx handelte es sich dabei darum, die Gesetze der Dialektik in diesem spezifisch dialektischen Teil der Mathematik rationell nachzuweisen. Dieses Interesse ist um so dringender, als anscheinend die Mathematik durchaus von der formalen Logik beherrscht und der Dialektik gegenüber sich spröde zu verhalten scheint. Die Marxschen Arbeiten auf mathematischem Gebiet drehen sich alle um diesen einen entscheidenden Punkt.

Wie das so üblich bei dem moraltrompetenden Philister, steht es mit Rühle selber faul in bezug auf den primitivsten literarischen Anstand. In seinem Kapitel über das „Kapital", schreibt er die entsprechenden Ausführungen von Rosa Luxemburg über den zweiten und dritten Band des „Kapitals", die der Mehringschen Marx-Biographie eingefügt sind, einfach ab, ohne die Quelle seiner Weisheit mit einem Wort zu verraten, und mit dem sichtlichen Bemühen, durch für ihn charakteristische „Verbesserungen" die Spuren zu verwischen.

Einige Beispiele: Rosa Luxemburg: „Vor uns liegen Berge von Waren jeder Art, wie sie unmittelbar aus der Werkstatt, noch vom Schweiß der Arbeiter befeuchtet, hervorkommen."

Rühle: Die Waren „noch heiß und feucht, vom schwitzenden Eifer der Arbeiter".

Der schwitzende Eifer, mit dem Rühle Rosa bestiehlt und zugleich „verschönert", erinnert an Sir John Falstaff.

Weiter Rosa: „Im Bereich des Warenaustausches, wo sich das zweite Lebenskapitel des Kapitalisten abspielt, erwachsen ihm manche Schwierigkeiten. In seiner Fabrik, in seinem Vorwerk war er Herr, dort herrschte strengste Organisation, Disziplin und Planmäßigkeit. Auf dem Warenmarkt dagegen herrscht völlige Anarchie, die sogenannte freie Konkurrenz."

Rühle: „Auf dem Markt ist der Kapitalist der Fetischmacht der Ware noch ganz anders ausgeliefert als in der Werkstatt (die „Fetischmacht" ist hier bloß eine „verschönernde" Redensart. A. Th.). In der Produktion herrscht die Disziplin einer kunstvoll aufgebauten Ordnung, so bildet der Markt das vollendete Bild einer verwirrenden Anarchie." (Die verwirrende Anarchie ist kostbar!)

Wo Rühle die Hand von Rosa losläßt und versucht ein eigenes Schrittchen zu machen, gleitet er unfehlbar aus in die kapitalistische Apologetik und Vulgärökonomie.

So: „Der Kapitalist — heißt es bei Rühle — muß die Bedürfnisse des Marktes ahnen, die Kaufkraft des Konsumenten richtig einschätzen, den Umfang des Warenbedarfs kalkulieren!" Der ahnungslose und ehrfürchtige Philister!

Rühles Buch eignet sich ausgezeichnet zum Grund- und Handbuch aller Philister über Marx und den Marxismus.

Mai 1928.

R. SONTER: „Der neue deutsche Imperialismus", Verlag Carl Hoym Nachf. Hamburg-Berlin NW 6, 1928. Russisch, mit einem Vorwort von A. Thalheimer. Leningrad, 1928.

Die Wiedergewinnung der Machtstellung durch den deutschen Kapitalismus und sein Streben, eine aktive Triebkraft nicht nur der europäischen, sondern auch der Weltpolitik zu werden, rollt vor dem wissenschaftlichen Forscher und praktischen Politiker das Problem des neuen deutschen Imperialismus in seiner ganzen Größe auf.

Das gestern noch vom Soldatenstiefel der imperialistischen Entente in Grund und Boden getretene Deutschland feiert heute seine „Auferstehung von den Toten", stellt seine Wirtschaft auf einer neuen technischen Grundlage wieder her und fordert den ihm gebührenden „Platz an der Sonne".

Die komplizierte Gleichung der europäischen politischen Verhältnisse kann ohne eine mehr oder weniger genaue Entzifferung des „unbekannten Gliedes" — des deutschen Neo-Imperialismus — nicht gelöst werden. Das kürzlich in deutscher und russischer Sprache erschienene Buch des Genossen R. Sonter ist im Grunde genommen die einzige ernste Arbeit über den deutschen Neo-Imperialismus.

In seinem Buch analysiert Genosse Sonter die ökonomische Basis des modernen deutschen Kapitals, berührt aber nur flüchtig die Prozesse der Monopolisierung, der Erstarkung des Finanzkapitals und der Finanzoligarchie, die internationalen Monopolverbände und die anderen Voraussetzungen des imperialistischen Stadiums des deutschen Kapitalismus.

In der ehrwürdigen Familie des Weltimperialismus der Vorkriegszeit war Deutschland eines der jüngsten Mitglieder. Die verhältnismäßige „Jugend" des deutschen Imperialismus bestimmte das Tempo und die Formen seiner Expansion nach außen, die in einer Zeit einsetzte, als die Aufteilung der Welt unter die einzelnen Großmächte so gut wie beendet war. Darum schlug die Expansion des deutschen Imperialismus mehr den Weg einer „friedlichen Durchdringung" der kolonialen und halbkolonialen Länder ein, als den Weg militärischer Eroberungen. Auf diesen Weg verzichtete Deutschland natürlich auch nicht; es genügt, an die Beteiligung Deutschlands an der Unterdrückung des Boxeraufstandes in China, an die deutsche Kolonialpolitik in Afrika und anderes zu erinnern.

Sonter vermeidet den Fehler einiger Genossen, welche den neuen deutschen Imperialismus mit der hohen technischen Grundlage der Industrie und des Verkehrs und mit dem Zustand des Produktionsapparates allein erklären wollen. Die Auffrischung des deutschen Produktionsapparates der Vorkriegszeit und seine Erneuerung während der Zeit der Inflation und Rationalisierung spielten und spielen natürlich eine große Rolle bei der Wahl der Wege und des Tempos der Entwicklung des deutschen Kapitalismus, doch wird damit die Charakteristik der treibenden Kräfte des deutschen Imperialismus bei weitem nicht erschöpft.

In seiner Polemik mit der bürgerlichen Theorie der „Verflechtung" ging Lenin ausführlich auf die Bedeutung „der sich verändernden gesellschaftlichen Produktionsverhältnisse" für den Imperialismus ein.

Es ist sowohl methodologisch wie theoretisch vollkommen falsch, die Wurzeln des modernen deutschen Imperialismus lediglich in dem Zustand des Produktionsapparates der deutschen Industrie vor dem Kriege zu suchen. Man darf über der deutschen Technik nicht vergessen, daß die entscheidende Grundlage des Imperialismus — das Monopol und die Konzentration der Produktion — keineswegs einen nur technischen Prozeß darstellen.

In seiner Rede zur Programmfrage auf dem 8. Parteitag der RKP unterstrich Lenin den Unterschied zwischen dem Zustand der Technik und der Organisiertheit des Kapitalismus bei der Bestimmung der Entwicklungsphase des Kapitalismus des betreffenden Landes.

> „Betrachtet z. B. Deutschland — sagte damals Lenin —, das Muster eines fortschrittlichen kapitalistischen Landes, das, was die Organisiertheit des Kapitalismus, des Finanzkapitalismus betrifft, Amerika in den Schatten stellte. Es war in mancher Beziehung unterlegen, so in produktionstech-

nischer, in politischer Hinsicht, was aber die Organisiertheit des Finanzkapitalismus, die Verwandlung des monopolistischen Kapitalismus in einen monopolistischen Staatskapitalismus betraf, stand Deutschland über Amerika."

Dieser Grad der „Organisiertheit des Finanzkapitalismus" hat als eines der sichersten Kriterien des Zustandes des deutschen Kapitalismus in den verschiedenen Etappen seiner Entwicklung zu gelten.

Bei der Analyse des Charakters der ökonomischen Basis des deutschen Imperialismus behandelt Sonter vorzugsweise die Fragen der „Organisiertheit des Finanzkapitalismus", und das ist sein großes Verdienst.

Den modernen Zustand des deutschen Kapitalismus charakterisiert er als Neo-Imperialismus. Diese Bezeichnung darf unserer Meinung nach keinesfalls so verstanden werden, als ob der deutsche Kapitalismus für eine bestimmte Periode aufgehört habe, imperialistisch zu sein, und um Jahrhunderte zurückgeworfen worden ist.

Der Versailler Friede versuchte den deutschen Kapitalismus zu zerstören. Er beraubte ihn der Rohstoffquellen, der Kolonien, der Armee und Flotte und machte ihm so eine aktive imperialistische Politik zur Unmöglichkeit. Dies bedeutet jedoch nicht, daß in Deutschland während der Jahre 1918—1924 der monopolistische Kapitalismus zu existieren aufhörte. Während einer gewissen Zeitspanne beobachteten wir in Deutschland eine Abschwächung oder Unterbrechung der imperialistischen Politik der herrschenden Kreise der deutschen Bourgeoisie, die durch die militärische Zertrümmerung und durch den Druck der siegreichen Entente sowie durch Klassenkämpfe im Lande selbst hervorgerufen war. Deutschland verwandelte sich in ein Objekt der imperialistischen Ausbeutung, doch besagt dies in keiner Weise, daß der deutsche Kapitalismus damit seinen monopolistischen Charakter verloren habe. Die Ausbeutung Deutschlands durch die Entente traf seine Wirtschaft zwar hart, vernichtete aber nicht ihren monopolistisch-imperialistischen Charakter.

Ziemlich ausführlich behandelt Sonter die neue Orientierung der deutschen Außenpolitik, ihren imperialistischen Charakter und ihre Widersprüche. Verhältnismäßig kurz befaßt er sich mit dem Dawesplan und auch mit der Bedeutung der Kolonien für den deutschen Kapitalismus.

Wodurch wird die moderne Entwicklungsphase des deutschen Imperialismus gekennzeichnet? In erster Linie ist es der Umstand, daß der deutsche Imperialismus auf dem Gebiete der Wirtschaft aus einem potentiellen Zustand in einen kinetischen und in der Politik von der Verteidigung zum Angriff übergegangen ist. Der Dawesplan und in seinem Gefolge der Zustrom ausländischer Kapitalien ermöglichten dem deutschen Imperialismus nicht nur die Wiederherstellung seiner Valuta, die Rationalisierung seiner Industrie, sondern auch ein festeres Anziehen der Monopolschraube und eine bedeutende Verstärkung seiner Expansion nach außen.

Sonter bringt eine Reihe Daten, die die Expansion des deutschen Kapitals veranschaulichen.

Im Juni 1926 schrieb das „Berliner Tageblatt":

> „In größerem Umfange wurden in dem ganzen abgelaufenen Jahre Gelder ins Ausland gelegt... Besonders London hatte bis in den Juni hinein einen erheblichen Zufluß..., aber auch in New York und Amsterdam werden solche Geschäfte getätigt. Es ist eine Art ‚Ironie des Schicksals', daß Deutschland, das als der größte Kreditnehmer bei der übrigen Welt auftritt... seinerseits Gelder im Auslande anlegt."

Das deutsche Kapital, das während der Inflationszeit ins Ausland „flüchtete", wurde in der Hauptsache in europäischen Ländern, in der Schweiz und in Holland, angelegt. Jetzt können wir die Investierung deutscher Kapitalien in Südamerika, in Argentinien, Mexiko usw. beobachten. In China ist die deutsch-asiatische Bank wieder in Betrieb. Das deutsche Kapital dringt in den türkischen Eisenbahnbau ein. Im Februar und März 1927 führte Deutschland mit Rumänien Unterhandlungen über die Gewährung einer Anleihe von 200 Millionen Mark. Die deutschen Banken eröffnen Filialen in Oesterreich, Ungarn, Bulgarien, Rumänien und beteiligen sich an den Bankunternehmungen dieser Länder. Die deutschen

Konzerne erwerben Betriebe im Auslande und gründen dort ihre Tochtergesellschaften. Die AEG eröffnet ihre Filialen in der Tschechoslowakei, Siemens — in der Tschechoslowakei und Rumänien, ein Kohlengroßbetrieb erwirbt Erzbergwerke in der Tschechoslowakei und Kohlengruben in Bulgarien. Eine lebhafte Tätigkeit entfalten deutsche Handelsfirmen in Afghanistan, Persien, in der Türkei, in Afrika und Südamerika.

Das „Berliner Tageblatt" errechnet, daß Deutschland binnen fünf Monaten 1927 netto (ohne Anleihezinsen) 165 Millionen Mark ausgeführt hat (vor dem Kriege betrug die Ausfuhr 2,3 Millionen Mark im Jahre).

Die Aktivität des deutschen Imperialismus wird auch durch die Beteiligung Deutschlands an internationalen Kartellen beleuchtet. Die deutsche Kaliindustrie leitet im Grunde genommen das internationale Kalikartell, in welches die deutsche und französische Kaliindustrie eingehen. Unter dem Einfluß Deutschlands wurden internationale Kartelle auf den Gebieten der Produktion von Seilen Reifen und Röhren gegründet. Deutschland beteiligt sich am kontinentalen Stahlkartell, das von Deutschland, Frankreich, Belgien und Luxemburg ins Leben gerufen wurde und dem sich später Oesterreich, Ungarn und die Tschechoslowakei anschlossen.

Deutschland ist Mitglied des Aluminiumsyndikats, das deutsche, schweizerische, französische und englische Unternehmungen erfaßt; ferner Mitglied des Schienenkartells, in das England, Frankreich, Deutschland, Belgien, Luxemburg eingehen, des Kupferkartells, dem deutsche und amerikanische Unternehmungen angehören, des Glühlampenkartells (Deutschland, Holland und die Vereinigten Staaten), des Superphosphat-Verbandes, an welchem sowohl europäische wie außereuropäische Länder teilnehmen, des Zündholzsyndikates und schließlich des Kunstseidekartells.

Sonter geht mehr oder weniger ausführlich auf die Exponenten des deutschen Neo-Imperialismus ein, läßt aber auch die entgegenwirkenden Faktoren nicht außer acht, d. h. die Fesseln, die einer allseitigen Entwicklung der deutschen neo-imperialistischen Wirtschaft und Politik hinderlich sind. Hierzu gehören die Hemmungen des Versailler Friedensvertrages, die militärische Kontrolle, die Beschränkung der Rüstungen usw.

Naturgemäß wächst aus der veränderten Basis des deutschen Neo-Imperialismus auch ein neues Verhältnis der sozialen Kräfte hervor. In den Reihen der deutschen Bourgeoisie bestehen ernste Wiederspüche. Man kann hier mit Vorbehalt drei Grundschichten unterscheiden: das monopolistische Finanzkapital, das nichtmonopolistische Kapital, vornehmlich in der verarbeitenden Industrie, und die Agrarier. Alle diese Schichten spiegeln in ihrer Ideologie und Politik die verschiedenen Schattierungen des neuen deutschen Imperialismus wieder. Diese Schattierungen kommen besonders anschaulich im Verhalten zur Sowjetunion zum Ausdruck. Sonter behandelt diese Frage leider verhältnismäßig kurz, obgleich das Problem der Beziehungen zwischen Deutschland und der Sowjetunion, die Frage der östlichen oder westlichen Orientierung eine ernste und gründliche Analyse erfordert. Man darf sich nicht bloß mit Ziffern begnügen, die die Ausfuhr Deutschlands nach der Sowjetunion und in die anderen Länder veranschaulichen.

Im engsten Zusammenhang mit den Veränderungen in der Wirtschaft und Außenpolitik des deutschen Imperialismus stehen auch die Entwicklungsaussichten der deutschen Innenpolitik. Auch hierauf geht der Verfasser nicht allzu ausführlich ein.

Die letzten Kapitel des Buches von Sonter sind dem Verhalten der II. Internationale und der deutschen Sozialdemokratie zum Imperialismus überhaupt und zum Neo-Imperialismus im besonderen, der Kriegsgefahr und ihrer Bekämpfung gewidmet. Diese Kapitel sind mit dem organischen Aufbau des Buches nur lose verknüpft und stellen eher einen Nachtrag zum Hauptwerk Sonters dar.

Die Vorrede Thalheimers ist im Grunde genommen nur eine Darlegung und Systematisierung der Hauptgedanken des Sonterschen Buches. Einige Behauptungen Thalheimers erscheinen jedoch strittig. So kann man z. B. nach Meinung Thalheimers nicht beweisen, daß „in dieser im allgemeinen absteigenden Linie des Imperialismus überhaupt eine absolute Erweiterung des Gebietes der

imperialistischen Herrschaft unmöglich sei... In Afrika gibt es ein noch unabhängiges Abessinien, das gegenwärtig ein Objekt der schärfsten imperialistischen Konkurrenz ist. In Südamerika beziehen die Vereinigten Staaten von Nordamerika vor unseren Augen Staaten in den Bereich ihrer imperialistischen Herrschaft ein, die bisher unabhängig gewesen sind. Auch die Länder um den Nordpol und Südpol herum erwecken das imperialistische Interesse."

Thalheimer meint, daß für den Zustand des Imperialismus nach dem Kriege nicht so sehr „die Unmöglichkeit einer vorübergehenden absoluten Erweiterung der Herrschaftssphäre der imperialistischen Staaten entscheidend ist, wie das gewaltig gesteigerte Mißverhältnis zwischen dem Bedarf nach Erweiterung des ganzen imperialistischen Systems und den Mitteln, die dieses Bedürfnis befriedigen können."

Unserer Meinung nach ist für die moderne Weltwirtschaft nicht so sehr das Mißverhältnis zwischen dem Bedürfnis nach einer Erweiterung des ganzen Systems und den Mitteln zur Befriedigung dieses Bedürfnisses wichtig, als viel mehr die Unmöglichkeit der Erweiterung des Herrschaftsbereiches der einzelnen Staaten ohne eine Neuaufteilung der Erde. Die Aufteilung der Welt ist schon vor langer Zeit erfolgt und hat die einen oder anderen Formen der Abhängigkeit der rückständigen Länder erzeugt. Der Kampf, der jetzt in der Weltwirtschaft vor sich geht, ist in erster Linie ein Kampf um die Neuaufteilung der Welt. Thalheimer hat deswegen unrecht, wenn er behauptet, daß in Südamerika bis heute unabhängige Staaten bestehen. Die südamerikanischen Staaten unterlagen auch vor dem Kriege der Einflußsphäre der einzelnen imperialistischen Staaten. Nach dem Kriege hat diese Abhängigkeit vom ausländischen Imperialismus etwas nachgelassen, und zwar dank der Festigung der wirtschaftlichen Macht der südamerikanischen Staaten. Der Kampf, der jetzt in Südamerika geführt wird, ist in erster Linie ein Kampf zwischen den Vereinigten Staaten von Nordamerika und England um die Einflußsphären.

Ein gleicher Kampf um die Neuaufteilung der Einflußsphären ist im Grunde genommen auch in einem bedeutenden Teil Chinas im Gange.

O. JENSSEN: „Von Hegel zu Marx". („Monistische Monatshefte", Januar 1928.)

Der Verfasser bezweckt mit seiner Arbeit, die Abhängigkeit Marx' und Engels' von Hegel nachzuweisen. Der bereits erschienene erste Halbband der vom Marx-Engels-Institut herausgegebenen Gesamtausgabe der Werke Marx' und Engels' liefert ein außerordentlich wertvolles Material zum Studium dieser Periode ihres philosophischen Werdegangs. Die Doktordissertation Marx' mit dazugehörendem Material und umfangreichen Anmerkungen, seine Kritik der Hegelschen Rechtsphilosophie und alle Zeitungsartikel der Frühzeit sind hier zum erstenmal vollständig veröffentlicht. Zur Untersuchung der Abhängigkeit Marx' und Engels' von Hegel benützt der Autor den Artikel „Zur Kritik der Hegelschen Rechtsphilosophie", führt das lange und allgemein bekannte Zitat von der Religion an und zieht die Schlußfolgerung: „Wir haben hier die klassische Form des Uebergangs von Hegel zu Marx." Die Religion wird hier als Bestandteil jenes ideologischen Ueberbaus aufgefaßt, dessen Kritik eine unerläßliche Vorbereitungsarbeit für die politische und soziale Befreiung der Menschheit bildet.

Darüber aber, worin das Hegelianertum Marx' und Engels' in dieser Periode ihrer philosophischen Entwicklung besteht und auf welche Weise sich ihr Hinausgehen über die Grenzen der Hegelschen Philosophie vollzog, sagt der Verfasser kein Wort. Er weist nur darauf hin, daß die Engelssche Naturdialektik von großer Bedeutung ist, wobei ganz unklar bleibt, worin eigentlich diese Bedeutung besteht.

Wie aus dieser kurzen Darstellung des besprochenen Artikels ersichtlich ist, steckt hinter einem vielsagenden und vielversprechenden Titel ein ganz bedeutungsloser Inhalt. Dem Verfasser ist nicht einmal eine richtige Fragestellung,

geschweige denn eine richtige Lösung der gestellten Aufgabe gelungen. Er war nicht imstande, das im unlängst erschienenen Band der Gesamtausgabe der Werke Marx' und Engels' zur Lösung dieser Aufgabe bereitgestellte ungeheure Material auch nur annähernd auszuwerten.

O. JENSSEN: „Mechanischer und historischer Materialismus". („Monistische Monatshefte", Februar 1928.)

Der Artikel ist einer der üblichen Versuche einer Revision des dialektischen Materialismus, die in jüngster Zeit im Westen sowohl in sozialdemokratischen Kreisen als auch von Monisten, die sich um die „Monistischen Monatshefte" gruppieren, so häufig unternommen werden. Der Verfasser will die These beweisen, daß der Marxismus keineswegs notwendigerweise mit dem Materialismus verbunden ist, sondern daß hier der Materialismus erfolgreich durch... den Machismus oder Neukantianismus ersetzt werden könne. Eine Revision der Grundlagen der marxistischen Philosophie sei um so notwendiger, meint der Verfasser, als „der dialektische Materialismus... in Rußland zu einer, man kann fast sagen, offiziellen Weltanschauung geworden ist."

Was also ist der dialektische Materialismus? Der dialektische Materialismus ist eine Mischung von naturwissenschaftlichem oder besser mechanischem Materialismus und historischem Materialismus — sagt unser Verfasser. Er läßt wohl den historischen Materialismus gelten, lehnt aber den naturwissenschaftlichen Materialismus als zur Erklärung des „Weltbildes" ungenügend ab. Er weist darauf hin, daß Marx und Engels seinerzeit den naturwissenschaftlichen Materialismus Büchners, Vogts und Moleschotts einer scharfen Kritik unterwarfen. Die Ablehnung des mechanischen Materialismus führt keineswegs — wie man anzunehmen pflegt — in den Schoß der Kirche, und es wäre albern, einen solchen Marxisten wie Max Adler, der an Stelle des mechanischen Materialismus den Neokantianismus gesetzt hat, zu beschuldigen, er sei ein Anhänger der Lehren der herrschenden Kirche.

Die religiösen Momente der Max Adlerschen Lehre seien ganz anderer Art und seien auch mit dem Marxismus vereinbar. Jeder Marxist, sei er mechanischer Materialist, Machist oder Neukantianer, kann und muß gegen die herrschende Religion und für die freie Entwicklung der Wissenschaft kämpfen. Mögen die philosophischen Ansichten der Marxisten welche immer sein, sie werden in der Anwendung der im „Achtzehnten Brumaire" benutzten Marxschen Methode wirksamere Kampfmittel gegen die kirchlich-religiösen Stimmungen unserer Tage finden, als die, die den französischen Materialisten des 18. Jahrhunderts, den naturwissenschaftlichen Materialisten der fünfziger Jahre des 19. Jahrhunderts und dem Monismus Ernst Haeckels und Wilhelm Ostwalds zur Verfügung standen.

Ganz offenbar herrscht in der Auffassung des Autors über den Marxismus eine heillose Konfusion. Vor allem entgeht ihm vollständig der Unterschied zwischen m e c h a n i s c h e m und d i a l e k t i s c h e n Materialismus. Er identifiziert den mechanischen Materialismus vorbehaltlos, ohne jede weitere Erläuterung, mit dem naturwissenschaftlichen Materialismus der fünfziger Jahre des neunzehnten Jahrhunderts und hält ebenso vorbehaltlos den dialektischen Materialismus für eine Art Amalgam des mechanischen und historischen Materialismus! Daraus folgt mit logischer Notwendigkeit die vollkommen falsche Behauptung des Verfassers, der Marxismus müsse entweder auf dem mechanischen Materialismus oder, wenn nicht auf diesem, so auf dem Machismus und Neukantianismus fußen.

Daß der Marxismus auf dem dialektischen Materialismus fußt, fällt dem Verfasser überhaupt nicht ein, weil die Grundlagen der Dialektik und des dialektischen Materialismus für ihn ein Buch mit sieben Siegeln geblieben sind. Gerade diese vollkommene Ahnungslosigkeit gegenüber dem dialektischen Materialismus bedingt das kindisch-naive Bestreben des Verfassers, von den Lehren der „herrschenden Kirche" unterschiedliche, toto genere religiöse Momente in den Marxis-

mus hineinzutragen. Als ob der Fideismus, gleichgültig unter welcher Maske, mit dem Marxismus ohne Zerschlagung seiner harmonischen homogenen Totalität vereinbar wäre!

Ein wenig origineller und oberflächlicher Artikel!

I. STABEROW: „Die Stellung der Machttheorie des Lohnes in der sozialökonomischen Wissenschaft“. Greifswald 1927.

H. DIEPOW: „Beiträge zur Produktivitätstheorie des Arbeitslohnes“. Greifswald 1927.

Die angeführten Arbeiten stellen den üblichen Typ deutscher Doktordissertationen dar. Sie stammen beide von Schülern des Professors Karl Muhs, des Verfassers der 1927 erschienenen großen kritischen Arbeit über Marx, „Anti-Marx“. Beide Dissertationen wollen eine kurze geschichtliche Uebersicht der Entwicklung zweier Arbeitslohntheorien geben, die in der modernen bürgerlichen Oekonomie eine sehr große Rolle spielen, nämlich der „Machttheorie“ und der „Produktivitätstheorie“. An und für sich wäre der Gedanke, die geschichtliche Evolution dieser beiden wichtigsten Arbeitslohntheorien aufzuzeigen, außerordentlich wertvoll. Leider waren aber die Verfasser ihrer Aufgabe nicht gewachsen. In ihrer kurzen Darstellung der Auffassung verschiedener Volkswirtschafter beschränken sie sich auf ganz allgemeine Formulierungen, die nicht nur durch die Notwendigkeit einer äußersten Oberflächlichkeit unzulänglich sind, sondern manchmal auch die Ansichten der besprochenen Gelehrten unzutreffend wiedergeben.

Von den beiden Dissertationen ist die Arbeit Staberows die brauchbarere, zum Teil wegen der Dürftigkeit der Literatur über die Entwicklung der Machttheorie, die uns überhaupt zur Verfügung steht, und zum Teil, weil die Arbeit selbst die verhältnismäßig bessere von beiden ist. Möglicherweise liegt dies daran, daß der Verfasser, als treuer Schüler Muhs', ebenso wie sein Lehrer mit der „Machttheorie“ sympathisiert und mit dieser, wenn auch mit einigen Vorbehalten, einverstanden ist. Jedenfalls kann die kurze Darstellung und Gegenüberstellung der Ansichten der wichtigsten Vertreter dieser Theorie (Brentano, die beiden Webb, Diehl, Stolzmann, Tugan-Baranowski) einen gewissen Nutzen bringen. In eine besondere Gruppe verweist der Verfasser die Sozialisten (Marx, Rodbertus, Kautsky, Bernstein, Hilferding), die er ebenfalls zu den Anhängern der „Machttheorie“ zählt mit der Begründung, daß diese den Einfluß des Klassenkampfes der Arbeiter auf die Höhe des Arbeitslohnes anerkennen. Dabei findet der Verfasser, den Fußstapfen seines Lehrers folgend, bei Marx freilich einen „Gegensatz“ zwischen der Anerkennung der Möglichkeit einer Erhöhung der Arbeitslöhne und der sogenannten „Verelendungstheorie“.

> „Er (Marx) gelangt von der Theorie der industriellen Reservearmee und der kapitalistischen Akkumulation zur These von der zwangsläufigen Verelendung der Arbeitermassen. Im Gegensatz hierzu tritt Marx andererseits dafür ein, daß die Arbeiter auf dem Machtwege eine Besserung ihrer Lage herbeiführen können.“ (S. 19.)

Auf Seite 20 spricht der Verfasser die Meinung aus, die Behauptung Marx', das „soziale und moralische Element“ beeinflusse den Wert der Arbeitskraft, widerspreche der Verelendungstheorie und bedeute die Anerkennung der „Machttheorie“.

Auch Staberow hat sich die übliche Art der Verfasser deutscher Dissertationen zu eigen gemacht, die gerne jeden Gelehrten, bei dem der leiseste Hinweis auf die besprochene Theorie sich finden läßt, für ihr „Gebiet“ in Anspruch nehmen. In noch viel stärkerem Maße trifft dies bei Diepow zu, dem Verfasser der zweiten Dissertation. Bekanntlich bringen die Anhänger der „Produktivitätstheorie“ die Höhe des Arbeitslohnes in unmittelbaren Zusammenhang mit dem Grad der Arbeitsproduktivität. Diepow zählt dann auch solche Volkswirtschaftler zu den Anhängern dieser Theorie, die in einem gewissen Ansteigen der Ar-

beitsproduktivität nur eine Voraussetzung oder eine Bedingung der Möglichkeit einer Erhöhung des Arbeitslohnes erblicken. Und da die Volkswirtschaftler der verschiedensten Richtungen diese Rolle der Arbeitsproduktivität als Voraussetzung usw. anerkennen, darf man sich nicht wundern, wenn Diepow nicht nur Adam Smith zu den Anhängern der „Produktivitätstheorie" rechnet, sondern auch ... Lassalle mit seinem ehernen Lohngesetz. Diese grausame Operation an Lassalle führt der Verfasser auf Seite 42 mit Hilfe des folgenden kindisch-naiven Gedankenganges aus: Lassalle bestreitet nicht, daß das Existenzminimum der Arbeiter sich mit dem kulturellen Fortschritt heben kann; eine solche Erhöhung des Existenzminimums setzt eine Erhöhung der gesellschaftlichen Produktivität voraus: folglich gelangt Lassalle „zu einer offenen Anerkennung der gesellschaftlichen Produktivität in ihrem Einflusse auf die Lohngestaltung." Der Verfasser muß eine ziemlich unzureichende Vorstellung von der „Produktivitätstheorie" haben, der seine Dissertation gewidmet ist, wenn er Lassalle zu deren Anhängern rechnen kann.

BRUNO SCHULTZ: „Der Entwicklungsgang der theoretischen Volkswirtschaftslehre in Deutschland", 1928.

In einem Büchlein von 148 Seiten kleinen Formats gibt der Verfasser eine allgemeine Uebersicht über die Geschichte des volkswirtschaftlichen Denkens in Deutschland von Anfang des 19. Jahrhunderts bis zur Gegenwart. Eine ausführliche Darstellung der Lehren einzelner Nationalökonomen wird nicht geboten, das Buch ist nicht mit Tatsachenmaterial überlastet, dafür gibt der Verfasser allgemeine und sehr lebendig geschriebene Charakteristika der verschiedenen Schulen und Denker. Die deutsche Kameralistik in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts, die Anhänger der klassischen Schule (Thünen und Hermann) und ihre Gegner (Müller und List); das System Marx' und die Theorien Rodbertus' und Dührings; die historische Schule und die Opposition gegen diese; der heutige Zustand der theoretischen Volkswirtschaftslehre in Deutschland — dies sind die vom Verfasser in breiten Zügen, mit Weglassung aller Einzelheiten gezeichneten Hauptetappen der Entwicklung. Der Verfasser selbst betrachtet die politische Oekonomie als die „theoretische Wissenschaft von der Marktwirtschaft, wie sie uns von den Klassikern, insbesondere von Ricardo, überliefert worden ist, ohne jedoch deren Ergebnis kritiklos zu übernehmen oder die Leistungen des Marxismus und der historischen Schule zu ignorieren." (S. 126.) Die Sympathien des Verfassers für die klassische Theorie ermöglichten es, daß er mit weniger Voreingenommenheit als dies sonst bei bürgerlichen Wissenschaftlern üblich ist, die Rolle der deutschen Nationalökonomen und die Bedeutung der durch Marx in der Wissenschaft bewirkten Umwälzung beurteilen konnte. Er teilt nicht den pseudopatriotischen Standpunkt vieler deutscher Volkswirtschaftler und gibt zu, daß das theoretische Niveau der Arbeiten der deutschen Nationalökonomen der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts (die mit Ausnahme solcher Gelehrter, wie Thünen und Hermann, auf die weitere Entwicklung der Wissenschaft in Deutschland keinen entscheidenden Einfluß ausgeübt haben) ein sehr niedriges ist. Er gibt auch zu, daß das „Kapital" Karl Marx' zunächst von den deutschen Gelehrten totgeschwiegen wurde, die „ihm, dem Theoretiker, nichts bieten konnten". (S. 53 u. 55.)

Endlich schätzt der Verfasser den revolutionierenden Einfluß sehr hoch ein, den die Marxsche Theorie auf die Entwicklung der theoretischen Volkswirtschaftslehre ausgeübt hat. Er läßt die Worte gesperrt drucken:

> „Das System von Karl Marx ist ein neuer Ausgangspunkt geworden für die Fortentwicklung unserer Wissenschaft, es ist der Schlüssel zum Verständnis ihres heutigen Zustandes." (S. 55.)

Auf der folgenden Seite fährt er fort:

> „Wenn man mir vorwerfen wollte, daß ich den Marxismus überschätze oder den heutigen Zustand unserer theoretischen Volkswirtschaftslehre zu einseitig erkläre, so verweise ich auf unsere Literatur. Die heutigen Systeme

sind ja nur aufgestellt worden, weil ihre Verfasser den Marxschen Erklärungsversuch des tauschwirtschaftlichen Mechanismus für falsch und unzureichend halten." (S. 56.)

Auch weiterhin unterstreicht der Verfasser die revolutionierende Wirkung auf die Entwicklung des volkswirtschaftlichen Denkens, die Marx besonders auch auf den Werdegang der dem Marxismus feindlichen bürgerlichen Wirtschaftswissenschaft ausgeübt hat. Diese Erkenntnis von der Rolle des Marxismus unterscheidet das Schultzsche Buch vorteilhaft von anderen.

MARX-ENGELS: „Programmkritiken". Internationaler Arbeiterverlag, Berlin 1928.

Mit der größten Hartnäckigkeit verbreiten die heutigen Verfälscher des revolutionären Marxismus die Legende vom „doppelten" Marx. Diejenigen, die den Marxismus schon längst verlassen haben und auf den Standpunkt des von Marx bekämpften kleinbürgerlichen Sozialismus herabgesunken sind, versuchen, indem sie Stück für Stück der marxistischen Theorie preisgeben, den Nachweis zu führen, daß nicht sie den Standpunkt des revolutionären Marxismus verließen, sondern daß Marx und Engels selbst in ihren späteren Jahren aus proletarischen Revolutionären zu kleinbürgerlichen Philistern herabgesunken seien. Die Wiederherstellung des ursprünglichen Textes von Engels Einleitung zu den „Klassenkämpfen in Frankreich", die Veröffentlichung der wichtigen Briefwechsel von Engels mit Viktor Adler und Bernstein geben uns heute größere Möglichkeiten als bisher, die marxistischen Ueberlieferungen vom Schmutz reformistischer Fälschungen zu befreien.

Auf der anderen Seite haben wir auch infolge des Fortschritts der marxistischen Forschung ein klares Bild über die Urväter des Reformismus und Opportunismus. Nach der Veröffentlichung des Briefwechsels Lassalle-Bismarck ist die wirkliche Rolle Lassalles in der Arbeiterbewegung geklärt, und diese spät, sehr spät erfolgten Veröffentlichungen unterstreichen heute noch die Bedeutung des Kampfes, den Marx und Engels Zeit ihres Lebens gegen die Wirrnisse der lassalleanischen Auchtheorie führten.

So sehr indessen auf Grund der Forschungen der letzten Jahre dieser ganze Fragenkomplex theoretisch klargestellt ist, so sehr mangelt uns noch eine wirklich gute und allseitige Popularisierung derselben. Es genügt nicht allein, die Geschichtsfälschungen der Pseudomarxisten zu widerlegen, es gilt auch, die Ergebnisse der theoretischen Forschungsarbeit, die in dieser Hinsicht geleistet wurde, den breitesten Massen zugänglich zu machen. Die Schwierigkeit dieser Arbeit besteht gerade darin, daß Marx und Engels die taktischen und strategischen Fragen des proletarischen Kampfes niemals systematisch behandelt und dargestellt haben. Ihre Aufgabe war es vor allem, die theoretischen Fundamente des wissenschaftlichen Sozialismus aufzubauen, auf der Grundlage der Theorie des historischen Materialismus die Bewegungsgesetze der kapitalistischen Gesellschaft und ihres unvermeidlichen Uebergangs zu der neuen, höheren Form der klassenlosen, sozialistischen Gesellschaft zu begründen. Trotzdem sind Marx und Engels auch die Begründer der Taktik und Strategie des proletarischen Klassenkampfes. Sie haben diese aber nicht systematisch, sondern laufend in dem Maße entwickelt, in dem die Fortentwicklung der praktischen Bewegung selbst die theoretische Begründung der Grundsätze der Strategie und Taktik erforderte. Heute, im Zeitalter des Imperialismus und der proletarischen Revolution gewinnen diese Fragen eine immer größere Bedeutung. Deshalb steht auch heute vor der revolutionären proletarischen Bewegung die Aufgabe, die verstreuten und breiten Massen größtenteils unzugänglichen Darlegungen von Marx und Engels über die Praxis des proletarischen Kampfes zu sammeln und zu popularisieren.

In dieser Hinsicht muß das kleine, von H. Duncker herausgegebene Büchlein, das die Programmkritiken von Marx und Engels enthält, wärmstens begrüßt werden. Die beiden Kernstücke dieser Sammlung bilden die berühmten Randglossen von Marx zum Gothaer Programm und die Kritik Engels zum Entwurf des Erfurter Programms. Die erste dieser beiden Programmschriften ist in

deutscher Sprache schon zweimal als selbständige Broschüre erschienen, während die zweite, Engelssche Programmschrift bisher in den dickleibigen Jahrgängen der „Neuen Zeit", dem proletarischen Leser unzugänglich, verstaubte. Diese zwei Stücke allein hätten schon eine selbständige Ausgabe hinreichend gerechtfertigt. Zeigen sie doch, wie Marx und Engels rücksichtslos gegen jede Verschwommenheit und Unklarheit in theoretischen Fragen kämpften, wie sie aber zugleich auch in praktischen Fragen, die Situation in der Arbeiterbewegung richtig erfassend, jede opportunistische Halbheit auf der Stelle annagelten. In diesen Schriften finden wir die beste Widerlegung der Behauptungen, als ob Marx und Engels sich in den späteren Jahren gewandelt hätten. Ihre Schriften waren in den Zeiten der beginnenden opportunistischen Verwässerung der deutschen Arbeiterbewegung Sturmrufe der proletarischen Revolution.

Besonders wertvoll wird diese Ausgabe der Programmkritiken durch den Anhang des Buches. Im 1. Anhang hat H. Duncker wichtige Briefstellen von Marx und Engels zusammengetragen, die deren Stellung zur deutschen Arbeiterbewegung im Verlaufe von drei Jahrzehnten beleuchten. Ihre Zusammenstellung zeigt, daß sich der Hauptkampf von Marx und Engels in dieser ganzen Zeit gegen Theorie und Praxis des Opportunismus richtete, insbesondere gegen den Lassalleanismus als spezifische Form des Opportunismus in Deutschland. Warum sie gerade in dieser Richtung so unerbittlich kämpften, wird aus den Briefen selbst klar. Marx und Engels hielten den Opportunismus nicht für eine zufällige, vorübergehende Erscheinung, sondern sie erkannten die tiefen, sozialen Wurzeln, die den Opportunismus auf einer bestimmten Entwicklungsstufe unvermeidlich machten. Sie wußten, daß es die unausrottbare Atmosphäre der Spießbürger in Deutschland war, die nur durch eine Proletarisierung der Bewegung und durch Ausscheidung der kleinbürgerlichen Elemente zu überwinden war. Wie glänzend ist doch diese Kleinbürgerei von Engels erfaßt und charakterisiert worden. Als Beispiel eine Stelle aus einem Brief an Bernstein:

> „Was sie über die Schwachmatligkeit verschiedener Leute in Deutschland entschuldigend sagen, habe ich mir auch schon mehrmals gesagt. Bei alledem ist es immer wieder der alte deutsche Mangel an Charakter und Widerstandskraft und das Bedürfnis, nicht dem Arbeiter, sondern dem Philister gegenüber als achtungsgebietender Biedermann aufzutreten, der lange nicht der gefährliche Philister ist, für den er gilt. Es sind das immer die Leute, die ihr bißchen Bildung für nötig halten, damit der Arbeiter nicht sich selbst befreit, sondern durch sie erlöst werde. Befreiung der Arbeiterklasse ist ihnen nur möglich durch den gebildeten Spießbürger, wie sollen die armen, hilflosen, ungebildeten Arbeiter das selbst besorgen!"

Je mehr wir derartige Darlegungen Engels analysieren, desto mehr muß die Ueberzeugung reifen, daß der Kampf gegen den Opportunismus den beiden Begründern des wissenschaftlichen Sozialismus als eine der dringendsten Aufgaben erschien. So ist ihre Weigerung, am Züricher „Sozialdemokrat" mitzuarbeiten, sobald dieser in kleinbürgerliche Hände geriet, zu verstehen. Marx und Engels dachten nicht nur an den ideologischen Kampf gegen die Kleinbürgerei; die Briefe zeigen, daß sie jede organisatorische Einheit mit den Opportunisten verwarfen und es für sie nur eine Frage des Zeitpunkts war, wann man mit diesen Elementen brechen müsse. Daß dieser Bruch, den Engels für unvermeidlich hielt, in Deutschland nicht kam, hat das Schicksal der Sozialdemokratie besiegelt.

Die Erkenntnis Marx' und Engels' von der Notwendigkeit auch des organisatorischen Bruches mit dem Opportunismus ist heute besonders bedeutsam. Zeigt sich doch die Verlumpung der „linken", marxistisch erscheinenwollenden Führer des Zentrismus gerade darin, daß sie zwar in Worten noch immer marxistische Lehrsätze nachplappern, daß sie aber die Grundvoraussetzung einer wirklich revolutionär-marxistischen Politik, den organisatorischen Bruch mit den Opportunisten, nicht erfüllen wollen.

Im Rahmen des allgemeinen Kampfes gegen den Opportunismus hatte Marx' Kampf gegen den Lassalleanismus eine besondere Bedeutung. Angesichts der Erstehung eines Neo-Lassalleanismus in der Sozialdemokratie erkennen wir heute besonders deutlich, was der Lassalleanismus in Wirklichkeit war. Er war der Versuch, die Arbeiterbewegung in den Rahmen des halbfeudalen deutschen Staatswesens einzuspannen, den Scheinkampf gegen die Bourgeoisie auf dem

Wege eines Kompromisses mit dem reaktionären Bismarckschen Absolutismus zu führen. Das war der eigentliche Sinn der staatshilflerischen Phrasen, deren Grundlage Marx sehr früh erkannte. Bei der Situation des deutschen Proletariats war es durchaus begreiflich, wenn diese im Grunde erzreaktionären Tendenzen durch radikale Phrasen bemäntelt wurden, wenn die Schlagworte von der „einen reaktionären Masse", vom „ehernen Lohngesetz" usw. geprägt wurden, um den wirklichen, opportunistischen Kern der Lassalleschen Theorie zu verschleiern. Daß Marx diesen Schleierradikalismus entlarvte und seine wirkliche opportunistische Grundlage bloßlegte, damit hat er der deutschen Arbeiterbewegung einen unschätzbaren Dienst erwiesen. Der Zusammenhang zwischen Opportunismus und scheinradikalem Getue konnte nicht besser aufgedeckt werden, als dies in Marx' Randglossen, der Hauptschrift gegen den Lassalleanismus, geschehen ist.

Der zweite Anhang zu den Programmkritiken enthält alle deutschen sozialdemokratischen Parteiprogramme bis zu den jüngsten Schöpfungen des Opportunismus, dem Görlitzer und Heidelberger Programm. Ueber den Wert und die Bedeutung dieser Zusammenstellung, die ein Spiegelbild der ideologischen Entwicklung der deutschen Sozialdemokratie ist, braucht wohl nichts weiter gesagt zu werden.

Das kleine Büchlein, mit einer gehaltvollen Einleitung H. Dunckers und mit reichen Anmerkungen versehen, ist eine Bereicherung der Literatur, deren Aufgabe die Popularisierung des Marxismus ist. Es vermittelt nicht allein die Kenntnis der Beziehungen von Marx und Engels zur deutschen Arbeiterbewegung, sondern wird auch in den Massen neue Klarheit über die Stellungnahme von Marx und Engels zu den taktischen Grundproblemen der Bewegung verbreiten.

Paul Reimann.

BERICHTIGUNG: In unserer vorigen Nummer ist beim Artikel A. Czóbels über „Die Marx-Engels-Ausstellung in Moskau" (S. 346) infolge eines technischen Versehens der Untertitel: „Eröffnet im Marx-Engels-Institut am 27. Februar 1928" fortgeblieben. Die Redaktion.

DIESEM HEFT liegt ein Prospekt des in unserem Verlag erschienenen Werkes von Prof. J. Ermanski, „Theorie und Praxis der Rationalisierung" bei, auf den wir unsere Leser besonders aufmerksam machen. Die Redaktion.

Nach vierjähriger Unterbrechung erscheint wieder:

9. JAHRGANG, HEFT 1, OKTOBER 1928

DAS FORUM

Herausgeber WILHELM HERZOG

Die Jahrgange I bis VIII brachten unter anderem Arbeiten von:

Henri Barbusse	Wilhelm Herzog	René Schickele
Anatole France	N. Lenin	Upton Sinclair
Leonhard Frank	Rosa Luxemburg	Leo Trotzki
Maxim Gorki	Heinrich Mann	Frank Wedekind
George Groß	Romain Rolland	Franz Werfel

Romain Rolland über das „Forum" in „Au dessus de la mêlée": „Unter all den jungen Schriftstellern, die danach streben, ihren Geist gegen die Verführung der nationalen Leidenschaften zu verteidigen – der bestimmteste, der beredetste, der kühnste, derjenige, dessen Persönlichkeit durch den Sturm am heftigsten aufgewühlt wurde, ist Wilhelm Herzog, der Herausgeber des ‚Forum', der gleich unserem Peguy zum Beginn seiner ‚Cahiers de la quinzaine', seine Zeitschrift fast ganz mit seinen entflammenden Artikeln füllte. Genährt an Heinrich v. Kleist, dessen leidenschaftlicher Biograph er gewesen ist, schaut und beurteilt er die Dinge dieser Zeit mit den tragischen Augen dieses unerbittlichen Geistes."

DIE ERSTEN HEFTE DES NEUEN JAHRGANGS WERDEN ARBEITEN BRINGEN VON: WILHELM HERZOG, JACK LONDON, HEINRICH MANN, FERDINAND CROMMELYNCK, FRANZ WERFEL, ARNOLD ZWEIG, WERNER HEGEMANN, WILHELM HAUSENSTEIN UND BRIEFE VON MAXIMILIAN HARDEN AN WILHELM HERZOG UND FRANK WEDEKIND

Das Heft 1 Mark MONATSSCHRIFT Jährlich 12 Mark

KEIN THEATERSTÜCK IM ÜBLICHEN SINNE

VIELMEHR EINE AUFHELLENDE REVOLUTIONÄRE GESCHICHTE IN DOKUMENTEN, WELCHE DIE VERRÄTERISCHE ROLLE DER PANZERKREUZER-PAZIFISTEN VON 1918 AN ENTLARVEN

RUND UM DEN STAATSANWALT

Eine historisch-politische Revue mit einem Vorspiel:

DIE LETZTEN TAGE DES KAISERLICHEN DEUTSCHLANDS

von WILHELM HERZOG

Die Rote Fahne: „Die erschütterndste Anklage gegen die verantwortlichen Urheber des Sieges der Konterrevolution! Nur auf Tatsachen und Dokumente gestützt, nüchtern, eindeutig, ohne Pathos ersteht vor unseren Augen das Bild der Jahre 1918 bis 1925, voll Blut und Grauen . . . Ein lebendiger Querschnitt durch die politische Wirklichkeit der letzten zehn Jahre in Deutschland, ein Querschnitt, den ein jeder ehrliche deutsche Hand- und Kopfarbeiter unbedingt gelesen haben muß . . ."

Welt am Abend: „Der Vorzug dieser Revue ruht vor allem in der Wiedergabe des rein Dokumentarischen, sie ist von einer geradezu puritanischen Sachlichkeit. Sie klärt die Jugend auf, sie bringt halbvergessenes Material und schildert Vorgänge, die nie vergessen werden dürfen . . . Die Szene des Mordes in der Französischen Straße gehört zum stärksten, was man im letzten Winter überhaupt auf der Bühne erlebt hat . . .

Spartakus: „Das Erschütterndste, was wir je auf der Bühne zu sehen bekommen haben."

Preis: brosch. 1.50 Mark, auf besserem Papier, gebunden 4.— Mark

---

FORUM-VERLAG, BERLIN W 35, DERFFLINGERSTR. 4

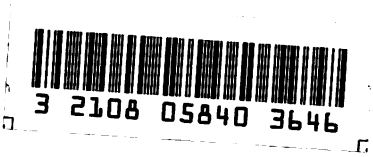
HX6
.163
v. 2

DATE DUE

ZUXUXZUXUZ

INTERLIBRARY LOAN SERVICE

DEMCO 38-297


3 2108 05840 3646